THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY
010.5
BUC
v. 25

16724/32 25-29.

Die Bücherwelt

Zeitschrift des Borromäusvereins

*

25. Jahrgang

1928

*

Verlag des Borromäusvereins E. V. in Bonn am Rhein

Druck und Versandstelle:
Hermann Rauch in Wiesbaden

010.5
BUC
v.25

Inhaltsverzeichnis

A. Aufsätze

1. Ueber einzelne Schriftsteller

Brentano, Clemens. Von Anton Aulke 321—327
Claudel, Zu Paul —s dramatischer Kunst. Von Maria Beermann . 96—101
Dörfler, Peter. Von Hermann Herz . 13—15
— (‚Jugenderinnerungen zweier Dichter'). Von Hermann Herz . . 181—182
Federer, Heinrich (‚Jugenderinnerungen zweier Dichter'). Von Hermann Herz 181—182
Gundolf, Friedrich. Von Heinrich Lützeler 22—23
Handel-Mazetti, E. v.: Johann Christian Günther. Von Wilhelm Tholen 182—184
Henfel, Luise, Die religiöse Lyrik L. H.s. Von Willi Beils . . . . . 9—12
Hesse, Hermann, Ueber Hugo Balls Hermann-Hesse-Buch. Von Paul Adams 4—8
Homer. (‚Der deutsch erneuerte Homer'). Von Anton Aulke . . . . . 249—252
Keller, Paul. Von Johannes Hönig 327—336
Kolbenheyer, Erwin Guido, Aus —s Schrifttum. Von Karl Möhlig . 15—17
Luhmann, Heinrich. Von Laurenz Kiesgen . . . . . 102—104
Nexö, Martin Andersen. Von Maria Conzen . . . . . 175—180
Rilke, Rainer Maria. Von Karlheinz Schmidthüs . . . . . 401—416
Schaeffer, Albrecht (‚Helianth'). Von Karlheinz Schmidthüs . . . 244—248
Schaumann, Ruth. Von Maria Beermann . . . . . 168—174
Schönherr, Karl, Bemerkungen über K. Sch. Von Ernst Alker . . . 336—341
Staël, Frau von (‚Ein fremder Gast'). Von Maria Beermann . . . 346—348

2. Aus verschiedenen Gebieten

Abenteuerbuch. Jugend und —. Von Georg Schäfer . . . . . 191—197
Abenteuerbücher. Ein Blick in die neuen —. Von Georg Schäfer . 356—361
Afrika. ‚Kehre wieder, Afrika.' Von Patricius Schlager . . . . 341—346
Arbeit. Das Lied der —. Von Willi Beils . . . . . 417—424
Buchauswahl für die Volksbüchereien. Zur pädagogischen —. Von Josef Zimmermann . . . . . 273—277
Buch. Das schöne — in aller Welt. Von Joseph Theele . . . . . 204—208
Buch in der Großstadt. Die Freude am —. Von Fritz Magon . . 119—123
Buch im Krankenzimmer. Das —. Von Agatha Bossebrecker . . . . 197—200
Buch in China und das Buch über China. Das —. Von Friedrich Andres . . . . . 201—204
Dänische Literatur. Von Ernst Alker 49—53
Der Dürer-Deutsche. Von Reinhold Lindemann . . . . . 105—107
Dürerliteratur. Neue —. Von Reinhold Lindemann . . . . . 188—190
Franziskus von Assisi. Eine Bilderreihe in Buchform über das Leben des heiligen —. Von Remigius Boving . . . . . 349—350
Hohenzollernliteratur. Neue —. Von Johannes Peters . . . . . 268—272
Industrie und Volkstum. Von Karl Wagenfeld . . . . . 112—118
Internationale katholische Kulturwoche. Von der J. kathol. K. in der Kölner Presse. Von Heinrich Ruster . 374—375
Jugendbücher. Von Laurenz Kiesgen 351—356
Jugenderinnerungen zweier Dichter. (Dörfler u. Federer.) Von Hermann Herz . . . . . 181—182
Jugendfürsorge. Literatur zur —. Von Ludwig Clostermann . . . . . 26—31
Kathol. Dichter. Der katholische Dichter in unserer Zeit. Von Gg. Schäfer 81—88
Kind u. Buch. Von Laurenz Kiesgen 124—125
Kulturgeschichte. Eine neue — (Friedell, Kulturgesch. d. Neuzeit). Von Johannes Peters . . . . . 18—21
Kunst — christliche. Zur Gegenwartslage der christlichen Kunst. Von Reinhold Lindemann . . . . . 241—244
Kunst. Ein Weg zur —. Von Heinrich Lützeler . . . . . 430—432
Kunstfragen im Gesellenverein. Von Reinhold Lindemann . . . . 23—25
Künstler-Biographien. Von Gg. Schäfer 425—430
Künstlerisches Schaffen u. Geisteskrankheit. Von Ernst Alker . . . 185—187
16. Kursus für Leiter und Mitarbeiter von Volksbüchereien. Von Heinrich Lützeler . . . . . 432—438
Literaturgeschichten. Zwei deutsche —. Von Hermann Herz . . . . 264—267
Lyrik. Ueber Wesen und Wert der —. Von Peter Bauer . . . . . 161—165
Mutter. Die — in neuer nordischer Dichtung. Von Heinrich Lützeler . . 1—4
Novellistik. Zur Charakteristik der modernsten deutschen —. Von Ernst Alker . . . . . 258—263

865671

Presſa Köln. Die —. Von Heinrich Ruſter . . . . . 286—289
Sachkatalog. Ein —. Von Rüth . 209—212
Sage. Von deutſcher Sage. Von Anton Aulke . . . . . 165—167
Schundkampftagung des Borromäusvereins. Die —. Von Hch. Ruſter 277—284
Schund- und Schmutzſchriften. Das Geſetz gegen —. Von Joſef Zimmermann . . . . . .31—35
Sexuelle Not. Von der ſexuellen Not und ihrer Heilung. Von Heinrich Weertz . . . . . .35—38
Siedlungen des deutſchen Volkes. Die —. Von Johannes Peters . . . 108—111
Sittlichkeitsaufgaben der Gegenwart. Die Stellung der Frau zu den —. Von Hildegard Gauſowsky . .88—95
Tagung rheiniſcher Dichter. Von der — in Frankfurt a. M. Von Heinrich Bachmann . . . . . 370—374
Unſer Weg. Von Hermann Herz . 362—369
Volksbildungsarbeit. Vom Ringen um echte —. Von Karl Rösgen . .39—43.
Weltkrieg. Der — im Spiegel der Dichtung. Von Heinrich Bachmann . 252—258

B. Von Werk- und Feierſtunden

Eine Advents- u. Weihnachtsfeier. Von Hetta Wolff . . . . . 133—135
Für und wider das ‚Bonner Syſtem'. Von Hedwig Fuiſting . . . . 130—132
Der Buchſchnitt und ſeine Verzierung. Von Thoe . . . . . 443—445
Dichterſtunden. Von Franz Ridderbecks 445—449
Hauptamtliche Bibliothekare an unſeren Borromäusbüchereien. Von Offergeld 441—443
Ländliche Bücherei u. „belehrende Literatur". Von Hubert Hahn . . . 376—377
Leſegemeinde. Unſere —. Von Franz Ridderbecks . . . . . 125—129
Zur Schulung unſerer Helfer u. Helferinnen. Von Richard Schmidt . . 290—292
Das ſchwarze Brett. Von Fr. Walter 44—46
Studienfahrt der Bonner Bibliothekarſchule. Von Käthe Kaeuffer . . 377—378
Zwei Volksbildungsabende. Von Franz Kroczek . . . . . .46—48
Vorleſeſtunden. Von F. J. Tuſch . 292—294
Werbearbeit. Von Erich Schmitz . 439—441

C. Chronik

Geheimrat Horſter † 135
75 Jahre Borromäus-Verein in der Diözeſe Hildesheim. Von J. Bydolek 213—216
Volkswartbund und Borromäusverein. Vereinbarung zwiſchen —. 285
Frühjahrs-Mitgliederverſammlung des Borromäusvereins . . . . . 295—297
Ehrungen. (Pfarrer Hermann Herz. Prälat Prof. Dr. Albert Lauſcher) 380

D. Umſchau

Verſchiedenes. Von Joſef Zimmermann 75—79
Einige Kalender für 1928. Von Joſeph Theele . . . . . 152—153
Literariſcher Ratgeber für die Katholiken Deutſchlands. Von Heinrich Lützeler . . . . . 153—154
Emil Ludwigs Bismarck-Buch. Von Auguſt Schmitt . . . . . 154—155
Gegen Schund- und Schmutzſchriften. Von Albert Rumpf . . . . 156—159
Die deutſchen Biſchöfe und der Borromäusverein. Von Albert Rumpf . . 159
Aus dem Leben des Vereins. Von Joſef Zimmermann . . . . . 237—238
Aus Zeitſchriften. Von Joſef Zimmermann 238
Zur Frage der Kultur 381
Von Mammutbüchern und wenig Zeit . 382
Verſchiedenartige Kritik 383
Die Lektüre der ewig Unmündigen. Ein paar Beiſpiele von Schund u. Schmutz, aber jenſeits des Geſetzes. Von H. B.-B. . . . . 450—453

E. Beſprechungen

Abd el Krim, Memoiren 307
Ailinger, Heiraten oder ins Kloſter . . 38
— Junger Freund, Hand aufs Herz . 38
Allen, Die Beſetzung des Rheinlandes 57
Altmann, Handbuch für Streichquartettſpieler 145
Amman, Sun Yatſens Vermächtnis . . 392
Anderſen, Vilhelm, Sommer 51
Anderſen-Collin, Prinzeſſin auf der Erbſe 352
Anderſon, Der Erzähler erzählt ſein Leben 429
Anderſſen, Der Drache und die fremden Teufel 61
Andrews, Auf der Fährte des Urmenſchen 60

Anwand, Das deutsche Morgenrot . . 475
Anwander, Die Religionen der Menschheit 298
Arenhövel, Kilian und Wenzeslaus . . 358
Arnoldi-Heuser-Kammer, Nachtgedanken des heiligen Augustinus 54
Aschendorffs moderne Auslandsbücherei 396
Aufhauser, Meine Missionsstudienfahrt nach dem fernen Osten 59
Ball, Hermann Hesse . . . . . 4 ff.
Baltin, Die lauretanische Litanei . . . 386
Barbusse, Le Feu 257
Beeking, Das Reichsgesetz für Jugendwohlfahrt und die Karitas 30
Behnke, Reiseeindrücke aus Latein-Amerika 467
Bell, Südtirol 391
Belfinger-Rauschnabel, Jambo watu! . 60
Benser, Kampf dem schlechten durch das gute Buch 32
Benn, Novellen 260
Berendsohn, Selma Lagerlöf 225
Berg, Ex oriente 387
Bergengruen, Das Buch Rodenstein . 360
Berger, Der alte Harkort 223
Berghoff, Kluge Eheleute 38
Bergmann, Selbstbefreiung aus nervösen Leiden 200
Bergstedt, Under Klokketaarnet (Unterm Glockenturm) 49
Bernadot, Durch die Eucharistie zur Dreifaltigkeit 456
Berneder, Der Junge von Altegermühl . 71
Bertram, Der Rhein 231
Bertrand, Der heilige Augustinus . . 217
Bihlmeyer, Das Kind bei der heiligen Messe 456
— Zum Altare Gottes will ich treten . 456
Binding, Erlebtes Leben 428
Binz, Das Räuberbuch 359
Blunck, Die Weibsmühle 235
— Gewalt über das Feuer 473
Bockemühl, Die moderne Mariendichtung 312
Böhlau, Die kleine Goethemutter . . 398
Boelitz-Kükenthal-Liebenwein, Meister Lampes lustige Streiche u. Abenteuer 351
Bolt, Der Feuerwehrmann u. sein Kind 479
Böminghaus, Die Aszese der Ignatianischen Exerzitien 301
Bonnenberg, Jugendamt und Wohlfahrtsamt 31
Bonsels, Biene Maja 358
— Mario und die Tiere 358
Brandstätter, Erichs Ferien 354
— Friedel findet eine Heimat 354
— Die Zaubergeige 354
— Um einer Mutter willen 354
Brandt, Schaffende Arbeit und bildende Kunst 25
Braun, Unser Weg . . . . . 362 f.
Brausewetter. Der See 399
Brecht, Hauspostille 252
— Trommeln in der Nacht 257
Brehm, Bilder aus Brehms Tierleben (Deutsche Jugendhefte Nr. 110—120) 470
Breitling, Paul de Lagarde und der großdeutsche Gedanke 461
Brentano, Werke . . . . . 321 ff.
Brey, Heiliger Frühling 138
— Wenn es in der Seele dunkelt . . . 198
Brinckman, Kaspar-Onkel und ich . . 234
Brockmann u. Drey, Die Geschichte vom Lieben Herrn Jesus 351
— Mein Herzlein soll die Krippe sein . 351
Bronnen, Katalaunische Schlacht . . . 257
— Tobbogan 257
— Die Septembernovelle 260
Brunstäd, Deutschland und der Sozialismus 390
Brust, Jutt und Jula 316
Bruun, van Zantens Eventyr (v. Z. Abenteuer) 50
Buchholtz, Kvindesind og andet Sind (Weibersinn und andrer Sinn) . . . 51
Bücken, Handbuch d. Musikwissenschaft 66, 471
Bühler, Ordensritter und Kirchenfürsten 139
Bukdahl, Det skjulte Norge (Das verborgene Norwegen) 52
Cardauns, Ernst Lieber 224
Carossa, Eine Kindheit 224
Chesterton, Don Quijotes Wiederkehr . 360
— Der Held von Notting Hill 360
Chiesa, Märzenwetter 72
Churchill, Die Weltkrisis 1916-18 . . . 462
Cingria, Verfall der kirchlichen Kunst . 243
Close, Die Empörung Asiens 227
Coudenhove-Kalergi, Held oder Heiliger 458
Cüppers, Aus zwei Jahrhunderten . . 395
Dahlmann, Indische Fahrten 143
Damaschke, Aus meinem Leben 302
Damrich, Albrecht Dürer 189
Dehio, Das Straßburger Münster . . 65
Dinand, Taschenbuch der Heilpflanzen . 143
Doderer, Das Ufer 479
Dohna, Der Möve Fahrten und Abenteuer 359
Dominik, Triumph der Technik 228
Dörfler, Die Braut des Alexius . . . 12
— Am Eichentisch 12
— Neue Götter 14
— Als Mutter noch lebte . . . . 181 f.
— Die Schmach des Kreuzes 232
— Erwachte Steine 261
— Am Eichentisch 261
— Die Braut des Alexius 261
Drost, Barockmalerei in den germanischen Ländern 312
Droste, Sunnenschien un Wulken . . . 397
Düker, Zwiebelball in der Speisekammer 355
Dumas-Herrmann, Die schwarze Blume 355
Dürer-Kunstpostkarten 188
Dürers sämtliche Holzschnitte (hrsg. v. Willi Kurth) 189
Durian, Stabusch 355
Duun, Juwikinger 2

Eberlein, Paul Keller, sein Leben und sein Werk 329
Eckhel, Die sieben Geier 478
Echeverria, Der Kampf gegen die kathol. Kirche in Mexiko 469
Edschmid, Die sechs Mündungen . . . 259
— Timur 260
Ehmke, Die historische Entwicklung der abendländischen Schriftformen . . . 140
Ehrenstein, Tubutsch 260
— Der Selbstmord eines Katers . . . 260
Eitel, Alte Eichstätter Grabmale . . . 243
Ernst, Die Taufe 261
— Der Nobelpreis 261
— Die Hochzeit 261
— Spitzbubengeschichten 261
Esser, Organisationsreformen in der privaten Jugendhilfe 30
Eulenberg, Die Hohenzollern . . . 270 ff.
Ewald, Das Gesicht der deutschen Heimat 466
Faber, Tage und Nächte im Urwald und Sierra 478
Faßbinder, Der ‚Jesuitenstaat' in Paraguay 469
Faure, Napoleon 460
Federer, Am Fenster . . . . . 181 f.
— Das Mätteliseppi 261
— Spitzbube über Spitzbube 261
Feiten, Die Moselsage 68
Feldigl, Der Weg übers Moor . . . 149
Feldmann, Okkulte Philosophie . . . 55
Ferrero u. Barbagallo, Das alte Rom . 459
Feucht, Naturschutz und Forstwirtschaft 470
Feuerstein, Marienleben 242
Fischer, Kurt, Zeitwende der Kunst . . 241
Fischer, Otto, Dürer 190
Fischer, Beethoven als Mensch 395
Fleuron. Sigurd Torleifssons Hefte (S. T. Pferde) 49
— Die gefesselte Wildnis 70
— Tillip 317
Flex, Wanderer zwischen zwei Welten 256
Frank, Das Ochsenfurter Männerquartett 236
Frank, Leonhard, Der Mensch ist gut . 260
Franke, Die Weisheit der Kinderstube 224
Freuchen, Der Eskimo 357
Friedell, Kulturgeschichte der Neuzeit. 1. Band . . . . . 18 ff.
Friedenthal, Marie Rebschneider . . . 263
Friis, De Danskes Öer (Die dänischen Inseln) 52
Frobenius, Das sterbende Afrika . . . 393
Fröbel, Mutter- und Koselieder . . . 353
Fromme, Otfrids Evangelienbuch . . . 394
Gail, Mit Raketenkraft ins Weltall . . 311
Galsworthy, Jenseits 319
Gandrup, Dögnet og Tiden 51
Gentges, Tanz und Reigen 66
George, Die Fibel 141
— Das Jahr der Seele 221
— Hymnen, Pilgerfahrten, Algabal . . 473
Gheri, Urwaldzauber u. Urwaldschrecken 356
— Durch pfadlose Wildnis 356
Giehrl, Kreuzesblüten 198
— Der Kreuzweg auf dem Krankenbette 198
Gmelin, Das Angesicht des Kaisers . . 73
Gobineau, Die Abenteuer des glückhaften Gefangenen 233
Göhre, Deutschlands weltpolitische Zukunft 389
Göllerich, Anton Bruckner 395
Goepferich, Der junge Modellsegler . . 64
Goering, Seeschlacht 253
Görres, Eine Auswahl aus seinen Werken und Briefen 56
Götze, Ein fremder Gast . . . . . 346 ff.
Gramatzki, Leitfaden der astronomischen Beobachtung 64
Griese, Winter 234
— Die letzte Garbe 234
— Wittvogel 234
Griggs, Das Tal der Zehntausend Dämpfe 62
Grogger, Die Sternsinger 232
Grosche, Paul Claudel 394
Grüger, Liederfibel 352
Grundtvig-Christensen, Breve fra og til N. F. S. Grundtvig (Briefe von und an Gr.) 53
Guardini, Briefe vom Comer See . . . 220
Guggenberger, Eurafasia 360
Gundolf, Shakespeare und der deutsche Geist 22
— Paracelsus . . . . . 23 f.
Gunnarsson, Natten og Drömmen (Die Nacht und der Traum) 53
— Sieben Tage Finsternis 69
— Die Leute auf Borg 69
— Der Geächtete 318
Günther, Aus der Technik Wunderwelt 311
Günther, Schuberts Lied 471
Haefeli, Syrien und sein Libanon . . . 226
Hahn, Ursachen und Wirkungen des Schundlesens 32
Halfeld, Amerika u. der Amerikanismus 344
Hall, Adams Geschlecht 361
Hamsun, Segen der Erde 2
Handel-Mazzetti, Johann Christian Günther . . . . . 182 ff., 383
Handmann u. A., Allgemeine Gesetze der Natur (Das Buch der Natur. I.) . 309
Hansen, Bent og Beas Far (B. u. B. Vater) 51
Harms, Erdkunde. 3. Bd., 3. Teil: Afrika 309
— 3. Bd., 4. Teil: Australien, Ozeanien und die Antarktis 309
Hassanein Bey, Rätsel der Wüste . . . 226
Hasek, Abenteuer des braven Soldaten Schwejk 257
Haukland, Helge der Wiking 478
Hauptmann, Carl, Schicksale 259
— Rübezahlbuch 259
— Lesseps 259
— Drei Frauen 259
— Der Mörder 259

Haushofer, Grenzen in ihrer geographischen und politischen Bedeutung . 306
Haushofer u. A., Bausteine zur Geopolitik 306
Hedin, Mein Leben als Entdecker . . . 62
Hefele, Politik 304
Heinrich, Maria im Volk 232
Hensel, Lieder . . . . . 9 ff.
Herbigny, Das Kreuz unter dem Sowjetstern 54
Hertz, Johanna, Heinrich Hertz: Erinnerungen usw. 302
Heselhaus, Leitfaden der Biologie . . . 470
Hesse, Damian 261
— Zarathustras Wiederkehr 261
— Siddharta 261
Hessenbach. Von schöner Ehe 38
— Von edler Vaterschaft 38
— De usu matrimonii 38
Hey-Oßwald, Die schönsten Fabeln für Kinder 354
Heym, Der Dieb 259
Hildebrand, Reinheit u. Jungfräulichkeit 457
Himmelsalmanach 1928 142
Die Himmelswelt 142, 470
Hirschfeld, Der Talisman des Inders . 354
Hoch, Katechetische Einführung in das erste Kinder-Meßbüchlein ‚Das Kind bei der heiligen Messe' 456
Höfer, Peter Zwiesewind 72
Hoffmann, Paul Th., Das Leben von Albrecht Dürer 188
Hoffmann, Struwwelpeter-Album . . 353
Hoffmann, Hans, Katholisches Kirchenmusikjahrbuch 1928 471
Hohm, Anleitung zum Bau freifliegender Flugzeugmodelle 143
Hoeck, Aus Boliviens Bergen 357
Holtmann, Am runden Tisch . . . . 23 ff.
Hopmann, Weltallkunde 310
Horlyk, Inge muß in die Welt 355
Hruschka, Der Unbekannte in der Kapelle 359
— Das silberne Auto 359
Huber-Sulzemoos und Burger, Vom göttlichen Kinderfreund 351
Jahrbuch des Reichsverbandes für die kathol. Auslandsdeutschen 391
Jansen, Vom Jungmann zum Ehemann 38
— Wie werde ich in der Ehe glücklich . 38
Janssen, Jan Toorop 242
Jegerlehner, Günters Schweizerreise . . 227
Jensen, Norne-Gast 1
— Der Gletscher 2
Jessen, Sünnenstrahln ut unsen Hergodd sin Welt 55
Jewitt, Makwinnas Gefangener . . . 357
Imle, Im Garten der Ehe 38
— Friedrich von Schlegels Entwicklung von Kant zum Katholizismus . . . 302
Immel, Das Problem der Abtreibung 38
Johnson, Mit dem Kurbelkasten bei den Menschenfressern 357
Isemann, Mein Garten 235
Istrati, Kyro Kyralina 361
— Onkel Angiel 361
Jünemann, Lebenswellen 236
— Die Kommilitonin 236
— Kinderland 355
Jünger, Das göttliche Ich 474
Kaarsberg, Memoirer 53
Kafka, Der Heizer 260
— Das Urteil 260
— Die Verwandlung 260
Kalender für 1928 . . . . . 152 f.
Kapp, Paganini 146
Karrer, Juliana von Norwich: Offenbarungen der göttlichen Liebe . . . 137
— Antonius von Padua: Wie man das selige Leben finde 386
Karrer-Fugel, Nachfolge Christi . . . 386
Karrillon, Windschiefe Gestalten . . . 149
Kaulen, Die Legende von dem sel. Hermann Joseph 387
Aus Gottfried Kellers glücklicher Zeit . 223
Keller, Paul, Werke . . . . . 327 ff.
Kempf, Die Bayerische Heimat 466
Keppler, Leidensschule 198
Kerp, Auf Pfaden der Romantik am Rhein 58
Kesser, Unteroffizier Hartmann 260
— Die Peitsche 260
Kircher, Engländer 142
Kirsch, Ein Robinson der Wüste . . . 356
Kneip, Bekenntnis 230
— Der Lebendige Gott 231
— Hampit der Jäger 261
Knor, Gebete im Geiste des heiligen Anselmus 387
Kobald, Franz Schubert und seine Zeit 464
— Der Meister des deutschen Liedes, Franz Schubert 464
Koch, Rund ümm'n Stimmstamm rümme 397
Kolbenheyer, Amor Dei 16
— Ahalibama 16
— Meister Joachim Pausewang . . . 17
Kollbrunner, Die Schenke des Mister Bucalo 360
Kongstad u. Matthießen, Den gamle Köbstad (Die alte Kleinstadt) . . . 52
Krane, Leidensbraut 199
Kraigher-Porges, Lebenserinnerungen einer alten Frau, 2. Bd. 141
Krausbauer, Aus meiner Mutter Märchenschatz 229
Krebs, Was kein Auge gesehen 198
Krüger, Die sieben Räudel 315
Kurz, Die Stunde des Unsichtbaren . . 473
Laienbrevier, 1. Band 136
Lama, Papst und Kurie in ihrer Politik nach dem Weltkriege 56
Landersdorfer, Die Bücher der Könige . 217
Langbehn, Dürer als Führer (hrsg. von Momme Nissen) 190
— Rembrandt als Erzieher 348
Lange, En Dag paa Hirschholm Slot (Ein Tag auf dem Schlosse H.) . . . 50

Langewiesche, Jugend und Heimat . . 224
Larsen, For aaben Dör (Vor offener Tür) 50
— Der Garten des Paradieses 477
Laub, Nervenkraft durch Gottes Geist . 200
Laut, Deutsches Jugendrecht 29
Ledin, Det hemmelige Land (Das heimliche Land) 49
Lehmann, Freiherr vom Stein 461
Lehner-Erb, Die Geschichten der Zwölf . 355
Leip, Der Nigger auf Scharhörn . . . 359
Lemche, Tempeltjenere (Tempeldiener) 1. Forgaarden (Der Vorhof) . . . 50
Leonora Christinas Jammersminde (Die traurige Erinnerung L. Chr.) . . . 53
Liertz, Vor den Toren der Ehe 37
Lindberg, Karlchens Reise in der Seifenblase 352
Lindbergh, Wir Zwei 357
Lindsey-Evans, Die Revolution der modernen Jugend 28
Linnebach, Die Entmilitarisierung der Rheinlande und der Vertrag von Locarno 57
Literarischer Ratgeber für die Katholiken Deutschlands . . . . . 75, 153 f.
Loß-Oßwald, Das kleine Wunderbuch . 353
Lökken, Klaus Berg und Bodil . . . 477
London, Der Sohn des Wolfs 357
— Mondgesicht 357
— Michael, der Bruder Jerrys . . . 357
— Wolfsblut 357
Lorenz, Abendländische Musikgeschichte im Rhythmus der Generationen . . 146
Lortzing, Geistl. Lesungen für die heilige Weihnachtszeit 136
Lübbing, Friesische Sagen . . . . 165 f.
Lucanus, Naturdenkmäler aus der deutschen Vogelwelt 63
Lucke, A. v. Droste-Hülshoff u. ihr Verhältnis zur Romantik 64
Ludwig, Bismarck . . . . . 154 f.
— Kunst und Schicksal 222
— Napoleon 384
— Der Menschensohn 384
Lux, Hermann Josef, Dürer als Künstler und Mensch 189
Lux, Jos. Aug., Paraguay 476
Maaß-Lübeck und Schenkel, Luftibus Löwenzahn 352
Madsen, Tidens Ansigt (Das Antlitz der Zeit) 52
Malfatti, Menschenseele u. Okkultismus 55
Mann, Heinrich, Mutter Marie . . . 147
— Novellen 259
Mauthe, Die Pflege des Auslandsdeutschtums in den Schulen 458
Marienlob. Des Bruder Egidius Büchlein von unserer lieben Frau . . . 387
Maumigny, Katholische Mystik . . . 455
Maurois, Ariel oder das Leben Shelleys 425
Mausbach, Ehe und Kindersegen . . . 37
Mayer u. Eisgruber, Als Jesus klein war 351
Mehlis, Die Mystik 298
Meierhofer, Feierstunden in der Natur . 228
Metz, Die Oberrheinlande 390
Metzler, Der heilige Petrus Canisius . 54
Meyer, Das Deutschtum in Elsaß-Lothringen 59
Meyer, Das Wunderbuch der Technik . 143
Michels und Wintersig, Heilige Gabe . 136
Michels, Zeno von Verona: Oesterliche Ansprachen 136
Miegel, Spiele 314
Miesgang-Knauer, Uraha 355
Miller, Das Hohe Lied 385
Moe-Morgenstern, Petz der Bettler . . 352
Molo, Die Legende vom Herrn 73
Moepert, Die Anfänge der Rübezahlsage 465
Mukerdschi, Jugendjahre im Dschungel . 358
— Kari der Elefant 358
— Wir pilgern zum Himalaya 358
Müller, Jos., Die Ehe im Völkerleben . 37
Müller, M., Emmy Giehrl 198
Mumbauer, Die Briefe des sel. Jordan von Sachsen 137
Munier-Wroblewska, Unter d. wechselnden Mond 72
Munk, Die Gäste 262
Musica orans 472
Musik im Haus 472
Musik im Leben. 3. Jahr (1927) . . . 396
Nabl, Der Tag der Erkenntnis 261
Nach Uganda 358
Nadler, Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften . . . 264 ff.
Neugart, Handbuch der Liturgie . . . 301
Neumann, Rebellen 236
Newman, Kirche und Wissenschaft . . . 218
Nexö, Ueberfluß 175
— Die Leute auf Dangaard 176
— Die Familie Frank 176
— Proletarier-Novellen 177
— Pelle der Eroberer 177
— Stine Menschenkind 179
Niedersachsenbuch 1928 64
Nielsen, Titen og Kristendommen (Die Zeit und das Christentum) 52
Nistroj, Vormundschaftsrecht und Vormundschaftsführung n. d. RJWG. . 29
Nobel, Herr über Asien 463
Ognjew, Das Tagebuch des Schülers Kostja Rjabzew 303
Olden, Ich bin Ich 360
Olearius-Staden, Die erste deutsche Expedition nach Persien 358
Olfers, Von den Wurzelkindern . . . 351
Olrik-Ellekilde, Nordens Gudeverden (Die Götterwelt des Nordens) . . 51
Oppenheimer, Soziologische Streifzüge . 220
Ostlender, Ein Weg zur Kunst . . . 430 ff.
Ostwald, Kaufmanns Abenteuer . . . 359
Overbeck, Malaiische Weisheit und Geschichte 308
Padri Donatus Leberaho 358
Pagel, Deutsche Geschichte in Bildern . 304

Pagés, Unser Weihnachtsbuch für klein und groß 67
Paquet, Städte, Landschaften und ewige Bewegung 392
Peters, Um die Seele des Asozialen . . 459
Petersen, Taschenbuch für den Kakteenfreund 143
Petersen, Albert, Virgina 148
— Der Schwan von Avon 148
Pfister, Dürer 190
Popert, Hamburg und der Schundkampf 32
Poulsen, Vi vandrer (Wir wandern) . 52
Raff, Das Mädchen von Spinges . . . 74
Rasmussen, Emil, Den hvide Oern (Der weiße Adler) 50
Rasmussens Thulefahrt 467
Raynal, Grab des unbekannten Soldaten 253
Reimmichl, Das Heimweh 478
Reinheimer, Osterzeit weit und breit . 353
— Lustige Gaben für Mädel u. Knaben 353
Reiß, Schelm Schinderhannes 73
Riehl, Der Stadtpfeifer. Rheingauer Deutsch 475
— Der stumme Ratsherr und andere Geschichten 475
— Das Spielmannskind und andere Geschichten 475
— Jörg Muckenhuber. Die Werke der Barmherzigkeit 475
Riemann, Musiklexikon 65
Rießler, Altjüdisches Schrifttum außerhalb der Bibel 299
Rilke, Gesammelte Werke . . . . 401 ff.
— Erzählungen und Skizzen aus der Frühzeit 401
Rimski-Korsakow, Chronik meines musikalischen Lebens 472
Rinn u. Ulverdes, Deutsches Anekdotenbuch 319
Rodes, Det bitterföde Aeble (Der bittersüße Apfel) 51
Rode, Det store Ja (Das große Ja) . 52
Rolland, Verzauberte Seele 70
Rommen, Die Staatslehre des Franz Suarez 219
Roß, Die erwachende Sphinx 61
Rost, Katholische Familienkultur . . . 37
Rust, Vom kommenden Geschlecht . . . 360
Rybitschka, Im gottgegebenen Afghanistan 357
Saitschick, Die innere Welt Jesu . . . 299
Salzer, Illustrierte Geschichte der deutschen Literatur, 3. Bd. . . . . 264 ff.
Sauer, Wesen und Wollen der christlichen Kunst 241
Sauerland, Glückliches Familienleben . 37
Schaeffer, Helianth . . . . . 244 ff.
— Die Odyssee Homers . . . . . 249 ff.
— Das Prisma 263
Schaumberger, Fritz Reinhardt 476
Schaumann, Passional 168
— Der Rebenhag 172
— Die Rose 173
Scheeben, Der heilige Dominikus . . . 54
Scheffler, Der junge Tobias 427
Schellberg, Görres, Eine Auswahl aus seinen Schriften 138
Schellenberg, Deutsche Landschaft . . . 466
Scherzer, Geologisch-botanische Wanderungen durch die Alpen, 1. Bd. . 63
Schickele, Blick auf die Vogesen . . . 67
— Hans im Schnakenloch 254
— Trimpopp und Manasse 260
Schiestl, Rudolf, Tod von Basel . . . 243
Schilgen, Junge Helden 38
— Im Dienste des Schöpfers 38
Schmetz, An ewigen Brünnlein 351
Schmidt, Prachtmädel Gerda 355
Schmidt, F. W., Pik fährt nach Amerika 356
— Deutsche Heldensagen 356
Schmitt, Wie ich Pflanze und Tier aushorche 142
Schmutz und Schund als sozialpathologische Erscheinung 32
Schmücker, Das Licht im Dunkel . . . 74
Schnack, Friedr., Das Zauberauto . . . 316
Schnitzer, Hieronymus Savonarola . . 457
Schnitzler, Die Bekämpfung von Schund und Schmutz 34
Scholz, Die Beichte 261
— Zwischenreich 261
Schoneweg, Nao Hius 397
Schönherr, Gesammelte Werke . . . 336 ff.
Schöning, Kirche und Gottesdienst in Bildern 301
Schott, Hussenzeit 474
Schreiber, Politisches Jahrbuch 1927/28 389
Schreiner, Der Tod von Ypern 314
Schröder, Karl Borromäus Heinrich . . 232
Schröder-Süß, Swinegel 67
Schrott-Pelzel, Iduna Robiat 475
Schubert, Michavelli 305
Schultze, Die Schundliteratur 32
Schwabach, Pieter van Pier, der Prophet 260
— Die Novellen von der armen Kreatur 261
Schweizerisches Jahrbuch f. christl. Kunst 243
Seeberg, Zwischenstadt 315
Seidel, Brömseshof 71
Seitz, Illusion des Spiritismus . . . 55
Senner, Eigener Herd 74
Siebertz, Wunder im All. Neue Folge . 62
Sick, Minnesang 51
— Minnesang 233
Sieber, Harzland-Sagen . . . . . 165 f.
Siemer, Die mystische Seelenentfaltung 385
Siwertz, Zurück nach Babylon 318
— Das große Warenhaus 476
Skutella, Kurze Einführung in das liturgische Latein 301
Sorge, Susanne M., Reinhard Johannes Sorge, Unser Weg 141
Spael, Publizistik und Journalistik und ihre Erscheinungsformen bei Joseph Görres 305
Speyer, Der Kampf der Tertia 317
Stegemann, Jakobäa 314

Steindorff, Die Kunst der Aegypter . . 225
Steinhardt, Aus Busch und Dorn . . . 359
Stelzmann, Mexiko von heute u. morgen 468
Stephan, Das kirchliche Stundengebet . 300
Sternbeck, Flibustier und Bukanier . . 359
Sternheim, Erzählungen 259
Stockhausen, Greif 399
Stöckle, Unsere Kinder 38
Stockums, Das Lebensrecht der Ungeborenen 38
— Das Los der ohne Taufe sterbenden Kinder 38
Stolz, Alban, Der christliche Sternenhimmel 199
Storr, Die Frömmigkeit im Alten Testament 454
Stoeßl, Unterwelt 261
Straßburger-Propp, Firlefanz 353
Straßer, In Völker zerrissen 260
Strich, Deutsche Klassik und Romantik 322 f.
Ströbele, Das Haus in der Sonne des Göttlichen Herzens Jesu 38
— Lebensweihe 38
Styra, Franziskus von Assisi 301
Subercaseaux, Saint François d'Assise 349 f.
Svensson, Abenteuer auf den Inseln . . 150
Tandrup, Kludedukkerne (Puppen aus Lappen) 49
Terramare, Eginhardt im Märchenland 230
Tetzner, Die schönsten Märchen der Welt 229
Teubert, Die Welt im Querschnitt des Verkehrs 468
Thalmann, Henrik Ibsen 221
Theis, Das Land des Paradieses . . . 454
Thiel, Strupp 150
— Zwei Zwerge und ein großes Ei . . 352
Thienemann, Rossitten 228
Thomas v. A., Von göttlichem Leben (hrsg. v. Lemonnyer-Soreth . . . 385
Timmermans, Der Pfarrer vom blühenden Weinberg 148
Tischendorf-Stahl, Mein erstes Reimbuch 352
Többen, Die Jugendverwahrlosung und ihre Bekämpfung 26
Treitschke, Deutschland nach dem Dreißigjährigen Kriege 138
Trentini, Der Webstuhl 478
— Der große Frühling 478
Trubetzkoy, Altrussische Ikonenmalerei . 65
Tschudi, Tierleben der Alpenwelt . . . 311
Tunkl, Kurze Geschichte der Klöster, ihrer Beraubung und Vernichtung . 140
Übe, Westfalen 243
Ulitz, Der Bastard 256
Undset, Kristin Lavranstochter 2
— Frühling 3
— Jenny 3
— Olav Audunssohn 148
Unruh, Geschlecht 253
— Opfergang 257, 260
Uzarski, Kurukallawalla 359
Vesper, Der Heilige und der Papst . . 399
Viebig, Die goldenen Berge 68
Vring, von der, Soldat Suhren . . . 257
— Der Zeuge 257
Wackernagel, Max Slevogt 145
Wagner, Bengalische Erzähler 317
Wassermann, Der Wendekreis 261
Wasserzieher, Leben und Weben der Sprache 465
Watzlik, Ridibunz 356
Wechßler, Esprit und Geist 348
Weichert, Mayibuye i Africa! Kehre wieder, Afrika! . . . . . 341 ff.
Weigand, Der graue Esel 261
Wegener, Westfalenland 226
Weismantel, Totentanz 1921 257
Weiß, Ernst, Atua 260
Weiß, Konrad, Das gegenwärtige Problem 144
Weißmann, Die Entgötterung der Musik 146
Westermann, Die Jungens vom Pfeil . 355
Wiegler, Wilhelm der Erste . . . . 268 ff.
Wilhelm, Das Eheleben 37
Wilhelm, R. u. A., Das Buch in China und das Buch über China . . . 201 f.
Willam, Die sieben Könige 261
Willkofer, Die Quellnymphe 476
Wilms, Das Tugendstreben der Mystikerinnen 455
Winckler, Im Teufelssessel 475
Windthorst, Die Sonnenseherin . . . 474
Wintersig, Die Väterlesungen des Breviers. Frühlingsteil 456
Wisser, Plattdeutsche Volksmärchen. Neue Folge 67
Wittek, Sturm überm Acker 146
Wittig, Der Ungläubige 313
Wolff, Die Helden der Völkerwanderungszeit . . . . . 165 f.
Wolff, Hans, Felix, Das Gesicht des Ris 307
Worringer, Griechentum und Gotik . . 311
Yeats, Die chymische Rose 69
Zahn, Brettspiel des Lebens 235
Zaunert, Westfälische Sagen . . . . 165 f.
— Deutsche Märchen a. d. Donaulande . 229
Zellinger, Bad und Bäder in der altchristlichen Zeit 389
Zerkaulen, Rautenkranz und Schwerter 72
Ziekursch, Politische Geschichte den neuen Deutschen Kaiserreichs 218
Zobeltitz, Caspar v., Die Quadriga im Weltkriege 359
Zoellner-Müller, Zwölf Zwerge und ihr König 352
Zoozmann, Muckipuckis wundersame Fahrten und Abenteuer 356
Zoepfl, Deutsche Kulturgeschichte . 138, 388
Zuckmayer, Schinderhannes 319
Zur Bonsen, Zwischen Leben und Tod . 56
Zweig, Arnold, Die Novellen um Claudia 263
— Das neue Geschichtenbuch 263
Zweig, Stefan, Amok 262
— Die Verwirrung der Gefühle . . . 262
— Drei Dichter ihres Lebens 426
Zwiener, Sursum Corda 242

Die Mutter in neuer nordischer Dichtung

Die mütterliche Frau — überall in Europa wird sie zurückgedrängt von derjenigen, die vor allem Dame sein will oder Geliebte oder Vertreterin eines bestimmten Berufes. Nur in wenigen Gegenden ist die Herrschaft der mütterlichen Frau noch so gesichert, so selbstverständlich wie in den nordischen Ländern. Bei einer Reise durch das Land fällt es auch dem weniger Achtsamen auf, wie die Frauen noch durchgehend das mütterliche Schicksal suchen und erfüllen, wieviel echte Mütter man trifft und infolgedessen auch wahre Kinder. Die Mütter, rein, warm und behütend, die Kinder unbefangen und strahlend, von den Erwachsenen mit jener feinen Aufmerksamkeit behandelt, die man dem vollwertigen Sein entgegenbringt — das ist das erstaunliche Bild des Landes, in gleicher Weise auf der Wanderung, in der Eisenbahn und auf dem Schiff feststellbar, ein glückliches Bild, da bei diesen kinder- und heimfrohen Menschen weniger die Sorgen der Familie hervortreten, als daß sie leuchten von der Jugend, die sie um sich geschaffen haben.

Wie tief das Mütterliche als Schönheit und Reichtum empfunden wird, bezeugt außer dem gegenwärtigen Land das Schrifttum des Nordens, besonders in Norwegen, aber auch in Dänemark und Schweden. In keiner anderen europäischen Literatur wird heute so oft, so eindringlich und in so mannigfaltiger Form die Gestalt der großen Mutter erweckt als in der nordischen. Die Dichter mögen in ihrem Wesen noch so weit voneinander abweichen, in ihren Werken erscheint doch immer einmal das Mütterliche als letzte Weisheit und letzter Halt. So nahe ist dieses Volk noch dem Boden, den Urvorgängen von Befruchtung, Geburt und Reife, daß es wieder und wieder ehrfürchtig bei ihnen verweilt, finde es nun dieses Geheimnis in der Natur oder im menschlichen Bereich. Einer Zeit, der die liebende Teilnahme daran zu entschwinden droht, entdecken sie von neuem den Zauber, Not und Höhe des Mütterlichen. Daß man ihren Entdeckungen folge, dazu soll die anschließende kurze Erwähnung des Wichtigen anleiten, das vor allem die Werke von Jensen und Olav Duun, der Undset und Hamsuns enthalten. In drei Formen tritt uns bei ihnen die Mutter entgegen: als Mutter der Urzeit, wo sich aus ihr in ersten Anfängen das Volk entwickelt, als Mutter einer unbestimmten mittleren Zeit, die die Grundzüge ihres Wesens und ihres Schicksals in übergeschichtlich gültiger Art herausstellt, und endlich als die ausgesprochen heutige Mutter mit den Sorgen und Möglichkeiten, die ihr unsere Gegenwart gibt.

„Gasts Mutter war eine Frau aus der Steinzeit, Gro mit Namen. Sie war die Mutter des ganzen Stammes", so heißt es auf einer der ersten Seiten von Jensens Norne-Gast (Berlin 1926). Die Mutter des ganzen Stammes — ein ungeheures Maß ist unserer Anschauung damit gesetzt. So wie der Norden den Reisenden aus dem besiedelten Leben Deutschlands, Frankreichs oder Italiens in ein Urland versetzt, so wie wir hinaustreten aus unsern Städten und Dörfern in eine Ur-Einöde, die die auf ungeheurem Raum zerstreuten Menschen nicht mit ihrer Wärme zu erfüllen, mit ihrer Sprache zu durchtönen vermögen, so drängt auch die Phantasie des nordischen Dichters mit einer Kühnheit, die nirgendwo anders in der heutigen Literatur zu finden ist, aus dem Begrenzten zum Riesigen hin, aus den meßbaren Jahren in die verdämmernden Jahrtausende, von einer genau bestimmten Mutter zum mütterlichen Fruchtgrund des ganzen Stammes. Wo wäre heute einmal in den schon zu sehr durchformten romanischen Ländern ein solches Bild gefaßt worden, das dem Auge

ein wahres Gebirge von Mütterlichkeit aufrichtet? Wo hätte man sonst so einfach richtig die entscheidenden Eigenschaften des Muttertums zu schildern verstanden? Da steht sie in Jensens Gletscher (Berlin 1911) in sich gefestet da, die Mitte, die in aller Unruhe Halt gibt und sammelt: „Es gewitterte viel in diesem Jahr, und ein oder das andere Mal geschah es, daß Hvidbjörn in einem Blitz Vaar im strömenden Regen stehen sah, umgeben von ihren Kindern und Haustieren, still, mit ruhigen Augen im Unwetter in sich selbst ruhend, während alles ihrem Schutz zustrebte." Da tut die Frau als erste die mütterliche Tat, daß sie aus dem Acker die Frucht hervorlockt: „Und Vaar streute ihre Gerste auf die nackte Erde, schamhaft wie ein Mädchen, und ging, als es getan war, wieder heim." Und wie sie die Erde liebt als die spendende und gebärende, so liebt sie, die voller Hingabe ist, auch das Tier, das von dem Seinen Tag für Tag den anderen gibt, die Kühe, die sie als eigenem Wesen verwandt erahnt: „Sie gaben weit mehr Milch als die Renntiere und waren unendlich sanft. Sie wurden der Kinder beste Freunde. Vaar liebte sie. Sie waren ihre Lieblinge und Freundinnen. Sie unterhielt sich vertraulich mit ihnen; die Wärme ihrer blutreichen Hörner ging ihr auf dem Weg durch die Hände ins Herz. Sie rochen so gut nach dem Gras, das sie fraßen, und nach der Nahrung, die sie übrig hatten für andere." So spürbar, mit seinen Gerüchen und seinem fruchtbaren Dunst vermag der nordische Schriftsteller das Leben zu schildern.

Von diesem Urmuttertum behalten auch die bäurischen Frauen noch etwas, die bereits in der faßlichen Geschichte leben. So wie sich Skandinaviens Natur weit über jenes Maß hinaushebt, das Menschen angepaßt und günstig wäre, so wächst auch die Bäuerin im Oedland, die Hamsun im „Segen der Erde" schafft, ins Riesige hinauf, wenn sie, karg und stumm, eine mütterliche Heldin, es immer so einrichtet, daß sie bei allen Entscheidungen allein ist. In ihrer Stärke geht sie abseits, als sie das Kind erwartet; in ihrer düsteren spukhaften Härte erwürgt sie im stillen das Neugeborene, da es mißgestaltet ist, und behält die Untat für sich; und dieselbe ragende, den Bäumen des Hochwaldes vergleichbare Frau schickt alle fort, als sie ahnt, daß man sie als Kindesmörderin verhaften wird. — Wie sie der Samengrund ist, aus dem sich ein ganzes Tal bevölkert, so sind es auch die Frauen in Duuns Juwikinger (Frankfurt a. M. 1927). Wir haben in Deutschland wohl einen Roman, der die Entwicklung einer städtischen Familie klassisch schildert, die Buddenbrocks von Thomas Mann; aber es fehlt ein Gegenstück von der eigentlichen, der bäuerlichen Familie, das mit der gleichen liebevollen Ausführlichkeit geschrieben wäre wie das — künstlerisch übrigens nicht ganz befriedigende — Buch von Duun. Die Mutter als Kern der Familie, die sich zu Sippen und Geschlechtern auswächst — das ist das Thema dieser Geschichte, die ganz langsam mit der immer größeren Erbreiterung der Blutsgemeinschaften vertraut macht. „Die Geschlechter gingen ihren Weg", diesen Satz könnte man als das Leitwort des Romans ansprechen. Sorgsam in der Ueberzeugung, daß es sich um Wichtigstes handelt, wissend, weil der Verfasser noch ergriffen und gebannt an dem großen menschlichen Werden aus Blut und Scholle heraus teilnimmt, so trägt uns die Erzählung immer neue Wellen von Familien zu, die sich oft stürmisch wölben, die zerbrechen und ins Breite vergehen. — Unvergleichlich tiefer ist das Leben der mütterlichen Frau in Undsets Kristin Lavranstochter geschildert, so bezwingend, daß man kaum mehr zu erläutern braucht, weil unsere ganze Zeit von diesem Werk durchdrungen ist. Ja, man darf sagen, daß eben durch dieses nordische Buch die Gewalt des Muttertums in unserer Gegenwart, in der tagtäglich sich werdende Frauen zu anderen Möglichkeiten als denjenigen des mütterlichen Lebens wenden, in unerhörtem Eindruck wieder bewußt, wieder nahe, wieder erlebenswert geworden ist. Vielleicht hat nur noch die Bildende Kunst, als sie das Marienleben erzählte, das Muttertum ergreifender und umfassender geschildert als

diese Skandinavierin unserer Zeit. Die Qual um das Kind und das unendliche Glück über seine Existenz, Entfremdung und Wiederfinden derjenigen, die sie aus ihrem Schoß gebar, und vor allem bis in die Todesstunde hinein die Hoheit eines unerschöpflich spendenden Frauenherzens, das gibt dem Buch die Kraft und die Würde, der sich auch ein zweifelndes, vom Ursprünglichen weit entferntes Europa beugte. Es ist in aller Buntheit der Ereignisse schließlich doch immer wieder eine Gestalt, um die sich bei Hamsun, Duun und der Undset das Geschehen sammelt: die Hausmutter; diesem Wort haben die nordischen Schriftsteller wieder Fülle und jene Ehrfurcht erweckende Größe gegeben, die das Muffige und Kleinbürgerliche, die sentimentale Familiensimpelei und postkartenhafte Mutter-Rührung so tief unter sich läßt wie der Schneeberg den Kaffeetisch der Kleinstädter.

Große Natur sind auch die Frauen unserer Zeit, die Undset im „Frühling" und in „Jenny" geschaffen hat. Es ist auffallend, wie sehr sie noch innerlich mit jenen Frauen des Anfangs zusammenhängen, die wir oben erwähnten. Von Vaar heißt es einmal bei Jensen: „Ihr Herz war so groß, daß ihr die Tränen in die Augen traten, wenn sie die Vögel mit Halmen im Schnabel zu Neste fliegen sah." Und verrät es nicht die gleiche Liebe zum Wachsenden, wenn Rose vor der Scheidung von Torkild im „Frühling" ihm die Pflege ihrer Blumen anempfiehlt, und ihn nach der Scheidung bei einer Begegnung nach den Hunden fragt, die sie betreut hat, als sie grade geboren waren? Man muß den Frühling und Jenny zusammenhalten, um ein vollständiges Bild von der neuzeitlichen Mutter zu gewinnen, wie sie Sigrid Undset sieht; beide Romane ergänzen sich als Gegensätze. Der eine schildert das tragische Ende der Mutter, der andere die Wendung zum Guten durch die Anerkennung der mütterlichen Aufgabe. Jenny wäre glücklich geworden, wenn sie das Kind geboren hätte, das sie von einem im Grunde ungeliebten Mann empfing. Als es stirbt, vergeht ihr Leben in der Dunkelheit, weil sie sich unersetzlich beraubt fühlt. Ueber ihrem Grabe spricht ihr Freund aus, was die Tragödie der Frau ist, jene Tragödie, die in Kristin Lavranstochter überdeutlich wird: „Keine Frau hat je das Kind geboren, von dem sie träumte, als sie schwanger ging. Kein Künstler hat je das Werk geschaffen, das er in der Stunde der Eingebung vor sich sah." Auch Rose im „Frühling" ist wie Jenny zunächst die Befriedung der Mutter durch das Kind versagt, und ihre Ehe zerbricht darüber. Aber in der Trennung erfahren sie ehrlich und spröde, daß sie doch zusammengehören. Auch sie betrachtet schließlich wie ihre eigene Mutter alles auf der Welt von dem Verhältnis aus, das diese instinktiv für ihr eigenes einziges Interesse ansah, dem Verhältnis zwischen Mutter und Kind. Sie findet sich mit dem Gatten bezeichnenderweise in einem Gespräch wieder zusammen, das einem Kind, dem Kind seiner Schwester, gilt. In der Hoffnung auf ein eigenes Kind tritt sie nach einer Zeit der Trennung von neuem wieder mit ihm in die Ehe ein. Das Kind also ist es, das ehe-schließend, ehe-sichernd wirkt. Weil der nordischen Schriftstellerin die Mutter eigentliche und höchste Frau ist, darum ist ihr auch die Ehe die eigentliche selbstverständliche Form der Liebe. Es macht einen ganz erstaunlichen Eindruck, wenn man aus der modernen Literatur der ungeregelten Liebe, des Ehebruchs und der Ehe-Fraglichkeit zu diesen Büchern kommt, die aus gesundem Leben heraus die Ehe als das Rechte betonen; im „Frühling" geht der Weg umgekehrt, als wie er gewöhnlich in heutigen Romanen verläuft: nicht von der Ehe zum Zerbrechen der Ehe, sondern vom Zerbrechen der Ehe zur Wiedervereinigung in der gleichen Ehe, die in der Zeit der Trennung als schließlich doch bestes Schicksal, als edelste Glückverheißung erkannt wird. Das Haus mit Mutter und Kind — das ist der bergende Ort, der endlich alle Stürme einfängt, alle Irrfahrten zur Ruhe bringt, der Menschen vollendet in der Hingabe an neues junges Leben. Ein merkwürdig einheitlicher Ton schwingt von Jensens Jubellied:

Solange Kinder
Brot essen,
lieb ich des Volkes
demütige Mütter

hinüber zu Undsets großem Lebenswerk des Muttertums. Auch bei ihr ist der Weisheit letzter Schluß das Gefühl: „Ja, nun sind wir wieder daheim", mit diesem Wort endet der „Frühling", als Rose und Torkild, die sich wiederfanden, in ihre alte Wohnung eintreten. Daheim — ein ganzes Programm umschließt das Wort, frauliches und mütterliches Urwort, das lange verspießert war, jetzt aber unter den Händen der nordischen Dichter wieder in erstem ursprünglichen Glanz zu erstrahlen beginnt: Das Heimwerk der Frau als das Gesetz, nach dem sie angetreten, ist ein Hauptgegenstand neuer nordischer Dichtung.

Heinrich Lützeler.

Ueber Hugo Balls Hermann-Hesse-Buch

Hugo Ball hat nach seinen Werken: „Die Kritik der deutschen Intelligenz"; „Die Folgen der Reformation"; „Byzantinisches Christentum" zum fünfzigsten Geburtstage des Dichters Hesse ein Buch erscheinen lassen, in dem er Leben und Werk des Poeten darstellt.* Es ist das letzte Buch Hugo Balls, der in diesem Sommer gestorben ist. Sinnvoll und durchaus notwendig wäre eine Darstellung und Kritik dieses Bandes im Gesamt und im Verhältnis zu den andern Büchern dieses hervorragenden und seltsamen Literaten. Wir wollen hier aber davon absehen und dieses Werk nur als eine biographische Leistung über eine Gestalt der jüngsten dichterischen Vergangenheit betrachten.

Es liegen nur wenige gültige und gründliche Darstellungen in diesem Betracht vor: Paul Ernst hat noch keinen Biographen gefunden, über Alfred Mombert gibt es nur das nicht ausreichende Buch F. K. Benndorfs, das zudem nur den Aeon-Mythos Momberts behandelt. Theodor Däublers Nordlicht fand eine hervorragende, aus dem Buchhandel aber zurückgezogene Betrachtung in Carl Schmitts Schrift. Ueber G. Hauptmann gibt es verschiedene, nicht gerade tiefe Biographien und George hat in Gundolfs Buch zwar eine einläßliche, aber nicht sonderlich distanzierte Erfassung gefunden und Rainer Maria Rilke ist auch nicht günstig daran; es gibt nur einige vortreffliche kleinere Versuche und Aufsätze über ihn. Die Geschichtsschreibung der jüngsten Zeit deutscher Dichtung ist im wesentlichen noch Aufgabe. Dabei nannten wir oben nur ganz besonders hervorragende Dichter und Werke. Schlimmer ist es naturgemäß im allgemeinen noch mit den dii minores der Dichtung bestellt. Um so freudiger kann man das Buch Hugo Balls über Hermann Hesse begrüßen, denn hier liegt nicht eine erste Zusammenfassung über einen zeitgenössischen Dichter vor, sondern bereits eine wesentliche Erkenntnis des Gegenstandes und eine ernst zu nehmende Wertung.

Balls Buch zeugt von einer erstaunlichen Kenntnis der Person und des Werkes Hesses. In gewissem Betracht kann man die Analyse des Dichters durch Ball als endgültig bezeichnen. Es ist ein Buch, einzig in seiner Art. Ob der Gegenstand diesen Ernst und die Größe dieser Darstellung verdiente, müssen wir weiter unten sehen. Besonders zu bewundern ist die innere Freiheit, mit der Ball Hesse gegenübersteht. Bei der entweder ängstlichen Art, mit der manche katholische Kritiker einem „Modernen" gegenübertreten, oder der verschwimmenden, die Grenzen auflösenden,

* S. Fischer-Verlag, Berlin.

verwischenden Manier mancher „Liberalen", die dem „Modernen" lobhudeln, berührt die strenge Sachlichkeit dieses Versuches besonders wohltuend. Es ist wirklich alles andere als ein Jubiläumsbuch geworden. Es hält sich frei von der lächerlichen Liebedienerei mancher Katholiken, die der Freundschaft eines neueren Poeten gewürdigt wurden. Ball würde den Satz William Butler Yeats' gerne unterschreiben, der irgendwo bei Yeats steht: „Und ich schreibe sie nur jetzt darum nieder, weil ich zu dem Glauben gekommen bin, daß es keine gefährliche Idee gibt, die nicht an Gefährlichkeit verliert, wenn sie in aufrichtiger und sorgfältiger Sprache niedergeschrieben wird."

Wenn wir die in historischer Folge dargelegten Gedanken Balls über Hermann Hesse, die folgendermaßen gegliedert sind: Das Vaterhaus; Die Kindheit; Kloster Maulbronn; Tübinger Goethestudien; Hermann Lauscher und Peter Camenzind; Gaienhofen am Bodensee; Demian; Siddharta; Klingsors letzter Sommer und Kurgast, Steppenwolf, ihrem sachlichen Gehalte nach ordnen, so ergeben sich als wesentlich für Hermann Hesses Werk die folgenden im einzelnen noch zu bestimmenden Merkmale. Man hat Hugo Ball vorgeworfen, daß er die pietistische Herkunft H. Hesses zu stark betont habe. Ganz im Gegenteil dürfte aber Hesse durchaus als Fall eines säkularisierten Pietisten zu begreifen sein. Mit Sachkenntnis, nach großenteils ungedruckten Quellen, bietet Ball eine Darstellung des Vaterhauses Hermann Hesses. Der Dichter entstammt dem württembergischen Pietismus. Von den Großeltern väterlicher- und mütterlicherseits und von den Eltern selbst ist Hesse ganz in pietistischen Denk- und Lebensgewohnheiten aufgezogen worden. Die Mutter führte ein großes und bedeutsames Tagebuch. Sind des Dichters Werke viel anders als umfangreiche Selbstgespräche und Tagebücher? Die Tagebücher der Mutter sind voll des Dankes gegen Gott. Diese wesentliche Seite fehlt in den Werken des Dichters; Hermann Hesse ist ungläubig. Die pietistische Struktur des Selbstbekenntnisses, des Ergusses aus der inneren Not oder der Erweckung ist aber auch bei dem säkularisierten Sohn geblieben. Seltsam korrespondiert auch die Epoche der seelischen Störungen in Kloster Maulbronn, welche die Mutter durch Blumhardt heilen lassen wollte, mit den Störungen am Ende der Gaienhofener Zeit, die durch den Psychoanalytiker behoben werden. Die ersten Konflikte, echte Pietistenkonflikte, werden durch Blumhardt nicht geheilt. „Blumhardt poltert; er dekretiert für eine Heilanstalt in Stetten, obgleich sogar die Aerzte dagegen sind. Es ist eine offenkundige Niederlage; der Exorzist ist gescheitert. Blumhardts Religiosität mag andern Geistern helfen können; naiveren Gemütern. Sie vermochte den verzweifelt sich wehrenden „Chattus puer" nicht zu gewinnen, zu lösen und zu binden. Diese Religiosität kommt nicht aus einem Himmel, dessen Ueberlegenheit die gehetzte Knabenseele anerkennen und verehren könnte; der sie sich erschließen muß. Diese Frömmigkeit erreicht und durchdringt den Grund der Konflikte nicht; sie hat nicht jenes göttliche Wissen, das auch die menschlichen Dinge umfaßt." Aus dem Pietismus stammt außer der Ich-Reflexion, außer dieser Konfliktswelt auch noch der gewisse Ernst Hesses, der Tiefsinn, mit dem das Verhängnisvolle, das Bittre, das Leiden dieser Zeit erspürt ist. Ball schreibt darüber: „Die Spötter werden lächeln: Hesse kennt im Camenzind auch einen Bruder Wein, nicht nur den Bruder Sonne. Aber zuletzt und in einem seiner schönsten Gedichte ist es doch der Bruder Tod, den er liebt, und diese brüderliche Liebe wird die andere, die hie und da in seinem Werke auftaucht, überdauern. Und also sei das Gedicht zitiert, das in keinem deutschen Lesebuch fehlen sollte:

Auch zu mir kommst du einmal,
Du vergißt mich nicht,
Und zu Ende ist die Qual,
Und die Kette bricht.

Noch erscheinst du fremd und fern,
Lieber Bruder Tod.
Stehest als ein kühler Stern
Ueber meiner Not.

Aber einmal wirst du nah
Und voll Flammen sein.
Komm, Geliebter, ich bin da,
Nimm mich, ich bin dein.

Dieses pietistische Leiden an der Welt, das nicht mehr durch das Versöhnungserlebnis, die Rechtfertigungserfahrung des gläubigen Pietisten behoben war, sucht bei dem säkularisierten Dichter den Ausweg in die Idylle der Natur, der Gesellschaft oder der so verstandenen Musik. Alle Romane bis Demian tragen diesen Charakter. In dieser Zeit war Hesse der Lieblingsdichter der gebildeten Bürgerschicht. Alle Tragik des Lebens fand einen Ausklang und ihre Beruhigung in der Schönheit der Natur, der befriedigten Gesetzlichkeit einer bürgerlich wohlgehegten Gesellschaft (die Flucht in die Goethezeit ist ein Zeichen) oder in die von Hesse so geliebte Musik. Wichtig bei dieser Flucht ist auch der Affekt gegen die heutige Umwelt. Ball schreibt über die Zeit von Gaienhofen am Bodensee: „Jene Zurückgezogenheit, jener Verzicht auf die modernen Ideen, auf Philanthropie und soziale Fragen, auf Marx und Bakunin und Großstadtelend und Kokottenwesen —: all dies begünstigt eine Versunkenheit in die Natur; ein Praktizieren und Ausbauen der Camenzind-Parole. Ein Ideen-Studium, wenn auch kein intellektuelles, ist schließlich auch das abgesonderte Sicheinträumen in diejenigen Bilder, die eine geistige Tragkraft haben. Ein Ideen-Studium ist auch das Sublimieren einiger weniger Urphänomene nach Goethescher Art. Die Sprachbilder werden immer mehr isoliert, immer mehr von Ballast gereinigt, bis sie von selbst zu atmen und auszuströmen beginnen. So müht sich der Dichter Han Fook in Hesses Märchen mit dem Umriß der Erscheinung; so dreht und wendet, durchleuchtet und glüht er die Bilder aus, bis schließlich der Spiegel lebendiger ist als die Wirklichkeit. Und so vergißt man es nicht mehr, wenn Hesse in einer Reiseskizze vom Gotthard (im Bilderbuch unter Verschiedenes) die ganze Erzählung so vorbereitet und aufbaut, daß das einsame Flügelspiel eines kreisenden Steinadlers zum unerhört stummen, fernen und majestätischen Schauspiel der Dichterseele selbst wird. Wort, Dichter und Gegenstand werden identisch und erlangen so jenes Gewicht und jene Fülle wieder, die das entwertete heutige Leben nicht mehr besitzt."

Außer der Selbstreflexion, der Todessehnsucht, die allerdings bereits säkularisiert wird, des säkularisierten Erlösungswillens durch die Flucht in die Idylle stammt bei Hesse aus dem Pietismus noch die romantische Tendenz. Bei der Vorbereitung der Romantik wird der Pietismus viel zu wenig bislang gewürdigt. Aber wenn die Welt durch den Pietismus entwertet ist und die Bedeutung des religiösen Lebens fast ganz ins Bewußtsein, ins Ichgefühl verlegt ist, dann kann bei säkularisiertem Pietismus leicht daraus eine Spielerei mit allen Gegenständen der Welt und der Geschichte werden. Weil alles gleich wichtig und nichtig ist, kann es beliebig vertauscht werden. Bei den Romantikern war alles noch mit einem optimistischen Vorzeichen bedacht, der Spieler und das Spiel, bei Hesse trägt dieses Spiel einen pessimistischen, leidenden Zug, wenn nicht auch dieses Leiden nur ein Spiel ist. „Klingsors letzter Sommer" ist der beste Ausdruck dieses Geistes. Ball zitiert die Beschreibung des Camuzzi Gartens im Klingsor und bemerkt dazu folgendes: „Das könnte ein Auftakt sein zu „Tristan und Isolde". Diese Musik ließe sich auch in Ravallo hören. Sie hat einen tiefen Schmerzakzent und alle Qual der Liebe, wo sie vom Tod nicht mehr zu trennen und zu unterscheiden ist. Es ist die Spätromantik, die versäumtes Lieben,

versäumtes Leben, versäumte Tierheit kennt und im letzten Aufbäumen die Jugend nachzuholen versucht, sie aber überbietet durch alles gereifte Wissen des Alters. Es ist die ganze, auch die französische Spätromantik, die hier auf wenige, brennende Blätter zusammengedrängt ist. Es sind entartete, ataviſtische Züge in ihr, die vom Zurückverlangen zur Mutter schmerzlich getragen sind. Es sind Züge in ihr von Monomanie und Selbstanbetung und Züge des Verfallenden und Untergehenden."

Die zwei Möglichkeiten der Flucht: Idylle und Romantik, welch letztere wir bei Hesse auch noch kennen lernen im Kurgast, sind nur eine Seite des Dichters. Die zweite Möglichkeit besteht im Jasagen zu dieser grausigen und bösen Wirklichkeit, klagend und anklagend in der Gnosis, die vor allem im Demian erscheint oder auch sachlicher im Humor. Die Wirklichkeit wird erkannt, beweint oder belächelt. Demian ist das böseste Werk Hermann Hesses. Für die Gnosis ist diese Welt gespalten in den Bereich des Lichten und des Dunklen. Das Dunkle, das Böse herrscht. Wir sind der Materie, dem Unbewußten, dem Weibe verfallen. Wir suchen aus dem Bösen, das ist der Welt zu entrinnen durch den Geist. Aber dieser Geist ist ziemlich ohnmächtig. Wir können unserer Verflochtenheit mit diesen Urgründen, unserer Verfangenheit in das Böse nur bewußt werden. Ein protestantischer Pessimismus, für den die Welt nicht wahrhaft erlöst ist, klingt hier durch. Die Beziehungen zwischen Protestantismus und Gnosis hat Johann Adam Möhler in seiner Symbolik bereits erkannt. Ricarda Huch hat sie für Luther nachgewiesen. Die pietistische Form dieser Gnosis ist darin sichtbar, daß in der echten der Geist siegt, bei Hesse liegt die Befreiung nur in dem subjektiven Bewußtmachen der Versunkenheit und Verfallenheit. Ueber den Demian, dessen Bosheit von Ball nicht genügend charakterisiert ist, urteilt der Kritiker: „Jeder Satz vermittelt den heftigen, sicheren Griff eines Intellekts, der lange Zeit auf der Lauer lag, die Qual des Innern ins helle Licht zu drängen und zu binden. Der Dichter spricht von seiner damaligen Besessenheit durch Leiden; von einer Höllenreise durch sein Selbst. Man kann, so heißt es im Lebenslauf, jederzeit wieder unschuldig werden, wenn man sein Leid und seine Schuld erkennt und zu Ende leidet, statt die Schuld daran bei andern zu suchen." Eine höhere Stufe der Sachlichkeit ist im Humor gegeben. Aber mit diesem Humor hat es seine besondere Bewandtnis. Er ist nicht recht glaubhaft. Ball meint: „Der Steppenwolf-Roman, dieses Unikum von Dichtung, ist Hesses jüngste und mächtigste Inkarnation. Wenn es gelänge, den Feind in eigenem Innern zu packen und aufzulösen, die treibende vitale Kraft auf eine plausible Formel zu bringen; wenn es gelänge, dies leidenschaftlich unruhige, wogende, quälende, aller Sublimierung und Zivilisierung hohnsprechende Wesen auseinanderzulegen, in zierliche Worte zu fassen, es mit aller Gnade und allem Licht zu durchdringen — damit wäre etwas geschehen. Damit wäre diesem bisher unzugänglichen namenlosen Wesen zu Leibe gerückt. Damit wäre für die Folge unliebsamen Ueberraschungen von der Instinktseite her vorgebeugt. Damit wäre die Lebenskraft selber entwurzelt und erschüttert; das Tier im Menschen wäre zutage gefördert und, wer weiß, vielleicht gebrochen. Damit wäre ein dämonisches Urbild gehoben und eine Unsumme von Beängstigungen, von Hysterien, von schillernden Sophismen wäre der Weg verlegt. Damit wäre ein Humor ermöglicht, der mehr zu sein vermöchte als anstellige Verlegenheit und gute Miene zum bösen Spiel." Weiter ist Hesse aber wohl kaum gekommen und nur in diesem Sinne könnte man vom Humor bei Hesse sprechen.

Hesse ist ein säkularisierter Pietist. Die theologischen Stützen des Pietismus haben bei ihm versagt. Die Struktur des Pietismus ist aber die gleiche geblieben: die Selbstreflexion, die Konfliktwelt. Er versucht in die Idylle und die Romantik zu fliehen, oder auch diese Konflikte zwischen Ich und Welt, zwischen Geist und Leib sachlich zu nehmen, sie im Sinne der Gnosis zu interpretieren mit pietistischem Ein-

schlag oder auch gute Miene zum bösen Spiel zu machen, was man Hesseschen Humor nennt. Eine wahrhafte Ordnung, Erkenntnis der Realitäten und eine wirkliche Ueberwindung des Zwiespalts findet nicht statt, woraus auch die nervösen Zusammenbrüche in Kloster Maulbronn und Gaienhofen zu erklären sind. „Man kann diese Leiden nicht länger für organisch halten. Man wird endlich einsehen müssen, daß es Leiden sind, an denen unsere religiösen und sozialen Faktoren, unser Erziehungswesen, unser Hochschulbetrieb, insbesondere die allgemeine negative Einstellung zu Wahn und Uebertreibung, der Mangel an Enthusiasmus und Entgegenkommen, an Kindsköpfigkeit und Bildervergnügen, kurz unsere katastrophale Weltanschauung ein übervolles Maß der Schuld tragen."

Das sind die wesentlichen Züge im Gesamtbilde Hesses nach der Darstellung Hugo Balls. Wenn Hesse ein Einzelfall wäre, lohnte sich die Lektüre des Buches nicht. Hesse ist aber ein Symbol unserer Zeit, wenigstens weiter Bezirke. Die aus der katholischen Kirche und ihrer Ordnung losgelöste europäische Menschheit, soweit sie nicht, wie einer der wenigen, denen man in unseren Tagen Weisheit zusprechen muß, sagte, in den allgemeinen Brei einer Güter produzierenden und konsumierenden Masse untergeht, hat ihre eigenen Konflikte, die eine spezifisch theologische Basis haben und zwar die häretische. Für den Katholiken existieren die Konflikte Hesses kaum und auch nur insoweit, als er unter die Herrschaft der Häresie und ihres in Institutionen verkörperten objektiven Geistes gerät. Der Katholik kennt keine Selbstreflexion im pietistischen Sinne, er leidet nicht so an dem Konflikt zwischen Leib und Seele, daß er sie für zwei absolut feindliche Prinzipe ansieht, er kennt keine Flucht oder ein trotziges Jasagen zur jetzigen Welt. Er wendet sich nicht zur Magie, wie Hesse es jetzt tut. Er weiß, daß Gott der Herr der Welt ist und daß Christus die Welt erlöst hat. Durch die Ordnung der Sakramente wird er, wenn auch nicht gewandelt, so doch geändert. Die Welt ist erlöst und wird in gewissem Sinne durch den Christen der Erlösung weiter teilhaftig. Der Christ erkennt nicht nur seine Schuld an, sie wird ihm vergeben. Das Ich ist ihm nicht erstwichtig, er ist mit Adam und durch Adam mit allen gefallen und durch Christus samt der Welt erlöst. Jemehr der Welt das Evangelium verkündet ist, um so näher rückt der Tag der Vollendung, der Tag, an dem der neue Himmel und die neue Erde geschaffen und diese Welt vergeht. Nicht durch die Magie werden wir über die Welt herrschen, sondern durch die Macht Christi an der Herrschaft Christi teilhaben. Die Not, die unendliche der Neuzeit, soweit sie nicht aus der Gefallenheit des Menschen und den Wirkungen der Erbsünde stammt, ist eine Folge des Abfalls von der Kirche, hat also häretischen Ursprung.

Es ist das große an dem Buche Balls, daß es im Symbol eines zeitgenössischen Dichters die ganze Tiefe dieser Qual uns hell gezeigt. Und das ist vielleicht noch größer, daß Ball nicht glaubt, durch Glückwünsche zur Größe und Macht der Neuzeit diese selbst bändigen zu können. Dazu bedarf es anderer Mächte: der Gnade Gottes, der Macht und Weisheit der Kirche und der Größe eines Heiligen.

Paul Adams

Die religiöse Lyrik Luise Hensels

Nicht farbenreiche, kühn gestaltende Phantasie, nicht neue, hinreißende Gedanken geben das charakteristische Gepräge der Lieder Luise Hensels, sondern die Tiefe einer begnadeten, gotterfüllten Seele, die aus der Fülle ihres Empfindens wahre Erlebnisdichtung schuf. Eng begrenzt ist der Raum, den ihre Muse durchschreitet; ein einziges Thema wird variiert. Ohne das innige Eins-sein mit ihrem Gott fehlte ihrem Dichten die wesentliche Note; weltliche Gedichte empfindet sie kaum. So sehr war ihr ganzes Wesen von der Gottesliebe durchglüht, daß nur sie das Thema ist, das immer wieder anklingt und dem sie immer wieder neue Schönheiten abzugewinnen weiß:

Zu Dir, zu Dir, hinweg von mir
Will meine Seele fliehen;
Nur Dein allein, Dein soll sie sein,
Du mußt sie zu Dir ziehen!

In früher Seelenreife hat Luise Hensels wahre Gottsuchernatur unbeirrt und zielbewußt den Weg zur wahren Kirche gesucht. Erstaunlich ist die Charakterstärke des fünfzehn- bis sechzehnjährigen Mädchens, das zur Zeit der blühenden Jugend, wo das lockende Leben mit Macht an die jungen Herzen pocht, in ernster Einkehr den Himmel bestürmt, ihr den rechten Weg zur Wahrheit zu zeigen. Zu allen Zeiten ihres gottgeweihten Lebens hat sie Gebete im Drange dichterischer Gestaltung in lyrische Form geprägt. Scheu, um nicht ihres Herzens tiefstes Fühlen vor fremden Augen zu entblößen, schloß sie ihre Gedichte in Briefe und in ihr Tagebuch ein, das, im Frühjahr des bedeutungsvollen Jahres ihrer Konversion (1818) geschrieben, über ihren religiösen Entwicklungsgang klaren Aufschluß gibt. Nur vereinzelt waren ihre Lieder in die Oeffentlichkeit gedrungen; so in Melchior v. Diepenbrocks Sammlung „Geistlicher Blumenstrauß" aus dem Jahre 1829. L. Hensels allzu große Bescheidenheit hätte auch diesen Abdruck nicht gestattet, wenn nicht ihr Name ungenannt geblieben wäre. Da war es Dr. Julius aus Hamburg, der die Dichterin zu einer Herausgabe ihrer sämtlichen Lieder zu veranlassen suchte. Erst als Prof. Schlüter (Münster) auf sie einwirkte, wurde der Plan verwirklicht. Doch nur die Zusicherung, daß die Ausgabe einem wohltätigen Zweck dienen sollte, ließ sie die Einwilligung geben. Aber auch jetzt noch muß die bescheidene Dichterin bekennen: „Es kommt mir immer wie eine Roheit vor, so die innerste Seite meines Seelenlebens nach außen zu kehren und gleichsam auf den Markt zu setzen." Als dann die Sammlung erschien unter dem Titel „Lieder von Luise M. Hensel, herausgegeben von Professor Dr. C. Schlüter, Paderborn 1869", da war der Beifall so stark, daß im gleichen Jahre noch eine zweite Auflage nötig wurde. Allerdings fehlte in dieser auf Wunsch der Dichterin die warmherzige Einleitung von Schlüter, die das dichterische Schaffen charakterisierte und L. Hensel mit der Droste in Parallele stellte.

Ueberschaut man das lyrische Werk Luise Hensels, dann lassen sich unschwer vier Gruppen unterscheiden: die Lieder ihrer ersten Jugend (bis 1815), aus der Zeit ihrer Bekanntschaft mit Clemens Brentano (1816), aus dem Jahr ihres Uebertritts (1818), dessen lyrische Ausstrahlung bis 1820 reicht, und die nur vereinzelten Lieder der späteren Jahre ohne besonderen elementaren Drang.

Nach unselbständigen Schöpfungen ihrer frühesten Jugend, die unter dem Einfluß der Lektüre nach fremden Mustern gearbeitet sind, beginnt 1814 das seltsam frühreife Mädchen in seinem sechzehnten Lebensjahr seinen eigenen Ton zu finden. Ihr reiches Innenleben drängte im Uebermaß ihrer religiösen Empfindung nach lyrischem Aus-

druck. Naives Erleben im besten Sinne gab den Inhalt; die schlichte Form — „sein Kleidchen" — ergab sich nach ihren eigenen Worten ohne ihr Zutun. Schon 1813 findet L. Hensel in „Heimweh" eindrucksvolle Klänge; ihr „Stilles Gotteslob" (1814), das an der Spitze ihrer Sammlung steht, schlägt klar den lyrischen Eingangsakkord zu ihrem Dichten an:

Ach hätt' ich Engelzungen,
Ich hätt' euch wohl gesungen
Das süße, liebe Lied,
Das mir so still und selig
Im jungen Herzen glüht.

Die Tochter des bibelgläubigen Predigers, der die Bibel und das Apostolische Glaubensbekenntnis Wegweiser zum hohen Ziel waren, bekennt schon mit siebzehn Jahren:

Immer muß ich wieder lesen
In dem alten, heil'gen Buch,
Wie der Herr so gut gewesen,
Ohne List und ohne Trug.

Schon damals war das Treiben der Welt in ihren Augen eitel:

„Herr, Deine Magd ist müde;
O, nimm sie ein zur Ruh';
Hienieden ist kein Friede;
Herr Jesu! rufe Du!"

Nur kurz hat die Lebenslust sie gestreift; nach den Tagen von Deutschlands Erhebung nahm auch Luise an der Lebensfreude teil, wie sie sich im Tanze ausspricht. Aber entsprechend der jenseitigen Einstellung ihres Empfindens tritt der Gedanke an Tod und Jenseits parallel dem Tanzerlebnis auf:

Du liebst mich, weil durch braunes Haar
Sich schlingt der grüne Lebenskranz,
Weil frisch und voll der Wangen Paar
Und leicht der Fuß sich hebt im Tanz.

O, armer Jüngling, wisse, bald
Ist all das hin, was du geliebt,
Geknickt die blühende Gestalt,
Die jetzt den Zauber auf dich übt.

Da naht das Jahr 1816, ihr Zusammentreffen mit Clemens Brentano; für zwei Menschen ein Lebensschicksal. Programmatisch spricht es aus „Die Wahl des Liebsten": „Es warten dein zwei Freier, Schau her und wähle Kind!" In Brentano naht die diesseitige Welt; seine Aufforderung, eine einfache lutherische Magd zu bleiben, hat Luise verstanden! Um so stärker ruft es in ihrem Herzen „Sursum Corda!"

Willst du lieben? Suche drüben
Den, der liebenswürdig ist;
Alles leide, alles meide,
Bis du ihm einst ähnlich bist.

Sie sah, wie Brentano litt; sie las seine verzweifelten Briefe. Nur einen Trost kann sie ihm geben:

Die in Tränen hier sich sehnen,
Finden sich im Vaterland;
Was hienieden bang geschieden,
Geht dort selig Hand in Hand.

In gläubigem Vertrauen wendet sie, die protestantische Jungfrau sich an Maria um Fürsprache in ihren innigen Mariendichtungen, die schon 1816 einsetzen. In leidvoller Standhaftigkeit nahm sie innigen Anteil an Brentanos schmerzlichem Ringen; daß er siegte, ist großenteils ihr Verdienst. Ihre Seele schaut unverwandt zum Land der Sterne empor; alles Irdische ist in ihrem Herzen erstorben:

Jesus, sei mein Führer immer
Auf dem Weg zum Vaterland;
Nimmer sei mein Lieben, nimmer
Einem andern zugewandt!

Mit wundervoller Innigkeit bricht ihre Jesusliebe hervor aus ihrem tiefempfundenen Lied: „Ich liebe einen Königssohn", das eine der kostbarsten Perlen ihrer religiösen Lyrik ist.

Ende 1817 steht ihr Entschluß fest:

Der Herde zugezählet,
Soll ich, dem Lamm vermählet,
Nun keinem andern blüh'n!

Und so beginnt Luise Hensel mit festem Entschluß und in sieghaftem Vertrauen das Jahr 1818, das, als wahrhaftes Jahr des Heils, den Wendepunkt in ihrem gottgeweihten Leben bringen sollte. Mit einem lyrischen Gebet tritt sie über die Schwelle des neuen Jahres:

Laß doch, Herr, in meinem Leben
Nicht dies Jahr vergeblich sein;
Gib Verlangen und Bestreben,
Meine Seele Dir zu weih'n.
Laß mich nicht mein eigen sein!

Wie in der Entwicklung ihres Seelenlebens, so stellt das Jahr 1818 auch für den dichterischen Ausdruck ihres religiösen Werdeganges den Höhepunkt dar. Im sicheren Gefühl, daß etwas Außerordentliches sich ereignen müsse, beginnt sie, einem Tagebuch die Analyse ihres Seelenlebens anzuvertrauen, und diese Selbstbekenntnisse umrankt sie mit ihren Liedern. Sorgfältiger wird ihre Selbstprüfung, eifrig befaßt sie sich mit religiösen Problemen. Noch sieht sie nicht das Licht; in Demut klagt sie ihre Schuld: „Und kann Dich doch nicht finden, soweit mein Blicken reicht; ach, meine vielen Sünden, die haben Dich verscheucht." In gotterfüllter Zuversicht aber steht es für sie fest: „Du kannst mich nicht verlassen, Du wirst mich doch befrei'n!" In rührender Bescheidenheit hält sie sich noch nicht für würdig, den rechten Weg zu gehen. Ihr „Blick nach innen" kündet ihr von vielen Unvollkommenheiten:

Ach, die Torheit und die Sünde
Herrschen noch im Herzen mein,
Was ich denke, was empfinde,
Meint nicht lauter Dich allein.

Es war ihr vollkommen klar, daß der Weg der Wahrheit große Opfer von ihr verlangen würde. Daher ihr unermüdlicher Ruf nach göttlicher Hilfe, der so oft aus

ihrem Tagebuch spricht und der auch ihre Lieder durchzieht. Doch die Stärke ihres Glaubens und Vertrauens schreckt auch vor Opfern nicht zurück: „O, ich will ja alles leiden, / Bis ich Dir gefällig bin, / Alles, was ich liebte, meiden — / Nimm es hin, o nimm es hin!" Gegen Herbst war ihre Ueberzeugung so stark, daß ihr Entschluß feststand, in die katholische Kirche überzutreten. Je näher die Stunde kam, um so inbrünstiger ihr Flehen um den Beistand des Himmels:

Geist, erleuchte mir die rechten Stege!
Leite mich, mein Fuß ist irr und träge!
Ich verzage, komm, o süßer Friede,
Salbe mich, mein Haupt ist schlafesmüde!

In hartem Kampfe hatte sie die leichten Lockungen des irdischen Lebens niedergekämpft; ihr Denken und Handeln war gottgeweiht. In ihrer übergroßen Demut und Zerknirschung bekennt sie am Morgen der ersten Beichte (7. Dezember):

Ich hab' ihn viel gekränket
Und hab' es wohl gewußt,
Mein Herz hab' ich ertränket
In Erden-Schmerz und -Lust;
Ich hab' ihn oft vergessen,
Den ich doch früh erkannt,
Und habe ganz vermessen
Mich von ihm abgewandt.

Wie bei allen rein lyrischen Naturen war auch bei Luise Hensel ihr Lebensfrühling zugleich ihr Liederfrühling. Verstärkt wird diese Tatsache durch das starke religiöse Erleben gerade in ihrer Jugend. Gleichwohl halten diese Empfindungen auch weiterhin an, wenn auch bei zunehmendem Alter und unter dem Druck der Berufspflichten der lyrische Strom langsamer und spärlicher fließt. Eines der köstlichsten Lieder stammt aus 1817 (3. Jan.) Es ist das innige „Nachtgebet": „Müde bin ich, geh' zur Ruh'", das den Namen der Dichterin weithin getragen hat. Von ähnlicher Innigkeit ist der „Kindesgruß von drüben" aus 1823. Prachtvolle Lieder entströmen der Dichterin noch in den fünfziger Jahren.

Eng ist das Gebiet, aus dem Luise Hensel ihre Stoffe entnimmt. Eine gewisse Wiederholung und Eintönigkeit konnte sie nicht vermeiden. Aber diesen kleinen Mangel überwiegt bedeutend die Tiefe echter Empfindung. Nie ist ihre Lyrik gesucht oder überschwänglich in der Ausdrucksweise einer sinnlichen Mystik. Echt und wahr wie die Empfindung ist ihre Sprache, ungesucht und ungekünstelt. Schmucklos, oft volksliedmäßig spricht sie aus, was sie erlebt. Ihr ist wahrhaft alles Vergängliche ein Gleichnis! Ihre Lieder sind Gebete. „Sie wachsen mir so aus dem Herzen; es kommt von selbst und ist eigentlich nur für mich", sagt sie selbst. Die beste Beurteilung ihrer Lieder gibt Luise Hensel selbst:

Ja, das Lied, das ungesungen
Tief im Busen still erblüht,
Bis es aus den Dämmerungen
Klar hinauf zum Himmel zieht.
Denn von dort sind alle Lieder,
Die ein kindlich Herz erfand,
Und nach dort auch zieh'n sie wieder
In ihr ewig Heimatland.

Willi Beils.

Peter Dörfler

Drei Werke Dörflerscher Erzählungskunst aus dem Jahre 1926/27 liegen vor mir*: In der Novelle „Die Braut des Alexius“ erzählt der Dichter mit hochkultivierter Sprachkunst von einem Kgl. Bayrischen Beamten akademischer Bildung, der zwar nicht wie der heilige Alexius seine Braut in der Hochzeitsnacht selber, aber einige Tage vorher plötzlich verläßt, um sein Heiligstes, sein Selbst, vor Verflachung zu retten. Zu seinem Schrecken hatte er nämlich eingesehen, daß die Braut von ihm in der Ehe eigentlich nichts anderes erwarte, als daß er seine seltene Unterhaltungsgabe, die ihn bis dahin zur gefeierten Größe bei allen Festivitäten und Gesellschaften gemacht hatte, die er selber aber für nichts achtete, in Zukunft an sie allein verschwende. Er aber sieht des Lebens Sinn und Zweck darin, den Fruchtbaum des höheren Ichs zu möglichst reicher Ernte zu bringen. Dafür weiß er aber zunächst keinen anderen Weg als das einfache, ohne die harte Askese des heiligen Alexius durchgeführte Einsiedlerleben im bequemen, schönen Blockhaus im Gebirge, gewidmet dem ungestörten Studium auserlesener Bücher.

Dörfler läßt den Leser im Unklaren über die Lebensaufgabe, derentwegen der Held urplötzlich seine Braut verläßt. Gerade deshalb nun, weil der Leser nur dieses allgemein und unbestimmt gezeichnete höhere Ziel sieht, um dessentwillen der ungewöhnliche Schritt geschieht, bleibt er bei der Lektüre mehr im befremdenden Staunen über den Helden stecken, als daß er zur Bewunderung mitgerissen würde. Die dialektische Rechtfertigung aus dem Munde des modernen Alexius fällt mehr glänzend als warm überzeugend aus.

Dagegen sitzt man in den Erzählungen „Am Eichentisch“ ganz und gar in der behaglichen Wärme, mit welcher ein Volkserzähler von Gottesgnaden die Leser froh macht. Mit den besten Erzählungen dieser Sammlung steht Dörfler neben den besten Stücken Roseggerscher Volkserzählungskunst ebenbürtig, wenn nicht überragend. Ich halte Dörfler für den größeren Dichter. Der Künstler mag bei Dörfler in seinen großen Arbeiten, z. B. auch in „Neue Götter“ mehr zur Geltung kommen, der Dichter, ich möchte fast sagen, der naturhafte Dichter, macht sich jedoch in den besten dieser Volkserzählungen stärker geltend. Das sieht man an seiner Meisterschaft, die Grenze von Volkssage und eigener Dichtung unvermerkt zu verwischen. Ein besonders klassisches Beispiel bieten dafür „Die drei Mägde“. Diese Gestalten wären unter den Händen anderer Erzähler, wenn sie dieselben so wie Dörfler formen wollten, blutleere Schemen geworden. Aber er hat etwas vom Duft und Zauber der Volkssage um sie gewoben und sie damit ganz und gar glaubhaft gemacht. Aus welcher Fülle heraus des Dichters Phantasie gestaltet, offenbaren der Traum des alten Bauern und sein Sterben in „Ernte“ und „Der Paradeishof“, worin die alte Volkserzählung vom Bauer, der lieber zur Hölle fährt, als daß er den ungerecht erworbenen Acker zurückgäbe, echt dichterisch vertieft wird. Wird man je etwas Ergreifenderes über das Ende des Dreißigjährigen Krieges lesen als die wunderschöne Kindergeschichte „Friede“! Und welch ein Ueberschwang von meisterhaften poetischen Vergleichen in Dörflers Sprache! Wie echt, ohne naturalistische Trostlosigkeit, oft mit Humor oder gutmütiger Satire gewürzt, ist hier schwäbisches Bauern- und Kleinstadtleben gezeichnet! Wie webt ohne jede Aufdringlichkeit christkatholisches Denken mit seinen sinnigen Volksgebräuchen in diesen Erzählungen! Es müßten schöne Stunden sonntäglicher und feierabendlicher Erholung sein, wenn

* Die Braut des Alexius. Novelle. München, Kösel-Pustet. 74 S. 1.50 Mk., kart. 2.— Mk., geb. 2.80 Mk. Am Eichentisch. Erzählungen; ebenda. 253 S., gebunden 5.— Mk. Neue Götter. Roman. 2. Fassung; ebenda. 603 S., geb. 12.50 Mk.

dort, wo noch etwas von dieser Dorf- und Stadtkultur lebt, die Familie sich um den Tisch setzte und dem Vorleser dieser „Am Eichentisch"-Erzählungen lauschte.

Groß wie der örtliche und zeitliche Abstand zwischen der nunmehr auch verschwindenden Bauern- und Kleinstadtkultur des bayerischen Schwaben und der versinkenden jonisch-griechischen Kulturwelt des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts ist auch jener zwischen der künstlerischen Formgebung der Erzählungen „Am Eichentisch" und des Romans „Neue Götter".

In der ersten Fassung erschien die großangelegte Dichtung 1920. Schon der erste Blick auf die umfangreichen Kürzungen — jetzt 603 Seiten gegen 795 der ersten Auflage — läßt eine tiefgreifende Umarbeitung ahnen. In der Tat hat Dörfler stark umgebaut. Einzelne Teile wurden an ganz andere Stellen versetzt, Personen, die früher sehr bemerkbar im Vordergrund bedeutsame Rollen spielten, wie der Schwindler Alexander Abonoteichos, sind jetzt im Hintergrund nur noch mit untergeordneten Aktionen bedacht. Gerade das Zurückschieben dieses Gauklers und die Loslösung des edlen Herodes Attikos von ihm kommt der neuen Fassung in künstlerischer Hinsicht sehr zugute. Auch Justin der Martyrer verschwindet nunmehr fast ganz aus dem Gesichtskreis. Anderes, was in der ersten Fassung der Dichter selber als Geschehnis und Handlung erzählt, vernimmt man jetzt als Bericht aus dem Munde dritter Personen, so den Wettkampf der Passion in Olympia und das mißglückte Martyrium des Peregrin Proteus, allerdings ein wenig auf Kosten der Unmittelbarkeit und Frische. Dagegen gewinnt die Komposition dadurch an Geschlossenheit, daß in der neuen Fassung Athenagoras und Psyche als Brautpaar über den Trümmern des im Erdbeben zerstörten Smyrnas stehen. Indes, wenn der Bau in mancher Hinsicht auch ein anderes Aussehen bekommen hat, so ist das Wesentliche, der Kern der Struktur, geblieben. Nichts änderte der Dichter an der leitenden Idee, nichts am Wesentlichen der Hauptcharaktere, nichts an der sprachlichen Form. Nur die buchtechnische Aufmachung ist eine ganz andere, viel ansprechendere geworden, so daß auch sie dem Romane Leser wirbt. Das ist sehr erfreulich, denn die „Neuen Götter" sind eine Dichtung, die man in die Hand jedes Lesers wünscht, dem als Frucht geschichtlicher, kirchengeschichtlicher und religionswissenschaftlicher Studien die Kultur und Geschichte des ersten und zweiten nachchristlichen Jahrhunderts keine völlige terra incognita mehr geblieben sind, und der auch befähigt ist, in mancher Geistesströmung unserer Tage eine Wiederkehr der Strömungen jener Zeiten zu erkennen.

Allgemein ist über diese Dichtung zu sagen: Je erhabener, großartiger und umfassender die Idee eines Romans ist, um so höher muß das Werk auch als Dichtung gewertet werden, falls überhaupt dessen dichterische Verklärung gelungen ist. Der Roman „Neue Götter" trägt nun die erhabenste Idee: Das junge Christentum im Kampf mit allen Spielarten des Heidentums und der häretischen Gnosis. Während der Leser das Zerbröckeln und den beginnenden Zerfall des in Genuß, Literatentum, Sophisterei und Mysterienwesen verstrickten Hellenentums erlebt, steigt jugendstark das Christentum in prächtigen Gestalten, worunter der greise Polykarp die überragende ist, am Horizont herauf. Ueber dem Trümmerfeld des im Erdbeben versunkenen heidnischen Smyrnas wandelt die christliche Caritas, verkörpert in Psyche, Tavia und Philomele. Zu dem Hymnus des Priesters: „Lasset uns immerdar und unter allen Umständen lobpreisen, denn so ist es recht und heilsam", spricht der ewig zwischen Heidentum und Christentum her- und hinschaukelnde Dichter Apollonios den Schlußsatz der Dichtung: „Glaube, Hoffnung und Liebe, nun weiß ich, was mehr ist als die Grazien und gewaltiger als die Parzen!" In genialer Weise bringt Dörfler jene Epoche dem Leser nahe wie die Gegenwart. Er führt hinein in die Straßen und auf die Märkte griechischer Städte mit ihrem bunt-

schillernden Treiben, in die Versammlung der Christen wie der Gnostiker und in den Tempel des Aeskulap. Im Odeon lauschen wir so gespannt wie die Tausende von Smyrnäern der Rede des gefeierten Sophisten Polemo. Das Athen der römischen Kaiserzeit erwacht zu neuem Leben und ebenso Olympia, das Herodes Attikos, der gefeierte Redner, Sophist und Wohltäter griechischer Städte, herrlich schmückte. Allerdings, etwas Fremdes und Altertümelndes haftet an dieser Welt und diesen Menschen. So stark man z. B. gerade diesen Herodes Attikos als wirklichen tragischen Helden erlebt: man hat trotz allem in etwa das Gefühl, mit dem man in einer Galerie zwischen den Götter-, Helden- und Kaiserstatuen jener hellenischen Epoche umherwandelt. Es ist eben doch eine versunkene Welt. Die Kühle dieser glänzenden und glänzend gezeichneten Charaktere und ihr vieles Disputieren hat auch der Sprache des Romans etwas von der schimmernden Kühle des Marmors gegeben und den Ablauf des Geschehens etwas reichlich mit Dialektik durchsetzt. Beides ist durch das Werk selber bedingt: Mit seiner Idee waren dialektische Auseinandersetzungen von vornherein gegeben und die Atmosphäre, in der Sophisten gedeihen, bleibt immer kühl. Des Dichters Schaffen selber verläßt nie die Höhenlinie eines begnadeten Erzählers und Schilderers. Man wird in den Romanen unserer Zeit sehr lange herumlesen müssen, bis man an Stellen hingerät, worin dichterische Phantasie und Pathos so hoch emporsteigen wie etwa in der Erzählung vom Tode Polemos, vom Martyrium des heiligen Polykarp, vom Untergang Smyrnas im Erdbeben und von dem Auftreten des christlichen Wanderpropheten, der das Kommen des Herrn und das Weh über die Welt ausruft. Die „Neuen Götter" sind eine dichterische Leistung, der man Auflage um Auflage wünschen möchte.

Hermann Herz.

Aus Kolbenheyers Schrifttum

Amor Dei, ein Spinozaroman.
Ahalibama und andere Erzählungen.
Meister Joachim Pausewang. Roman.
(Verlag: Georg Müller, München.)

Man hat Erwin Guido Kolbenheyer oft einen Dichter-Philosophen genannt. Mit Recht, wenn man darunter den Dichter des Philosophen versteht. Kolbenheyer ist kein Dichter-Philosoph in dem Sinne eines, der sich in dichterischer Form mit Weltanschauungsfragen auseinandersetzen, Probleme lösen oder gar seine eigne Weltanschauung auftischen will. Im Gegenteil, als objektiver Erzähler hält er sich selbst stets im Hintergrunde. Erst auf Umwegen, aus Indizienbeweisen, kann man seine persönliche Einstellung herausschälen, und auch dann stets nur mit dem Vorzeichen des Wahrscheinlichen, nie mit dem der Gewißheit. Kolbenheyer stellt nicht das Problem dar, sondern den Problematiker. Der Philosoph ist das Thema, das er immer wieder gern behandelt. Es ist seine Spezialität, etwa so, wie der Junggeselle diejenige Spitzwegs ist. Freilich, wie in dem Maler Spitzweg der Junggeselle steckt, so auch in Kolbenheyer der Philosoph. Aber ebensowenig wie jener ist er mit einer seiner Kunstschöpfungen identisch zu setzen. Weder mit Spinoza noch mit Paracelsus, noch mit Jakob Böhme oder gar mit dem philosophierenden Schuster Tigel.

Kolbenheyer ist ein Malerdichter, der in seinen Werken durch eine Galerie großer Portraits hindurchführt. Er umreißt seine Helden nicht mit ein paar knappen Zügen, um in wenigen Strichen ein Seelenbild zu geben, etwa wie Holbein in seinen Radierungen, oder wie Eulenberg in seinen poetischen Schattenbildern, sondern er greift zum großen Seelengemälde, arbeitet mit Behaglichkeit und Breite, setzt mit

minutiöser Genauigkeit holländischer Meister Episode neben Episode; nicht immer zum Vorteil des Ganzen. Er verliert sich manchmal ins Detail, mindert den großen Zug und damit auch die Wirkung. Gewiß, jedes seiner Genrebilder ist gut in seiner Art, ein Kabinettstück warmer poetischer Malerei. Aber es ermüdet den Leser, von Bild zu Bild zu huschen. Das Zentralgemälde hebt sich manchmal nicht genug aus der Umgebung heraus, es wird erdrückt. Kolbenheyer fehlt häufig der große Rahmen, den wir bei Dostojewski oder auch bei Wassermann bewundern. Ueber diesen Mangel täuscht auch die farbenfrohe Sprache, die seelenvolle Plauderei und der goldne Humor des Oesterreichers nicht hinweg.

Mit einem großen Portrait führte sich Kolbenheyer in die Literatur ein, mit seinem Spinoza-Roman „Amor Dei". Bis in die Jugend der Mutter des Philosophen holt er aus, um uns den Entwickelungsgang des großen Gottsuchers klarzulegen. Eine Revue seiner leiblichen und geistigen Ahnen zieht am Leser vorüber. Jehuda, Uriel da Costa und Rembrandt sind keineswegs die einzigen, wenn auch die fesselndsten Gestalten unter ihnen. Und bei keinem klebt Kolbenheyer an der Oberfläche. Die verborgensten Seelenschächte weiß er zu öffnen, mit einer fast Rembrandtschen Kraft psychologische Tiefe in Wort und Handlung umzusetzen. Und neben jene großen Portraits stellt er eine Unmenge anderer aus der hohen Diplomatie, aus den Gilden der Kaufmannschaft und der Alltagswelt des Kleinbürgers. Er malt uns die dumpfe Luft des Judenviertels, das geschäftige Treiben in Hafen und Kontor, das heitere Wohlleben der reichen Bürger und setzt alles in die flach resigniert sich ausdehnende holländische Landschaft, in die wechselnde Belichtung der Tages- und Jahreszeiten. Alles ist treffsicher hingestellt und umgibt wirkungsvoll das Portrait Spinozas. Mit ungemeiner Wärme ist der Philosoph selbst gezeichnet. Man fühlt, daß Kolbenheyer durch seine Schule gegangen ist, daß er dem Meister und Lehrer ein Denkmal setzen will, wenn es auch nicht angeht, seine Weltanschauung mit der Spinozas direkt zu identifizieren. Scharf hebt der Dichter den Kontrast zwischen da Costa und Spinoza heraus. Jener ist der zerfahrene, unruhvolle Sucher, dessen Unglück dadurch bedingt wird, daß er dem Alten zu enge verwachsen ist, sich nicht von ihm zu lösen vermag, aber anderseits über dasselbe hinausgewachsen ist. Er müht sich, Jude zu sein, aber seiner Mentalität ist es versagt. Ein Ausgleich kann nicht geschaffen werden. So muß da Costa untergehen. Anders Spinoza. Dieser wächst über seine Tradition hinaus. Er hat die Eigenkraft, sich auszupflanzen, ja, fern von jedem umschlossenen Garten einer Weltanschauung, für sich zu wachsen. Er ist kein Baum des Waldes, sondern eine Eiche, die allein grünt, den Stürmen trotzt und wächst.

Eine solche Persönlichkeit muß uns packen, gleichgültig, ob uns auch die Weltanschauung derselben an sich zusagt. Ja, Spinozas Lehre hat uns Kolbenheyer nicht nahe gebracht. Dort, wo der Weltweise spricht, erscheinen uns seine Gedanken seichter als bei Goethe. Hat hier Kolbenheyer oder Spinoza versagt? Eins ist sicher, der Eindruck des Romans ist zwiespältig. Er erwärmt, aber er ergreift nicht. Kolbenheyers Kunst hat ihre Grenzen. Und doch schenkt er uns vieles; denn er ist reich an Gedanken. Vieles hat der Dichter gedacht, sich im Leben umgesehen, zu Lebensweisheit verdichtet, freilich ohne es in die knappe Prägnanz von Spruch und Sentenz gießen zu können.

Bringt „Amor Dei" das Portrait eines Weltweisen, so „Ahalibama" ein Philosophenbild in Spitzwegform. Die Novelle ist die Tragikomödie eines grübelnden Schusters, dessen Grundlehre darin fußt, aller Welt Uebel, also das Böse, sei die Uebertreibung. Die Deduktion der Idee ist glänzend durchgeführt. Man weiß nicht recht, wo der Philosoph aufhört und der Sophist anhebt, wo der Ernst der Diskussion endet und die Karikatur beginnt. Mitten im Alltag sitzt dieser Sonderling und spinnt seine Gedanken. Er schöpft bloß aus der Erfahrung und macht sich aus

ihr seine Lebensphilosophie zurecht. Er braut Richtiges und Verschrobenes, Realität und Phantasie zu einem Zaubertrank zusammen, der ihn gegen Hemmungen und Kränkungen des Alltags feit. Er ist gegen alles gewappnet, und dadurch wird er uns sympathisch.

In mancher Hinsicht ist die Erzählung besser als „Amor Dei". Ein goldiger Humor liegt über ihr ausgebreitet. Die Personen sind dem Alltagsleben meisterhaft abgelauscht, alltäglich aber doch anziehend, weil beseelt. Die anfänglich allzu große Breite, welche hier, ebenso wie im Spinoza-Roman, ermüdet, verliert sich nach und nach.

Die zweite Erzählung dieser Sammlung ist sprachlich ein Meisterwerk. Das gemütliche Wien tritt mit all dem Glanz und Zauber vor uns, den es für jeden Deutschen hat. Die Menschen sind knapp und lebendig in das Milieu hineingesetzt. Man sieht sie plastisch vor sich. Aber der Inhalt der Novelle von der „Wiedergeburt des alten Daringer" ist schwach. Die Wahlintrige der bösen Klerikalen gegen die braven Liberalen wurde zu hohler Tendenz und billiger Reklame. Was gezeigt wird, ist zu dürftig, um den Titel auch nur in etwa zu rechtfertigen.

Ein Meisterwerk schlechthin ist dagegen der Roman von „Meister Joachim Pausewang". Der Fluß der Handlung ist in ihm gegen die epische Breite wohl abgewogen. Jede Schwerfälligkeit ist geschwunden, das historische Gewand ist echt, und mit Interesse folgt man Meister Pausewang auf seinen Lehr- und Wanderjahren durch das Deutschland des Dreißigjährigen Krieges. Goldner Humor rahmt die ernste Handlung wirkungsvoll ein. Mit anschaulicher Lebendigkeit sind die Bilder aus dem Leben der Bauern und Kleinbürger entworfen, die Charaktere mit Virtuosität gezeichnet. Die Gedankenfracht ist nicht so groß, als daß sie den Gang der Handlung behinderte. Aber doch dann und wann ein Hineinstoßen ins Problematische, ein Aufrollen von Weltanschauungsfragen. Auch in diesem Roman erscheint ein Philosoph, Jakob Böhme, wenn auch nur in einer Nebenhandlung. Der Held selbst hat zwar eine philosophische Ader, doch beläßt sein praktischer Menschenverstand das Grübeln in den richtigen Grenzen.

Zweimal hebt der Dichter zu einem Liebesidyll an, stimmt es jedesmal auf den Ton alter Volksgesänge, mit denen er an Schlichtheit und Innigkeit wetteifert. Eine religiöse Atmosphäre weht durch den ganzen Roman. Gott und Natur, Gott und Gefühl, Gott und die Liebe verschmelzen in ihm zu Eins.

In diesen Erstlingswerken hat sich Kolbenheyer schon als großer Erzähler erwiesen. Seine Eigenart, welche sich in den späteren Romanen frei entfaltete, ist schon in ihnen markant. Von Anfang an tritt der Dichter mit seltener Fertigkeit und Abgeschlossenheit vor seinen Leserkreis hin. Wenn er auch in den späteren Werken künstlerisch manches hinzugelernt hat, eins ist allen gemein: Das festumrissene Weltbild, der sichere Griff in die Darstellung und der Ernst in der Behandlung des Stoffes.

Karl Möhlig.

Eine neue Kulturgeschichte

„Ausführlich zu schildern, was sich niemals ereignet hat, ist nicht nur Aufgabe des Geschichtsschreibers, sondern auch das unveräußerliche Recht jedes wirklichen Kulturmenschen." Dieses Wort Oskar Wildes setzt Egon Friedell als Motto vor die Einleitung seiner Kulturgeschichte der Neuzeit.* Das Wort macht stutzig. Soll das Paradoxon wirklich den Geschichtsschreiber mahnen? Dann erhöbe sich der Zweifel an der Berechtigung seines Wertes. Wir würden im voraus skeptisch. Aber ganz so schlimm ist es nicht. Bis jetzt behandelte die Geschichtsschreibung meist das, was sich ereignet hat. Die Menschenseele blieb dabei im Hintergrund. Nur hie und da wurde sie etwas klarer; dann auch meist in Einzelmenschen; in vielen Fällen aber blieb der Mensch eine Null, vor die etwa ein staatliches Interesse erst die wertgebende Ziffer setzte. Je intellektualistischer, desto objektiver erschien uns oft diese Geschichtsschreibung. Wohl gab es Geister, die Ideen in der Geschichte zu erkennen glaubten; aber es waren doch nur ihre eigenen Ideen, die sie in ihre Darstellung einströmen ließen. Diese Philosophen machten auch Anspruch auf Objektivität und strenge Wissenschaftlichkeit. Eine noch subjektivere Form von Ideen bewirkte dann die rein tendenziöse Geschichtsschreibung; sie fälschte einerseits bewußt, andererseits war sie durch innere Hemmungen gehindert, der Wahrheit nahezukommen. — Demgegenüber bliebe als Ausflucht nur ein hoffnungsloser Skeptizismus, wie ihn etwa Theodor Lessing vertreten will.

Aber man kann doch die Wirklichkeit der Geschichte erfassen, wenn man ihrem Träger nahekommt: das ist der Mensch, als Einzelwesen und als Typ. Er ist der Quell all der intellektuell unfaßbaren willkürlichen Variationen des Geschehens. Darum wollte Friedell eine „seelische Kostümgeschichte" schreiben; denn das klare Bild der menschlichen Seele ist auch klares Zeitbild. Die Quelle, in der man die Seele eines Zeitalters erkennen kann, bleiben die Phänomene. Das sind allerdings einzelne, unter Umständen sogar einzigartige Vorgänge. Bei ihrer Beurteilung rückt Friedell bewußt von allen bisherigen Blickpunkten ab. Er behauptet, eigentlich könne nur der Dilettant Kulturgeschichte schreiben. Das soll dem Wissenschaftler sicher nicht den Todesstoß geben. Der Dilettant aber ist nicht behindert durch angelernte wissenschaftliche Schemata; er hat den freien Blick der dichterischen Intuition. Hier darf man natürlich nicht alles wörtlich auffassen; denn der Verfasser gerät manchmal in einen — wenn auch erfrischenden — Journalismus hinein. Jedenfalls wird eine seelische Deutung nur im Zusammenhang mit klarem wissenschaftlichen Blick möglich. Das Buch Friedells ist selber der beste Beweis dafür. Vom Reichtum seines Wissens aus beschreitet er den Weg des Künstlers. Auch die Auffindung historischer Kausalitäten fordert nicht nur schöpferische Gedanken. Das mag man im Sinn behalten, wenn man liest, die Anekdote sei die Mutter der Kulturgeschichte. Die Anekdote beleuchtet in vielen Fällen einen Charakter oder eine geschichtliche Situation ganz ausgezeichnet. Aber man muß doch wissen, nach welchen Gesichtspunkten man sie bewerten kann. Es stimmt den Leser bedenklich, wenn auf Seite 19 steht: „Die Geschichte soll schließlich eine chronique scandaleuse sein." Auch das ist nicht wörtlich zu nehmen. Diese Art des Verfassers, sich interessant zu machen, wird gut verständ-

* Friedell, Egon: Kulturgeschichte der Neuzeit. Erster Band: Einleitung, Renaissance, Reformation, 410 S., München 1927, Verl. C. H. Beck, ungeb. 12.— *M*, geb. 16.— *M*. — Eben erschien auch die 1. Lieferung (IV u. 112 S., Lex.-8°, Freiburg i. Br., Herder, 3.80 *M*), einer neuen Deutschen Kulturgeschichte von Friedrich Zoepfl, die zwei Bände umfassen wird. Der 1. Band (5—6 Lieferungen): Vom Eintritt der Germanen in die Geschichte bis zum Ausgang des Mittelalters, wird Frühjahr 1928 abgeschlossen vorliegen; der 2. Band wird die neuere Zeit behandeln.

lich aus einem Essay, den Arthur Kahane über Friedell im Berliner Tageblatt veröffentlichte (Nr. 306, 1. Juli 1927). — Der Schriftsteller erreicht bald einen hohen Standpunkt, indem er behauptet: „Die Geschichte ist stete Auffindung des Göttlichen im Weltlauf." Von dieser Warte aus kritisiert Friedell seine Vorgänger, insbesondere Taine, Burckhardt, Lamprecht. Die Kritik des Lamprechtschen Werkes ist ausgezeichnet. Leider ist Spenglers Buch wieder einmal zu stark herausgestrichen. Friedell erkennt nicht, daß Spengler zuviel Zivilisation in sich hat, daher zu wenig Liebe; drum sieht Spengler nicht, daß die Kultur sich nur umformt. — Die Bedeutung des Plagiats für die Geschichtsschreibung betont Friedell viel zu stark. Er sagt schließlich selber (S. 54): „Materiell neu ist im Grunde nichts; neu ist immer nur das Wechselspiel der geistigen Kräfte. — Diese im einzelnen sehr gedankenreiche Einleitung hat eine Lücke. Die Bedeutung der Kausalität ist nicht genug hervorgehoben. Auch die Darstellung läßt dementsprechend die kausale Verknüpfung der Phänomene vermissen (vergl. die Kritik von Werner Mahrholz im Novemberheft der Literatur S. 119). Für Friedells Einstellung sind die Grenzen der weltgeschichtlichen Epochen da zu finden, wo „eine neue Varietät der Spezies Mensch auf den Plan tritt". Mit viel Scharfsinn — vielleicht doch etwas zu stark naturwissenschaftlich — führt er den Beweis, daß eine große Krankheit Ausgangspunkt eines Aufschwungs sein kann, oder — sein muß. Die Behauptung, daß das Genie nie gesund ist, wagen wir aber zu bezweifeln; denn es ist doch als solches bestimmt durch die Gesundheit seiner — wenn auch einseitigen — geistigen Kräfte, die zugleich schöpferisch sind.

Friedell beginnt seine eigentliche Kulturgeschichte mit dem ausgehenden Mittelalter. Der Kulturkreis dieses Mittelalters wird wesentlich charakterisiert; seine besonderen Merkmale bleiben: die Helligkeit, die geistige Bereitschaft, an die Macht Gottes und an den Menschen zu glauben, die Fähigkeit der Menschen, naiv ein interessantes Leben zu erfassen und die Natur als etwas Herrliches und auch Schreckliches zu genießen. Naiv ist auch noch die Geschäftstüchtigkeit; sie freut sich der guten und schönen Leistung. Die Wertlehre ist noch nicht rationalisiert. — Daher lebten damals mehr Einzelmenschen, weniger typisierte Gestalten. Und die ganze Oberfläche ist getragen von Christi Satz: „Folge mir nach." Das ist das tiefste Problem des mittelalterlichen Menschen. Ein Mittel zur Lösung ist die Abwehr des Bösen, des Teufels. Dabei reizen auch Giftstoffe die Menschheit, daß sie sich erneuere: Die Pest, die Irrlehre der Geißler, die Epidemie der Judenverfolgung. Hinzu kommen die Extreme, die von der Weltuntergangsstimmung hervorgerufen waren: Bußgesinnung und Genußgier.

Erster Ausdruck des neuen Geistes ist der Nominalismus; er ist, wie Friedell mit Recht behauptet, bedeutender als Reformation, Schießpulver und Buchdruck. Er führt nämlich zu weitgehenden sich widersprechenden Lösungen: Gott ist so groß, daß das Subjekt vor ihm ausgelöscht ist — oder aber: der aufbegehrende Mensch stellt sich Gott gleich. Dabei ist in Ergänzung und Berichtigung von S. 109 festzuhalten, daß auch das Mittelalter sich nicht in den Gedanken an die Jenseitigkeit erschöpfte: die christliche Karitas, die agrarische und wissenschaftliche Klosterkultur und die Kolonisierung des Ostens, auch die Kreuzzüge beweisen das Gegenteil. Schließlich ist die Uebergangszeit vom Heranblühen der Städte bestimmt. Ihr Kapitalismus trägt allerdings einen Fluch in sich. Prunkvolle Aufdringlichkeit entwickelte sich in Kleidung und Lebensführung, mit ihr steigende Unsittlichkeit. Sogar die Päpste hören auf, nur Nachfolger Christi zu sein. Sie werden reiche und mächtige Männer. Gegen sie richtet sich darum auch die Gegenbewegung, nicht etwa gegen die Kirche als solche. — Ob allerdings die Neuzeit erst den sog. „Zweiseelenmenschen" in die Geschichte brachte, ist füglich zu bezweifeln. Eigentlich kennt jedes Zeitalter ihn; wohl posiert die neuere Zeit oft selbstgefällig mit dieser Zerrissen-

heit. Ein geistreicher Vergleich beschließt den Abschnitt: darin wird die Macht der mittelalterlichen Kirche mit der Macht der Wissenschaft vor der Zeitwende des Weltkrieges in Parallele gesetzt. Außer den qualitativen Unterschieden dieser Geistesrichtungen wäre besonders zu betonen, daß an der Wissenschaft nur ein kleiner Teil der Menschen positiven Anteil genommen hat. Die Kirche des Mittelalters aber durchwärmte alle Stände und Klassen.

Das zweite Kapitel knüpft an die eine Seite der neuen Geistesrichtung an: Der Mensch will die Gottähnlichkeit in sich neu schaffen. Der Typ des uomo universale kennzeichnet diesen gewaltigen Stolz, aber auch die drohende Zerrissenheit des geistigen Aufschwungs. Demgegenüber stellt Friedell mit Recht Dante als letzten geschlossenen Ausdruck des Mittelalters hin. Dante kann noch Glauben, Erkenntnis und poetische Gestaltung zu schlackenloser Einheit formen.

Der Renaissancemensch ist universell im Guten und Bösen. Theoretisch münzt Machiavelli diesen Gedanken in seinen Schriften aus. So bestimmen neben anderem sittlicher Subjektivismus und atheistischer Skeptizismus den Charakter seines Fürsten. Der kalt berechnende Intellekt beginnt zu siegen. Er beherrscht auch einen Teil der Kunst, da sie gewollt und zurechtgestellt Modelle auf die Leinwand bringt. — Die Werte der ganzen Renaissance deutet Friedell (S. 224—225) in geradezu vorbildlicher Weise. Der Zwiespalt im Leben ist bedingt durch die Frage, ob Schönheit oder Güte der Sinn des Lebens sei. Aus der Gegenüberstellung dieser beiden Begriffe ergibt sich die Frage: „Ist es nicht vielleicht doch das Beste, Natürlichste, Gottgefälligste, einfach ein guter Mensch zu sein, die andern bei der Hand zu nehmen, ihnen zu dienen und zu nützen? Wir können die Welt „in all ihrer Kraft und Pracht" nur „auf Kosten unserer Reinheit" schrankenlos bejahen. — Aber der „neue Blick" war nun einmal der Blick des Menschen in die Umwelt; er sah mit Wohlgefallen, daß die Erde ihm dienstbar war. Darin liegt untragische Flachheit und philiströses Wohlbehagen, — darin und im Rationalismus. Tragisch ist nur, daß der Mensch selber schließlich zur Quantität wird: etwa als Soldat, Untertan, Arbeiter.

In diesem Abschnitt müßten einige Uebertreibungen gemildert werden. Das Urteil über Julius II. (S. 185) besteht nur zum Teil zu Recht. Als Kardinal unterschied sich Julius nicht von seinem lasterhaften Vorgänger Alexander VI.; aber als Papst rückte er selber bewußt von dieser Lebensführung ab. Er wurde fast uneigennützig, da ihm die Interessen der Kirche wirklich am Herzen lagen.

Das Kapitel, das die Reformation charakterisieren will, ist überschrieben: „Die deutsche Religion". Friedell will wohl klarmachen, daß diese Bewegung nur in Deutschland ganz religiös, national, wirtschaftlich und wissenschaftlich war, — nicht aber in den Ländern, in denen sie nachgeahmt wurde. Aber diese deutsche Religion ist fast von vornherein angekränkelt, da Partei und Theologie über sie triumphieren. Die Persönlichkeit Luthers wird zum Teil gut charakterisiert. Seine Taten bedeuten mehr als sein Geist; denn es gab damals größere Geister (etwa Erasmus). Dabei steckt er noch ganz im Mittelalter drin; das könnte übrigens schon beweisen, daß er über den Bruch der Zeiten nicht hinweghelfen konnte. Das Mönchtum, wie er es auffaßte, konnte ihn allerdings nicht befrieden; aber er war auch gar nicht der „letzte große Mönch", wie Friedell behauptet. Er blieb in seiner Entwicklung stehen, so daß er die völlige Reife nicht erreichte. Der „Judengott" quälte ihn weniger als der mißverstandene Christengott und dessen mißverstandene Gnadengaben. Dabei legt Friedell selber auf eine wichtige Hemmung in Luthers Entwicklung besonderen Ton: Luther entbehrte des „historischen Sinnes". Darum vergißt die Stoßkraft der neuen Lehre die Kräfte der alten Kirche so sehr, daß sie intoleranter und auch weniger anpassungsfähig wird als die reaktionäre Kirche. Mit

Recht hebt der Verfasser auch hervor, daß die innerpolitischen Bewegungen (kommunistische, sozialistische, demokratische und aristokratische) tatsächlich nichts von der neuen Religion an sich haben. Eines aber weist besonders in die Zukunft: diese Religion macht die Fürsten absolutistisch und partikularistisch. Die Zusammenhänge zwischen Protestantismus und modernem Staat und Kapitalismus werden sachlich erörtert unter dem Begriff der Säkularisation der Menschheit (S. 329—330).

Das Schlußkapitel (die Gegenreformation) trägt die Ueberschrift: „Die Bartholomäusnacht". Soweit es diesen Zeitabschnitt behandelt, ist es eines der schwächsten im Buche. Die Bedeutung des Trienter Konzils ist sehr ungenau charakterisiert. Seine Entschließungen sind wirklich nicht nur abweisend gehalten gegenüber der neuen Lehre, sondern sie werden vor allem Grundlage einer neuen, gesunden Entwicklung der Kirche. Die Beurteilung der Gesellschaft Jesu enthält Schiefheiten. Es fragt sich nämlich immer, inwieweit ein an sich interessanter Einzelfall ein typisches Beispiel darstellt. Die Missionstätigkeit der Jesuiten ist gar nicht beachtet und gewürdigt. — Auf die Bartholomäusnacht hat Gregor XIII. wohl eine Denkmünze prägen lassen. Darum ist dieser Massenmord aber noch kein von den Jesuiten eingeleiteter Schachzug des Papstes gewesen. Die Meinung Gregors war vielmehr bewußt von der französischen Regierung beeinflußt worden. Der Franzose A. Muret hielt vor dem Papst eine Rede über die Errettung der Königsfamilie aus den meuchlerischen Händen hugenottischer Verschworener. So ist die Denkmünze wohl ein Beweis für die Leichtgläubigkeit des Papstes, aber ein Schandfleck nur auf Frankreichs Ehre.

Die Summe der genannten Mängel schadet dem Buche als Ganzes nicht. Es bleibt die Leistung eines originellen Kopfes. Wenn wir allerdings die Frage stellen, ob diese Kulturgeschichte wesentlich Neues bietet, so können wir das nicht auf der ganzen Linie bejahen. Wie wäre es auch möglich, da der Stoff der Geschichte im großen und ganzen hinreichend festliegt! Hier werden aber neue, auch originelle Gesichtspunkte für die Betrachtung gefunden, Beziehungen aufgedeckt, charakteristische Merkmale hervorgehoben, die mit größter Kraft überzeugen wollen, wenigstens aber stark anregen. Das gerade hilft auch hinweg über die Zerlegung des Geschehens in Einzelbilder. Diese Bilder sind nämlich mit so lebendigem Temperament erfüllt, daß sie fast plastisch werden; andererseits werden sie auch mit so viel Nachsinnen umsponnen, daß nur eine tiefere Geschichtskenntnis die versteckte Fülle wissenschaftlichen Materials auffinden kann. Interessant aber wäre der Versuch geworden, in dieser Grundlegung der folgenden Bände noch mehr klarzumachen, wie die Kultur ins Ewige weist, die Zivilisation aber den Geist säkularisiert, — und auch, wie Kultur und Zivilisation Hand in Hand gehen, selbst wenn sie es nicht wollen. Der Schriftsteller ist diesen Gedanken sehr nahe, da er genau Schöpferisches und Unschöpferisches unterscheidet.

An einzelnen Stellen ist der Stil zu sehr mit Fremdwörtern gespickt. Sie sind nicht immer unbedingt notwendig.

Johannes Peters.

Friedrich Gundolf

Wem es um lebendige Bildung geht, wird heute kaum erwarten, daß sie von den Werken der Historiker ausgehen könnte; denn selbst die Geschichte der Dichtung, immerhin doch Kunde von tiefbewegenden Leistungen menschlichen Geistes, bewegte nur selten noch die Seelen, weil sie mehr Einzelwissen bot als eine Berührung mit dem Schöpferischen, mehr Gestaltetes trocken einordnete und ableitete als es in seiner Schönheit mitteilte. Erst durch Gundolf ist in den letzten Jahrzehnten Literatur- und Geschichtswissenschaft wieder spannendes und fruchtbares Ereignis für viele geworden, die auch außerhalb der Universität und der Fachkreise stehen. Man erfährt, daß sein Werk über Shakespeare und den deutschen Geist soeben im 26. bis 29. Tausend erscheint, und man erinnert sich, daß es sehr lange her ist, seitdem ein wissenschaftliches Buch so tief und so breit gewirkt hat. Denn um ein wissenschaftliches Buch handelt es sich, das ausgedehnteste Kenntnisse verarbeitet und durchaus strenger Kritik standhält, weil es nicht phantasiert oder flach verallgemeinert oder leichtfertig über Tatsachen hinwegredet; freilich sind in ihm die für ein schwaches Zeitalter bezeichnenden Gegensätze zwischen Wissenschaft und Leben, zwischen Sachtreue und Sachleidenschaft geschwunden, ein Hauptgrund dafür, daß es allmählich nicht nur die Liebhaber, sondern auch die Gelehrten überzeugt hat und in seinem Sinne zu denken zwingt. Um das Eigentümliche von Gundolfs echt bildenden Leistungen zu verstehen, wollen wir kurz bei der jüngsten und der ältesten seiner Abhandlungen verweilen.

„Shakespeare und der deutsche Geist" stellt dar, wie nach und nach die führenden deutschen Persönlichkeiten und durch sie das deutsche Volk in die ungeheure Welt Shakespeares eindrangen, wie sie von rationalistischen Mißdeutungen und nur teilhaften Erkenntnissen aus in einem gewaltigen geistigen Ringen und Entdecken immer mehr zu einer ganzheitlichen Erfassung gelangten. Nicht einzelne Einflüsse Shakespeares auf deutsches Schrifttum, nicht einzelne Abhängigkeiten werden klar gelegt, wie das bis dahin eine rein philologische Methode zu tun pflegte, sondern der Blick richtet sich auf die wesentlichen, Schicksal bestimmenden Kräfte Shakespeares wie des deutschen Volkes, Kräfte, die er weckte, oder solche, die erwacht sein mußten, ehe Bestimmtes an ihm begriffen werden konnte. Ein Vorgang von hinreißender Dramatik ist dieses Werben des deutschen Geistes um den großen Dichter, die allmähliche Enthüllung seiner Unerschöpflichkeit und die immer steigende Beglückung, die bei wachsender Einsicht seine Fülle bringt. Niemals ist in der deutschen Wissenschaft eine Entwicklung so ganz als Kampf und Werden, jeder Schritt in seiner Spannung zum nächsten Schritt hin geschildert worden. Mit der Meisterschaft eines Plastikers gibt Gundolf dabei das Bild unserer Dichter, faszinierend vor allem das Herders und Schillers. Wie in einer Fuge schwellen die Bewegungsströme ineinander, in die wir selber nachvollziehend hineingeraten durch die unglaublich vergegenwärtigende Kunst seiner Darstellung. Das aber ist vor allem an seinen Schriften bemerkenswert, daß sie über den einzelnen geschichtlichen Tatbestand hinausgehen und eine entscheidende philosophische und sogar metaphysische Erkenntnis anschaulich enthalten. In diesem Falle besteht sie darin, daß Shakespeare als das Urbild des schöpferischen Menschen erscheint, und daß wir einmal echte Bereicherung, echten Fortschritt des Geistes durch Gewinnung neuer Wesenseinsichten beim Eindringen Shakespeares in Deutschland miterleben; dazu lehrt er uns Geschichte als Einbruch und Entfaltung neuer geistiger Kräfte sehen, die von Personen getragen und fortgepflanzt werden.

Genau so philosophisch ist im Grunde sein neuestes Buch: „Paracelsus",

würdige und notwendige Ergänzung seiner Schriften über George und Goethe — als Verwirklicher echten Dichtertums, über Cäsar — als Verdeutlicher heldischen Wesens, über Kleist — als Ausdruck deutscher Tragik. Im Paracelsus ist die in der Frühzeit noch überschwingende, dahinrauschende Sprache still und beinah schmucklos geworden, Zeichen einer edlen, festen Reife. Auch der Aufbau des Ganzen unterscheidet sich kaum noch von den üblichen Lebensbeschreibungen, da zuerst das persönliche Schicksal, dann die Art des Werkes berichtet wird. Und doch hat dies Buch eine Wucht und Bestimmtheit, die es über die meisten, heute erscheinenden Geschichtswerke emporhebt. Es entdeckt aus dem Wust der Meinungen heraus wieder das wahre Bild eines bedeutenden Menschen, den die Theosophen als Mystiker für sich in Anspruch genommen haben, und dessen Schriften die Gelehrten dunkel nannten. Es zeigt sein Wesen auf und seinen geschichtlichen Ort, sein Wesen, daß er ein Arzt war, der das Heilen als Nachfolge des Heilandes verstand, seinen geschichtlichen Ort zwischen Mittelalter und Neuzeit, da er seine Wissenschaft zugleich aus dem Weltganzen unmechanistisch, persönlich und metaphysisch und aus dem Reichtum der Erfahrung mit der Wirklichkeitsfreude des modernen Menschen übte. Wenn auch seine Religiosität, sonderlingshaft, sich von den geltenden Bekenntnissen absonderte, was Gundolf als Schwäche kennzeichnet, so war ihm doch noch die Welt eine von Gott aus zu erfassende Einheit und nicht System oder Chaos von Teilen wie dem heutigen Einzelwissenschaftler. In ihm ahnen wir wieder — und damit weist das Buch ins Philosophische — das Urbild des Forschers, der weder schwärmt noch versachlicht, der dem Einen wie dem Einzelnen, dem Ewigen wie dem Zeitlichen in geordneter Hingabe und Begeisterung zugewandt ist. Darin aber deutet das Buch nicht nur den Paracelsus, sondern berührt auch das, was Gundolf selber als Forscher gewollt und gewirkt hat; richtend und erhellend wendet es sich an die Gegenwart, zu jenen seltenen Werken zählend, die mit der ungeschminkten Erkenntnis der Vergangenheit unsere Zeit klären und stärken. Hier wird die schönste Leistung des Historikers sichtbar: daß Geschichte durch seine verlebendigende Mitteilung noch einmal wirkt — nämlich in die Zukunft hinein.

1. Shakespeare und der deutsche Geist. 8. Aufl. VIII und 362 S. Leinen 12.— Mk. Georg Bondi, Berlin.
2. Paracelsus. 135 S. Br. 3.50 Mk., geb. 5.50 Mk. Georg Bondi, Berlin.

Heinrich Lützeler.

Kunstfragen im Gesellenverein

Adolf Kolping, der große katholische Sozialpädagoge, schrieb im Jahre 1850 folgende Sätze, die, für heute noch gültig, die schwierige Frage nach den Mitteln und Wegen einer künstlerischen Erziehung des werktätigen Volkes trefflich formulieren: „Unsere Vorfahren haben ihr Handwerk sehr oft zu einer Kunst ausgebildet, und haben, ohne daß es ihnen eingefallen wäre, sich den stolzen Namen ‚Künstler' beizulegen, in ihrem betreffenden Fache Arbeiten geliefert, deren sich kein heutiger sogenannter Künstler zu schämen brauchte. Ja, es lag ein unverkennbares Kunstbestreben in vielen Handwerkern, die nicht umsonst auf ihrer Hände Werk so stolz waren. Jetzt, wo die Handwerker meist bloß um des Gewinnes, selten um der Ehre willen arbeiten, ist dieses so überaus löbliche Bestreben gar sehr in den Hintergrund getreten. Wenn erst der ‚Meister' fertig ist, die Sorge ums liebe Brot der tägliche Plagegeist des Hauses geworden..., denkt selten ein Meister mehr daran, Meisterstücke zu verfertigen, die von seiner Geschicklichkeit noch zeugen für Kindeskinder. Aber in den Gesellen lebt noch ein reges, edles Selbst- und Ehrgefühl, sie wären noch zur kunst-

mäßigen Behandlung ihres Gewerbes zu begeistern. Bildsam wie sie sind, kann man ihrem Geschmacke jede beliebige Richtung geben. Dazu schlummern oft reiche Talente in ihnen, die nur der Erweckung, Leitung und Uebung bedürfen, um sich in überraschender Weise zu entfalten. Sollte es im Verein unausführbar sein, diese Kräfte zu wecken, zu pflegen, auf das obengenannte Ziel hinzurichten? Sollte es unmöglich sein, im Verein neben einer guten Bibliothek von einschlägigen Büchern, eine Sammlung guter Muster von Kunstarbeiten aufzustellen, zur Nachahmung anzufeuern, mit Belohnungen den Eifer wachzuhalten, mit jeder Nachhilfe das Talent zu unterstützen?"

Der letztgenannte Wunsch Kolpings, „eine Sammlung guter Muster von Kunstarbeiten aufzustellen", um im Gesellen einen gewissen Geschmackssinn zu wecken und zu fördern, ist vielleicht nicht immer so ohne weiteres zu erfüllen, aber eine gediegene kunstpädagogische Bibliothek muß dem Gesellen oder dem Präses im Gesellenverein jeder Zeit zur Verfügung stehen, damit wenigstens mit Hilfe von Wort und Bild dem jungen Handwerker die Welt des Schönen eröffnet wird. Leider erheben sich auch hier Schwierigkeiten, denn kunsthistorische Bücher für Gelehrte und verbildete Genießer sind in den letzten Jahren übergenug geschrieben worden, um so kleiner, beschämend klein ist die Zahl jener Bücher, die wirklich geeignet wären, das werktätige Volk ins weite Reich der bildenden Künste einzuführen. Mit gutem Gewissen kann man eigentlich nur das Büchlein von Wilhelm Holtmann „Am runden Tisch" (Generalsekretariat des katholischen Gesellenvereins, Köln 1927) nennen, das vornehmlich kunstpädagogischen Bestrebungen im Gesellenverein dienen möchte, aber darüber hinaus jedem kunstbedürftigen Laien wertvolle Winke geben wird. Natürlich kann man auf dem Standpunkt stehen, daß in der Kunst jegliches Theoretisieren von Uebel ist und daß es einzig auf das unmittelbare Anleiten zum Sehen ankommt, will man einen Menschen in die Geheimnisse der bildenden Kunst einführen, auf das systematische Vertrautmachen mit allen formalen Einzelheiten des konkreten Kunstwerkes. Holtmann scheut sich nicht, den schwierigen, vielfältig schillernden Begriff des Schönen in einem eigenen Kapitel einer eingehenden theoretischen Untersuchung zu unterwerfen, was durchaus zu begrüßen ist, denn er sagt mit Recht: „Grade deshalb, weil so wenig über den Grundbegriff aller Kunst nachgedacht wird, haben wir heutzutage solche Verwirrung auf allen Kunstgebieten. Unsere Zeit hat es nötig, sich einmal gründlich und grundsätzlich darüber klar zu werden, was denn der Gegenstand der Kunst und was schön ist. Solange einer darüber nicht nachgedacht, ist alles Reden über Kunst Phrase und Unsinn." Wer einige praktische Erfahrungen auf kunstpädagogischem Gebiete hat (ich habe die Ergebnisse meines langjährigen Kunstunterrichts an einer höheren Lehranstalt in meinen beiden Aufsätzen über „Kunstpädagogische Grundfragen" im Juli- und Dezemberheft 1927 der „Bücherwelt" zusammengefaßt vorgetragen), wird die Richtigkeit dieses Ausgangspunktes ohne weiteres zugeben; denn man macht sich, ohne in der Praxis gestanden zu haben, nicht leicht einen Begriff davon, wieviel Voreingenommenheiten, Vorurteile es heute auch im Innern des naiven Menschen zuerst einmal rein gedanklich fortzuräumen gilt, ehe man daran gehen kann, ihm die Augen und überhaupt alle Sinne für das Kunstwerk als solches zu öffnen. Diese unmittelbare Beschäftigung mit der künstlerischen Form und ihrem geistigen Gehalt ist allerdings das Kernproblem aller Kunsterziehung, das bei jedem neuen Kunstobjekt immer wieder neue Schwierigkeit bietend auftritt. In welch lebendiger Weise Holtmann diese Schwierigkeiten meistert, dafür nur ein Beispiel; es handelt sich um die Elfenbeinkreuzigung auf dem Deckel des frühromanischen Evangeliars aus Echternach, ein außerordentliches, aber auf den ersten Blick befremdendes Stück früher Kunst, das naiven Gesellen zugänglich zu machen, wahrlich keine Kleinigkeit ist. Holtmann sagt darüber: „Der das gezeichnet, dem brannte es in der Seele. Das ist kein hübsches Gesicht, dieser Christus! Da braucht niemand zu

rufen ‚Ach, wie entzückend! Wie reizend!' Trotz der strengen Stilisierung des Haares ist der Christuskopf kein schön frisierter Herr. Auch findet ihr leicht Verzeichnungen, anatomische und perspektivische Schnitzer, aber trotz dieser derben Rücksichtslosigkeit keine Spur von Uebertreibung! Ueberall Maß und Stil, feine Harmonie und Abwägung. Dennoch schreit es mit Gewalt aus diesem Bild: Ich predige Christum und zwar den Gekreuzigten! Es war ja die Elfenbeinplatte das Titelblatt des Buches, aus dem der Diakon beim feierlichen Hochamt das Evangelium sang. Und die Summe des ganzen Evangeliums kommt zum Ausdruck: das Leiden und der sicher bezeugte Opfertod Jesu, ein Geschehnis so gewaltig, daß Sonne und Mond ihr Antlitz verhüllen, und die Erde, die das Kreuz trägt, unter der Last dieses Weltgeschehens zusammenbricht. Das ist ein Christus, in dessen Mund die Worte passen von dem Weh über die Pharisäer, von der engen Pforte und dem schmalen Weg, vom täglichen Kreuztragen. Stahlhart, aber so voll von Liebe, daß er sich ans Kreuz schlagen läßt, so stand der Heiland vor der Künstlerseele." Das ist eine Sprache, die auch einem Gesellen verständlich ist und die ihn langsam selbst mit der schwierigsten künstlerischen Form vertraut machen wird. Mit der gleichen Frische und Lebendigkeit behandelt Holtmann die Abfolge der historischen Stile, alle Fragen des Geschmacks, des Kunstgewerbes, der Baukunst, der Plastik und Malerei und fügt so neunzehn Kapitel zur Einheit eines Buches zusammen, nach dem, nicht nur innerhalb des Gesellenvereins, jeder kunstpädagogisch Interessierte wie auch der kunstliebende Laie aus dem Volke immer gerne greifen wird. Einzig die Bebilderung des Buches kann nicht völlig befriedigen; so ist es nicht einzusehen, warum gerade die nicht sehr bedeutende Kreuzabnahme von Achtermann aus dem Dom zu Münster abgebildet wurde, und ebenso überflüssig erscheint uns der reproduzierte Holzschnitt von Unold, der zur Charakterisierung des Expressionismus herangezogen wird. Bei einer späteren Auflage des Buches lassen sich vielleicht diese Mängel in der Illustrierung beheben.

Auffallend durch die Reichhaltigkeit und überragende Güte der Reproduktionen wirkt der zweite Band des Werkes von Paul Brandt „Schaffende Arbeit und bildende Kunst" (Alfred Kröner, Leipzig 1928), der zwar für einen weiteren Kreis von Kunstinteressierten gedacht ist, aber auch im Rahmen der künstlerischen Bestrebungen des Gesellenvereins vorzügliche Dienste leisten wird. Die Arbeit, das Bild des Arbeiters, des Handwerkers in der Kunst — das ist eine glückliche Begrenzung des allgemeinen Kunstproblems, die gerade dem Handwerksgesellen einen selbstverständlichen Zugang zur bildenden Kunst eröffnen kann. Denn es wird ihm Freude machen, sein Handwerk und das seiner Genossen im Bilde dargestellt zu finden, und mit der Freude, dem Interesse am Gegenstand wird in ihm vielleicht auch langsam ein Gefühl für die Schönheit und Eigentümlichkeit der künstlerischen Form erwachen. Jedenfalls könnte das reiche Material an Arbeitsbildern, Zunft- und Handwerkerzeichen, Meisterbildern, Wappenscheiben usw., das Brandt aus der Zeitspanne vom Mittelalter bis zur Gegenwart zusammengetragen hat (die schriftstellerische Verarbeitung ist leider nicht immer einwandfrei, vergl. z. B. den stilistisch unmöglichen Satz auf Seite 51 oben über Petrarca), von einem geschickten Kunstpädagogen auch im Sinne der besonderen Zwecke und Ziele des Gesellenvereins überaus fruchtbar verwendet werden.

Reinhold Lindemann.

Literatur zur Jugendfürsorge

1. Beeking, Dr. J., Das Reichsgesetz für Jugendwohlfahrt und die Karitas. (270 S.) Freiburg i. B. 1925. Caritasverlag. — 2. Bonnenberg, Dr. Elisabeth, Jugendamt und Wohlfahrtsamt. Ebenda 1926. (143 S.) — 3. Esser, Dr. Johanna, Organisationsreformen in der privaten Jugendhilfe. (75 S.) M.-Gladbach 1927. Volksvereinsverlag. — 4. Laut, Dr. Hans, Deutsches Jugendrecht. (200 S.) Ebenda 1927. — 5. Lindsey, Ben B. und Evans, Wainwright, Die Revolution der modernen Jugend. Uebersetzt und bearbeitet von Toni Harten-Hoencke und Dr. Friedrich Schoenemann. (259 S.) Stuttgart, Berlin und Leipzig 1927. Deutsche Verlagsanstalt. — 6. Nistroj, Polykarp, Vormundschaftsrecht und Vormundschaftsführung nach dem RJWG. (312 S.) Freiburg i. B. 1925. Caritasverlag. — 7. Többen, Prof. Dr. Heinrich, Die Jugendverwahrlosung und ihre Bekämpfung. 2. Aufl. (988 S.) Münster i. W. 1927. Aschendorff.

Die heute zur Besprechung vorliegenden Schriften kann man nach den Gesichtspunkten zusammenfassen: die tatsächlichen Verhältnisse (Többen; Lindsey-Evans); das Gesetz (Beeking; Laut; Nistroj); die Organisation (Bonnenberg; Esser).

Többen hat ein außerordentlich umfangreiches Buch herausgegeben. Die vorliegende zweite Auflage ist viermal so dick, wie die 1922 erschienene erste. — Die allgemein feststellbare literarische Hochflut hat auch auf das Gebiet der Jugendfürsorge übergegriffen. Es ist für den einzelnen schon seit längerer Zeit kaum mehr möglich, sich auch nur annähernd einen Ueberblick über die Neuerscheinungen zu bewahren; der Praktiker, der mitten in der aufreibenden Arbeit steht, muß überhaupt auf den Versuch verzichten, durch eigenes Studium sich in etwa literarisch auf der Höhe zu halten. Dabei fehlt es fast ganz an zusammenfassenden Darstellungen, die die theoretische und praktische Ueberschau zu erleichtern und die großen Verbindungslinien zu den übrigen Gebieten des menschlichen Gemeinschaftslebens zu ziehen suchen. Többen versucht über die Jugendverwahrlosung und ihre Bekämpfung eine solche nach Möglichkeit erschöpfende Abhandlung zu geben.

Der Verfasser ist Professor der gerichtlichen und sozialen Medizin an der Universität Münster. Dementsprechend wird das Thema vom Gesichtspunkt des Arztes behandelt. Diese medizinische Note gibt dem Buch seinen Wert und seine Bedeutung. Wer sich heute mit praktischer Jugendfürsorge befaßt, weiß, daß hier alles Sorgen und Helfen wesentlich medizinalen Charakter tragen muß. Wir müssen daher dem Verfasser dankbar sein, daß er aus seiner ärztlichen Erfahrung heraus uns ein inhaltreiches Werk vorlegt.

Die Ursachen der Verwahrlosung werden nach dem (wenn auch streng wissenschaftlich nicht ganz genauen, aber praktisch brauchbaren und eingebürgerten) Gesichtspunkt „Inweltschäden — Umweltschäden" dargestellt. Die ersteren, die in der Persönlichkeit des Jugendlichen liegen, sind ihrer Natur nach durchaus medizinischer Art. Im Vordergrund steht der angeborene oder im frühen Kindesalter erworbene Schwachsinn in der bekannten Stufenfolge: debil, imbezill, idiot. Die zweite Stelle nimmt das große Heer der Psychopathen ein, „d. h. Menschen, die infolge einer krankhaften, oder richtiger: infolge einer abnormen Veranlagung, einer umschriebenen Entwicklungshemmung, zu seelisch abgearteten Persönlichkeiten werden". (S. 113.) Unter den Verwahrlosten sind sie besonders häufig. Ihre Behandlung erfordert ein gesteigertes Maß pädagogischer und heilpädagogischer Fähigkeiten. Früh auftretende Neigung zur Verwahrlosung ohne nachweisliche psychische Abwegigkeit ist „verhältnismäßig selten ... In derartigen Fällen wird der Fachmann häufig eine Abweichung von der Norm feststellen, wo der nicht geschulte Laie vielleicht nur Leichtsinn, aber keinerlei seelische Abwegigkeit vermutet". (S. 142, 143.) — Besondere Erörterungen finden die Degenerations- oder „Entartungszeichen", d. h. Signale, die auf die Mög-

lichkeit seelischer Störungen hinweisen, die Schülerselbstmorde der Abgearteten und endlich die äußerst düstere, in ihrem Wesen wissenschaftlich noch so wenig erforschte Homosexualität. Die in späterer Jugend hervorgetretene Neigung zur Verwahrlosung wird gekennzeichnet durch Einflüsse der Pubertät, der Schizophrenie, verschiedener in der Jugend auftretender Geistesstörungen und Nervenkrankheiten, Verkrüppelung, Sinnesfehlern und endlich der Vagabondage.

Bei den Umweltschäden tritt der Einfluß des Krieges und der Nachkriegszeit erschütternd hervor. Mit Recht wird ein besonderes Kapitel der Wohnungsnot gewidmet. In der Menge der Umweltschäden, die an sich ohne direkte Beziehung zum Krieg sind, fällt als „Neuheit" die steigende Bedeutung des Kokainmißbrauches auf.

Bei der Bekämpfung der Inweltschäden hat der Arzt das erste Wort. Unter den Vorbeugungsmaßnahmen hat die Verhütung der Fortpflanzung Minderwertiger großes Gegenwartsinteresse. Unbedingt abzulehnen ist aus naturrechtlichen, ärztlichen und christlichen Gründen die Forderung der Tötung unheilbar Schwachsinniger und absolut Minderwertiger. Eingehende Prüfung bedürfen die Forderungen der Rassenhygiene nach Eheverboten, Ehetauglichkeitszeugnissen, Asylierung, Sterilisation und Kastration. Letztere ist ein schwerer, die Gesundheit des Leibes und der Seele schädigender Eingriff (also abzulehnen!). In den Gedankengängen derer, welche die Sterilisation als Maßnahme zur Verhinderung der Fortpflanzung Minderwertiger fordern, „scheint" dem Verfasser „wohl ein guter Kern zu liegen. Es läßt sich nicht leugnen, daß sie in den Fällen *rein wissenschaftlich* zu begründen wäre, wo mit größter Wahrscheinlichkeit eine Vererbung der bestehenden Krankheit oder Belastung vorauszusehen ist. ... Die Sterilisation in breiteren Ausmaßen verbietet aber nicht nur die Problematik der einschlägigen rassenbiologischen Erfahrungen, sondern auch Erwägungen sozialhygienischer Natur." (S. 410, 411.) Wesentlich ist, daß alle Bekämpfung der Verwahrlosung pädagogisch, bei Normabweichungen heilpädagogisch orientiert sein muß.

Die „Bekämpfung der Umweltschäden" muß beginnen mit der Sorge für die Familie. Im Kampf gegen die Abtreibungsseuche begrüßt Verfasser u. a. die Errichtung von Findelhäusern. „Wenn wir den Materialismus als Urgrund für den Geburtenrückgang erkannt haben, muß seine Bekämpfung hauptsächlich ein Kampf für die Verbreitung und Vertiefung einer idealistischen Weltanschauung sein." (S. 544.)

Die ausführlich erörterten Maßnahmen der Jugendwohlfahrtspflege und der Sozialpolitik gehören systematisch nicht unter die Bekämpfung der Umweltschäden. Denn ihr Ziel ist sowohl gegen die Umwelt-, als gegen die Inweltschäden gerichtet.

Mit Recht wird auf die Wichtigkeit und Notwendigkeit von Berufseignung und Ausbildung der in der Jugendwohlfahrtspflege beschäftigten Personen in einem Sonderkapitel hingewiesen. Willkommen ist die Zusammenstellung der Genossenschaften und Korporationen der verschiedenen Richtungen, die sich mit Bekämpfung der Jugendverwahrlosung befassen; angefügt sind kurze Lebensbeschreibungen von Persönlichkeiten, die sich um die Bekämpfung der Jugendverwahrlosung besonders verdient gemacht haben. — Den Abschluß bilden Mitteilungen über Jugendverwahrlosung und deren Bekämpfung im Ausland.

Eine kritische Betrachtung des dickleibigen Buches muß zunächst — wie schon betont — feststellen, daß das Wertvolle im medizinischen Teil liegt. Es ist für jeden, der sich theoretisch oder praktisch, privatim oder beruflich mit Jugendfürsorge befaßt, unentbehrlich, sich über die medizinische Seite, die fast jeder Fürsorgefall hat, des näheren zu unterrichten. Das wird durch das Buch in trefflicher Weise ermöglicht. Insbesondere sind die zahlreichen Beispiele aus der Praxis und wiedergegebenen Gutachten, stellenweise illustriert, dankbar zu begrüßen. Dieser medizinische Teil nimmt etwas über die Hälfte des Werkes ein. Ueberall tritt der Arzt zu Tage, der

aus der Fülle des Lebens schöpft, dessen Ideal im „Helfen und Heilen" besteht, dessen maßvoller, abgewogener Lehre wir gerne folgen.

Andere Eigenschaften des Werkes dagegen können solche Anerkennung nicht verlangen. Es bewahrheitet sich auch hier wieder die Erfahrung, die bei allen Versuchen, ein größeres Arbeitsgebiet „umfassend darzustellen" so oft gemacht wird: es wird zu viel erstrebt. Das Thema, das der Verfasser sich gestellt hat, kann in dem Umfang, wie es hier versucht ist, gar nicht von einem einzelnen bearbeitet werden. Alles, was über den medizinischen Teil hinausgeht, ist im wesentlichen eine sehr interessante und lehrreiche Materialsammlung.

Weiterhin wäre es empfehlenswert gewesen, dem Buche eine straffere Disposition zu geben. Das ganze macht den Eindruck, etwas allzusehr unter dem Druck der täglichen Berufsgeschäfte geschrieben zu sein. Dafür sprechen auch die auffallend häufigen Druckfehler und die ungenaue Art der Zitate; nur selten wird die Seite angegeben, wo das Zitat sich findet; es fehlt bei den angeführten Werken Erscheinungsjahr oder -Ort u. a. m.

Diese Mängel treten jedoch, im ganzen gesehen, hinter den oben geschilderten Vorzügen zurück, so daß man das Buch allen Bibliotheken und jedem, der sich mit Jugendfürsorge befaßt, nur empfehlen darf. Allerdings wird der Preis (gbd. 39.—, geh. 36.— *M*) manchen schrecken.

Der Name des bekannten Jugendrichters Lindsey aus Denver (U. S. A.) bedeutet für viele ein Programm. Sein vorbildliches Wirken ist auch auf die Deutsche Jugendgerichtsbewegung von Einfluß gewesen. Schon aus diesem Grunde greift man mit Interesse zu der tadellos ausgestatteten, mit einem Bild des Verfassers versehenen Uebersetzung seines jüngsten Werkes. Der Mitherausgeber Evans kommt, wie uns die Einführung des deutschen Uebersetzers und Bearbeiters (es ist manches gegenüber dem Original gekürzt) sagt, nur als Mittelsperson in Frage: er gibt das wieder, was Lindsey ihm erzählt oder diktiert hat. — Das Buch zerfällt in zwei scharf zu trennende Teile: die Schilderung der Verhältnisse, wie sie dem Verfasser in der Praxis entgegentreten und die Folgerungen, die der Verfasser daraus für eine neue sexuelle Ethik zieht. In erschütternden Bildern, die oft viel „romanhafter" sind als die tollsten gedruckten Romane, zeigt er die ganze Not, die sich mit den Worten: „außerehelicher Geschlechtsverkehr" und „zerrüttete Ehen" verbindet. Mit vollstem Freimut zeigt er an der Hand von Beispielen aus seiner Praxis die Verhältnisse, wie sie sind: den neuen Typ der „Flapper", d. h. der modernen jungen Mädchen, die zum Teil noch die Schule besuchen, zum Teil selbständig im Leben stehen, oft mehr verdienen, wie ihre „Kavaliere", die leichtlebig, ohne sich viel Gedanken zu machen, aus dem vollen Becher der Lebenslust trinken, bis sie eines Tages als werdende Mutter ganz gebrochen den Richter aufsuchen. (Zum Verständnis muß hier eingefügt werden, daß Lindsey Jugendrichter, Vormundschaftsrichter und Jugendamt in einer Person ist, also ganz andere Wirkungsmöglichkeiten hat, wie der deutsche Jugend- und Vormundschaftsrichter, der zur Durchführung seiner Maßnahmen in weitestem Umfang vom Jugendamt abhängig ist.) Im Sprechzimmer des Richters offenbart sich die uns allen bekannte Tragik: wo soll die junge Mutter hin?, wo soll das Kind geboren werden? Was werden Eltern, Verwandte, Bekannte sagen? Wo soll das Kind bleiben? Die Mutter wird von der Schule gejagt, verliert ihre Stelle, ist von der Gesellschaft geächtet u. s. f. — Die zerrütteten Ehen bieten nicht weniger trostlose Erscheinungen; sie sind „verwilderte Gärten", in denen man sich unmöglich heimisch fühlen kann. —

Die ganzen hier geschilderten Verhältnisse sind — das möchte ich aus meiner Erfahrung als Jugend- und Vormundschaftsrichter betonen — keineswegs amerikanische Besonderheiten; sie kommen bei uns tagtäglich genau so vor, gelangen aber selten

in solcher plastischen Eindringlichkeit zur Darstellung. Soweit bin ich also vollkommen mit dem Verfasser einverstanden. Durchaus anderer Meinung aber bin ich bezüglich der Folgerungen, die Lindsey zieht. Sein Gedankengang ist im wesentlichen der: ich will dem ungeborenen Kinde helfen, daß es zu einem glücklichen Leben geboren werde; Voraussetzung dafür ist, daß nicht mehr Kinder empfangen werden, als den Eltern — einerlei ob sie verheiratet sind oder nicht — willkommen sind; also muß den Unverheirateten genau so gut wie den Verheirateten ermöglicht werden, ihr Kind unbekümmert um die pharisäische Moral der Mitwelt zu erziehen; die „Geburtenkontrolle" (d. h. der Präventivverkehr) ist unumschränkt innerhalb und außerhalb der Ehe zuzulassen; die Ehe muß als sittliche Einrichtung und Grundlage des Familienlebens erhalten bleiben; um aber das Zusammenleben ungeeigneter Partner zu vermeiden, sind „Probeehe" und Erleichterung der Ehescheidung zuzulassen. — Dieser extreme Standpunkt ist ja an sich nichts Vereinzeltes mehr; er verdient aber in Anbetracht der Persönlichkeit des Verfassers, der aus tiefer Not und innerster Verpflichtung zur Hilfe geschrieben hat, in diesem Falle eine über das gewöhnliche hinausgehende Beachtung. Es ist hier nicht der Ort, im einzelnen auf das interessante und widerspruchsvolle Buch einzugehen. Ich möchte das Studium aber schon darum dringend empfehlen, weil es uns zwingt, zu einem der wichtigsten Tages- und Menschheitsprobleme Stellung zu nehmen und uns darüber klar zu werden, wie nur die von Lindsey in diesem Punkt der Unfähigkeit geziehene Kirche eine Lösung gibt, die nicht am Symptomatischen haftet, sondern das Wesen der Sache trifft. Mit der unbedingten Ablehnung des sexualreformerischen Teils des Buches verbindet sich ein erstaunendes Bedauern, daß Lindsey aus seiner richterlichen Praxis heraus zu solch radikalen Forderungen kommt. Zum Teil mag das allerdings durch amerikanische Verhältnisse erklärt werden.*

Eine treffliche gemeinverständliche Darstellung des geltenden deutschen Jugendrechts gibt Laut in Heft 154/59 der Staatsbürgerbibliothek des Volksvereins. Das Heft ist frisch und packend geschrieben, die Darstellung hält sich nicht mit Nebensächlichkeiten auf, sondern geht überall auf den Kern der Sache. Es ist die vollständigste und allgemeinverständlichste Sammlung dieser Art, die mir zu Gesicht gekommen ist. Wünschenswert wäre es, daß in einer Neuauflage die Heilpädagogik stärker berücksichtigt würde.

Ueber das Bürgerliche Gesetzbuch und das Jugendwohlfahrtsgesetz liegen zwei beachtenswerte Arbeiten vor, beide aus dem Caritasverlag. — Nistroj gibt ein höchst vortreffliches Handbuch über das Vormundschaftsrecht heraus. Es ist ganz aus der Praxis für die Praxis geschrieben. Insbesondere wird es denjenigen, die neu in die Arbeit eintreten, ein willkommener und bald unentbehrlicher Ratgeber sein. Im ersten Teil werden die gesetzlichen Bestimmungen aus BGB und JWG über Vormundschaftswesen mitgeteilt, im zweiten wird dargelegt, wie eine Vormundschaft zu führen ist. Besonders zu begrüßen ist die Wiedergabe von 72 Vordrucken zu den vielfältigen, in Einzel- und Amtsvormundschaft ständig wiederkehrenden Schreiben, sowie die wörtliche Wiedergabe der einschlägigen Gesetzesbestimmungen, die durch die Gesetze über religiöse Kindererziehung, Krüppelfürsorge, Kinderarbeit, Reichsgewerbeordnung, die Abschnitte des JWG über Pflegekinder, Schutzaufsicht und Fürsorgeerziehung und das Jugendgerichtsgesetz ergänzt werden. Jugendämter, Vereinigungen der freien Liebestätigkeit und Einzelpersonen finden in dem handlichen Werk alle zur Vormundschaftsführung notwendigen Bestimmungen vereinigt.

* Wer sich näher für die Arbeit Lindseys interessiert, sei auf seine treffliche kleine Schrift verwiesen: „The problem of the children", deutsche Uebersetzung: „Die Aufgabe des Jugendgerichts". Heilbronn a. N. 1909. Eugen Salzer.

Das allseitig günstig besprochene Sammelwerk von Beeking empfiehlt sich schon durch einen Blick in das Verzeichnis der Mitarbeiter. 15 prominente Autoren geben in 16 Aufsätzen eine „Grundsätzliche Würdigung des JWG vom Standpunkt der Caritas", eine Darstellung der „praktischen Mitarbeit der Caritas bei der Durchführung des JWG", endlich die wichtigsten Gesichtspunkte über „die Gewinnung und Schulung der Mitarbeiterschaft". Die Texte des Jugendwohlf.-Ges. und des Ausführungsgesetzes dazu sind angehängt. Die Aufsätze sind alle vortrefflich. Besondern Eindruck hat auf mich der Beitrag des allzufrüh verstorbenen Pfarrers Dr. Neundörfer aus Mainz gemacht über „Widerstreitende Mächte im Reichsgesetz für Jugendwohlfahrt". Mir scheint das Buch eine der besten Publikationen über das JWG zu sein. Niemand, der sich mit der Problematik oder der Durchführung des Gesetzes befaßt, kann an ihm vorbeigehen.

Ueber das Organisatorische haben zwei Frauen zwei sehr anerkennenswerte Schriften vorgelegt. Man ist leicht versucht, die Bedeutung der Organisation zu verkennen, sei es, daß man sie überschätzt und glaubt, das wichtigste sei die Form, der Inhalt komme „von selbst", sei es, daß man ihr zu wenig Wert beilegt und damit außer acht läßt, daß im menschlichen Leben nichts Formloses bestehen kann. Form und Inhalt sind nicht ohne weiteres voneinander lösbar; sie durchdringen sich und stehen in mancherlei Wechselwirkungen zueinander. — Die beiden Arbeiten haben naturgemäß manche gemeinsamen Gedanken; sie machen sich aber keineswegs einander überflüssig. Jede ist durchaus selbständig. Gemeinsam ist ihnen klare Darstellung, Vertiefung in den umfangreichen, nicht immer einfachen Stoff und starke, persönliche Anteilnahme am Thema.

Wir stehen in der privaten Jugendhilfe (ebenso wie in der öffentlichen!) vor einer beklagenswerten Zersplitterung: es besteht eine übergroße Zahl von Organisationen; sie haben keine einheitlichen Arbeitsgebiete, sondern sind vielfach aus der zufälligen Forderung des Tages entstanden; ein Hauptgrund der Zersplitterung, in dem auch die Hauptschwierigkeit für die Zusammenarbeit der behördlichen und freien Jugendwohlfahrtsarbeit liegt, ist die Verschiedenheit der Weltanschauung. Das Jugendwohlfahrtsgesetz versucht, dieser allgemein beklagten Zersplitterung zu begegnen. Es „ebnet zweifellos die Wege zu einer umfassenden Organisation, doch schafft es noch nicht die Organisation schlechthin. Diese gipfelt lediglich in Fragen der Weltanschauung und Staatsauffassung und kann nicht durch ein bestimmtes äußeres System herbeigeführt werden". (Esser S. 12.) Daraus ergibt sich für Esser die Fragestellung: Ist der Geist, das innere Einheitsband der Organisation, von dem der Erfolg der Jugendwohlfahrtsarbeit abhängt, in der heutigen Zeit der rechte? Nach einem kurzen geschichtlichen Ueberblick über die Jugendhilfeorganisation vom Altertum bis zum 20. Jahrhundert untersucht Verfasserin die Organisationsprinzipien innerhalb der privaten Jugendwohlfahrtsorganisationen. Die Organisationsbildungen sind zu unterscheiden nach weltanschaulichen (konfessionell, politisch, paritätisch), fachlichen (hygienisch, pädagogisch, wirtschaftlich), geographischen (Reichs-, Landes-, Ortsorganisationen) Gesichtspunkten. Unter den organisatorischen Zusammenschlüssen von Verbänden der privaten Jugendhilfe untereinander nimmt die Deutsche Zentrale für Jugendwohlfahrt, der die großen Verbände fast alle angeschlossen sind, die erste Stellung ein. Man darf in ihr einen bedeutungsvollen Ansatz zu einer planvollen einheitlichen Organisation sehen. — Die Entwicklung des Verhältnisses der privaten Jugendwohlfahrt zur öffentlichen ist durch das JWG zu einem vorläufigen Abschluß gelangt; die durch das Gesetz gebrachte Arbeitsgemeinschaft birgt die Gefahr, daß man sich zu leicht mit ihr als rein äußerer, organisatorischer Lösung begnügt, „ohne nach der letzten, tiefer liegenden Möglichkeit einer Arbeitsgemeinschaft zu forschen, die letzten Endes nur erörtert werden kann im Rahmen eingehender Untersuchungen

über das Verhältnis von Staat und Gesellschaft, aus dem sie einen kleinen Teilausschnitt darstellt". (S. 72.) Zusammenfassend gelangt Verfasserin zu dem Ergebnis, daß der rechte Organisationsgeist, der über alle Gegensätze der Weltanschauung und Staatsauffassung hinweg doch eine Einheit zu schaffen sich bestreben muß, nicht oder nur in geringem Maße vorhanden ist, — eine nicht besonders erfreuliche Tatsache, die allerdings auch der Praktiker aus der täglichen Erfahrung leider immer wieder bestätigen muß.

Für Bonnenberg handelt es sich um die speziellere Untersuchung, „wie die Jugendfürsorge organisatorisch in das allgemeine Fürsorgewesen hineinzustellen und tatsächlich eingebaut ist, ob als isoliertes Einzelgebiet oder als nicht unterschiedener Teil des Ganzen". Die Frage ist für Theorie und Praxis von weittragender Bedeutung. Verfasserin bringt zunächst die Theorie der organisatorischen Gestaltung des Verhältnisses zwischen allgemeiner sozialer Fürsorge und Jugendfürsorge, sodann einen Ueberblick über die geschichtliche Entwicklung dieses Verhältnisses, um dann ausführlich auf die tatsächliche Lage einzugehen. Es ergibt sich die theoretische Erkenntnis, daß die Jugendfürsorge ein Teil der allgemeinen Fürsorge und mit dieser sowohl eng verbunden, als wesenhaft verschieden ist, — zwei widerstrebende Tendenzen, die — eine schwierige Aufgabe — durch eine Organisationsform zum Ausgleich gebracht werden müssen, die die Einheit aller Fürsorge wahrt und doch der Eigenart der Jugendfürsorge gerecht wird. Diese Erkenntnis wird durch die geschichtliche Entwicklung bestätigt. Die tatsächliche Lage weist in gleicher Richtung: die Familienfürsorge, die Jugendfürsorge und allgemeine Fürsorge in glücklichster Einheit umschließt, gewinnt immer mehr an Boden.

Wichtiger aber als alle Organisation, darüber sind beide Verfasserinnen mit Recht einig, sind der Geist und die Opferbereitschaft der Menschen, die die Fürsorge ausüben.

Ludwig Clostermann.

Das Gesetz gegen Schund- und Schmutzschriften

Neben der gesunden, echten, wertvollen Literatur und Dichtung, um deren Pflege sich der Volksbildner müht, gibt es noch ein anderes Schrifttum, das ernstester Beachtung bedarf. Es ist hier nicht an Literatur gedacht, die ernst andere religiöse oder sittliche Anschauungen vertritt, sondern an die Schund- und Schmutzschrift. Abgesehen von der sittlich gefährlichen Schmutzschrift, die der Verrohung, der sittlichen Verwahrlosung und Kriminalität zumal der Jugendlichen Vorschub leistet, sehen wir immer wieder, wie der Schund, das Unwertige, Kitschige neben der ernsten Literatur seinen Platz behauptet. Gewiß leistet eine gute Volksbücherei positive, aufbauende Volksbildungsarbeit und bekämpft damit indirekt Schund und Schmutz, aber trotzdem muß dies unheilvolle Schrifttum auch unmittelbar bekämpft werden, da hierdurch mancher Jugendliche für gutes Schrifttum immer weniger empfänglich wird, bevor er den Weg zur Volksbücherei findet. Die ungeheure Verbreitung der anerkannt als Schund- und Schmutzschriften bezeichneten Bücher, die mit 2 bis 3 Milliarden in Deutschland angegeben werden, zeigt wohl deutlich genug den Ernst der Sachlage.

1. Welches sind die Gründe für die Verbreitung der Schund- und Schmutzschriften?

Nicht nur das geschäftliche Raffinement der Schund- und Schmutzverleger wie der Händler in Kiosken, Winkelbuchhandlungen und Schreibwarenläden neben der Hilf-

losigkeit des Unbelesenen wirkt hier mit, sondern auch Psychologisches. Der Reiz des Verbotenen, die Trägheit vieler Leser, die der Lektüre nur im Eisenbahnzug, in der Friseurstube, in lässiger Geisteshaltung einige Zeit widmen, die nicht wissen, daß Lektüre geistige Arbeit, Verarbeitung von Gedanken sein sollte, diese Dinge sind wohl Jedem klar. Jedoch ist gerade die Frage nach der Ursache der Verbreitung des Schmutz- und Schundlesens nicht so leicht zu beantworten. Hier sei verwiesen auf Robert Hahn „Ursachen und Wirkungen des Schundlesens", 36 S. Langensalza, Beltz; Dr. Ernst Schultze „Die Schundliteratur", 172 S. 3. Aufl. Halle 1925. Buchhandlung des Waisenhauses; „Schmutz und Schund als sozialpathologische Erscheinung", Beiträge verschiedener Verfasser, 96 S. Münster 1926. Aschendorff; Heinrich Benfer „Kampf dem schlechten durch das gute Buch". 148 S. 2. Aufl., Dortmund 1926. Ruhfus; Popert „Hamburg und der Schundkampf", 110 S. Hamburg 1926. Dichter-Gedächtnis-Stiftung. Für die psychologische Begründung der Verbreitung des schlechten Schrifttums scheinen mir besonders wertvoll zu sein Hahn, Schultze, dessen Werk allerdings noch einer Neubearbeitung bedürfte wegen des heutigen Mißbrauchs der Psychanalyse, und besonders Carl Christian Bry mit seinem Aufsatz „Der Kitsch" (Hochland, 22. Jahrgang, Juli 1925, Seite 399—411). Bry beschränkt sich vornehmlich auf den Kitsch, den Schund, schreibt von der Allgegenwart des Kitsches, der dem Bedürfnis, einen Lebenstraum zu verwirklichen, entgegenkomme. Die Sehnsucht, aus dem gleichförmigen, bürgerlichen Leben herauszutreten, sucht Erfüllung. Die Zeit des psychologischen Romans, der wenig Handlung hat, aber um so mehr sich in die Seele der Menschen, ja oft in Abgründe versenkt, ist der Verbreitung guter Literatur im Volke nicht günstig, wenngleich er seinen Wert hat und zeitgeschichtlich, ja auch für die Dichtung selbst oft notwendig erscheint. Jedoch tritt leicht das Seltsame, Abseitige zu sehr hervor, der Leser fühlt zu wenig ihm Verwandtes: „Das bist du", sondern zu sehr nur ein Bekenntnis des Dichters oder seines Helden: „Das bin Ich". So findet der weniger Nachdenkliche nicht genug Möglichkeit, in den Gestalten der Dichtung sich selber zu erkennen, die geringe Handlung ruft Langeweile hervor. Ansätze zur Volksdichtung, die Allgemeinmenschliches mit psychologischer Tiefe darbietet, sind heute mehr denn seit langem gegeben. Große Volksdichtung, ja echte große Kunst, die aus dem Einzelfall zum menschlich Allgemeinen strebt, hat merkwürdigerweise mit dem Kitsch eines gemeinsam, das den Leser fesselt: die Wahl größter und allgemeinster Stoffe, wie Gefühle, Triebe, Bedürfnisse und Sehnsucht aller Menschen. Das hilft mit zur Verwirklichung des eigenen Lebenstraums in der Lektüre. Während nun in der echten Dichtung wie beim schlichten Volkserzähler das Leben oft schlicht, aber wahrhaftig und gut gezeichnet wird, zeigt sich beim Kitsch durch den Hang zum Sensationellen, zur oberflächlichen Wirkung, zum Handlungsreichen, zum Gefühlvollen eine Lebensverfälschung; unwahre Gefühle, Sentimentalität im besten Fall, machen sich breit wie in den schlechten Backfischgeschichten, wie so oft im Kino. Doch, das Gefühls- und Handlungsreiche fesselt den Leser; der Hang zum Abenteuerlichen wird bei der Schmutzschrift mißbraucht zur Darstellung des Heldischen im Verbrecher, des Triebhaften, sexuell krankhaft Ueberreizten, des Reizes der Todesängste bei den Opfern eines Verbrechers. Sensationelle Bilder kommen zur Wirkung des Stoffes auf den Leser hinzu. Es ist noch zu sagen, daß Schmutzliteratur durchaus nicht immer schlecht ausgestattet und billig sein muß. Der Mißbrauch der psychanalytischen Forschung hat oft in der Literatur niederste, perverseste Dinge verherrlicht, oft ist auch ein an sich bedeutender Dichter, dessen Werke nicht zur eigentlichen Schmutzliteratur gezählt werden können, nicht ganz frei davon geblieben, was zeigt, wie schwierig die praktische Erfassung der Schmutzschriften ist. Gar zu leicht bringt ein Schriftsteller dem Reiz der Aufregung und dem Hang zur Sensation Opfer, die er schon aus rein künstlerischer

Gewissenhaftigkeit nicht bringen dürfte. Beim Jugendlichen kommt zum Hang nach dem Abenteuerlichen, um aus dem Umkreis des gleichförmigen, bürgerlichen Lebens hinauszutreten, noch das eigene, tastende Suchen und oft Mangel an gefestigter sittlicher und religiöser Weltanschauung hinzu, ebenso zeitweise eine Lesewut, die unkritisch ist und nichts recht verarbeitet. Es war notwendig, die Gründe für die Verbreitung der Schmutz- und Schundschriften wenigstens anzudeuten, um später zu zeigen, wie man dieser wirksam begegnen kann.

2. Was will das „Gesetz zur Bewahrung der Jugend vor Schund- und Schmutzschriften" vom 18. Dezember 1926?

Es fußt auf Artikel 118, Abs. 2 der Reichsverfassung: „Eine Zensur findet nicht statt, doch können für Lichtspiele durch Gesetz abweichende Bestimmungen getroffen werden. Auch sind zur Bekämpfung der Schund- und Schmutzschriften sowie zum Schutze der Jugend bei öffentlichen Schaustellungen und Darbietungen gesetzliche Maßnahmen zulässig." Bisher konnte nur das Strafgesetzbuch § 184 verhindern, unzüchtige Schriften zu verkaufen, zu verbreiten usw., ebenso § 184a die Verbreitung von Schriften an Personen unter 16 Jahren, die, ohne unzüchtig zu sein, das Schamgefühl gröblich verletzen. Bei allem gilt natürlich das Scham- und Sittlichkeitsgefühl des normal empfindenden Menschen. In der Reichsgewerbeordnung § 56, Absatz 2 Nr. 12 sind Schriften und Bildwerke, die in sittlicher oder religiöser Beziehung Aergernis zu geben geeignet sind, vom Feilbieten im Umherziehen ausgeschlossen, der § 42a verbietet auch ihren Verkauf innerhalb eines stehenden Gewerbes durch Feilbieten von Haus zu Haus oder an öffentlichen Orten.

Da diese Bestimmungen keine ausreichende Hilfe gegen Schmutz und Schund zum Schutz der Jugend boten, so kam das neue Gesetz nach langen Kämpfen in der Oeffentlichkeit zustande, um wenigstens die Jugend mehr schützen zu können, als die allgemeinen Gesetze, die Gültigkeit behalten, möglich machen.

Der Inhalt des neuen Gesetzes ist kurz folgender: Zum Schutz der heranwachsenden Jugend (bis zu 18 Jahren) werden Schund- und Schmutzschriften in eine Liste aufgenommen. Nicht die Wirkung einer Schrift auf die Jugend, sondern ihre allgemein gültige Bewertung ist hierbei entscheidend. Werden mehr als zwei Nummern einer periodischen Druckschrift, die innerhalb Jahresfrist erschienen sind, auf die Liste gesetzt, so kann auch die periodische Druckschrift (Zeitschrift) als solche auf die Dauer von 3—12 Monaten auf die Liste gesetzt werden. Politische Tageszeitungen und politische Zeitschriften werden hiervon nicht betroffen, auch werden Tendenzschriften weltanschaulichen, politischen, sozialen, religiösen, ethischen Inhalts als solche nicht damit erfaßt. Die gewerbliche Verbreitung unter der Jugend, nicht ihre Herstellung und ihr sonstiger Verkauf wie auch rein private Verbreitung, ist verboten. Prüfstellen aus acht Sachverständigen, bisher zwei in Berlin und München, entscheiden in einer Mehrheit von sechs Stimmen. Die Prüfstelle setzt sich folgendermaßen zusammen: je zwei Sachverständige aus Kunst und Literatur, Buch- und Kunsthandel, Jugendwohlfahrt und Jugendorganisationen, Lehrerschaft und Volksbildungsorganisationen. Auf drei Jahre wird auf Grund von Vorschlägen der beteiligten Verbände der genannten Kreise vom Reichsminister des Innern eine Anzahl Sachverständiger ernannt, die in bestimmter Reihenfolge im Einzelfall zur Bildung der Prüfstelle herangezogen werden. Antragsberechtigt bezüglich der Eintragung in die Liste sind die Landeszentralstellen (Ministerien) und die Landesjugendämter. Binnen drei Wochen wird die Aufnahme einer Schrift in die Liste im Reichsanzeiger und im Buchhändler-Börsenblatt öffentlich bekannt gemacht. Oberste Instanz zur Berufung ist die Oberprüfstelle in Leipzig. Sie hat sieben Mitglieder: ein Vertreter des Reichsministeriums des Innern als Vorsitzender, sechs vom Reichsrat gewählte Beisitzer, nämlich zwei Vertreter Preußens, einer Sachsens,

einer Hamburgs, einer Bayerns, einer der anderen süddeutschen Staaten, dazu Sachverständige. Im Einzelfall sind die sieben Mitglieder: der Vorsitzende, zwei Beisitzer, je ein Sachverständiger der genannten Gruppen. Einfache Mehrheit entscheidet. Antrag auf Streichung von der Liste kann der Verfasser oder Verleger nur binnen zwei Wochen nach Zustellung der Entscheidung bei der Oberprüfstelle stellen. Auch Reich oder Land sind antragsberechtigt. Bei Ablehnung eines solchen Antrags ist eine Erneuerung des Antrags vor Ablauf eines Jahres nicht möglich.

Die Grenzen des Gesetzes ergeben sich z. T. aus dem schon Gesagten. Die Begriffe Schund und Schmutz sind nicht eindeutig, sie sind in ihrer Herausbildung der Praxis der Prüfstellen überlassen, die sich ja in ihrer Zusammensetzung aus Sachverständigen der verschiedensten Kreise vor Einseitigkeit und Willkür schützen. Eine Mehrheit von sechs Stimmen wird freilich nur bei eindeutig schlimmen Fällen möglich sein. Auch kann die Reihenfolge der zur Bildung des jeweiligen Ausschusses heranzuziehenden Sachverständigen den Entscheid beeinflussen, denn jeder genannte Kreis ist weltanschaulich sehr differenziert, so daß unter Umständen katholische oder evangelische Sachverständige anderen gegenüber im Einzelfall sehr in der Minderheit sein können. Politische, ethische Tendenzen können unter Umständen eine schlechte Schrift schützen. Bei Pornographie schlimmster Art kommt zunächst der § 184 Str.-G.-B. in Frage, was zeigt, daß zwischen Schmutz für die Jugend und Pornographie im Allgemeinen ein Unterschied gemacht wird. Erwachsene werden nur durch § 184 Str.-G.-B. und Gewerbeordnung § 56 geschützt, private Verbreitung der Schriften unter der Jugend wird nicht verhindert. Auch kann das schlechte Schrifttum eine nur noch raffiniertere Form zum Umgehen des Gesetzes durch Tendenz und Kunstform suchen.

Trotzdem ist das neue Gesetz ein Fortschritt gegenüber den früheren Paragraphen, da der Staat seinen Willen zum Schutz der Jugend vor Schmutz und Schund hier bekundet und eine Möglichkeit des Eingreifens hat. Die Wirksamkeit des Gesetzes muß die Praxis der Prüfstellen ergeben. Eine gute Darstellung des Gesetzes mit Kommentar bietet Dr. Schnitzler, Ministerialrat: „Die Bekämpfung von Schund und Schmutz". Berlin 1927, Weidmann.

3. Welche Aufgaben hat hier der Volksbildner?

Negativ wird er bei auftretenden Fällen seine Volksbildungsorganisation, seinen Lehrerverein, die Jugendorganisationen aufmerksam machen, damit diese durch ihre Sachverständigen den Fall prüfen und die Antragsberechtigten (Ministerien, Landesjugendämter) benachrichtigen können. In privater Form sind wirksam: Ortsausschüsse, Aufklärung durch die Presse, auch durch die katholische Zeitschrift „Volkswart" (Monatsschrift zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit, Köln, Humboldtstr. 31), durch Flugblatt, Vereine, Schule, Elternhaus, persönliche Beeinflussung des Buchhandels, besonders an Kiosken, Schreibwarenhandlungen, Bahnhöfen, Einfluß auf das Zeitungsfeuilleton, auf das Radio. Evangelischerseits ist die Zeitschrift „Der Schundkampf" (Verlag der Buchhandlung des Ostdeutschen Jünglingsbundes, Berlin C 54, Sophienstr. 19) tätig. Es ist anzuraten, immer vorsichtig abwägend zu sein und nicht gleich auf irgend eine private übereifrige Beschwerde hin einzugreifen, da hierdurch leicht wirklich notwendige Eingriffe diskreditiert werden können. Vorsichtiges, aber wenn notwendig, festes Eingreifen führt besser zum Ziel.

Positiv ergeben sich, hauptsächlich aus der obigen Darlegung der Gründe für die Verbreitung der schlechten Schriften, für den Volksbildner mancherlei Aufgaben. Die negativen Mittel, die privat und durch das Gesetz zu Gebote stehen, drängen nur das Schlimmste aus der Oeffentlichkeit zurück, schützen aber nicht restlos den Jugendlichen. Hier hilft nur die innere Gewissenhaftigkeit des Jugendlichen, die der Erzieher fördern kann. Schließlich kann auch eine an sich gute Literatur durch die Gesinnung

des Jugendlichen, wenn sie verderbt ist und in der Phantasie vom Dichter nur ernst angedeutete Dinge leichtfertig ausmalt, eine schlechte Wirkung ausüben. Das ergibt zunächst die Aufgabe, den gesunden Sinn für das Rechte in der Jugend zu festigen, damit sie aus innerer Verantwortlichkeit das Schlechte ablehnt. Der Jugendliche muß schon früh durch Elternhaus, Schule, Verein und Volksbücherei zum guten Schrifttum geführt werden. Der Jugendliche will spannende, handlungsreiche Lektüre, die seinem Streben nach der lockenden Ferne entspricht. Durch die gute, spannende, ja Abenteuer-Lektüre wird der Jugendliche vor Schlechtem bewahrt. Freilich müßte diese Zeit der vorwiegenden Abenteuerlektüre, wobei durchaus das Unechte, Unwahre, Kitschige verdrängt werden muß, ein Zwischenstadium sein, das dem Drang nach Betätigung und der Sehnsucht nach der Ferne und nach dem Abenteuer entspricht. Planvoll sollte der Jugendliche zum handlungsreichen historischen Roman, zur wirklich erlebten lebendigen Reisebeschreibung, zur Dichtung, die irgendwie Abenteuercharakter hat, etwa: von Kleist „Michael Kohlhaas", Droste Hülshoff „Die Judenbuche", Meinhold „Die Bernsteinhexe", Rellstab „1812", Levin Schücking „Husar und Pandur", Cooper, Sienkiewicz, Conscience, Tolstoj „Der Gefangene im Kaukasus", Stevenson „Die Schatzinsel", geführt werden. Gerade diese Frage nach rechter Abenteuerliteratur soll in dieser Zeitschrift bald näher erörtert werden. Beratung bei der Ausleihe in der Volksbücherei, Vorlesen im Verein erhöht die Aufnahmefähigkeit des Jugendlichen für die echte, lebenswahre, künstlerisch wertvolle Literatur. Gesinnungspflege und Hinführung zum guten Buch durch Elternhaus, Schule und Volksbücherei bei der Jugend sind das beste Schutzmittel gegen Schund und Schmutz, ein Gesetz ist nur eine letzte, notwendige Hilfe für die Oeffentlichkeit. Jeder Volksbibliothekar baue nach bester, der Jugend entsprechender Auslese seine Jugendbücherei aus, und wir kommen weiter.

Josef Zimmermann.

Von der sexuellen Not und ihrer Heilung

Der Hunger und die Liebe sind nach dem bekannten Wort eines deutschen Dichters die zwei großen Triebe, die die Menschen bewegen und sogar die Geschichte der Menschheit bestimmen. Sie sind beide gottgewollt. Der eine dient zur Erhaltung des Individuums, der andere zur Erhaltung der Art. Aber beide Triebe, so gut sie an sich sein mögen, sind in dem gefallenen Menschen stärker als nötig wäre zur Erhaltung des Individuums und der Art. Das Verlangen nach Essen und Trinken sowohl als auch der Geschlechtstrieb (die Liebe) wollen sich schwer von der Vernunft leiten lassen, wie es im Zustande der Unschuld sicher der Fall war.

Sprechen wir nur von dem letzteren. Es ist nötig, daß der Geschlechtstrieb stark ist, sonst würden die Menschen sich gewiß mehr noch als jetzt dem Gesetze Gottes: „Wachset und mehret euch" entziehen; die Erhaltung und Vermehrung des Menschengeschlechtes wäre also in Frage gestellt. Aber der Geschlechtstrieb ist größer als selbst dem edel gesinnten Menschen, der gern in einer schönen Ehe eine Anzahl Kinder erzeugen wollte, angenehm ist. Die concupiscentia carnis, die Begierde des Fleisches, wird somit zu einer Last für den Gutgesinnten. Es hat Theologen gegeben, die in der Begierde des Fleisches das Wesen der Erbsünde zu finden glaubten. Wenn das auch nicht richtig ist, so ist doch jedenfalls die starke Begierde eine der schlimmsten Folgen der Erbsünde.

So hat man wohl zu allen Zeiten von einer sexuellen Not der Menschen oder besser vieler Menschen sprechen können. Sich rein halten bis zum Eintritt in den Ehestand

erfordert immer mehr oder weniger Opfer; in der Ehe Maß halten, sich treu bleiben, im Witwer- oder Witwenstande keusch leben, geht nicht ohne Schwierigkeiten. Die Ehelosen, sei es in der Welt, sei es im Priester- oder Ordensstand, tragen einen kostbaren Schatz in einem gebrechlichen Gefäß, d. h. sie bleiben der Gefahr ausgesetzt, daß das Fleisch sich dem Geiste widersetzt.

Es gibt Zeiten, wo die sexuelle Not unter den Menschen größer ist als gewöhnlich. In solchen Zeiten leben wir. Schon vor dem Kriege mußten viele jungen Männer, z. B. die Beamten, zu lange warten, bis sie heiraten konnten. Auch heute kommen besonnene Menschen wegen der Ungunst der wirtschaftlichen Verhältnisse meist zu spät oder gar nicht zum Heiraten. Setzen sie sich über die Regel der Vernunft hinweg, heiraten sie, ohne eine gesicherte Existenz zu haben, vielleicht gar ohne genügenden Wohnraum, dann entsteht die Schwierigkeit, daß sie nicht wissen, wie und wo sie eine Anzahl Kinder unterbringen sollen. Die Versuchung des Mißbrauches der Ehe klopft an. Die Menschen sind heute vielfach so nervös, reizbar, wankelmütig, daß ihnen das treue Zusammenhalten in der Ehe schwer fällt. Erschreckend ist die Zahl der Ehescheidungen, in Amerika vor allem und in Europa.

Was ist nun gegen diese offenbar vorhandene Not zu tun? Ein Allheilmittel gibt es nicht. Viele Mittel werden angepriesen, je nach der Einstellung des jeweiligen Arztes, der sich um die Besserung der Krankheit bemüht. Die Zahl der Schriften, die über Ehe und Familie vorhanden ist, geht wohl in die Hunderte; sie waren nicht alle nötig.

Wir lehnen alle Schriften, die den Geschlechtsverkehr rein naturwissenschaftlich, also ohne Rücksicht auf Ethik und Moral, auffassen, ab. Welche sittlichen Verheerungen würden folgen, wenn die Ansicht jener durchdringen sollte, die den Geschlechtsverkehr in das Belieben des Mannes und des Weibes (besser vielleicht des Männchens und des Weibchens) gestellt wissen wollen und von Staat und Gemeinde verlangen, daß sie öffentliche Beratungsstellen einrichten, die über die Art, wie man Geschlechtsverkehr ohne Folgen üben kann oder wie man die unerwünschten Folgen am einfachsten beseitigt, Auskunft geben sollen? Oder wer kann im Ernst glauben, daß eine ungehemmte Nacktkultur die sexuelle Begierde der Menschen zügeln würde? Professor Abderhalden hat sich im Namen der ärztlichen Wissenschaft kürzlich gegen dieselbe gewandt, und wir sind ihm dankbar dafür. Freilich denken wir nicht daran, der Prüderie das Wort zu reden, denn die schafft irrige Gewissen und hindert nicht den Ansturm der Versuchungen. Zwischen Nacktkultur und Prüderie gibt es eine gesunde Mitte.

Zweierlei scheint m. E. geschehen zu müssen, um der sexuellen Not wirksam zu begegnen. Erstens ist nötig und erfolgversprechend, daß man sich und die Jugend erzieht zur *Selbstbeherrschung*. Man kann das mit natürlichen Erwägungen, wie sie Förster in seinen früheren pädagogischen Büchern meisterhaft anstellt: Das Geistige muß herrschen über das Materielle, das Höhere über das Niedere. Es muß Sinn geweckt werden für edle Dinge, Wissenschaft und Kunst, den Beruf, Wandern und Sport, damit der Mensch abgelenkt werde von dem Hang zur Betätigung des Geschlechtstriebes. Aber die natürlichen Erwägungen genügen allein nicht, wie Fr. W. Förster in seinem letzten Buche „Religion und Charakterbildung" demütig gesteht. Er hat in zehn Jahren ausgeprobt, daß die Religion unentbehrlich ist für die Charakterbildung, unentbehrlich namentlich auch zur Zügelung der niederen Triebe. Es wirkt für einen katholischen Theologen wahrhaft erquickend, wenn er Förster das in seiner bekannten kraft- und saftreichen Sprache verkünden hört, was er in seinen theologischen Büchern zu lesen gewöhnt ist. Der Priester hat freilich noch manches dem hinzuzufügen, was der Nichtkatholik an Erziehungsmitteln zu bieten hat. Er wird z. B. noch hinweisen auf den Gebrauch des Bußsakramentes; es muß aber ein

richtiger und ernster Gebrauch sein, sonst versagt das Mittel. Wenn wir hier von Erziehung zur Selbstbeherrschung sprechen, so meinen wir eine Selbstbeherrschung in weitem Sinne, nicht allein auf dem sexuellen Gebiete. Der Mensch muß, wenn er in diesem Punkte stark sein will, auch in anderen Dingen, z. B. im Genusse geistiger Getränke, maßhalten, muß überhaupt mäßig leben, sonst herrscht das Sinnliche in ihm vor, und auf dem einen Teilgebiet des Sexuellen kann er dann kaum siegreich sein. So faßt ja die Kirche das Fastengebot auch als ein Mittel zur Bewahrung der Keuschheit auf. Vitia comprimis, mentem elevas, virtutem largiris et praemia, heißt es in der Präfation der Fastenzeit. Es ist darum zu beklagen, daß sowohl der Sinn für das Fasten so sehr abhanden gekommen ist als auch die so echt christliche Abstinenz von geistigen Getränken so wenig Anklang gefunden hat. Selbstbeherrschung muß als notwendig gepredigt werden auch im Verkehr mit den Mitmenschen. Man muß lernen als edler Mensch Rücksicht nehmen auf die Schwächen und Nöten des anderen; wer das gelernt hat, wird als Ehemann nicht so viele Ansprüche an eine schwache Frau stellen und wird leichter eine schwangere schonen. Wer für andere zu leben sich gewöhnt hat, der verzichtet gern auf manche Annehmlichkeit, um einem Kinde Nahrung und Kleidung zu geben; er kommt also nicht so leicht in Versuchung, den Zweck der Ehe zu mißbrauchen.

Ein zweites Mittel, um der sexuellen Not zu steuern, ist eine derartige Umstellung der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse, daß es jungen Leuten möglich wird, zur rechten Zeit zu heiraten und in der Ehe Raum, Nahrung und Kleidung für eine Reihe von Kindern zu haben. Das geht gewiß nicht von heute auf morgen. Aber es geht auch nicht an, die Frage der kapitalistischen Wirtschaftsordnung so leicht zu nehmen, wie es Bundeskanzler Seipel noch auf dem Katholikentag in Dortmund tat. Die Frage ist noch nicht gelöst, ob die heutige kapitalistische Ordnung moralisch einwandfrei ist, die die vielen Menschen zu Proletariern macht, denen nur eine dünne Schicht von Besitzenden und Verdienenden entgegensteht. Jedenfalls meine ich, kann man den Leuten, die den Kapitalismus von heute führen, nur noch einige Jahrzehnte Zeit geben. Wissen sie bis dann nicht die Verhältnisse so zu bessern, daß eine gerechtere Verteilung der irdischen Güter stattfindet, dann erweist sich diese Ordnung als unsittlich und muß geändert werden. Das Spiel von Rußland wird sich dann sicher in der einen oder anderen Form auch in Westeuropa wiederholen. Wie herzlos war es doch, wenn große Unternehmungen entstanden, die Direktoren in Palästen wohnten und die Aktienbesitzer von Nichtstun glänzend leben konnten, und die armen Fabrik- oder Bergarbeiter hausten daneben in häßlichen Wohnungen, eng zusammengepfercht? Man ist daran, die Wohnungsnot zu mildern. Gut und lobenswert, aber reichlich spät. Es wäre eitel, zu glauben, daß die alte Familie sobald wiederkommen wird, die mit Freude und Stolz ein halbes Dutzend oder mehr Kinder aufzog. Was im Volke drin ist, ist nicht so bald herauszubekommen. Aber es muß den Menschen der Vorwand genommen werden und es muß den sittlich Denkenden ermöglicht werden, nach der christlichen Moral zu leben.

Wenn wir nun einige Bücher namhaft machen, die über Ehe und Familie handeln, so wäre uns lieber, wir brauchten nur einige wenige gute zu nennen. Allgemeine Schriften, die höheren Ansprüchen genügen, sind die von Mausbach, Sticker und Hitze, neuestens auch Liertz. Populärer ist das Ehebuch von Th. Wilhelm, einer vornehm denkenden Dame. Mit Vorsicht zu benutzen, sonst sehr anregend ist „Die Ehe im Völkerleben" von Dr. Jos. Müller. Das Buch trägt kein Imprimatur wohl wegen der schroffen und einseitigen Ausführungen über den Cölibat. Laienpredigten über Ehe und Familie enthält nach einem Wort Jos. Mohrs das Schriftchen von Sauerland „Glückliches Familienleben", aber ich stelle ihm gleich die Broschüre „Katholische Familienkultur" von Hans Rost. Die

schöne Ehe will A. Hessenbach gepflegt wissen. Hermann Muckermann hat ihn einmal öffentlich getadelt, weil er so hohe Anforderungen an die Eheleute stellt, aber mit Unrecht; denn er geht auf die Kirchenväter zurück, die zwar keine Biologen von heute waren, aber einen gesunden Sinn für das Rechte hatten und aus dem Geiste des Evangeliums lebten und schrieben. Für Jungmänner und Jungmädchen haben wir nun so viel Schriften, daß sich kein Geistlicher oder Laie mehr von einem Verleger verleiten lassen sollte, den Markt zu bereichern. Es genüge zu nennen die unten angeführten Büchlein von Jansen, Schilgen, Ströbele, Ailinger, Stöckle, Imle. Wertvoller wären wissenschaftliche Untersuchungen über Teilfragen der großen sexuellen Frage, wie sie Stockums in Angriff genommen hat mit seinen Schriften über das Lebensrecht der Ungeborenen, über die Entstehung der geistigen Seele und endlich über das Los der ungetauften Kinder und Dr. Immel über die Abtreibung.

Heinrich Weertz.

Ehe und Volksvermehrung von Joseph Mausbach, Georg Sticker und Franz Hitze, Volksvereinsverlag; drei Bücher, 1. Teil: Ehe und Kindersegen vom Standpunkte der christlichen Moral von Mausbach, 2. Aufl., geb. 4.— Mk. — Das Eheleben von Th. Wilhelm, 5. Aufl., Regensburg 1926, 5.— Mk., geb. 7.— Mk. — Vor den Toren der Ehe von Dr. med. Rhaban Liertz, Verlag G. W. Visarius, Recklinghausen, 1.75 Mk. — Die Ehe im Völkerleben von Dr. Jos. Müller, Görresverlag Dr. J. Kirsch, Aschaffenburg, 3. Aufl. — Glückliches Familienleben von Dr. Hans Sauerland, Kevelaer, Butzon und Bercker, 1.— Mk., gebunden 2.— Mk. — In demselben Verlag auch Nik. Jansen: Vom Jungmann zum Ehemann (für junge Männer) und Wie werde ich in der Ehe glücklich (für Mädchen), 3. u. 4. Aufl., 1.50 Mk., geb. 2.50 Mk. — Bei Jos. Bercker in Kevelaer sind erschienen Hardy Schilgen S. J., Junge Helden (für Jungmannen) und Im Dienste des Schöpfers (für Braut- und Eheleute). Verlag Ohlinger (Mergentheim) legt vor: Im Garten der Ehe (für Mädchen) von Dr. F. Imle, 1.— Mk., Das Haus in der Sonne des Göttlichen Herzens Jesu, Rettet die Familie, von Georg Ströbele, geb. in Ganzleinen 5.— Mk. Lebensweihe, Richt- und Leitgedanken auf dem Weg zum Glück, von demselben; Heiraten oder ins Kloster von A. Ailinger S. J., 4. und 5. Aufl., 0.60 Mk.; Junger Freund, Hand aufs Herz, von demselben, 0.60 Mk.; Unsere Kinder (für Eltern) von A. Stöckle S. J., 2. Aufl., 0.60 Mk. — Von A. Hessenbach sind in der Martinusbuchhandlung Illertissen erschienen: Von schöner Ehe, 5. Aufl., 1.— Mk.; Von edler Vaterschaft und Gewissenhafte Mutterschaft. Von demselben: De usu matrimonii (für Priester, ein Beitrag zum Brautunterricht) im Selbstverlag Augsburg F. 145 II. Kürzer als alle, darum aber auch leicht mißverständlich ist Berghoff, Kluge Eheleute, Butzon und Bercker, Kevelaer. — Katholische Familienkultur von Dr. Hans Rost bei Haas und Grabher, Augsburg, 1.20 Mk — Das Lebensrecht der Ungeborenen von Dr. W. Stockums, Beiheft zu Der Mütterverein, 7. Jahrgang. Von demselben: Das Los der ohne die Taufe sterbenden Kinder, Freiburg, Herder 1923, ferner Historisch-Kritisches über die Frage: „Wann entsteht die geistige Seele?" Phil. Jahrbuch der Görresgesellschaft, 37, 3.— Mk. — Das Problem der Abtreibung von Dr. med. Immel, Volksvereinsverlag 0.40 Mk.

Vom Ringen um echte Volksbildungsarbeit

Während des Krieges und in gesteigertem Maße in der folgenden Zeit beobachtete man, wie die Elektrischen Bahnen mehr und mehr fahrende Bücherhallen wurden, namentlich die Jugendlichen (Jungmädchen wie Jungmänner) sah man mit unermüdlichem Eifer in Bücher, Zeitschriften und Zeitungen vertieft. Der nachdenkende Zeitbeobachter fragte sich unwillkürlich: „Sind diese Bücher in rechten Händen, sind diese Bücher Nahrung oder Gift?" An den Haltestellen offenbarte sich schon in der Geste des Zusammenklappens der Bücher oft die Hast und das Jagen des Großstadtmenschen. Wenn man hier und da die Titel der Bücher sah und die Namen der Verfasser und um die Inhaltlosigkeit, um die verwirrte und verwirrende Lebensauffassung in solchen Büchern wußte, wenn man Illustrierte Blätter übelster Aufmachung, namentlich in Sommerzeiten, vom halbwüchsigen Jungen und Mädchen gierig durchblättern sah und in Kiosken und Buchläden Dutzende solcher Wochenblätter ausgestellt fand, wenn man in Abendstunden den heiseren Schrei tobenden Lebens aus den Sälen und Vergnügungsstätten hörte, wenn man fernerhin als Priester Blicke tat in die geistige und sittliche Not und das seelische Elend in den Volksmassen, dann trat mit Allgewalt im Lichte fragender und forschender Berufssorge die Erkenntnis vor die Seele, daß wir als Priester nichts anderes sein dürften den Menschen unseres gehetzten Jahrhunderts denn Brüder, Mitwisser um ihre brennende Not, vor allem auch um ihre geistige Verkümmernis inmitten des Jazzband-, Kino- und Biertischrummels, inmitten des Vergnügungstaumels in Stadt und Land, inmitten der Gefahren in Presse und Buch. In den Jahren sinkender Währung und des Millionenrausches haben wir es mit erschreckender Deutlichkeit erlebt, wie die Jagd nach den Massenwerten (Geld und Genuß) dem Menschen nicht Zeit ließ zur Besinnung, ja ihn fürchten machte vor der Einsamkeit mit dem eignen Herzen. Und doch trägt jeder Mensch eine Wertsehnsucht im tiefsten Inneren. Auch der an Gedanken und Eigenleben verdorrte Mensch der Nachkriegszeit. Durch die Umwälzungen und Revolutionen auf allen Gebieten in Spannung und Atemlosigkeit gehalten, wird er von der Hast des Lebens getragen, ohne auch nur den heiligen Wert des Viertelstündchens täglichen Selbstbesinnens zu ahnen oder zu erproben. Neben seinem Werdegang hat aber der Mensch auch den Würdegang seines Menschtums zu beschreiten. Und das Bemühen derer, so für das Wohl der Menschheit sich verantwortlich dünken und verantwortlich sind, hat alle erdenklichen Wege gesucht, die Wertsehnsucht des Menschen emporzuführen zur Wertfülle eines gestalteten Menschentums. Nach der feldgrauen Notprobe unseres Volkes setzten die Volksbildungsbestrebungen von allen Seiten ein. Die meisten der damals geschaffenen Einrichtungen fielen in ein unfruchtbares Ende. Vielleicht ist dies einem organisatorischen Fehler zuzuschreiben. Vielleicht aber auch — und das scheint mir der tiefere Grund zu sein — kam das allzuplötzliche Ende, weil die ganze Arbeit zu sehr am Aeußerlichen, an gesellschaftlicher Bildung und Wissensbildung, klebte. Welches hier der richtige Weg ist, kann nur der fühlen, der die lastende Schwere und quälende Verpflichtungskraft um den seelischen Bildungsvorgang erfahren hat. Und wenn wir uns das christliche Bildungsideal klar vor Augen stellen: die Verähnlichung des Menschen mit Gott in sittlicher Vollkommenheit, nach Tillmann: „Die Herausarbeitung der christlichen Persönlichkeit, des katholischen Menschen" (Ueber Volksbildung und Weltanschauung. Vortrag, erschienen in der Sammlung: Vom Wesen und Wollen katholischer Büchereiarbeit. Bonn. 1927.), so kann das „Wie" weder nach der Gleichheit noch nach der Vollkommenheit der Bildungsarbeit umgrenzt werden.

In einer Pfarre auf dem Vorortgürtel Kölns, wo neben den altbeheimateten, in

die Industrie abgedrängten Kleinbauernfamilien die wurzellosen, aller Bande urwüchsiger Volksgemeinschaft ledig gewordenen, in Mietkasernen zusammengepferchten Arbeiterfamilien wohnten, übernahm ich den Jünglingsverein und den Borromäusverein. In großen Zügen will ich berichten.

Auf der ersten Veranstaltung der Jungens und der Jungmänner — einer Abschiedsfeier für meinen Vorgänger und meiner Einführung — gaben sie als Theaterstück: „Wuppke als Schauspieler", das sie auch im Jahre zuvor auf dem 25-jährigen Stiftungsfeste der Kongregation aufgeführt hatten. Mit dem trotzig-frohen Mut der Jugend sprachen sie von diesem Stücke. Eine Lachsalve nach der anderen erschütterte die Saalwände. Dem tiefer Lauschenden aber war's, als ob ungeweinte Tränen seelischer Not dazwischen zu Boden fielen und das Lachen nur eine gewaltsame Reaktion des dumpfen Tageslebens war, in das die Menschen anderen Morgens wieder ohne jedwede Erhebung hineinstapfen mußten. Es offenbarte sich in diesen Stunden die im modernen Auf und Ab wundgewordene und betäubte Jugendseele. Eine Jugend, in Kriegsjahren verwahrlost aufgewachsen, von den falschen Begriffen jener Zeit über Freiheit, Recht und Sittsamkeit verwüstet und verängstigt. Erschlafft in der in babylonischem Ausmaß um sich greifenden Zügel- und Sittenlosigkeit, und doch sich sehnend nach einer treuen starken Führerhand.

In mehreren Aussprachen mit den reiferen Mitgliedern wurde ihnen klar, daß ein anderer Weg, der Weg aufgeschlossener katholischer Jugend in reines Jugendland beschritten werden mußte, wollten wir Jugendarbeit im Geiste Christi, im Geiste der Kirche tun, Jugendarbeit als Mariensöhne, die nicht nur ihrer Sonntagspflicht in mehr oder weniger andächtig beigewohnter heiliger Messe genügten, sondern auch zwischen Hammer und Meißel, beim Rattern der Maschinen in ihrer Arbeit Gottesdienst sahen. Die auch im brandenden Großstadtleben mit allen Lockungen und Verführungen die Würde eines Christen im wachen Bewußtsein ihrer Gotteskindschaft als Stirnband trugen! Deren Freude nicht Ausgelassenheit bedeutete, sondern Sammlung zu neuer Kraft. Es war mir klar, daß den Jugendlichen neue, hellere Freude geboten werden mußte, und neben Wandern und Sportbetätigung sollte ihnen eine neue Freudenquelle werden im hochwertigen Buche. In den Versammlungen lasen wir die kleinen Schriften von Federer, Dörfler, Paul Keller, Knies, Seidenfaden, Herwig, Wilhelm Schäfer, Otto Ludwig, Storm u. a.; dann bei besonderen Gelegenheiten — z. B. Weihnachtsfeier der Wanderergruppen an selbstverfertigter Krippe und dergl. — aus Severin Rüttgers: „Der Heiligen Leben und Leiden" (Inselverlag 1922) oder aus „Alte Heiligenlegenden. Aus dem Kölner Passional vom Jahre 1485". (Volksvereinsverlag M.-Gladbach 1919.)

Aus dieser langsamen Führung erwuchs eine eigne literarische Abteilung — nicht aufgezwungen, sondern aus den Jugendlichen gewollt und geworden —, die ein Junglehrer mit begeisternder Liebe leitete.

Es fand dieses Vorwärtsschreiten in geklärteres Verstehen unseres Schrifttums seinen höchstbemerkenswerten Ausdruck in der Wahl der Bücher in der Borromäusbücherei, wo der Halbwüchsige wohl seinen Karl May noch forderte, daneben aber auch wertvolle Reisebeschreibungen, Sagen und Legenden und die Erzählungen unserer anerkannten Schriftsteller und Dichter.

Inzwischen hatte die Spielerschar des Jugendvereins sich an einfacheren Stücken erprobt, jedes in seiner Art höherführend, bis wir über Calderon zu den Erscheinungen des Bühnenvolksbundes schreiten konnten, so daß es möglich war, den „Christophorus" von Theodor Seidenfaden aufzuführen. Bei der Berichterstattung über diese Aufführung in der „Rheinischen Volkswacht" und in der „Kölnischen Volkszeitung" vom 1. März 1924 durch Dr. Heinz Stephan, Redakteur für Kunst-, Bildungs- und Jugendfragen heißt es unter anderem: „Mit dieser Erstaufführung

ist in Köln auf dem Vereinstheater ein wichtiger Schritt gemacht, weil man hier vom Theaterbetrieb losstrebt und — wenigstens in der Hauptsache, dem Stück — loskommt, weil man von leerer Theaterei sich zurückgefunden hat zum naiv erlebten Volksschauspiel." Bei meinem Weggange 1925 probte die Spielerschar das Adventsspiel von Herwig, und die Vorbereitungen für das Tellspiel der Schweizer Bauern von Weinrich auf der Freilichtbühne waren im Gange.

Bei all diesem ist zu beachten, daß es sich fast restlos um werktätige Jugend handelte.

Wie aber erreichte ich die Erwachsenen? Der Borromäusverein, der als Gesamtorganisation bereits über ein halbes Jahrhundert Kultur- und Volksbildungsträger war, ehe der Staat an die Frage der Volksbildung tastend herantrat, schien mir die beste Gelegenheit zur Volksbildung im Rahmen der Pfarrgemeinde zu geben. Und die Erfahrungen haben diesen Glauben nicht nur gerechtfertigt, sondern bei weitem übertroffen.

Zunächst war es meine Sorge, die Leser und Leserinnen loszulösen von der minderwertigen Literatur, die noch in den Schränken der Bücherei stand, und die einfachen Menschen der Arbeit zum richtigen Lesen zu erziehen. Ihren Wünschen, ihren Anschauungen Rechnung tragend. Durch ständiges Mitarbeiten in den Ausleihestunden ihre geistigen Bedürfnisse studierend, war das Auswerten dieser Erkenntnisse der Büchereiverwaltung von großem Interesse und trug im Kreislauf dem Leser als Frucht eine stetige, freudige Teilnahme am Buche und ein stilleres, besonnenes Lesen. Das Buch war nicht mehr nur ein „Lückenbüßer müßiger Stunden". Hier sei folgendes zu bemerken gestattet. Für diese Arbeit sollte sich vor allem der Großstadtseelsorger als eine seiner ernstesten Sorgen freimachen. Das ist sicher oft schwer, wenn man bis zu zwanzig Schulstunden zu geben hat und die Hauptseelsorgsarbeit im heutigen Ringen um die Seelen durch Haus- und Krankenseelsorge den Priester Tag um Tag zu den „Seinen" führt und am Abende die Vereine ihn in Anspruch nehmen. Aber im Buche, im Roman unserer Tage widerspiegeln sich alle Fragen sozialer, religiöser, ethischer und moralischer Art, die den heutigen Menschen bewegen. Das Buch ist der Resonanzboden aller Schwingungen des Gegenwartslebens geworden. Hier Volksarbeit in Erhaltung von Glauben und christlicher Sitte, in Wahrung unserer christlich-katholischen Weltanschauung und heiligster Güter tun, ist Dienst am christlichen Volke, Dienst für Gott und Kirche und Vaterland, ist Dienst auch für unsere Dichter.

Diese überaus wichtige Kleinarbeit trug ihre reichen Früchte, so daß nach ein, zwei Jahren auch reifere Jugend und schlichte Männer und Frauen aus eignem Wollen Unterhaltungslektüre höheren Niveaus selbsttätig erbaten.

Um aus der Verflachung des Alltages wieder zum Kampfe in unseren Seelen zu kommen, um in ihnen „heiliges Feuer" zu zünden, begann ich in Verbindung mit einem regsam arbeitenden Büchereivorstand Bildungsabende einzurichten. Diese Abende wurden mit großer Sorgfalt vorbereitet. Uns wohl bewußt, wie schwer es ist, im mechanisierten Gebiete des Alltags selbsttätig und selbstdenkerisch zu bleiben, unter der Flut der Tagespresse hin- und hergeworfen, sollten die Teilnehmer in sich das neue Entfachen einer sinkenden Flamme verspüren. Ihre Herzen und Seelen sollten hell und wach werden für die geistigen Güter unseres Volkes, für die Kunst als einer, fast möchte ich sagen, religiösen Angelegenheit erster Ordnung, wie sie von der Kirche durch die Jahrhunderte gepflegt, gefördert und geschützt worden ist. Im eigenen Leben erkennen, daß unsere Zeit aus unerträglicher Oede den Weg zum Geistigen finden muß und wird; denn „die unerfüllte Sehnsucht nach Geistigem, nach Natur und Leben ist erschütternd" (Walter Rathenau); daß unsere Zeit nur einer Kultur im Geiste Christi, und zwar des Gekreuzigten, bedarf; daß wir wieder

abkommen müssen vom Ich des Menschen und hingelangen zu einem wahrhaftigen, tiefernsten Leben in Gott. Das Leben weist ja trotz aller Mannigfaltigkeit in einem einzigen, geheimnisvollen Grundton zum ewigen Schöpfer hin. Diesen Grundton wollten wir wieder wecken in den Seelen, daß er klinge auch durch das Getöse der Autohupen. Daß all die Armen, die im Lichte des irdischen Sonnenballes erblindet sind, jenes Licht finden möchten, in dem wir Kinder Gottes geworden.

In dem von B. Marschall herausgegebenen Buche „Volksbildungsarbeit" (Köln. 1921) wird in einem Beitrag von Wilhelm Spael auf Einheitlichkeit bei Dichterabenden gedrungen. Der Grundgedanke des Abends muß in allen seinen Teilen mitklingen.

Auch bei diesen Veranstaltungen wurden meine Erwartungen voll und ganz erfüllt. Voraussetzung ist, daß diese literarischen Abende in höchster Gebundenheit, aber nicht verloren an den Stoff, stets unter dem Aspekt des aufgeworfenen Gedankens erstehen. Dann werden sie „Erlebnis", das wie eine glühende Sonde in die Seele führt. Weckrufe des Glaubens! Ein Herd der Unruhe, des Forschens und Fragens nach Gott! Das Feuer, das Christus vom Himmel warf, wird zu neuem Leben zünden!

Neben diesen ideellen Werten, neben den vermittelten Eindrücken, die so viele der Teilnehmer als unvergeßlich und neubelebend bezeichneten, war in Köln und ist auch hier in Aachen ein Nebenerfolg die ständig wachsende Mitgliederzahl der Bücherei, wodurch ein Gutes gewährleistet wird: eine fortwirkende Beeinflussung im Sinne christlicher, katholischer Buchauffassung. Wenn die Statistik der Gesamtorganisation des Borromäusvereins für die Teilnehmerzahl 1,2 Prozent im katholischen deutschen Volke ergibt, so umfaßte meine Bücherei in Köln 3,5 Prozent und hier in Aachen nunmehr 4 Prozent auf die Seelenzahl berechnet.

Zu diesen Bestrebungen kam noch ein wichtiges Drittes. Aus den Vorstandsbesprechungen hervorgehend, bildeten wir mit gleichgesinnten Menschen eine literarische Gemeinschaft, die ebenfalls, ausgedehnt auf eine mehr oder weniger große Gemeinde von Buchfreunden, für den Pfarrbezirk wertvolle Bildungsarbeit in periodisch wiederkehrenden Lesestunden leistete und noch leistet.

Daß der Büchereivorstand der Bonner Buchgemeinde Eingang in die Pfarre zu bereiten suchte und für sie wirkt, möchte ich nur kurz bemerken.

Ich komme nunmehr zu einem Abschnitt über das Märchenerzählen. Dazu ein paar Erfahrungstatsachen. Der tiefsten Sehnsucht der Kinderseele entsprechend, erzählen wir den Kleinen und Kleinsten Märchen, wie es ehedem die Großmütter taten, die noch die Heilkraft der Kräutlein am Wegrain kannten, die man heute — allerdings zu Pillen verpäppelt — in der Apotheke für einen Taler kauft. Der Märchenerzähler muß eine abgeklärte Ruhe haben, die wunderbare Ruhe einer Großmutter, die auf das Kind wartet, damit sie endlich wieder weiß, wozu sie denkt. Das Lachen der Mutter ist schön, ist lieb. Ueber das stille, vom Wissen um das Leben getragene Lachen der Großmutter aber muß man nachdenken; es ist ein so abgeschiedenes und doch so gütiges Lächeln. Was dem Kinde nicht bewußt, muß der Märchenerzähler ans Licht heben. Das Kind begnügt sich nicht mit dem Vorlesen der Märchen. Das Kind will, um ergriffen zu werden, die seelische Anteilnahme des Erzählers sehen. Will sehen, was er sieht, hören, was er hört, fühlen was er fühlt. Jede Effekthascherei, jedes Pathos schlägt hier weit neben das Ziel. Märchen wollen frei erzählt werden, mit einem Herzen voll Güte und Liebe. Und wenn der brennenden Kinderseele mitten im Vortrag des Märchens ein Wort entfährt, das die Spannung seiner Seelenkräfte geboren hat, dann denke ich, ist ein Wichtiges, oft Entscheidendes für sein Leben nicht verloren gegangen. Dann auch wirken Märchen nicht nur auf die Kinder. Sie finden auch die Begeisterung der Eltern, die auch zu den Märchenabenden kommen sollen, daß sie ihre Kinder im Märchenland der strahlenden Augen

sehen und ihre Ergriffenheit miterleben. Damit sie selber die Märchen wieder nehmen, wie unsere Mütter sie nahmen: wie gute Freunde. Mit ihnen die stillen Wege durch den Abend gehen, wenn sie einmal müde und verzagt sind. Und erkennen lernen die Bildungswerte, die dieses reinste Volksgut in sich birgt.

Der Bildner selbst ist Geber und Vermittler. Ein tiefes Lauschen und Horchen muß er in sich tragen. Muß nach- oder miterleben können, wo die Seelen der Menschen hinwollen, die er führen will. Muß aber auch das Land kennen, dessen Farbe und Bilder und Klänge stark genug sind, um die Seele zu befreien von den Fesseln irdischer Luftwerte und sie emporzuführen zum schicksalhaften Gotteserlebnis, in dessen Schwinden durch die Mechanisierung des Lebens und die Stoffgläubigkeit der letzten Jahrzehnte die Tragik der Irreligiösität unserer Volksgemeinschaft wurzelt, das aber, glühend in einzelnen Seelen, das Kommen und Wehen des Geistes kündet. Es wird dieses Gotteserlebnis unseren Seelen ein Glück ohne Worte werden und doch voll Verstehen. Zugleich ein Brand lodernder Menschenliebe! Und das sei der Sinn all unseres Tuns! Es ist zwar Menschenlos, daß auf dem Goldgrunde der Seele der Staub des Alltags sich niederläßt, daß sie umringt ist von jenem Los, das über allem Menschlichen liegt durch des Menschen Schuld. Das Jammern um diese Schuld, zusammenklingend in einen Schrei, rief einst Gott vom Himmel. Ihn bei uns und in uns tragend, sollten wir auf goldener Patene Gottesfreude wieder zu den Menschen bringen in des Schöpfers Macht und Wille! Im Gottesglauben und „in der Gottesschau der Kirche" auch unsere Bildungsarbeit tun; Wache haltend vor den unerschütterlichen Grundsätzen unseres Glaubens, hütend das Erbgut katholischer Sitte, wollen wir uns freuen mit Jakob Kneip an dem „Wunderbau der Kirche über der Menschheit", an den „Bergen ungeprägten Goldes, die noch in den Schatzkammern der Kirche der Gestaltung harren". Unseren Dichtern den Weg bereiten in die Menschheit, damit sie wirken als „Deuter des Ewigen, als Siegelbewahrer des Göttlichen auf Erden".

Karl Rösgen.

Von Werk- und Feierstunden

Das schwarze Brett

Die Borromäusbücherei einer Diaspora-Stadt hat eine heilige Aufgabe zu erfüllen. Ihr Wirkungskreis ist schier unermeßlich. Will die Bücherei wirkliche Volksbildungsarbeit leisten, dann muß sie möglichst alle Kreise der Bevölkerung zu erfassen suchen. Kein geeignetes Mittel der Propaganda darf unversucht gelassen werden. Es sei in folgendem gestattet, über die Verwendungsmöglichkeit des schwarzen Brettes im Dienste der Bücherei kurz zu berichten. Rechts von der Türe des Notkirchleins hängt es. Sonntags von ½7 bis 12 Uhr. Doch nicht jeden Sonntag. Denn auch der beste Freund darf nicht zur Last fallen. Die Aufmerksamkeit ist größer, wenn manchmal ausgesetzt wird. In der neu errichteten Diaspora-Pfarrei hat das schwarze Brett ganz ohne Vorbereitung seine Arbeit begonnen. Es begleitet ja die Bücherei schon von den Tagen der Gründung an. Ist doch bei uns das Brett doppelt nötig. Der Bücherei steht kein eigener Raum zur Verfügung. Gegen Mietzahlung ist sie untergebracht im Sprechzimmer der katholischen Schwestern, dennoch in drei Jahren auf 1600 Bände angewachsen.

Wie man bei aller Agitation und Arbeit klug vorgehen muß, so auch hier. Die Anschläge am Brett kündeten in der ersten Zeit nur das Lob des guten Buches. Sentenzen erster Größen, von Päpsten, Bischöfen, Schriftstellern waren gut dazu geeignet. Das Gabenverzeichnis 1927 des Borromäusvereins hatte es uns leicht gemacht, den Vorrat an geeigneten Sentenzen zu vermehren. Jeden Sonntag prangte ein neuer Spruch am Brett. Alle Sprüche sind künstlerisch geschrieben. Sie wurden von einer Schülerin eines bekannten Schriftkünstlers gefertigt.

Allmählich wird das Gesicht des schwarzen Brettes ernster. Es fordert auf, als Leser zur Bücherei zu kommen. Manchmal setzt es sogar voraus, daß alle Kirchenbesucher schon Leser der Bücherei seien und bittet: „Empfehlen Sie unsere Bücherei bei Ihren Bekannten und Sie erweisen ihnen einen großen Dienst." Gelegentlich kommt wieder eine Selbstverständlichkeit: „Alle Leser der Bücherei sollten auch Mitglieder des Borromäusvereins sein. Beiträge zu 1.70, 3.30, 6.50 und 10.— Mk." (Größere Ortszuschläge können wir unsrer Arbeiterbevölkerung nicht zumuten.) Ueberhaupt muß sich das Brett sehr oft in den Dienst der geschäftlichen Seite stellen. Nach dem Borromäus-Sonntage im November erscheint: „Der Beitrag zum Borromäusverein ist fällig und kann in der Bücherei von 11—1 Uhr bezahlt werden." Im März oder April muß jeder Kirchenbesucher lesen: „Warum haben Sie noch nicht Ihre Gabenwahl getroffen und abgeliefert?" Oder: „Samstag abend von 6—8 Uhr Beratungsstunde für unsere Mitglieder betr. Gabenwahl." Hier anschließend die Bemerkung, daß in nächster Zeit neben dem Brett sich ein großer Briefkasten präsentieren wird. Mit der Ueberschrift: Wünsche für Borromäusverein und Bücherei. Das Brett wird dann die vielseitigen Dienste und Aufgaben seines neuen Nachbarn näher darlegen müssen.

Eine weitere Aufgabe des schwarzen Brettes: Es muß Laienapostel sein. Seinem ganzen Wesen nach ist es ja Apostel. Aber besonders hier ist es öfter gezwungen, in Kampfstellung zu gehen und Angriffe abzuwehren. Gelegentlich merkten wir, daß die „Ernsten Bibelforscher" und „Adventisten" in unserem Stadtteil sehr rege für sich warben. Sonntag drauf fielen die Augen aller Kirchenbesucher auf den Satz: „Laßt Euch durch die aufdringliche Werbung der Adventisten und Ernsten Bibelforscher in Eurem Glauben nicht wankend machen." Diese Mahnung zeigte sich in großer roter Schrift. Der nächste Anschlag: „Holt Euch Aufklärung und Belehrung in dem

Buche Dr. Mefferts: ‚Bibelforscher und Bibelforschung über das Weltende', damit Euer Glauben nicht Schaden leide." (In drei Exemplaren in der Bücherei zur Verfügung.) Folgenden Sonntag schloß sich an: „Kaufet niemals Bücher von den aufdringlichen Hausierern und Kolporteuren, denn sie handeln fast immer im Auftrage unsrer Glaubensfeinde."

Sehr oft gibt das Brett auch Kunde über Neueinstellungen von Werken in die Bücherei. Ratsam ist es hier, die Werke mit kurzem Kennwort zu bezeichnen. Schon mancher Leser wurde durch interessanten Anschlag dieser Art für die Bücherei gewonnen. Da Neuerscheinungen des Büchermarktes, von denen „man" gerade spricht, von den Lesern der Bücherei gleich gefragt werden, wird der Bibliothekar einerseits diesem Bedürfnis Rechnung tragen müssen, andrerseits der Gefahr des Sensationellen vorbeugen, um keine Bücher aufzunehmen, über die vielleicht später nach gründlicher Kritik anders geurteilt wird. Es ist durchaus auch Aufgabe der Bücherei, die Gegenwartsliteratur zu pflegen, damit der Leser, der sich für sie interessiert, in der Borromäus-Bücherei Befriedigung findet. Sobald diese Erscheinungen von einem Gewährsmann geprüft sind, werden die als geeignet befundenen Bücher auf dem schwarzen Brett als Neuerscheinungen hervorgehoben. Gerade diese Seite der Tätigkeit vermag das Ansehen der Bücherei sehr zu heben und hilft Eingang verschaffen in Kreise, die bisher mit Mißtrauen unsrer Arbeit gegenüberstanden.

Das Brett rechts der Kirchentüre steht selbstverständlich auch unter dem Schatten des Kirchenjahres. Z. B. Adventszeit. Erster Anschlag: Bücher über das Kirchenjahr: Meschler: Katholisches Kirchenjahr, 2 Bde., Koch: Der Meister ist da, Kühnel: Tage Gottes, Vögele, Guardini. Zweiter Anschlag: Weihnachten in der Dichtung: P. Keller: Waldwinter, Storm: Unterm Weihnachtsbaum, Droste: Judenbuche, Stifter: Bergkristall, Raabe: Else v. d. Tanne, Kümmel: Adventsbilder, Lagerlöf: Christuslegenden. Ebenso wurden Werke für den Osterfestkreis zusammengestellt. Fronleichnam brachte eine Liste über eucharistische Literatur. Allerheiligen bot sämtliche Heiligenlegenden an. Die abgehaltene Missionserneuerung zwang zur Angabe der vorhandenen Missionsliteratur.

Aus Anlaß des Erst-Kommunionunterrichtes wurde folgende Agitation unternommen: der Pfarrer forderte im Unterrichte alle Erst-Kommunikanten auf, in der Bücherei sich als Leser anzumelden. Ohne jede Anmeldungs- und Leihgebühr würden ihnen Bücher zur Vorbereitung auf ihren schönsten Tag des Lebens zur Verfügung gestellt werden. Der Erfolg: An zwei Sonntagen meldeten sich 45 Kommunikanten als Leser an. Auf solchen Ansturm war man nicht gefaßt. Die vorhandenen Bändchen reichten nicht aus. Legenden, Lebensbeschreibungen. Kümmel, Krane u. a. mußten als Aushilfe einspringen. Selbstverständlich wurden alle erreichbaren, guten Kommunion-Erzählungen gekauft und sofort eingestellt. Bis Weißen Sonntag haben alle Kinder mit viel Eifer gelesen. Durch die Ausgabe anderer Bände an Jugendliche (Abenteuer usw.) wurde die Neugierde der jungen Leser wachgerufen. Sie interessierten sich immer mehr für die Bücherei, und so kam es, daß von den 45 Erst-Kommunikanten 30 als ständige Leser der Bücherei treu blieben. Heute haben viele der Mädchen und Knaben auch den Vater oder die Mutter angemeldet. So war es möglich, über die Kinder hinweg in Familien hineinzukommen, die sonst nie den Weg zur Borromäus-Bücherei gefunden hätten. Eine solche Maßnahme läßt sich in dem Gebiet der Simultanschule am besten und sichersten zurzeit des Erst-Kommunionunterrichtes durchführen. Erst zu dieser Zeit vermag der Geistliche in der Stadt einen nachhaltigen Einfluß auf die Kinder auszuüben.

Auch diese ganze Aktion wurde durch das bekannte Brett unterstützt. „Katholische Eltern! Haltet Eure Kinder zur fleißigen Benutzung unsrer Bücherei an!" Oder: „Eltern! Erfasset die Gefahren der Zeit und führt Eure Kinder der Borromäus-

Bücherei zu!" Zuletzt: „Ihr Eltern! Warum lesen eure Kinder keine Kommunion-Erzählungen?"

Zusammenfassend läßt sich feststellen: Der Dienst des schwarzen Brettes ist sehr vielseitig.

1. Es singt das Lob des guten Buches.
2. Es unterstützt die Arbeit des Geschäftsführers.
3. Es gibt Neuanschaffungen bekannt.
4. Es arbeitet als Laienapostel.
5. Es stellt zu gegebener Zeit Literatur im Geiste des Kirchenjahres zusammen.

Das schwarze Brett vermag also die Agitation für die Borromäussache wesentlich zu unterstützen. Die Erfahrung hat das bestätigt, denn alle Angaben des Aufsatzes wurden in der Praxis erprobt. Alles aber, was unserem großen Ziele dienen kann, wollen wir nicht verachten.

Fr. Walter.

Zwei Volksbildungsabende

Die Werbung für das gute Buch ist heute mehr denn je eine Aufgabe von größter Bedeutsamkeit. Kino, Sport und auch Schund sind Konkurrenten, deren Macht in den letzten Jahrzehnten immer größer geworden ist. Daraus erwachsen den Ortsvereinen naturgemäß ganz besondere Aufgaben. Es gilt, die Werbung viel intensiver zu gestalten, als das früher notwendig war, und in diesem Sinne kommt den Volksbildungsabenden eine ganz hervorragende Bedeutung zu. Ein Schulungskursus für Leiter von Volksbüchereien muß diesem Umstande Rechnung tragen, und so entschloß man sich, im Rahmen des fünfzehnten Kursus zwei solcher Abende zu bieten, über die hier einiges gesagt werden soll.

Zwei Elemente sind bei der Veranstaltung von Volksbildungsabenden zu berücksichtigen: das bildende und das unterhaltende. Sie stehen im Verhältnis zueinander wie Inhalt und Form und lassen sich deshalb nicht scharf voneinander scheiden, weil natürlich auch der Form ein gewisser Bildungscharakter zukommt. Kernpunkte stellen sie beide dar, weil ein aufdringliches Betonen des Bildungscharakters bei der Einstellung weiter Volkskreise leicht den Erfolg der Veranstaltung überhaupt in Frage stellt, und andererseits auch das unterhaltende Element dann eine Gefahr ist, wenn es zu sehr Berücksichtigung findet und sich in der Weise auswirkt, daß zu große Zugeständnisse an den Massengeschmack gemacht werden. Erinnert sei hier an die traurigen Zustände auf dem Gebiete der Vereinsbühne. Es gilt also, klug die Mittellinie einzuhalten und den Bildungsstoff in einer nicht zu schweren, gefälligen Form zu bieten, die aber immer künstlerisch sein muß. Diese letzte Forderung bedingt eine gewisse Einheitlichkeit im Aufbau der Veranstaltung: Sie kann, ganz allgemein gesprochen, ernster Art sein und sie kann einen heiteren Charakter tragen; sie kann an den Namen einer Dichterpersönlichkeit anknüpfen und kann auch durch einen Begriff: Mutter, Frühling, Weihnachten u. a. m., bestimmt werden. So sind der Möglichkeiten sehr viele und die größte Schwierigkeit stellt nur das Zusammentragen des Stoffes dar. Aber da gibt es mancherlei Hilfen. Es sei hier nur an die „Volkskunst" und die „Volkskunst-Liste" erinnert. Auch die „Bücherwelt" brachte ja schon mancherlei Vorschläge und wird das in Zukunft in erhöhtem Maße tun. — Für die Ausgestaltung des Volksbildungsabendes ergeben sich die verschiedensten Ausdrucksformen: das gesprochene Wort oder die Rezitation, die Musik, das Spiel und der Tanz. Weniger aus künstlerischen als aus Praktischkeitsgründen empfiehlt es sich, immer mehrere der Ausdrucksformen zu wählen, weil die Geschmacksrichtung im großen Kreise, den der Volksbildungsabend meistens darstellt, zu verschiedenartig ist. Aber dieses Zugeständnis darf nur dann gemacht werden, wenn eine gewisse erreich-

bare künstlerische Höhe nicht darunter leidet. — Von diesen Erwägungen ausgehend, stellte man die Vortragsfolge der hier zu besprechenden Veranstaltungen zusammen.

Im Rahmen des fünfzehnten Kursus wurde zunächst ein heiterer Märchenabend geboten. Als Ausdrucksformen wählte man die Rezitation, das Spiel, und zwar als Sonderform das Schattenspiel und den Tanz. Eröffnet wurde der Abend durch ein Begrüßungsmärchen, das besonders zu diesem Zwecke verfaßt worden war und eine Art Einstimmung auf die Vortragsfolge darstellte. Es schlossen sich in bunter Reihenfolge an: lustige Volkstänze für ein Paar, von Jugendbewegten getanzt, Märchen mit Schattenspielen und ein Märchenspiel. Des Interesses halber mag das Programm hier folgen:

1. Es war einmal	Begrüßungsmärchen
2. Schweden — Schottisch	Volkstanz
Geestländer Polka	Volkstanz
3. Von der Königin, die keine Pfeffernüsse backen und dem König, der nicht das Brummeisen spielen konnte	Lustiges Märchen (Volkmann-Leander) mit Schattenbildern.
4. Tantoli	Volkstanz
Fingerschottisch	Volkstanz
5. Die kluge Bauerntochter (nach dem Grimm'schen Märchen)	Märchenspiel von Gümbel-Seiling
6. Annenpolka	Volkstanz
Kirmestanz	Volkstanz
7. Lachkätzchen	Lustiges Märchen (Gottheil) mit Schattenbildern
8. Es war einmal	Abschiedsvers

Besondere Schwierigkeiten machte das Einstudieren der Schattenspiele, weil die Bewegung hinter der Leinwand so schnell vor sich gehen muß, daß im Vorlesen keine Stockung entsteht. Es galt deshalb alles das zunächst auszusuchen, was sich zur Darstellung besonders eignete und in seiner Aufeinanderfolge schnellen Szenenwechsel gestattete. Eine außerordentliche Arbeitsleistung bedeutete es, alle die Gegenstände auf Pappe aufzuzeichnen und auszuschneiden, die silhouettenartig auf der Leinwand erscheinen mußten. Aber der Erfolg lohnte alle Mühe und die Vorführung wurde, abgesehen von unerwarteten Lichtschwierigkeiten, in ihrem Ablauf durch nichts gestört. Ueber die Einstudierung des Märchenspieles braucht kaum Näheres gesagt zu werden, da sie sich in nichts von den anderen Theaterstücken unterscheidet. Ganz besonderen Anklang fanden die Tänze, die für ähnliche Veranstaltungen deshalb nur empfohlen werden können. In seinem Ablauf bewies der Abend, daß man auch eine heitere Veranstaltung bieten kann, ohne zu dem so beliebten Lustspielkitsch seine Zuflucht nehmen zu müssen.

Die zweite Veranstaltung war ein „Ernster Abend", dessen Einzeldarbietungen durch das Motiv „Tod und Mensch" bestimmt wurden. Vermieden werden mußte ein zu düsterer und ebenso ein sentimentaler Gesamteindruck. Als Ausdrucksformen wurden die schon bei der ersten Veranstaltung genannten gewählt. Der Verlauf des Abends war folgender:

1. Andante (f. 2 Geigen und Klavier)	Gluck
2. Kontramarsch (feierlicher Tanz)	Volkstanz
3. Ich hab die Nacht geträumet	Volkslied
4. Vorlesung aus Timmermans, Der Pfarrer vom blühenden Weinberg	Kap. 24—27

5. Schwesterlein, wann gehn wir nach Haus . . . . . Volkslied
6. Ormen Lange . . . . . Tanzballade
7. Gevatter Tod . . . . . Märchenspiel von
(nach dem Grimmschen Märchen) . . . . . Gümbel-Seiling
8. Jungfrau'n kommet zu den Reih'n (1679) . . . . . Weihetanz
9. Es tönt des Abendglöckleins Schlag . . . . . Volkslied

Die Tänze wurden von vier Paaren getanzt und waren natürlich alle ernster, getragener Art, ebenso wie das einleitende Musikstück. Die Nummern 3—5 bilden einen in sich geschlossenen Teil des Programms insofern, als sie Variationen über dasselbe Motiv, Tod und Liebe, darstellen. Alle Lieder, die einstimmig mit Begleitung von Lauten und Geigen vorgetragen wurden, sind den bekannten Volksliederbüchern „Spielmann" und „Zupfgeigenhansel" entnommen, die in ihrer Reichhaltigkeit einen unerschöpflichen Stoff für Bildungsabende aller Art enthalten. Das Märchenspiel hat trotz der Unerbittlichkeit des Todes eigentlich einen versöhnlichen Ausgang, der durch den feierlichen Weihetanz eine gute Ueberleitung zu dem Abendlied erhielt, das den Ausklang des Abends bildete.

Mitwirkende bei den Veranstaltungen waren nur Angestellte des Borromäusvereins und der Buchgemeinde, so daß die Leiter beim Einstudieren durchaus nicht in günstigerer Lage waren, als jeder Vereinsvorstand. Man wollte lediglich zeigen, was mit vorhandenen Mitteln erreicht werden kann, und darf wohl behaupten, daß die Veranstaltungen einen Beweis dafür darstellen, daß auch mit einfachsten Mitteln ganz Erfreuliches zu leisten ist.

Franz Kroczek.

Dänische Literatur

Die dänische Literatur der Gegenwart hat eine formale Vollendung erreicht, die von keinem anderen Land in der Welt übertroffen wird. Ihr entspricht aber nicht ein wirklicher Reichtum in inhaltlicher Beziehung, wie ihn etwa nun die russische oder norwegische Literatur aufzuweisen hat. Nicht einmal die Fähigkeit hat sie, neue Stoffgebiete zu erobern, der einzige Vorzug des deutschen Romanes der Gegenwart. Deshalb ist ein günstiges oder ungünstiges Urteil abhängig von dem Standpunkt, von welchem aus man die neuen Bücher in Holbergs und Andersens Land betrachtet. Ist es ein ausgesprochen formal orientierter, so muß das Urteil in den meisten Fällen ein sehr beifälliges sein, ist aber Forderung nach dauernden Werten des Inhalts vorhanden, dann muß es weniger günstig lauten. Ein neueres Buch, das in jeder Hinsicht beide Forderungen erfüllen würde, ist entschieden nicht vorhanden.

Poul Ledins Roman Det hemmelige Land (Das heimliche Land) könnte noch am ehesten als Nummer eins bei einem etwaigen Wettbewerb in Betracht kommen. Ein sehr stilles Buch, voll schöner Einfachheit der Linien und des Aufbaus, das in seinem kultivierten, diskreten und doch so eindringlichen Vortrag ein glänzendes Zeugnis ablegt von der gediegenen Tradition der dänischen Erzählung, aus welcher es herauswächst. Zwei Generationen des modernen Kopenhagen sind hier dargestellt und in einen wohlabgewogenen Kontrast gebracht. Das Grundmotiv ist wie eine Leitmelodie sehr überzeugend durchgeführt. Bei allen im Vordergrund auftretenden Personen wird klargemacht, daß sie in sich eine heimliche Welt tragen, von Erlebnissen, Gefühlen und Stimmungen, die im letzten Grunde auf Kindheitserlebnissen beruht; sie eigentlich schafft das menschliche Schicksal. — Die ethische Schwäche des Buches liegt in seinem Relativismus, ein echtes Produkt der Großstadt und besonders Kopenhagens, der natürlich durch die leichte Orientierung des Autors nach den Ansichten modernster Psychologie noch verstärkt wird.

Gleich danach wäre wohl Svend Fleurons Tierroman Sigurd Torleifsons Heste (S. T. Pferde) zu nennen. Worin die Bedeutung und Einzigartigkeit der Kunst Fleurons besteht, braucht wohl nicht näher auseinandergesetzt zu werden. Daß sie in den letzten Jahren in Manier und Eintönigkeit überzugehen droht, kann nicht verschwiegen werden. Obwohl das vorliegende Buch durchaus keine Veränderung in der Schriftstellerei Fleurons bedeutet, darf auch ein skeptischer Betrachter der nun so modischen Tierromane diesem Werke seinen Beifall nicht versagen. Diesmal wird vom kleinen isländischen Pferd berichtet, welches der Verfasser während einer Reise durch die Insel der Gletscher, Vulkane und Geysire kennen und lieben lernte.

Von Interesse ist der Roman von Harald Bergstedt Under Klokketaarnet (Unterm Glockenturm), in dem manches andeutet, daß sich in ihm Erinnerungen an einzelne Werke des Norwegers Kinck bemerkbar machen, der vermutlich auch auf frühere Arbeiten Bergstedts Einfluß gehabt hat. Wie stets bei Bergstedt geht es um ein weltanschauliches Problem (das ist das Verheißungsvolle an ihm), welches er mit der ihm eigenen Energie auflösen will, zum mindesten auf subjektive Weise. Es ereignet sich — natürlich kann man sagen — in der Provinz und stellt den Gegensatz der kirchlichen Volkskultur mit ihren kollektiven Neigungen zur literarischen Geisteskultur, die vollkommen individualistischen Charakter hat, dar. Wieder zeigt es sich, daß Bergstedt einer der wenigen dänischen Autoren ist, deren Bemühung um eine vom Herkömmlichen abweichende Problematik geht.

Kludedukkerne (Puppen aus Lappen) ist der ziemlich bezeichnende Titel, den der bekannte Journalist Harald Tandrup einem satirischen Roman gibt, der laut des Untertitels „Moderne Menschen in Karikatur" darstellen will. Eine geistreiche dänische Feder versteht eine solche Aufgabe gut und löst sie mit zahlreichen spöttischen Anspielungen an Tagesereignisse. Der Gefahr der Langenweile weicht dieses Buch wirklich aus; aber nicht immer dem nationalen Fehler, dem zynischen Grinsen über Alle und Alles, dem Streben nach Lachen um jeden Preis, welche Eigenschaft man besonders in Kopenhagen gut vertreten findet.

Nicht oft behandelt ein dänischer Schriftsteller einen Stoff, der außerhalb der Grenzen seiner Heimat zu finden ist. Mit gutem

Grund. Denn alles nordische Dichten und Schreiben ist auf merkwürdige Weise mit der vaterländischen Erde verbunden und saugt aus dieser seine besten Kräfte. Im Ausland spielende Romane skandinavischer Autoren sind nicht so selten blutleer, von Schattenwesen bevölkert. Doch natürlich sind auch regelbestätigende Ausnahmen vorhanden. Zu ihnen gehört Emil Rasmussen. Er wählt mit Vorliebe Italien, Deutschland und Polen als Handlungsorte und -Länder, in denen die Leidenschaften größer und das Blut wärmer ist als im gemäßigten Dänemark. Ich stehe seiner Kunst recht skeptisch gegenüber, es will mir scheinen, als wäre ihre innere treibende Kraft mehr Streben nach künstlich überhitzter Darstellung als der glühende Erguß unbezwingbaren Temperamentes. Obwohl Rasmussen die ihn interessierenden Länder gut kennt, sind seine Schilderungen nicht immer zuverlässig. Sein Bild vom italienischen Katholizismus z. B. nähert sich sehr einer bösartigen Karikatur. Unlängst hat er den fünften Band einer Romanserie über Polen fertiggestellt Den hvide Oern (Der weiße Adler), ein Gegenwartsbuch, die Wiederaufrichtung des polnischen Staates behandelnd.

Frau Gyrithe Lemche gehört der älteren Generation an. Ihre historischen Romandichtungen zählen zu den besten Arbeiten dieser Art, welche die dänische Literatur hervorgebracht hat. Ihre Bücher sind im Gegensatz zu denen ihrer Landsleute nicht psychologisch zersetzt und auch nicht kurzatmig, sondern voll der großen reichen Strömung wirklicher Epik. Namentlich ein fünfbändiger Roman, der das merkantile Dänemark der letzten 150 Jahre schildert, ist geradezu einzigartig und wird sich wohl auch in der Weltliteratur einen Platz erobern. Frau Lemche begann nun einen auf drei Bände berechneten modernen Gesellschaftsroman Tempeltjenere (Tempeldiener), von dem nun der erste Teil Forgaarden (Der Vorhof) fertig geworden ist; die Kindheit des Helden, größtenteils verbracht auf einem dänischen Herrenhof, wird erzählt, dessen Leben dem Dienste einer Idee geweiht sein soll.

Sven Lange, der auch als dramatischer Schriftsteller im Gefolge Ibsens nicht unbekannt ist, legt einen Band von Erzählungen vor, welcher als das bunte Mittelstück einer Trilogie aufzufassen ist, deren erster Band En Dag paa Hirschholm Slot (Ein Tag auf dem Schlosse H.) den Sturz Struensees behandelt, und dessen Ende der Roman über Brandes' Jugend De förste Kämpe ist. Das neue Buch trägt den Titel Amor og Bacchus und enthält drei Intereurs (eine speziell dänische Kunstform, sehr bezeichnend für den psychologisch orientierten Aesthetizismus der Gegenwart) aus der Rokokozeit. Im ersten Stück erhalten wir eine geradezu virtuose Schilderung, in allen Finessen des biegsam-primitiven Dänisch funkelnd, vom Hofe des schwachen und kränklichen Christian VII., dem die Aufregung nach Struensees Sturz noch tief im Blute sitzt; prachtvoll der Besuch des putschistischen Generals von Eichstedt bei einer ihm sehr nahe stehenden Schauspielerin, in deren Bühnenintrigen er den Hof hineinzieht — ganz Rokoko! Das zweite Stück ein kluges Gegenstück: Kopenhagens Intellektuelle in Drejers Klub am Geburtstag des Königs, gerade als die Nachricht von der Hinrichtung Ludwig XVI. eintrifft: wie der dumpfe Ton eines fernen Erdbebens kündigt sich hier der Untergang der Welt der zierlichen Gefühle und eleganten Verbeugungen, die eigentlich, übersättigt und senil, nichts mehr ernst nimmt, an. Die letzte Erzählung führt uns die ungemäßigte Leidenschaftlichkeit, die Neigung zum großen Pathos und zur aufrührerischen Geste vor, welche für die Jugend jener Zeit so bezeichnend ist: der norwegische Schriftsteller E. A. Heiberg soll wegen seiner revolutionären Tendenzen in dem Augenblick ausgewiesen werden, da seine Ehetragödie großes Leid über ihn verhängt.

J. Anker Larsen kommt mit einer kleinen Erzählung For aaben Dör (Vor offener Tür), welche in mancher Beziehung eine Ergänzung seiner beiden bekannten Romane bedeutet. Ein Mensch, ganz erfüllt vom modernen Aberglauben, vermag es, ohne die Hilfe einer religiösen Gemeinschaft, das „ewige Leben" zu erfahren, durch die bloße Nachfolge Christi. Wie immer bei Larsen vermischt sich Mystik, religiöses Gefühl und Unklarheit zu einer gefährlichen Mengung, welche dem großen Publikum wohl gefallen kann, doch ihm keinen Weg zu innerer Vervollkommnung zeigt, eher das Gegenteil bewirkt.

Auf die sensualistischen Neigungen der Leser (und noch mehr der Leserinnen) will Laurids Bruun mit seinem schmalen Novellenband wirken van Zantens Eventyr (v. Z. Abenteuer), welchen Bruun angeblich

— es ist dies artistische Fiktion — aus dem Holländischen übersetzt hat. Dieses Buch schließt sich an die über die ganze Welt bekannten van Zanten-Romane an (deren Erfolg besonders in Deutschland riesig groß war), die alle das primitive, nur von Urinstinkten beherrschte Leben auf der paradiesischen Insel Pelli beschreiben. Die vorliegenden Geschichten haben eine düsterere Klangfarbe als die vorhergehenden Werke, denn selbst der glücklichen Insel bleibt das Leid nicht fremd. Erstaunlich ist es jedenfalls, wie Bruun sich in Volk und Natur der Insulinde einleben kann, und wie sich sein Stil mit raffinierter Einfachheit den Forderungen seines Stoffes anpaßt. Bedauerlicherweise ist die sittliche Haltung dieses vielerprobten Autors, dessen Erzählungen nicht weniger als 37 Bände umfassen und der sich sozusagen mit allen erdenklichen Stoffen abgegeben hat, nicht immer ganz einwandfrei; gewissen Lockungen, welche in seinem Thema enthalten sind, hat er nicht stets widerstanden.

Wie leicht zu verstehen, betonen die modernen dänischen Literaten gern das Erotische. Ein Beispiel für diese Richtung bietet Edith Rodes witzige und geschmackvolle, doch manchmal hart die Grenze des Erlaubten streifende Novellensammlung Det bittersöde Aeble (Der bittersüße Apfel) mit seiner spielerischen Behandlung des unerschöpflichen Themas: Liebe.

Mit einem gewissen Recht kann man auch des begabten Johannes Buchholtz Novellenband Kvindesind og andet Sind (Weibersinn und andrer Sinn) dahin zählen, obwohl seine Neigung zu manchmal grotesker Satire das Erotische dieser würzigen und kurzweiligen Geschichten zurückdrängen, und auch die flüssig geschriebene Erzählung Bent og Beas Far (Bent und Beas Vater) von P. C. V. Hansen, die freilich einen ernsten soziologischen Einschlag hat. Ein Wissenschaftsmann, der nicht gerade mehr jung ist, und dessen Frau in ihrer sozialen Tätigkeit und in Kinderschutz vollkommen aufgeht (eine Zeittype), fühlt sich in seiner Vernachlässigung von der echt weiblichen Frau eines Gutsbesitzers angezogen. Während des Konfliktes stellen sich die Kinder rückhaltlos auf die Seite ihres Vaters und verurteilen durch diese Haltung nur allzu deutlich die eigentlich Schuldige am Zusammenbruch dieser Ehe.

Den Gegenpol der erotischen Bücher bedeuten Ingeborg Maria Sicks Werke, die allerdings immer mehr ins Süßliche und Rosagefärbte entarten, welche sie stellenweise — bei aller Anerkennung der guten Absichten der als Mensch ausgezeichneten Verfasserin muß es gesagt werden — geradezu ungenießbar machen. Diesen Einwand kann man auch gegen ihre Erzählung Minnesang vorbringen, die in Süddeutschland zu Beginn des 13. Jahrhunderts spielt und manchmal die Kontraste einer überverfeinerten und gleichzeitig Roheiten nicht abgeneigten Zeit ganz gut zum Ausdruck bringt. —

Aus den zahlreichen Neuerscheinungen der geisteswissenschaftlichen Literatur ragt ein Werk hervor, welches, wenn es das hält, was die ersten zwei Lieferungen versprechen, eine wichtige Ergänzung unseres Wissens bedeutet. Nordens Gudeverden (Die Götterwelt des Nordens) von Axel Olrik und Hans Ellekilde ist auf einem unvollendeten Manuskript aufgebaut, welches der erstgenannte Autor, der im Jahre 1917 verstorbene berühmte Folklorist und Germanist, unvollendet hinterließ. Sein fleißiger Schüler, der Archivar Ellekilde hat es vollendet, überarbeitet und ergänzt. Diese Darstellung der nordischen Mythologie ist die erste skandinavische Arbeit, welche allseitig die Ergebnisse der modernen philosophischen, philologischen, prähistorischen, folkloristischen und besonders der komparativen Religionsforschung berücksichtigt. Die schwierige Materie ist auf interessante und vorsichtige Weise behandelt und vom echten wissenschaftlichen Geist erfüllt. Daß man hie und da anderer Ansicht sein kann, liegt in der Natur der Sache.

Professor Vilhelm Andersen, der geistvolle Vertreter der dänischen Literaturgeschichte, sammelt in einem stattlichen Band Sommer seine Gedanken und Reden über verschiedene Gegenstände, über Muttersprache, Kultur und Zivilisation, den dänischen Sommer, das Pfarrhaus, den Herrenhof; seine Ausführungen werden beschlossen durch eine längere Abhandlung über die Geschichte der dänischen Naturpoesie.

Der bekannte Kritiker Richardt Gandrup vereinigt seine im Laufe der letzten Jahre an verschiedenen Orten veröffentlichten Essays über das geistige Leben und das Schrifttum der Gegenwart in Dögnet og Tiden (Der Tag und die Zeit). Besonders interessiert ihn das Verhältnis der neuen Geistigkeit zur Kirche, die Relation

des Volkes zu dieser und die Beziehung des Buches zur breiten Masse.

Jörgen Bukdahl, der Spezialist für Norwegen unter Dänemarks Kritikern, will in Det skjulte Norge (Das verborgene Norwegen) den inneren Zusammenhang des geheimnisvollen Lebens des Volkes in der Tiefe mit den großen dichterischen Erscheinungen aufzeigen. Besonders beschäftigt er sich mit dem Gudbrandsdal, der Hauptstraße norwegischer Kultur, und der Kunst der Sigrid Undset, die mit diesem in engster Verbindung steht. Interessant ist auch, was er über Röros und den Dichter Johan Falkberget zu sagen hat, der leider auf dem Kontinent so gut wie unbekannt ist. Bukdahls Werk fand in Norwegen eine im allgemeinen sehr freundliche Aufnahme, ein gutes Zeichen, denn die Norweger betrachten ausländische Aeußerungen über ihre Nationalkultur und deren Erscheinungen mit sehr kritischen, oft geradezu unfreundlichen Augen und lehnen sie oft — ob mit Recht oder Unrecht, das sei dahingestellt — als unbefugt ab.

Kristian Kongstad und Hugo Matthießen gaben zusammen, der eine als Illustrator, der andere als Textverfasser, das Prachtwerk Den gamle Köbstad (Die alte Kleinstadt) heraus. Mit Fleiß und Liebe ist hier alles zusammengetragen, was zum Verständnis der architektonischen Schönheit alter Städtchen dienen kann, denen infolge ihrer abseitigen Lage ein freundliches Schicksal jene Zerstörung alten Kulturgutes erspart hat, die anderswo unter Berufung auf Notwendigkeiten des Verkehrs und des Fortschrittes eine barbarische Zeit anrichtete.

Unter der religiösen Literatur des besprochenen Zeitabschnittes ragt das Buch des tiefsinnigen und edlen Dichters Helge Rode Det store Ja (Das große Ja) hervor, zu dem man freilich nicht in jeder Beziehung ja sagen kann. Es schließt sich eng an des Dichters Buch Pladsen med de grönne Trär an und bedeutet in manchem eine polemische Ergänzung dieses. Theologen kann vor allem die Auseinandersetzung Rodes mit dem Evangelium Johannes interessieren.

K. E. Nielsen vertritt eine neue Richtung im dänischen Protestantismus, welche wohl einigermaßen mit dem alten Grundtvigianismus zusammenhängt. In Titen og Kristendommen (Die Zeit und das Christentum) wird die Schlaffheit der liberalen Theologie wie auch die Starrheit der Orthodoxie abgelehnt. Religion ist eine seelische Notwendigkeit, welcher der Mensch für sein inneres Leben bedarf. In mancher Beziehung ist diesen Gedanken verwandt die Abhandlung von Vilhelm Madsen Tidens Ansigt (Das Antlitz der Zeit), die über die religiösen Strömungen unserer Tage und über die gegenwärtige Krise spricht, welche der Protestantismus aller Länder durchzumachen hat.

Unter den zahlreichen Reisebüchern der letzten Zeit muß vor allem auf eine sehr umfangreiche, im Erscheinen begriffene Arbeit hingewiesen werden, welche man auch als eine topographische Naturbeschreibung bezeichnen könnte. Achton Friis gibt in Wort und Bild (beim letzteren unterstützt durch Johannes Larsen) von De Danskes Öer (Die dänischen Inseln), welche fünf ausgiebige Reisen in drei Jahren notwendig machten. Alles, was in einem solchen Buch nur gesucht werden kann, ist hier genau aufgezeichnet. Das abgeschlossene Buch, welches durch eine Reihe staatlicher und öffentlicher Institutionen unterstützt wird, dürfte eine Leistung sein, welche im europäischen Umkreis kaum ihresgleichen hat.

Dr. Frederik Poulsen, der Direktor der „Ny Carlsberg Glyptotek" in Kopenhagen ist ein klassischer Archäologe von Weltruf. Der Dienst der Wissenschaft verhindert ihn aber nicht an Ausflügen ins Land der Dichtung; er ist Autor des einen oder anderen Romanes, welcher wohl etwas Dauerndes für die dänische Literatur bedeutet. Poulsen versteht es aber auch, kluge, scharfsichtige und sehr unterhaltende Berichte über seine Reisen zu schreiben, mit einer formalen Vollendung, mit der nun nur noch der schwedische Literarhistoriker Professor F. Böök konkurrieren kann, der übrigens in mancher, doch nicht in jeder Beziehung ein Seelenverwandter Poulsens ist. Das neue Buch des Dänen Vi vandrer — (Wir wandern ...) repräsentiert ausgezeichnet die Vorzüge seines Urhebers. Es zerfällt in drei Teile. Jugenderinnerungen füllen den einen. Prachtvoll sind in größter Kürze die Charaktere jütischer Bauern skizziert („Spielmannsgeld"), ausgezeichnet ist die Atmosphäre des studentischen Kopenhagen wiedergegeben (De groentijd). In der zweiten Abteilung (Von England nach Welschland) erzählt er von englischen Aristokraten und ihren Herrensitzen, von einem französischen Professor, der wohl der erste Numismatiker der Welt, Mitglied der

Akademie ist, der aber doch von seiner Frau und seinem Schwiegersohn tief verachtet wird (ein gutes Beispiel für die volkstümliche Bewertung der Wissenschaft in unserer bekanntlich so hoch kultivierten Zeit), von einer Begegnung im Rom-Expreß, wo das alte Oesterreich in einem Wäschereisenden aus Czernowitz und einem verarmten Grafen aus Agram seine kontrastreiche Auferstehung feiert. Der letzte Abschnitt behandelt, manchmal in novellistische Form gekleidet, Poulsens griechische Eindrücke, die er während der von ihm geleiteten Ausgrabungen sammelte. In aller Kürze sei es gesagt: noch niemals habe ich soviel über Neu-Griechenland erfahren wie in diesem Buch. Poulsen kennt die Menschen des gegenwärtigen Hellas und betrachtet diese Halborientalen ganz ohne Voreingenommenheit. Allein die paar Skizzen über das Leben der griechischen Bauern und ihrer beklagenswerten Frauen würden es rechtfertigen, Poulsens Buch als das beste des Jahres zu erklären. Daß man dies nicht tut, erklärt sich aus dem Umstand, daß es doch nicht als Dichtung gewertet werden darf, zumindesten nicht in erster Linie. Selten noch habe ich ein Reisewerk gelesen, das so von Leben und Bewegung erfüllt war, wie dieses Buch des Archäologen, eines Mannes, der alte tote Dinge aus der Erde holt.

Unter den Memoiren und Briefsammlungen fällt der nun vollendete zweite Band der Breve fra og til N. F. S. Grundtvig (Briefe von und an Gr.) auf, der von Stener Grundtvig und Georg Christensen herausgegeben wurde. Er beleuchtet die Zeit von 1821—72, die für die Ausbildung des Grundtvigianismus sehr bedeutungsvoll war. Als Quellenwerk sind die beiden Bände natürlich für die Forschung unentbehrlich und bedeuten daher einen wertvollen Besitz. — Mehr unterhaltend als wichtig darf man wohl die Memoirer des Amtsarztes Hans Kaarsbergs nennen, die ungewöhnlich flott und schonungslos geschrieben sind. Kaarsberg dürfte zu jenen dänischen Aerzten gehören, die man in Holbergs Land gern mit „struggler" bezeichnet, sehr originelle, aber etwas zu kampffreudige und kantige Persönlichkeiten. Der Verlag versichert, daß die erste Auflage des ersten Bandes sofort nach Erscheinen ausverkauft war, was eigentlich ein vielsagendes Zeugnis ist.

Zwei neue Ausgaben eines alten Memoirenbuches von Weltruf, übersetzt in fast alle europäischen Sprachen: Leonora Christinas Jammersminde (Die traurige Erinnerung L. Chr.) beweisen, daß auch noch eine immer mehr geistloser Veräußerlichung anheimfallende Gegenwart Augenblicke hat, um zu fühlen, was tiefes Leid, tiefe Menschlichkeit und Gottvertrauen bedeutet. Oder wird das Buch nur wegen gewisser in diesem enthaltenen Schilderungen des Gräßlichen und Abscheulichen gelesen? —

Die isländische Literaturkolonie in Kopenhagen ist nicht umfangreich, doch ziemlich einflußvoll. Sie bringt ein Element kraftersüllter Energie, selbstbewußten, primitiven Persönlichkeitsgefühles in die Atmosphäre der meistens recht müd-ironischen dänischen Bücher, das manchmal wie ein auffrischender Wind wirkt.

Gunnar Gunnarsson ist nun beim dritten Band seiner Uggi Greippson-Serie angekommen, die mit großem epischen Atemzug und vielleicht etwas zu langsam die allmähliche Entwicklung eines Menschen schildert. In Natten og Drömmen (Die Nacht und der Traum) wird berichtet, wie der Siebzehnjährige sich schmerzvoll und voll Sehnsucht nach der Ferne von der heimatlichen Erde losreißen muß und in die weite Welt reist. Die Uebergangszeit vom Kinde zum Jüngling ist mit ungewöhnlichem Können beschrieben.

Ernst Alker.

Besprechungen

Religion

Nachtgedanken des heiligen Augustinus. Aus dem Italienischen übersetzt von W. Arnoldi, Bischof in Trier, und Matth. Heuser, Pfarrer an St. Gervasius in Trier. Mit einer Einleitung neu herausgegeben von Karl Kammer, Geistlicher Rat in Trier. Trier, Verlag der Paulinusdruckerei. Gebunden 3.20 *M.*

Nach Freigabe des Textes hat der fleißige Geistliche Rat Kammer das beliebte Buch des Trierer Bischofs Arnoldi neu herausgegeben. Er war dabei sorgfältig bedacht, möglichst den alten Text beizubehalten; nur einige Verbesserungen, Rechtschreibung und sprachliche Ausdrucksweise betreffend, hat er vorgenommen. Besonders wertvoll sind die Quellenangaben der Gedanken, die K. jedem Kapitel vorausgehen läßt. Sein Wunsch, daß diese herrliche Schrift weiteste Verbreitung, namentlich in Trierer Lande finde, wird jeder teilen, der sie kennt; vielleicht hätte zu diesem Zweck der Verlag eine billigere Ausgabe schaffen müssen.

Trier. Peter Eisen.

Scheeben, H. Chr.: Der heilige Dominikus. Mit Geleitwort von Angelus Walz O. P. Mit drei Bildern. Gr. 8°, 460 Seiten. Freiburg i. Br. 1927, Herder. 11 *M*, geb. 13 *M*.

Dominikus! Dominikaner! Es gibt immer noch „neuzeitliche" Menschen genug, denen diese Namen mit der Vorstellung weltfremder, längstüberwundener Mittelalterlichkeit in eins zusammenfließen. Und doch, wie wahrhaft neuzeitlich, modern steht der heilige Dominikus nach Scheebens Darstellung, die durch ihre Sachlichkeit sofort einnimmt, vor dem Leser in der Art und Weise, wie er die Probleme sieht, anpackt und der Lösung entgegenführt. Mit schier unerhörter Kühnheit und Sicherheit hat der Stifter des Dominikaner-Ordens nach Scheebens Darstellung die urchristliche Grundidee der waldensischen Bewegung aus der antihierarchischen Strömung aufgefangen und sie durch die Stiftung seines Ordens ins Flußbett der Kirchlichkeit hinübergeleitet. Gerade die Kapitel, die vom rein Persönlichen des Heiligen und vom Wesentlichen seines Werkes handeln, liest man mit größter Anteilnahme, während man die Details über Klostergründungen rascher erledigt. Ein Buch, das dem Leser das ernsteste Nachdenken über die seelsorgerlichen Probleme auch unserer Zeit geradezu aufzwingt.

Dettlingen. Hermann Herz.

Metzler, Johannes, S. J.: Der heilige Petrus Canisius und die Neuerer seiner Zeit. Münster 1927, Aschendorff. 48 Seiten. 1.40 *M.*

Die kleine Schrift eröffnet die Reihe der Abhandlungen, die von der Gesellschaft zur Herausgabe des Corpus catholicorum unter dem Titel: „Katholisches Leben und Kämpfen im Zeitalter der Glaubensspaltung" herausgegeben werden sollen. Canisius ist von den Andersgläubigen vielfach zu einem Hetzer und rücksichtslosen Ränkeschmied gestempelt worden. Diese Verleumdung weist Metzler auf Grund der fortgeschrittenen Canisiusforschung, die ein abschließendes Urteil wohl ermöglicht, als unhaltbar nach. Der Verfasser zeigt demgemäß, daß Canisius in der Verteidigung der Rechtsanschauungen des 16. Jahrhunderts wohl ein Kind seiner Zeit war, aber als echter Jünger Christi nie das Gebot der Liebe vergaß, die wir auch Gegnern und Feinden schulden. — Die Schrift ist ein wertvoller Beitrag zum Lebensbilde des heiligen Canisius.

Mainz. Georg Lenhart.

Herbigny, M. de, S. J.: Das Kreuz unter dem Sowjetstern. Moskaus religiöses Antlitz im Oktober 1925. Deutsch von Friedrich Ritter v. Lama. Illertissen (Bayern) 1927, Martinusbuchhandlung. 100 Seiten.

Der Verfasser hat während eines dreiwöchentlichen privaten Aufenthalts in Moskau die Lage der Religionen und des religiösen Lebens im neuen Rußland zu erkennen gesucht. Die ehemalige russische Staatskirche ist im Stadium der Auflösung. Das große Schisma von ehedem gebiert jetzt zahlreiche andere Schismen, und Metropoliten und Bischöfe schleudern Bannflüche gegeneinander. Das Volk, soweit es noch gottgläubig ist (und das ist die größere Mehrheit) wird von alldem wenig berührt. Die Lage der katholischen Kirche in Rußland ist unendlich traurig. Die frühere

Aechtung, die strengen Gesetze aus der zaristischen Zeit gegen die „fremden" Religionen wirken heute noch nach.

Wir Katholiken müssen die Lage unserer Glaubensbrüder in Rußland durch den katholischen Aktivismus zu bessern suchen, damit die Herde dort gesichert werde und nicht im Strudel des Unglaubens untergehe. Darum gehören auch die Bemühungen des Heiligen Stuhles in Rußland zu der wichtigsten Aufgabe, die der Kirche in der Gegenwart um der Zukunft willen gesetzt sind.

Mainz. Georg Lenhart.

Sünnenstrahln ut unsen Hergodd sin Welt. Plattdütsche Predigten un Reden sammelt un rutgewen vun Johannes Jessen, Paster an 'n Dom in Schleswig. Schleswig, 1926, Jul. Bergas-Verlag und Druckerei (E. Thamling). 157 Seiten. Kart. 3.50 *M.*

Bekanntlich ist in der letzten Zeit an der Waterkante die plattdeutsche Predigt wieder aufgelebt, und sie findet immer mehr Anklang in Stadt und Land. Davon ist auch dieses Büchlein, allein schon durch sein Erscheinen, ein überzeugender Beweis. Es sind wahre „Sonnenstrahlen", bei deren Licht einem wohl und warm ums Herz wird, schlichtfromme, sinnige und innige Gedanken in unverfälschter, kerniger und dabei lebendiger und anschaulicher Sprache, die ihre Bilder mit Glück aus dem Denk- und Empfindungskreise des Volkes schöpft, an das sie gerichtet sind. Wem ich dieses Buch evangelischer Theologen empfehle? Als Probe, als Beispiel und Muster den katholischen Geistlichen im niederdeutschen Sprachgebiet, die den Drang in sich fühlen und die Möglichkeit haben, einmal zu ihrer Gemeinde in ihrer Muttersprache, der alten schönen Heliandsprache zu reden.

Bad Münster a. St. F. Wippermann.

Philosophie / Geheimwissenschaft

Feldmann, Joseph: Okkulte Philosophie. Paderborn, 1927, Ferd. Schöningh. 4.— *M.*

Klar, übersichtlich und gründlich werden hier in wohlabgewogener Kritik erörtert Begriff, Erscheinungsformen und Erklärungen des Okkulten. Die Behandlung der Theorien des Okkulten beschränkt sich nicht auf die Gegenwart, es gelangen vielmehr auch eingehend zur Darstellung die Ansichten der früheren Philosophen, die sich mit dem Okkulten auseinandergesetzt haben. Das Tatsachenmaterial ist besonders sorgfältig gesammelt und ergänzt, bezw. geprüft durch zahlreiche Experimente des Verfassers. Das Buch des leider so früh verstorbenen Paderborner Philosophen möchte ein wissenschaftlicher Führer durch das Labyrinth des Okkultismus sein. Als solcher wird es namentlich dem praktischen Seelsorger, aber auch weiteren Kreisen unserer Gebildeten zuverlässige und gute Dienste tun.

Bonn. Heinrich Ostlender.

Seitz, Anton: Illusion des Spiritismus. Heft 17 der Schriftenreihe: „Zur religiösen Lage der Gegenwart". München, Dr. Franz A. Pfeiffer. 5.— *M.*

In diesem II. Bande von „Okkultismus, Wissenschaft und Religion" behandelt S. das System des Spiritismus und die in ihm zutage tretenden Erscheinungen, unter besonderer Berücksichtigung der Besessenheit und der älteren spiritistischen Tricks. Die Hauptphänomene der spiritistischen Medien der Gegenwart sollen im III. Bande erörtert werden. Bei umfassender Heranziehung der Literatur und namentlich der polemischen Veröffentlichungen aus dem Gebiet des modernen Okkultismus bietet vorliegende Schrift viele wertvolle Bemerkungen und Hinweise für die Klärung, Deutung und Kritik der betr. Vorgänge. Das Buch hätte aber noch bedeutend gewonnen, wenn der Verfasser auf Grund der von ihm benutzten Literatur eine übersichtlichere systematische Darlegung und Stellungnahme geboten hätte. So ist vielfach ein für den Laien schwer zu übersehendes Zitatenmosaik entstanden, nicht nur hinsichtlich der Berichte über einzelne Fälle, sondern auch in der Darstellung selbst. Wichtige Namen und Phänomene treten infolgedessen mehrfach ohne genügende Einführung vor den Leser. Der Verzicht auf eigene Anmerkungen, die vielen Einschaltungen in runden und innerhalb derselben in eckigen Klammern machen den Ueberblick nicht leichter. Im Hinblick auf die Sache und in Anbetracht der Aufgabe, die gerade dieser Band weiteren Kreisen gegenüber erfüllen müßte, ist das zu bedauern.

Bonn. Heinrich Ostlender.

Malfatti, H.: Menschenseele und Okkultismus. Eine biologische Studie. 218 Seiten. Hildesheim, Franz Borgmeyer. Broschiert 5.— *M*, in Ganzleinen geb. 7.— *M.*

M. unternimmt den Versuch, vom natur-

wissenschaftlichen, genauer vom biologischen Standpunkt aus die vielen verschiedenartigen Erscheinungen des Okkulten auf eine einheitliche Grundlage zurückzuführen und zwar auf die natürlichen Fähigkeiten und Tätigkeiten der Seele, sei es der mit dem Körper noch verbundenen oder aber der freien Seele des verstorbenen Menschen. So wertvoll der Gesichtspunkt auch ist, im einzelnen sind des Verfassers Ausführungen vielfach noch des weiteren Ausbaus fähig und mannigfacher Korrektur bezw. näherer Begründung bedürftig. Das gilt z. B. von dem über das zweite Gesicht, die Telekinese und den Spuk Gesagten. Das zweite Gesicht im Besonderen sollte nur im Sinne von zeitlichem Fernsehen und zwar Vorausschen genommen werden. Das hierin gelegene Problem ist in seiner eigentlichen Bedeutung nicht gesehen und behandelt. Bei einzelnen Vorgängen und Beispielen ist neuere, wohlbegründete Kritik entweder nicht genug oder gar nicht beachtet worden.

Bonn. Heinrich Ostlender.

Zur Bonsen, Friedrich: Zwischen Leben und Tod. Zur Psychologie der letzten Stunde. Düsseldorf, Verlag L. Schwann. In Ganzleinen 6.— *M.*

Zur Bonsens Buch spricht eine eindringliche Sprache von dem gerade in den psychologischen Erscheinungen der Sterbestunde zutage tretenden gewaltigen Reichtum der Menschenseele. Die in schlichten Worten aus Dichtung, Literatur, Presse und mündlichen Berichten dargebotenen Schilderungen haben nichts Schreckhaftes. Es liegt vielmehr über ihnen etwas wie erhebende Weihe, die den Leser besinnlich macht über die eigene Seele und ihr Letztes auf Erden. Das Leben selbst wird hier zur Lehrmeisterin der von den Alten mit Recht so geschätzten Ars moriendi, der Kunst, gut zu sterben, die ja auch die beste Lebenskunst ist. Hier enthüllen sich zugleich Sinn und Bedeutung der Todesstunde, der metaphysischsten Stunde des ganzen Lebens, die dem Uebersinnlichen, der Ewigkeit und Gott am nächsten steht.

Bonn. Heinrich Ostlender.

Geschichte / Politik

Görres, Joseph: Eine Auswahl aus seinen Werken und Briefen. Herausgegeben von Wilhelm Schellberg. XXXII und 605 Seiten, 20 Bilder und 15 Faksimiles von Handschriften und Erstdrucken auf Tafeln. Köln, 1927, Gilde-Verlag. Geb. 9.50 *M.*

Wie die Zeiten sich ändern! Vor zwanzig Jahren kannte man in Deutschland Joseph Görres kaum mehr dem Namen nach. Die meisten Geschichtslehrbücher nannten selbst den noch nicht einmal. Mittlerweile ist des Rheinlandes großer Sohn längst wieder zu verdienter Ehre gelangt. Die Zeit rief nach ihm, weil sie erkannte, was er ihr zu geben hatte. Noch sind wir lange nicht seines ganzen Vermächtnisses glückliche Besitzer. Erst die im Werden begriffene große Görresausgabe, auf die im siebten Heft des vorigen Jahrganges der „Bücherwelt" hingewiesen wurde, wird einer planmäßigen Görresforschung die gediegene Grundlage geben können. Darüber werden noch Jahre vergehen. Inzwischen gilt es, „die erwachte Anteilnahme zu erhalten, zu steigern, den ganzen Görres allen Deutschen vor die Augen zu rücken". In diesem Sinne hat Wilhelm Schellberg, der unermüdliche Wegbereiter Görresschen Geistes, die vorliegende Auswahl veranstaltet (vgl. Vorwort S. XI f.).

Der ganze Görres spiegelt sich in ihr, der jugendliche Revolutionär so gut wie der versonnene Romantiker, der feurige Patriot wie der zornige Apologet, der liebende Bräutigam wie der sorgende Vater. Und um so plastischer ist der Eindruck, den das Buch hinterläßt, als von kundigster Forscherhand hier die besten und charakteristischsten Stücke aus Görres' Werken zusammengefügt sind.

Die geschmackvolle äußere Aufmachung des Buches, sein stattlicher Einband, sein guter Druck, die zahlreichen Bilder und Beilagen entsprechen seinem inneren Werte. Ein sorgfältiges Register erleichtert die Benutzung. Das Literaturverzeichnis gibt zu eigenen Studien reiche Anregung. Das Ganze — ein „Labetrunk aus dem reichen Brunnquell von Görres' Geist", der viele erquicken wird.

Linnich, Rhnld. August Schmitt.

Lama, Friedrich Ritter v.: Papst und Kurie in ihrer Politik nach dem Weltkriege. Dargestellt unter besonderer Berücksichtigung des Verhältnisses zwischen dem Vatikan und Deutschland. Martinusbuchhandlung, Illertissen (Bayern). 691 Seiten. In Leinen gebunden 19 *M.*

Der besondere Wert des Buches liegt darin, daß die päpstliche Politik nicht einer

einzelnen Macht oder Mächtegruppe, sondern der Gesamtheit aller Staaten gegenüber dargestellt ist. Mit Recht weist Verfasser darauf hin, daß es immer abwegig ist, die Kurienpolitik vom Standpunkt einer einzelnen interessierten Nation oder auch von dem des bei Andersgläubigen so weit verbreiteten Nichtverstehens der Weltaufgabe des Papsttums zu betrachten. Besonders groß sind die Schwierigkeiten in Deutschland, wo die Mehrheit der Bevölkerung von vornherein dem Papsttum mit Mißtrauen und Ablehnung gegenübersteht.

Verfasser verdient Dank, daß er die große Arbeit gewagt und uns ein orientierendes Handbuch der Kurienpolitik in der Nachkriegszeit geschenkt hat.

Mainz. Georg Lenhart.

Linnebach, Karl: Die Entmilitarisierung der Rheinlande und der Vertrag von Locarno. Eine völkerrechtliche Untersuchung (Schrift 18—20 der „Rheinischen Schicksalsfragen", herausgegeben von Prof. Dr. Rühlmann), 227 Seiten und 4 Karten. Berlin 1927. Verlag „Rheinischer Beobachter". 6.— *M.*

Das Buch ist eine Untersuchung, die mit größter Umsicht und Genauigkeit die Abmachungen prüft, die seit dem Waffenstillstand bis zum Vertrag von Locarno über das Rheinland festgelegt wurden. Grundlegend ist die Feststellung, daß einem großen Teil deutschen Landes — bis 50 km östlich vom Rhein — der militärische Schutz genommen wurde. Dazu gehört Clemenceaus eindeutiges Wort, daß Frankreichs Ziel die Abrundung rheinwärts sei, die Loslösung des Rheinlandes. Briand nennt das kurz: Die Sicherheit Europas. Schon aus den Waffenstillstandsbedingungen erkannten England und Amerika, daß Frankreich Europa beherrschen wollte. Zu den Artikeln 42—44 des Versailler Diktats kam nun noch die Verschiebung des Artikels 213: Er betrifft das Untersuchungsrecht des Völkerbundsrates. Dieser Artikel wurde aus dem Kapitel, welches das linke Rheinufer angeht, in den Abschnitt über die Entwaffnungsbestimmungen hineingerückt. Am bedeutsamsten in ihren Folgen ist die Festlegung von zwei Grenzen einer entmilitarisierten Zone, der unerkennbaren Ostgrenze und der Westgrenze, die zugleich Landesgrenze ist. Diese Westgrenze ist natürlich ohne Bedeutung für uns, solange die Besatzung im Rheinland weilt und solange das Saargebiet abgetrennt ist. Die Ostgrenze ist Ursache für alle Willkürlichkeiten. Das entmilitarisierte Gebiet ist nämlich nicht „neutral"! Es stand und steht sogar immer offen den Westmächten preisgegeben; ihnen ist keine militärische Operation ausdrücklich verboten. Andererseits ist Deutschland jede Maßnahme zum Schutze dieses Gebietes untersagt. Trotzdem ertönte immer lauter Frankreichs Schrei nach Sicherheitsbürgschaften gegenüber deutschen Kriegsdrohungen. — Der Weg nach Locarno wurde frei, als Deutschlands Entwaffnung die einzige blieb und die Friedlosigkeit Europas immer klarer wurde. Stresemanns Memorandum von 1925 brachte die Angelegenheit weiter. Die am Rhein interessierten Mächte sollten sich für eine bestimmte Zeit verpflichten, keinen Krieg gegeneinander zu führen. Der Westpakt von Locarno nimmt hierauf Bezug; aber zu den Garanten dieses vereinbarten Friedens gehört Deutschland nicht. Die Gegenseitigkeit fehlt bei der Garantie der Artikel 42 und 43. Jede Verletzung dieser Artikel durch Deutschland wird in Artikel 44 zu einer feindseligen Handlung gestempelt. So bleibt das entmilitarisierte Gebiet ein großes Festungsglacis für Frankreich und Belgien. Wenn 1935 entschieden wird, ob das ausreichend ist gegen die deutsche Angriffsgefahr, wird natürlich bei der Beurteilung des Falles die französische Mentalität eine große Rolle spielen. — Zum Schluß betont das Buch noch, daß die Verschärfung der Entmilitarisierung nie der Kaufpreis für die Räumung des Rheinlandes sein dürfe. — Im Anhang sind die wichtigsten Noten, Entwürfe, Abkommen und Artikel zusammengestellt; so ergibt sich eine gut ausgewählte Quellenangabe. Die beigefügten Karten machen die komplizierte Situation besonders klar. Das Buch ist in seiner Gründlichkeit ein überzeugender Weckruf. Und es ist nötig, daß der Deutsche wach bleibe, damit er diese Probleme richtig beurteilen lerne und immer an sie denke.

Bonn. Johannes Peters.

Allen, Henry J., General und Oberbefehlshaber der amerikanischen Besatzungsarmee im Rheinland 1919—23: Die Besetzung des Rheinlandes. Autorisierte deutsche Ausgabe 261 Seiten und eine Karte, Berlin 1927. Verlag Reimar Hobbing. 10.— *M*, in Ganzleinen 12.— *M*.

Dieses Buch macht einen wohltuenden Eindruck; denn es wurde von einem Manne geschrieben, dessen natürliches Gerechtigkeits-

gefühl durch keine Kriegspsychose verdorben ist. Es wirkt besonders zu einer Zeit, wo auch ein französischer General der Besatzungsarmee, Mordacq, seine Eindrücke schriftlich niederlegte. Ihr Titel lautet: „Die deutsche Mentalität". Das Buch des Franzosen ist bestimmt durch Zwangsvorstellungen, die uns fast schon langweilig geworden sind. Auch die Stellung der Amerikaner im Rheinland charakterisiert Mordacq; er sagt, die amerikanische Armee sei allmählich „deutscher geworden als die Deutschen selber". Diesen Eindruck gewinnt man allerdings aus Allens Buch nicht. Wohl aber hatte Amerika wenig Verständnis für Frankreichs Gewaltpolitik. Darum kritisiert Allen sie auch sehr scharf. Bei der Beurteilung des Verhältnisses zwischen Besetzungsarmee und Bevölkerung betont er, wie Amerika im Gegensatz zu Frankreich immer daran festhielt, daß nur ein Feigling sich bewaffnet an Unbewaffneten vergreife. Amerika wollte möglichst wenig Truppen im Rheinland wissen, wollte auch die Selbstregierung des Gebietes wahren, wollte vor allem die wirtschaftlichen Nöte der deutschen Bevölkerung nicht zwecklos vergrößern. — Die zögernde Haltung Frankreichs beim Ruhraufstand ist für Allen ein Beweis, daß es Deutschland in Notwehr kommen lassen wollte, um diese Notwehr dann als Verletzung des Versailler Vertrags bezeichnen zu können. So bekam es Veranlassung zu „Sanktionen". Allen gesteht auch ein, wie unangenehm der deutsche Reichskommissar für das besetzte Gebiet auf Frankreichs Stimmung wirkte. Denn Frankreich förderte gerade lebhaft die separatistischen Bestrebungen. Ihr Mißerfolg sollte ausgemerzt werden durch die „pénétration pacifique". — Der deutschen Bevölkerung widmet Allen anerkennende Worte; besonders erstaunlich ist ihm die ruhige und korrekte Haltung gegenüber französischen Gewalttaten. — Die Ruhrbesetzung bezeichnet er als schon älteres Ziel Frankreichs. Die endgiltige Folge war, daß der Einmarsch ins Ruhrgebiet für die Amerikaner zum Abfahrtssignal wurde. Beide Maßnahmen „waren miteinander verknüpft wie Ursache und Wirkung". Denn Frankreich bekundete klar, daß es den Frieden Europas nicht wollte und daß ihm Amerikas Rheinlandpolitik lästig und hinderlich war. — Im Anhang des Buches sind wichtige Bestimmungen des Rheinlandabkommens sowie des Waffenstillstandes abgedruckt, dann auch ein besonderer Abschnitt über die schwarzen Truppen. — Man wird dem Buche nicht nachsagen, daß es gerade deutschfreundlich abgefaßt ist; aber darum wirkt es nur um so überzeugender. Seine Objektivität sei von ganzem Herzen anerkannt. Die Fragen, die es behandelt, gehen jeden Deutschen an. Auch von der Art, wie die Fragen beantwortet werden, kann mancher Deutsche noch etwas lernen.

Bonn. Johannes Peters.

Heimat- und Volkskunde

Kerp, Heinrich: Auf Pfaden der Romantik am Rhein. Bonn, 1927, Rhenania-Verlag.

Für eine Betrachtung des rheinischen Lebens ergeben sich zwei Typen. Aus der tief gegründeten Verknüpfung von Landschaft und Volksseele in ihren charakteristischen Eigentümlichkeiten erwächst die eine, richtige Einstellung; aus einer lyrisch gefärbten Aneinanderreihung abgenutzter Requisiten einer Scheinpoesie, die in schwülstischen Wiederholungen von Wein, Liebe, grünem Rhein, lachenden Rebenhügeln, sonnigen rheinischen Mädchen (Himmel auf Erden!) u. ä. schwelgt, bildet sich der zweite, leider am meisten vertretene Typ. Man denke an Willy Mertens!

Dieser zweiten Art steht das vorliegende Buch bedenklich nahe. Als seinen Zweck bezeichnet der Verfasser die Aufgabe „Fährten zu zeigen für das Entdecken, Erleben und Genießen der herrlichen und eigenartigen Schönheiten der rheinischen Landschaft". Es ist nun schwierig, für dies Thema noch eine neue Betrachtungsweise zu finden, zumal da schon vortreffliche Werke ähnlicher Art vorliegen. Der neue Blickpunkt soll die Betrachtung mit dem Auge des Malers sein, der der Schönheit der Landschaft ihren romantischen Reiz ablauschen will. Doch erinnert das Ganze zu sehr an die übliche Rhein-Wein-Poesie; das Buch schwelgt in überreichlich verwandten Superlativen, Ausrufen und rhetorischen Fragen, und banale Plattheiten sind nicht immer vermieden. Der redselige Text ist reich an Wiederholungen. Zur Erläuterung seines Themas gibt der Verfasser zwölf eigene Federzeichnungen bei, die aber mit Kunst wenig zu tun haben (man betrachte nur die Personen auf Bild Nr. 10!). Es ist eine freudige Ueberraschung, wenn man auf das Jugendbildnis Beethovens von

Faßbender stößt. Da es an Liebhabern dieser Gattung nicht fehlt, wird auch dieses Buch seine Freunde finden!

Hünfeld. Willi Beils.

Meyer, Eugen: Das Deutschtum in Elsaß-Lothringen. (Deutschtum und Ausland. Studien zum Auslanddeutschtum und zur Auslandkultur, herausgegeben von Georg Schreiber, Heft 7.) Münster 1927, Aschendorff. VI und 84 Seiten. Geh. 2.80 *M*, geb. 3.60 *M*.

Eine genaueste Kenntnis von Land und Leuten, früherer und späterer Vergangenheit bekundend bildet die Schrift eine wertvolle Ergänzung zu den bekannten Veröffentlichungen von Spahn, Curtius, König u. a. sowie zu den von uns in dieser Zeitschrift (1925, Dezember, S. 562/63; 1927, April, S. 174/75) besprochenen Jahrgängen, Band III—V: 1924/26, des „Elsaß-Lothringischen Jahrbuches, herausgegeben vom Wissenschaftlichen Institut der Elsaß-Lothringer im Reich (Verlag Walter de Gruyter u. Co., Berlin und Leipzig)". Der Verfasser der vorliegenden Arbeit versteht es, zumal für das letztverflossene Jahrfünft, die geheimen Gänge der feinsten „drahtlosen Seelenschwingungen" und auch gewisser „zuweilen hin- und herwandernder Unterwühlungskräfte" (S. 46) feinnervig aufzuspüren, ihre Verästelungen abzutasten und ihnen bis in ihre letzten Zuckungen nachzugehen. Um eine objektive Darstellung stets bemüht, besonders auch in dem lehrreichen Abschnitt über die gegenwärtige Not der dortigen Sprachen- und Schulfrage, vermittelt der Verfasser ein aus eigenster Kenntnis genährtes und auf sorgfältigster Verwertung der umfangreichen neueren und neuesten Literatur gestütztes Tatsachenbild, das neue verlässige Aufschlüsse gewährt und auch für eine spätere Geschichtsschreibung wertvoll bleibt.

Horb a. Neckar. Stephan Lösch.

Länder- und Völkerkunde / Reisen

Aufhauser, J. B.: Meine Missionsstudienfahrt nach dem fernen Osten. Religiös-kulturelle Streiflichter zum nahen und fernen Orient. Mit 82 Abbildungen. München. Verlag Dr. Frz. A. Pfeiffer. XI, 427 S. 8°.

Schon 1922 hatte sich der Verfasser, Professor für Missionswissenschaft in der kath.-theologischen Fakultät an der Universität München, mit einer größeren Arbeit aus seinem engeren Forschungsgebiete, betitelt „Christentum und Buddhismus im Kampf um Fernasien", einem größeren Leserkreise bekannt gemacht und bald nach dem Erscheinen derselben eine Studienreise nach dem fernen Osten angetreten, um die christlichen Missionen, ihr Wirken, ihre Wirkungsmöglichkeiten und Erfolge aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Das Ergebnis dieser Reise hat er jetzt in einem stattlichen Bande vorgelegt. Aeußerlich ist das Material in den Rahmen einer Reisebeschreibung gekleidet, der wirkliche Inhalt des Buches ist aber so reichhaltig, daß es in mehr als einer Beziehung wegen der aus ihm zu schöpfenden Informationen lesenswert ist. So soll gleich hervorgehoben werden, daß es für unsere Kenntnis und Beurteilung der Ost-West-Probleme, die ja nicht nur für das künftige Schicksal der christlichen Missionen in Asien von Bedeutung sind, neues wichtiges Material beibringt, anderseits geht es bei der Besprechung der Missionsmöglichkeiten aber auch auf eine Fülle kultureller und religionswissenschaftlicher Fragen ein. So erhalten wir z. B. einen guten Ueberblick über das allgemeine und höhere Unterrichtswesen in China usw.

Das Buch zerfällt in drei Hauptteile. Im ersten schildert uns der Verfasser seine Abfahrt und seine Reise durch Aegypten, dessen Bevölkerung sich in ihrer überwiegenden Mehrheit heute zum Islam bekennt. Der zweite Teil führt den Leser von Port Said über Colombo, Singapur nach der paradiesischen Insel Bali und nach Java, und der dritte über Hongkong nach China und Japan, von da über Amerika nach der Heimat zurück. Die letzten Abschnitte des dritten Teils behandeln besonders wichtige und interessante Fragen, wie etwa die Spuren der Wirksamkeit des heiligen Franz Xaver in Japan, den Gegensatz zwischen europäischem und asiatischem Denken, Asiens Erwachen, das Ringen der Missionen mit den Kulturreligionen des fernen Ostens, Asiens Studium an westlichen Hochschulen, das Deutschtum in Ostasien. Auf die inhaltliche Bedeutung des Buches mag ferner die Tatsache hinweisen, daß der Verfasser stets mit bestimmten Zahlen operiert und interessante

und wichtige Dokumente in deutscher Uebertragung mitteilt. Die schönen Bildtafeln beziehen sich nicht nur auf das Missionswesen selbst, sondern zum großen Teil auch auf die verschiedenen Kulturreligionen des östlichen Asiens und bilden insofern ein beachtenswertes Anschauungsmaterial für vorwiegend religionswissenschaftlich und kulturhistorisch interessierte Leser. Zusammenfassend sei zum Schlusse nochmals hervorgehoben, daß das mit einem guten Register versehene hübsche Buch Lesern verschiedener Interessenrichtungen etwas zu bieten hat.

Godesberg. W. Kirfel.

Andrews, Roy Chapman: Auf der Fährte des Urmenschen. Abenteuer und Entdeckungen dreier Expeditonen in die Mongolische Wüste. Mit einer Einführung und einem Abschnitt von Henry Fairfield Osborn, 54 Abbildungen nach Aufnahmen von J. B. Shackelford und 2 Karten. Gr. 8°, 288 Seiten. Leipzig 1927, F. A. Brockhaus. 14 *M*.

Wer zu dem Buche greift, um über den Urmenschen etwas zu erfahren, wird nicht auf seine Rechnung kommen und dennoch wird er es wohl nicht bereuen, das Buch in die Hände genommen zu haben. Vom Urmenschen handelt es zwar nicht, aber es erzählt in spannender Darstellung von den Erlebnissen und wissenschaftlichen Ergebnissen dreier Forschungsreisen in das Innere von Asien, das in geologischer und paläontologischer Hinsicht gewiß noch vieles erzählen könnte, wenn es besser erforscht wäre. Die Auffindung von fossilen Dinosauriereiern und von ganz kleinen Schädeln, die wohl zu den ältesten Säugetierresten gehören, die man kennt, ist als besonderes Ergebnis für unser Wissen von ausgestorbenen Tieren zu buchen. Ob nun die Frage nach der Entstehung der Säugetiere gelöst ist? Man wird das Buch mit großer Spannung lesen können und mit Bereicherung seines Wissens, auch wenn man die Siegesgewißheit des V. nicht teilt. „Bryan und seiner Sippschaft zum Trotz wissen wir, daß aus kaltblütigen, eierlegenden Kriechtieren sich vor Millionen von Jahren die warmblütigen Säugetiere entwickelt haben." Seite 260. Wissen? La modestie qui convient a tous les penseurs, convient surtout aux paléontologistes, hat einmal ein berühmter Forscher, Gaudry, gesagt. Die Ausstattung des Buches ist sehr gut.

Freiburg i. Br. Alois Schmitt.

Jambo watu! Das Kolonialreich der Deutschen. Hrsg. von Willy Belsinger und Hans Rauschnabel, unter Mitarbeit zahlreicher erfahrener Kolonialfreunde. Bildschmuck nach Originalradierungen der Herausgeber. Stuttgart-Gablenberg, 1926, Verlag Christoph Steffen. 292 S. 8°. Kartoniert 5.50 *M*, Leinenband 7.50 *M*.

Gegenüber anderen europäischen Völkern hat Deutschland erst spät einen Platz an der Sonne gefunden und es noch zu ansehnlichem überseeischen Besitz gebracht, trotzdem bei seinem Auftreten auf den Plan die Welt gewissermaßen schon verteilt war. Aber nur kurze Zeit durfte es sich seines Kolonialbesitzes erfreuen, denn der unglückliche Ausgang des Weltkrieges raubte ihm dieselben vollends. Hatten die Kolonien bis dahin Deutschland auch noch keine besonderen Erträge geliefert, oder einem größeren Bestandteil seiner wachsenden Bevölkerung eine neue Heimat geboten, so bildeten sie doch einen recht wertvollen Stein in seiner Krone, und so mußte es denn jeder Deutsche als besonders bitter und demütigend empfinden, daß das Versailler Diktat den gesamten deutschen Kolonialbesitz gegnerischen Mandataren zuweisen und dadurch Deutschlands äußeres Prestige in der Welt so empfindlich schädigen durfte. Von nationalem Standpunkte aus ist es infolgedessen selbstverständlich, daß heute in weiteren Volkskreisen der Wille zur Wiedererlangung unseres alten Kolonialbesitzes gestärkt und die Erinnerung an die heldenmütige Verteidigung desselben im Weltkriege lebendig erhalten wird, ohne Rücksicht darauf, ob von welt- und wirtschaftspolitischen Gesichtspunkten der Zukunft aus ein Kolonialbesitz für Deutschland erstrebenswert ist oder nicht. Aus diesen Bestrebungen heraus ist das vorliegende Buch, dem Reichspräsident v. Hindenburg ein kurzes Geleitwort beigegeben hat, entstanden. Es stellt keine einheitliche Komposition dar, sondern bildet eine Sammlung von 33 leichtverständlichen manchmal recht launigen Aufsätzen aus der Feder ehemaliger Kolonialoffiziere, Kolonialbeamter und Missionare. Inhaltlich handeln sie über Land und Leute unserer ehemaligen Kolonien, über Tierwelt und Jagd, über wirtschaftliche und handelspolitische Möglichkeiten, über kriegerische und touristische Erlebnisse usw. usw. Besondere Erwähnung verdienen die 32 schönen Bildbeigaben, die, wie schon im Titel angedeutet ist, das Individuelle des Künstlers tragen. „Jambo watu", d. h. „Gott grüße dich", ist

für weite Schichten unseres Volkes berechnet und wendet sich vor allem an die heranwachsende Generation. Es möge dazu beitragen, die Erinnerung an unsere alten Kolonien und ihre heldenhafte Verteidigung auf lange Zeit hinaus lebendig zu erhalten.

Godesberg. W. Kirfel.

Anderssen, Johan Gunaar: Der Drache und die fremden Teufel. Mit 208 Abbildungen und einer Karte. Leipzig, Brockhaus 1927. 390 Seiten. 8°.

Es war am 10. Oktober 1911, als in China die Mandschu-Dynastie gestürzt und das „Reich der Mitte" zu einer Republik erklärt wurde. Das konservativste Land der Welt hatte damit eine Jahrtausende alte Tradition aufgehoben und sich der modernen Demokratie verschrieben. Ein derartiges Ereignis konnte natürlich nicht von selbst eintreten, sondern war der unvermeidliche Abschluß einer inneren Entwicklung, die durch die unglücklichen Kriege gegen die europäischen Staaten und andere tief einwirkende Faktoren beschleunigt wurde. Nach dem Sturz der Monarchie übernahm als erster Präsident Yuan Shih Kai, einer der tatkräftigsten Offiziere und Politiker Chinas aus neuester Zeit, die Leitung des Staates, doch nach und nach wandte sich die allgemeine Volksstimmung immer stärker gegen ihn, da er sich als Diktator zu gebärden begann und immer offener nach der Kaiserwürde strebte. Sein Stern begann jetzt zu sinken, und sein frühzeitiger Tod am 6. Juni 1916 bewahrte ihn wahrscheinlich vor einem bitteren Schicksal. Zugleich war er aber auch der Beginn starker innerer Erschütterungen, die sich in Form des von auswärtigen Staaten finanzierten Bürgerkrieges bis auf den heutigen Tag noch auswirken.

Diese kurz angedeutete jüngste Phase der Geschichte Chinas dient dem Verfasser unseres Buches, einem schwedischen Gelehrten, der von 1914 bis etwa 1925 als geologischer Ratgeber im Dienste der chinesischen Regierung tätig war, gewissermaßen als Hintergrund für die Schilderung seiner persönlichen Erlebnisse und Eindrücke während seines dortigen Aufenthalts. Den reichen Stoff gliedert er in 26 Abschnitte, von denen mehrere politische Ereignisse behandeln, andere ausschließlich kulturellen oder Reiseschilderungen gewidmet sind. Alle Schichten des chinesischen Volkes ziehen an dem geistigen Auge des Lesers vorüber, die höchsten wie die niedrigsten. Wir hören von ihren Sitten und Gebräuchen, ihren wirtschaftlichen Nöten, Bedürfnissen und Kämpfen, der Tätigkeit der Missionen und dem Einfluß der abendländischen Geisteskultur. Besonders lernen wir die eigentlichen Machthaber des heutigen China genauer kennen, Generäle, die sich wie Unterkönige gegenseitig bekämpfen und die Konsolidierung der wirtschaftlichen Verhältnisse Chinas dadurch hemmen, ja das Land an den Rand des Abgrundes bringen. Von besonderem Wert sind die vielen Abbildungen, die dem Leser wirklich klare Eindrücke vermitteln und die Ausführungen in der trefflichsten Weise erläutern. Das gut ausgestattete und mit Karte und Register versehene Buch kann jedem empfohlen werden, der sich für das heutige China und die Probleme des fernen Ostens interessiert.

Godesberg. W. Kirfel.

Roß, Colin: Die erwachende Sphinx. Durch Afrika vom Kap nach Kairo. Mit 112 Abbildungen u. 13 Karten. Leipzig, 1927, Brockhaus. 310 Seiten. 8°.

Afrika ist mit Ausnahme des Niltals und des Nordrandes erst spät in die Geschichte eingetreten und hat in ihr bisher eine vorwiegend passive Rolle gespielt. Soweit wir bis jetzt wissen, hat der Kontinent außer der ägyptischen noch keine höhere Kultur selbständig entwickelt, und es scheint fast so, als solle er „auf ewig mit dem Makel des Sklavengeistes" gebrandmarkt sein. Den beiden anderen Kontinenten der alten Welt gegenüber kann man Afrika also als den „Kontinent ohne Vergangenheit" bezeichnen, und dies ist die Ueberschrift, die der Verfasser des vorliegenden Buches seinen einleitenden Worten gegeben hat.

Wie im Titel schon angedeutet wird, bildet das Buch eine Reisebeschreibung durch das Herz des „dunklen Erdteils", aber dies vom Standpunkt eines Europäers aus, der die in ihm noch schlummernden natürlichen und wirtschaftlichen Kräfte zu erforschen und in ihrer Auswirkung für Europas Zukunft einigermaßen abzuschätzen versucht. Denn auch Afrikas Völker, die zur Zeit noch in völliger Unfreiheit leben und den europäischen Staaten dienstbar sind, werden durch die ständige Berührung mit der westlichen Zivilisation einmal zum Erwachen kommen und Selbständigkeit anstreben, mögen bis dahin auch noch manche Jahrzehnte ins Land gehen. Für Europa sind diese Fragen natürlich von großer Bedeutung, und auf sie sollen die Ein-

gangsworte des Titels „Die erwachende Sphinx" den Leser hinweisen. Außer ethnologischen und kulturellen Schilderungen enthält das Buch besonders beachtenswerte Ausführungen über die wirtschaftlichen Lebensbedingungen der einzelnen afrikanischen Gebiete und die Lage der in starker Minderzahl in ihnen lebenden Weißen. Im Zusammenhang hiermit spricht der Verfasser natürlich auch über die Methoden der verschiedenen Kolonialmächte, die Möglichkeit deutscher Kolonialarbeit und die Zukunft weißer Kolonisation in Afrika überhaupt. Unter anderem berührt er auch den Einfluß der Missionen und die Bedeutung ihrer aufklärenden Tätigkeit für die künftige Entwicklung Afrikas und das Verhältnis der dunklen Eingeborenenbevölkerung zur weißen Minderheit.

Das leicht lesbare und doch spannend geschriebene hoch interessante Buch, das mit einer Fülle vorzüglicher Illustrationen ausgestattet ist, dürfte zu den besten zur Zeit existierenden Informationsquellen über Afrika gehören, und es ist zu wünschen, daß dasselbe einen möglichst großen Leserkreis findet. Auch die Frage, ob Deutschland nach Wiedererlangung seiner alten afrikanischen Besitzungen streben soll, erhält durch dasselbe eine etwas andere Beleuchtung.

Godesberg. W. Kirfel.

Griggs, Robert: Das Tal der Zehntausend Dämpfe. Mit 117 einfarbigen und bunten Abbildungen u. 4 Karten. Gr. 8°, 334 Seiten. Leipzig 1927, F. A. Brockhaus. 16.— *M.*

Im Jahre 1912 ereignete sich einer der größten Vulkanausbrüche seit Menschengedenken, zum Glück weit ab von bewohnten Gegenden auf der Halbinsel Alaska. Der Katmaivulkan schleuderte seine Asche mit solcher Kraft in die Höhe, daß ganz Nordwestamerika davon betroffen wurde. Die National Geographic Society stellte die Mittel zur Verfügung, um den Vulkan und seine Tätigkeit zu erkunden. Der Verfasser des Buches war der Leiter der Entdeckungsfahrten in dieses abgelegene Gebiet. Ungeheuer waren die Anstrengungen und Gefahren, unter denen in fünfjähriger Arbeit diese Untersuchungen durchgeführt worden sind. Zahlreich und wertvoll für unsere Kenntnis vom Vulkanismus sind die Ergebnisse. Unter anderm führten sie zur Entdeckung eines der größten Weltwunder: Ueber eine Fläche von 130 km² ist die Erde überall geborsten und heiße Dämpfe entströmen überall dem Schmelzfluß der Erde. Das Tal der Zehntausend Dämpfe hat man diese Gegend genannt. Ueber die Gewalt der in der Erde verborgenen Kräfte, aber auch über die zähe Lebenskraft der Pflanzen, die verschüttet, doch wieder durch die Asche vielfach den Weg zum Lichte gefunden haben, und über viele andere lehrreiche Dinge weiß das Buch zu erzählen. Die Ausstattung mit Bildern, unter denen viele farbige sich befinden, ist vorzüglich.

Freiburg i. Br. Alois Schmitt.

Hedin, Sven: Mein Leben als Entdecker. Mit 8 bunten, 150 einfarbigen Abbildungen und 15 Karten. 403 Seiten. Leipzig, 1928, F. A. Brockhaus.

Das Buch vermittelt zweierlei: den interessanten Entwickelungsgang des bekannten schwedischen Forschers, als Mensch, Reisender und Entdecker, und, wertvoller noch: eine eindringliche Kenntnis des asiatischen Kontinents, jener Länder voll Märchen und Wunder aber auch voller Kämpfe, wie sie die erwachenden, der Fremdherrschaft überdrüssigen Völker tagtäglich führen. Abenteuerliche Fahrten und Ritte wechseln mit gefahrvollen Kämpfen mit Räubern, Eisbergen und Sandwüsten, Wallfahrten und Teilnahme an Kulten und heiligen Festen mit notvollen Einsamkeiten und Gefangenschaften. Immer aber geht es vorwärts, unbeirrbar dem Ziele zu. Das ist das Große, Hinreißende, Begeisternde, daß keine Nacht den Weg zum Licht verbauen kann. Wem sollte man das Buch lieber in die Hände legen, als unserer Jugend, deren Gedankenflug und Wissensdrang im Zeitalter der Ozean- und Asienflüge gieriger die fremden Erdteile sucht als je und deren Glaube und Begeisterung noch die Welt gehört.

Worms. Peter Bauer.

Naturkunde / Technik

Wunder im All. Ein Buch vom Werden und Sein. Herausgegeben von Paul Siebertz Neue Folge. Lex., 423 S. München, 1927. Kösel & Pustet. In Ganzleinen gebunden 10 *M.*

Der 1. Band „Wunder im All" 1926 hat eine sehr günstige Aufnahme gefunden und es ist zu wünschen, daß der Erfolg des neuen Bandes 1927 noch größer sein werde. Der 2. Band hat den Untertitel: Ein Buch vom

Werden und Sein. Er sucht nämlich dem Leser ein Bild zu geben von der Entwicklung aus allerersten Anfängen der Welt und menschlicher Kultur bis auf unsere Zeit. Das ist nun freilich in einem Bande nicht möglich, aber durch geschickt ausgewählte Aufsätze ist es doch gelungen, einige besonders hervorragende Stufen dieser Entwicklung dem Leser zu zeigen. Sehr eingehend werden die allerersten Anfänge der Welt besprochen; so ist dem Sechstagewerk der Bibel und den entsprechenden Anschauungen der Geologie ein langer Artikel gewidmet. Leider ist dieser Aufsatz nur eine dem heutigen Standpunkt des Wissens nicht gerecht werdende Umarbeitung einer Darstellung, die im Jahre 1877 geschrieben worden ist. Auch der spätere Artikel vom gleichen Verfasser über das Alter des Menschengeschlechtes ist veraltet.

Das Buch ist mit Bildern recht gut ausgestattet. Ueber den Reichtum des Inhaltes läßt sich in einer kurzen Besprechung bei der großen Verschiedenheit der behandelten Stoffe kein rechtes Bild geben. Besonders berücksichtigt ist die Urgeschichte und die Völkerkunde; aber auch aus der späteren Kulturentwicklung sind recht wichtige Gegenstände behandelt.

Alles in Allem können wir uns freuen über das schöne Buch und es den Volksbibliotheken und unserer Jugend aufs beste empfehlen.

Freiburg i. Br. Alois Schmitt.

Scherzer, H.: Geologisch-botanische Wanderungen durch die Alpen. 1. Band: Das Berchtesgadener Land. Mit 23 Profilen und Kärtchen, 21 Kunstdrucktafeln und einer geologischen Tabelle. Buchschmuck von Konrad Scherzer. München, 1927. J. Kösel & Fr. Pustet. 8°, 218 Seiten. 4.20 *M*.

Ein prächtiges Büchlein, das wir recht vielen als Führer in die Hand wünschen möchten, die das Glück haben, sich in der Gegend von Berchtesgaden einige Wochen aufhalten und dort Ausflüge machen zu können. Denn sie würden dann viel mehr sehen von der reichen Fülle an Schönheit, welche die Natur dem betrachtenden Menschen zu bieten hat.

Der Verfasser greift aus der Landschaft einige besonders lehrreiche Bilder heraus, z. B. die Fahrt von München bis Berchtesgaden, den Reichenhaller Kessel, das Lattengebirge, den Berchtesgadener Kessel usw. Die geologischen Verhältnisse werden jeweils zwar kurz aber doch hinreichend klar und deutlich besprochen und durch sorgfältig ausgearbeitete geologische Profile veranschaulicht, so daß auch der, der nur wenige geologische Kenntnisse von der Schule mitgebracht hat, das Buch verstehen kann. Dann sucht das Buch den Wanderer außerdem mit der Pflanzenwelt des betreffenden Gebietes bekannt zu machen. Neben dieser allgemeinen Beschreibung werden auch einzelne geologisch-botanische Ausflüge angegeben mit den nötigen Winken über all das, was dabei zu sehen ist. — So kann das Buch für alle Naturfreunde ein treuer Führer sein durch die viel besuchten Lande um Berchtesgaden und mag ihnen die Augen öffnen für die Schönheiten von Gottes Schöpfung. Wir empfehlen es den städtischen Volksbibliotheken und besonders der studierenden Jugend.

Freiburg i. Br. Alois Schmitt.

Lucanus, Friedrich von: Naturdenkmäler aus der deutschen Vogelwelt. Mit 32 Kunstdrucktafeln. Berlin-Lichterfelde, 1926, Verlag Hugo Bermühler. 8°, 144 Seiten. Gebunden 3.75 *M*. (Naturschutzbücherei, herausgegeben von Walther Schoenichen, Band 5.)

Es war mir ein Genuß, dieses Büchlein zu lesen, das so anziehend von der Vogelwelt zu erzählen weiß. Möge es ihm vergönnt sein, recht viele Leser zu finden und den Gedanken des Naturschutzes in immer weitere Kreise zu tragen. Denn es ist da noch viel zu tun, und es wäre doch schade, wenn die Natur durch die Schuld des Menschen immer mehr verarmen würde.

Die geschickte Beschreibung der im Buche behandelten Vögel und die außerordentlich deutlichen und künstlerischen Bilder geben dem Leser eine gute Vorstellung von den besprochenen Vogelarten und ihrem Leben.

Erfreulich ist es auch, daß der Verfasser im Urteilen über das Seelenleben der Tiere den einwandfreien Weg geht, der mit dem Grundsatz gekennzeichnet ist: „Wir dürfen dem Tiere nicht mehr seelische Fähigkeiten zuschreiben, als wir zur Erklärung seines Verhaltens brauchen." Der Verfasser spricht nicht nur diesen Grundsatz aus, sondern er handelt auch nach ihm und zeigt an vielen Beispielen, daß die Vögel zwar manchmal recht auffallende Handlungsweisen haben, die uns verblüffen können, daß wir aber trotzdem keinen Grund haben, zur Annahme, daß sie logisch denken. Seite 51, 61, 74 und 75, 117. Das Buch sei allen Volksbibliotheken, auch ländlichen, bestens empfohlen.

Freiburg i. Br. Alois Schmitt.

Gramatzki, H. J.: Leitfaden der astronomischen Beobachtung. Mit 25 Abbildungen und drei Tafeln. 8°, 111 Seiten. Berlin und Bonn, 1927, Dümmler. 3.50 *M*, geb. 4.50 *M*.

Das Buch beginnt mit der Anleitung zu ganz einfachen, leicht zu machenden Beobachtungen am Himmel und zeigt, daß man auch ohne Fernrohr schon vieles sehen kann. Zu einer eingehenderen Beobachtung aber gehört notwendigerweise ein Fernrohr. Auch hier zeigt das Buch, daß man mit einem nicht allzu großen und teuren Instrumente doch recht viel machen kann. Auch Anleitung zur Photometrie und zur Messung der Farben der Sterne und zur Himmelphotographie wird gegeben. Das Buch ist also sehr reichhaltig. Wer es ganz ausnutzen will, braucht außer dem Fernrohr noch einige andere Instrumente. Mit ihnen ausgerüstet wird er dann an Hand dieses Büchleins wohl manche Entdeckerfreude bei Beobachtung des gestirnten Himmels erleben können.

Freiburg i. Br. Alois Schmitt.

Goepferich, Willy: Der junge Modellsegler. Anleitung zum Bauen und Steuern von Modellsegeljachten. Mit 82 Abbildungen und 6 Modellbogen. Stuttgart-Berlin-Leipzig o. J. Union, Deutsche Verlagsgesellschaft. Kl. 8°, 111 Seiten, gebunden 2 *M*.

Der Verfasser sagt es selbst in der Einleitung, daß der Modelljachtsport kein Zeitvertreib für Kinder ist, sondern hohe Anforderungen stellt an die Intelligenz, Geduld und Erfindungsgabe des Erbauers. Diesen Eindruck bekommt man durchaus, wenn man das wirklich gut ausgestattete Büchlein liest. An manchen Stellen erheben sich sogar Zweifel, ob ein Leser, der noch gar nichts von der Sache weiß, und der keine weiteren Hilfsmittel zur Verfügung hat, mit dem auskommt, was hier geboten ist. Auch viel, recht viel Zeit müßte der haben, der solche Arbeiten ausführen wollte, wie sie hier beschrieben sind. Wem sein Beruf diese freie Zeit läßt und wer Geduld und Ausdauer hat, der mag wohl an Hand der Anregungen und Anweisungen dieses Büchleins recht schöne Erfolge erzielen.

Freiburg i. Br. Alois Schmitt.

Literaturkunde

Lucke, Hans: Annette von Droste-Hülshoff und ihr Verhältnis zur Romantik. Paderborn, 1927, Ferd. Schöningh. Kartoniert 2.50 *M*.

Die Schrift (sicherlich eine Dissertation) bietet eine beachtenswerte Analyse des dichterischen Kunstwerkes der Droste. Nachdem der Verfasser Annettens Stellung innerhalb der romantischen Bewegung charakterisiert hat, geht er den einzelnen Wesenszügen ihrer Dichtung nach. Gegenüber der Fähigkeit einer außerordentlich geschärften Sinneswahrnehmung, wie sie eben nur der in der Natur wurzelnde Mensch besitzt, verfügt Annette über eine reiche Phantasietätigkeit und — als echte Tochter der roten Erde — eine starke Veranlagung für Traumerlebnisse und Gesichte. Am stärksten trennt sie von der Romantik ihre scharf ausgeprägte Naturbeobachtung. Ihre Einstellung — und ihre Kurzsichtigkeit lassen sie die Dinge der Umwelt bis in die kleinsten Einzelheiten genau erblicken und darstellen. Ebenso ist das Verhältnis der Droste zum Katholizismus, in dem sie wurzelt, grundverschieden von dem der Romantiker, die nach der katholischen Anschauung streben. Die Auswirkungen der Dichtung Annettens ist noch recht gering. Wenn auch viele Stimmen ihr huldigten (Ed. Arens hat die „Dichtergrüße" gesammelt), so läßt sich doch ein wirklicher Einfluß nur auf Peter Hille und Hermann Löns nachweisen. — Eine interessante und aufschlußreiche Arbeit.

Hünfeld. Willi Beils.

Niedersachsenbuch 1928. Herausgegeben von R. Hermes und verantwortlich geleitet von Albr. Janssen. Hamburg, Richard Hermes-Verlag. 172 Seiten. Kart. 3.50 *M*.

Diesmal steht das „Niedersachsenbuch" ganz im Zeichen Boßdorfs, des großen plattdeutschen Dramatikers, der jetzt fünfzig Jahre alt geworden wäre. Das wuchtige „Störtebeker-Bruchstück" läßt uns schmerzlich den Verlust empfinden, den sein allzufrüher Tod dem niederdeutschen Schrifttum zufügte. Die abgedruckten Tagebuchblätter Boßdorfs zeigen den starken, frohen Mut dieses Mannes in schwerstem Leid. Den Kern des stattlichen Bandes bildeten die erbetenen Aeußerungen niederdeutscher Männer von Ruf über Boßdorf, die seine tiefe Wertschätzung und Einwirkung beweisen. Der zweite Teil des Buches, „Der niederdeutsche

Kürschner" ist diesmal etwas zu kurz gekommen. Unter den „Toten und Jubilaren" des Jahres fehlt unser Fr. W. Grimme. — Dazu treten wieder die Abteilungen „Verzeichnis guter plattdeutscher Theaterstücke", „Verzeichnis niederdeutscher Uraufführungen" und „Verzeichnis der Geistlichen, die plattdeutsche Predigt halten". Zahlreiche Bilder schmücken wieder das nützliche Buch.

Bad Münster a. St. F. Wippermann.

Kunst

Trubetzkoy, Fürst Eugen N.: Altrussische Ikonenmalerei. Paderborn 1927. Ferdinand Schöningh. XII und 99 Seiten. Geh. 3.75 *M.*

Ganz allmählich erst fängt man an, die wundervolle russische Wand- und Ikonenmalerei des Mittelalters als Zeugnisse des russischen Menschen und einer besonderen Art christlicher Frömmigkeit zu begreifen; es sei nur daran erinnert, wie noch kürzlich die Ausstellung byzantinisch-russischer Monumentalmalerei in Berlin und Köln sogar die Fachleute tief überrascht hat. Was nun Trubetzkoy zu ihrer Erschließung beiträgt, unterrichtet nicht allein, sondern ist vor allem getragen von einem lebendigen Glauben, der dem Leser zu einer christlichen Zukunft mitverhelfen möchte. Mit bestem Verständnis beschreibt er diese mystische, dem Jenseits zugewandte und das Jenseits sinnbildlich ausdrückende Kunst und weckt ein Gefühl dafür, wie später die religiöse Kunst durch eine zu enge Verbindung mit der flüchtigen Wirklichkeit vernichtet worden ist. Unter den seltsamerweise wenigen Abhandlungen über den religiösen Gehalt von Kunst hat diese eine besondere Kraft und Tüchtigkeit. Freilich sollte man noch nach zwei Richtungen hin das vorzüglich ausgestattete Bändchen erweitern: durch die Beigabe einiger Abbildungen und durch den Bericht eines Historikers über den heutigen Stand wissenschaftlicher Erforschung altrussischer Kirchenkunst.

Bonn. Heinrich Lützeler.

Dehio, Georg: Das Straßburger Münster. Mit 77 Abbildungen. München, 1922, Piper. 40 Seiten Text.

Die schönen Abbildungen dieses Buches sind nicht rasch zusammengelesen, sondern bedeuten in ihrer Anordnung ebenso eine wissenschaftliche Leistung wie der Text. Wertvoll sind sie vor allem durch die beigefügten Risse, so daß sie in aller Klarheit und Fülle über das reiche Leben der Kathedrale unterrichten. Dehio, der bis nach dem Kriege in Straßburg Universitätsprofessor war, hat die Einleitung aus jener Liebe heraus geschrieben, die nur lang vertrauter Umgang gibt, und aus einem Wissen, über das nur ein alter, in reifer Weisheit betrachtender Gelehrter verfügt. Seine Darstellung der Architekturgeschichte fesselt jeden, der in der Erfassung solcher Dinge etwas geübt ist und den Sinn baulicher Wandlungen zu erfassen vermag. Ungeklärt ist freilich noch immer die Frage, ob der Dom der deutschen oder französischen Kunst zugehört; der Unbefangene möchte glauben, daß er zu beiden als Werk des Grenzlandes gehöre. Mit diesem Ergebnis würde der Gelehrte das Urteil des Dichters bestätigen, wie es Schickele in seinem neuen Roman „Blick auf die Vogesen" als Elsässer entwickelt hat.

Bonn. Heinrich Lützeler.

Musik / Tanz

Riemann, Hugo: Musiklexikon. 11. Auflage, bearbeitet von Alfred Einstein. Lief. 1. Berlin 1927. Max Hesser.

Im Verlauf von 45 Jahren hat sich das Riemannsche Musiklexikon, von Auflage zu Auflage in Form und Gehalt wachsend, als unentbehrliches, nie versagendes Nachschlagewerk einen Ehrenplatz in der Bücherei des Gelehrten so gut wie des Musikliebhabers errungen. Eine neue Auflage anzeigen heißt gerade diesmal auf ein in weitestem Umfang neu gewordenes, durchgearbeitetes und vielfach wesentlich umgeformtes Buch hinweisen. Riemanns Erbe ist seit seinem Tod bekanntlich beim Bearbeiter des Lexikons, Alfred Einstein, in besten Händen. Was aus dem mit der ersten Lieferung vorliegenden Werk jetzt zu werden verspricht, zeigt der äußere Zuwachs von voraussichtlich 2000 Seiten, so daß sich das Lexikon in zwei Bände wird teilen müssen. Stichproben bestätigen von Artikel zu Artikel, daß Vollständigkeit und

Zuverlässigkeit des Gebotenen immer noch im Geiste Riemanns ein Muster deutscher Gründlichkeit geblieben ist. Der Ausbau des Inhalts in die Gegenwart hinein ist diesmal besonders beachtenswert, ebenso eine Vermehrung der Notenbeispiele. Der Bezug in billigen Lieferungen (je 1.60 *M*, insgesamt 25—30 Lieferungen) ermöglicht jedem eine bequeme Anschaffung dieses Standwerkes, dessen Besitz noch mehr als in früheren Auflagen eine hohe geistige Kapitalanlage zu werden verspricht.

Köln. Willi Kahl.

Handbuch der Musikwissenschaft. Herausgegeben von Ernst Bücken. Lieferung 1—3. Wildpark-Potsdam. Akad. Verlags-Anstalt Athenaion.

Zu den im gleichen Verlag erscheinenden beiden Handbüchern der Literatur- und Kunstwissenschaft erhält jetzt die Musikwissenschaft ein würdiges Gegenstück. Auf historisch-stilkritischer Grundlage will dieses Handbuch den Weg zum musikalischen Kunstwerk erschließen und dann Stile und Stilwandlungen in ihrer Eigengesetzlichkeit und im Rahmen kultur- und geistesgeschichtlicher Zusammenhänge deutlich werden lassen. Gegen 1300 Notenbeispiele und fast ebensoviele technisch hervorragende und sorgsam ausgewählte Textabbildungen dienen der Anschaulichkeit. Der Herausgeber des Handbuchs, Ernst Bücken, den für die einzelnen Epochen und Forschungsgebiete eine Zahl namhafter Gelehrter unterstützen wird, eröffnet den von ihm selbst verfaßten Band „Musik des Rokoko und der Klassik". Er läßt ein klares Bild der Ueberwindung des musikalischen Barocks sehen, wo die Forschung bisher im Streit der Nationen um die Priorität im Stilwandel des 18. Jahrhunderts mehr als einmal die nötige Objektivität vermissen ließ. Daß dieser Stilwandel nicht scharf abgegrenzte Stilablösung, sondern wie in der Kunstgeschichte vielfach Stilüberschneidung bedeutet, ist ein wichtiges Ergebnis dieser weitschauenden Untersuchungen. Gleich vielversprechend beginnt der Band „Die moderne Musik" von Hans Mersmann, der eine innere Musikgeschichte der letzten fünfzig Jahre aus ihrem zeit- und geistesgeschichtlichen Hintergrund heraus entwickeln will. Ob es sich, wie hier, um lebendige Gegenwart oder um das musikalische Gut der Vergangenheit handelt, immer wird sich das Handbuch bemühen, auf gesicherter Forschungsgrundlage den Stoff auch der Allgemeinheit zugänglich zu machen. Es verspricht ein Handbuch für „Kenner und Liebhaber" der Musik zu werden.

Köln. Willi Kahl.

Tanz und Reigen. Herausgegeben von Dr. J. Gentges. Bühnenvolksbund-Verlag, Berlin. 106 S., 29 Abbildungen. Brosch. 6.— *M*.

Auf einige geschichtliche Aufsätze folgen in diesem Sammelband Erörterungen über Sonderfragen des Volks- und Kunsttanzes sowie Darstellungen seiner Beziehung zu den Künsten und zur Religion. Zwei Arbeiten ragen aus den übrigen hervor: Tanz und Liturgie von Paul Adams — ausgezeichnet durch Klarheit und Festigkeit der Beweisführung — und Tanz und Landschaft von Aenne Gausebeck, erstaunlich durch eine ungewöhnliche Kraft des Sehens und erfreulich durch die ungekünstelte lebensnahe Sprache. Damit ist auch bereits gesagt, was den übrigen Bemühungen fehlt. Man würde dieses Buch dankbar aufnehmen, wenn es die auch für die volksbildnerische Einstellung des Borromäusvereins wichtigen Fragen des Tanzes mit gesundem Blick und philosophischem Können wirklich durchdränge. Von dem meisten aber muß man sagen, daß es an Tiefe weit hinter den Leistungen der führenden Tanzschöpfer und an Frische und Ungezwungenheit weit hinter den Festen bester Jugend zurückbleibt. Ueberzüchtung des Verstandes und des Stils übermüdet allzu oft. Gedankliche Basteleien stören den, der gefüllte Erkenntnis des Entscheidenden sucht. Unstreng verfahren die Historiker. In dunkle und etwas kitschige Geheimnisse verlieren sich die Philosophen, so wenn einer den Glauben an die Auferstehung des Leibes als Mythos des Tanzes nachweisen möchte. Das ist eins der Bücher, die man einmal in einem Seminar Wort für Wort durchgehen sollte, um wenigstens eine kommende Generation von Schriftstellern dahin zu bringen, daß sie alles klar zu Ende denken und nichts Verspieltes, Unechtes oder Belangloses schreiben. Wiederum treten die Grundmängel des Bühnenvolksbundverlages hervor: es fehlt ihm die Zucht, der einheitliche Wille, die mächtige und selbststrenge Begabung.

Bonn. Heinrich Lützeler.

Märchen

Plattdeutsche Volksmärchen. Neue Folge. Gesammelt und bearbeitet von Wilhelm Wisser. 325 Seiten. Jena, 1927, Eugen Diederichs Verlag. Pappband 5.— *M.*

Ein neuer Band der großen Diederichschen Sammlung, der zweite der „Plattdeutschen Märchen". Es ist erstaunlich, in welch reicher Fülle der Märchenborn unter unserem Landvolk noch fließt oder bis vor kurzem noch floß. Viel altvertrautes, teilweise uraltes Gut in sonderer Fassung, aber auch viel manch neuer Stoff, in dem des Volkes Phantasie und Gestaltungskraft, Humor und Gemüt sich äußern.

Mit Recht macht der Verfasser auch hier, wie bei dem ersten Bande, darauf aufmerksam, daß sein Buch für Erwachsene bestimmt sei — für die niederdeutsche Kinderwelt hat Wisser im selben Verlag drei Bändchen („Wat Grotmoder vertellt") zusammengestellt; manche Derbheit und Natürlichkeit wie vor allem auch die zweideutige Rolle der „Preester" in diesen holsteinischen Volksmärchen und -Schwänken macht die größte Vorsicht bei der Verwendung des Buches zur Pflicht.

Der plattdeutsche Erzähler und Redner kann aus Wissers Werke ersehen, wie man schlicht und natürlich, kraftvoll und anschaulich zum Herzen des Volkes spricht.

Ich möchte nicht unterlassen, auf eine jüngst erschienene Schrift Wissers hinzuweisen: „Auf der Märchensuche" (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg), die für Freunde der Volkskunde von Wert ist. W. plaudert darin über die Entstehung seiner Sammlung, über die Personen, die ihm erzählten, über seine Erlebnisse auf seinen Märchenfahrten, über sein Verhältnis zu der Grimmschen Sammlung u. a. Die Schrift des greisen Forschers ist zugleich ein wichtiger Beitrag zur Seelenkunde des Bauernvolkes — und des Sammlers auf dem Lande.

Bad Münster a. Stein. F. Wippermann.

Swinegel. Ein lustiges Buch für Kinder von acht bis achtzig Jahren. Der Wettlauf. Die Reiseabenteuer. Bilder von Gustav Süß. 56 Seiten. Ebenhausen bei München, 1927. Wilhelm Langewiesche-Brandt.

Dieses neueste Bändchen der „Bücher der Rose" erzählt die fast allen Völkern geläufige Sage vom Igel und seinem Wettlauf mit dem Hasen auf der Buxtehuder Heide und zwar in der Wilhelm Schröderschen Fassung niederdeutscher Mundart sowie in hochdeutscher Prosa. Daran schließen sich die lustigen Verse von den „Reiseabenteuern" des Sohnes der im Wettlauf siegreichen Eltern. Köstlich sind die Lehren der beiden Geschichten. Zum ersten: man soll sich nie über geringere Menschen lustig machen und zum zweiten: man soll bei seinem Stand bleiben, also ein Swinegel soll darauf sehen, daß auch seine Frau ein Swinegel sei. Doch das Köstlichste dieses fröhlichen Buches sind die wundervollen Swinegelbilder des Düsseldorfer Malers Gustav Süß, die mit ihrem feinen Humor die Herzen aller kleinen und großen Kinder entzücken werden.

Worms. Peter Bauer.

Erzählungen / Romane

Pagés, Helene: Unser Weihnachtsbuch für klein und groß. Mit Bildern von Lore Gronau. 180 Seiten. Freiburg 1927. Herder.

Ein liebes Weihnachtsbuch, das Licht des Heilandskindes ausstrahlt vom Advent bis Lichtmeß. Gedichte und Geschichten sind als Gaben vieler Menschen vereint, eine Fundgrube für die stillen Advent- und weihnächtlichen Abende zum Lesen in Familie und Verein. Einige unter den sonst schönen Bildern und Zeichnungen der geschätzten Künstlerin gefallen mir nicht recht, denn manchmal sind sie etwas geziert, und einmal von der Möglichkeit der Prüderie nicht ganz frei, wie der aufmerksame Beschauer zu sehen glaubt. Das Buch ist eine schöne Weihnachtsgabe für klein und groß.

Bonn. Josef Zimmermann.

Schickele, René: Blick auf die Vogesen. Leipzig 1927, Kurt Wolff. Geb. 5.50 *M.*

Daß diese Erzählung unsere politische Gegenwart dichterisch gestaltet, das ist das Besondere und Seltene an ihr. Sie verkündet das Schicksal des Elsaß, wie es weder ganz deutsch noch ganz französisch ist, sondern zwischen beiden Völkern die verbindende Mitte darstellt. Daraus erwächst ihm die weltgeschichtliche Aufgabe, daß es das Beste

der beiden aufnehme und von einem zum andern weiterreiche. Noch sieht hüben und drüben der Nationalismus diese Aufgabe nicht, aber wie sie zu erfüllen sei, lehrt uns die elsässische Familie, deren Leben der Gegenstand des reifen, begeisterten Buches ist; denn sie handelt, als „wäre dies Land schon der gemeinsame Arbeits- und Spielplatz des verfeindeten Geistes". Schickele liegt nicht eigentlich die Darstellung der großen politischen Ereignisse und ihrer Urheber, sondern vielmehr die stille, warme Schilderung seines geliebten Elsaß, in das wir durch die Jahreszeiten hindurch immer tiefer hineinwachsen. Und daß dieses Elsaß ein katholisches Land ist, in seiner ganzen Haltung undenkbar ohne den Katholizismus, das bezeugen in der Erzählung alle, auch diejenigen, die nicht aus voller Ueberzeugung gläubig sind.

Bonn. Heinrich Lützeler.

Viebig, Clara: Die goldenen Berge. Roman. Stuttgart, 1927. Deutsche Verlags-Anstalt. In Leinen gebunden 6.50 *M*.

Clara Viebig macht in dem 23. ihrer Romane die Winzernot der Moselaner zum „Helden". Daß sie es fertig bringt, diese nie abreißende Sorge und schreiende Not in einer trotz allem erhebenden Art darzustellen, daß sie ein Lied der Heimattreue, der unbesiegbaren Pflicht daraus formt, das sei ihr als erstes Verdienst gebucht! Aber der Roman, der für reife Menschen ein herbes und oft erschütterndes Gemälde darstellt, hat auch noch andere Verdienste. Er wird z. B. dem katholischen Milieu, in das die Verfasserin sich doch erst einfühlen mußte, im ganzen gut gerecht. Vielleicht nicht mit dem innersten, alle Aeußerungen und Vorgänge durchzitternden Durchleben, aber doch so, daß sich sehr viele Schreiber daran ein Beispiel nehmen könnten. Karitas, Beichte, Heiligenverehrung treten in würdiger Form vor den Leser, und in der Darstellung sexueller Dinge finden wir zwar keine Askese, aber doch eine solch vornehme Reserve, daß sie in dem wüsten Sichgehenlassen modernster Prägung besonders hervorgehoben zu werden verdient. Mag man solche Bemerkungen deuten, wie man es beliebt! Die naturalistische Darstellungsweise in der Herbeitragung kleiner und kleinster Züge bedingt zwar hier und da eine Wiederholung, bewirkt auch zeitweise eine gewisse Ermüdung, aber sie ist doch im ganzen mit einem großen, ja verblüffenden Geschick gemacht. Sehr schöne Stellen finden sich, die über manches Platte und Flache hinwegsehen lassen. Ein lesenswertes Buch ist es gewiß.

Köln. Laurenz Kiesgen.

Feiten, Josef: Die Moselsage. Ein Roman um das Leben und das Volk. M.-Gladbach, 1927, Führer-Verlag. 458 S. 8°.

Im Unterschiede zwischen diesem Moselroman und etwa Clara Viebigs: „Die goldenen Berge" geht einem zunächst auf, daß die Darstellung katholischen Empfindens doch von einem, der mitten drin steht, blutvoller anspricht: Viebigs Fühlen für katholischen Brauch und das in ihm steckende Leben des Moselaners ist nicht quellend. Dagegen verfügt sie mehr als Feiten über die Kunst der romanhaften Form schlechthin. Feiten stellt in die gute treue Moselandschaft einen Baumeister aus dem Norden, mit Namen Norman, einen weltoffenen, jugendbewegten Konvertiten, der das Eigene, Kultische, von tausend fremden Einflüssen bedrohte Mosel-Heimatland mit aufgeschlossener Empfänglichkeit erkennt und die beginnenden oder bereits eingerissenen Schäden empfindet. Wie er die Ueberführung des alten Kulturlandes in berechtigte neue Art sich denkt, wie er selbst durch eine zarte Liebe darin einwurzelt und lebt, das ist der Inhalt der breit gesponnenen Darstellung. Der anders geartete kühle deutsche Norden soll in den besonnten, altrömisch-betreuten warmen Moselsüden mit verwachsen, der Baumeister Normann baut die passende Brücke über diesen fröhlich-lebendigen Fluß, die stillen guten Menschen der einfachen Landfamilie öffnen sich diesem Menschen, der die Welt und ihre neuen Zeichen deutet. Manches ist mit glücklicher Hand gefaßt und hingestellt, insbesondere die Liebesgeschichte, in der nicht einmal ein Kuß vorkommt und doch das Tiefste gesagt wird. Viel Nachdenkliches und Nachdenksames bietet das Buch für geborene Spintisierer und Liebhaber von Büchern, die tief genommen sein wollen. Kommt man auch zu dem Urteil, daß die künstlerische Bändigung des großen Vorwurfs an der Blässlichkeit der Idee scheiterte, daß die Entwicklung in Reden und Auseinandersetzungen just nicht das Gegebene für einen Roman ist, der uns mit saftigem Leben überschütten sollte, so wäre doch schade, wenn die ernste, oft geistreiche und immer schalkisch-treuherzige Gabe, ein echter Feiten, nicht die nötige Beachtung finden würde. Für unsere Bibliotheken ist das Buch sehr geeignet.

Köln. Laurenz Kiesgen.

Yeats, Butler William: Die chymische Rose. Uebersetzt von H. E. Herlitschka. 220 Seiten. Hellerau, 1927, Jacob Hegner. Geb. 7.— *M.*

Dieses Werk des großen irischen Dichters herausgegeben zu haben, ist ein großes Verdienst des Verlages Hegner. Es enthält in einer Reihe von Erzählungen die Rückkehr des Dichters aus naturphilosophischen, alchemistischen und astrologischen Spekulationen zur katholischen Kirche: „Ich lebe nicht länger mehr ein erlesenes und hochmütiges Leben, sondern ich suche mich im Gebet und Leid der Menge zu verlieren", sagt der Dichter in „Die Anbetung der drei Weisen" von sich selbst. Es würde einer genauen Analyse bedürfen, um die Bedeutung dieses Werkes, seine hohe gedankliche Kraft und seine verzehrend schöne und prächtig zarte Sprache, seine wundersame Kunst gebührend zu würdigen. Neben Chestertons Franziskus ist es die vornehmste Neuerscheinung der letzten Zeit und ein Ereignis von großer Wichtigkeit.

Bonn. Paul Adams.

Gunnarsson, Gunnar: Sieben Tage Finsternis. 316 Seiten. Berlin 1927. Universitas, Deutsche Verlags-Aktiengesellschaft. 7.— *M.*

Wunderlich tote Tage mit schwerer, schwerer Luft voll Aschenstaub gehen in Reykjavik dahin, drohend ragt die Feuersäule eines ausbrechenden Vesuvs in den Kampf zwischen Tod und Leben während einer Grippeepidemie, der Mensch um Mensch zum Opfer fällt. Wie ein schleichendes Grippegift dringt das Mißtrauen gegenüber einem geliebten Menschen in die edle, reine Seele des Arztes Grimur, der mit äußerster seelischer Anspannung in diesen Tagen den Kranken dient. Ein ehemaliger Jugendfreund seiner Gattin, Pall Einarsson, der alles Geistige, Seelische verspottet, dem alles Leben sinnlos ist, rächt sich an Grimur, dem er durch seinen Hohn und inneren Gegensatz ganz entfremdet ist, in diesen Tagen, wo der überangestrengte Arzt des helfenden Vertrauens am meisten bedürfte. Grimur leidet sehr darunter, all die Menschen sterben zu sehen, und nun vergiftet Pall langsam, aber unheimlich sicher in Grimur das Vertrauen zu seinem Beruf und zu Vigdis, seiner Gattin, das seinem Leben Sinn gibt. Vigdis, die gütige, reine Seele, trägt selber unfreiwillig durch einen kleinen Trotz dazu bei, indem sie sich schützend vor den ehemaligen Jugendfreund stellt. Immer mehr saugt der Feuerbaum dieses Argwohns wie der Vesuv seine Nahrung aus der innersten Quelle seiner Seele, steht drohend über Grimurs Leben, Aschenregen rieselt leicht über alles hin, Grimur rafft sich noch auf zu heldenhafter Berufspflicht, oftmals noch begegnen sich Augen und Hände der beiden reinen, edlen Gatten, aber es verschleiert doch manchmal die Angst ihren klaren Blick, bis Grimur schließlich durch das schleichende Gift des Mißtrauens das Leben als sinnlos empfindet und dem Irrsinn verfällt. Diesem Verneiner Pall Einarsson ist gegenübergestellt die rührend reine, kranke, gütige siebzehnjährige Anna mit ihrem tapferen Lächeln in all ihren Schmerzen, die wie eine Friedenstaube über all der Zerstörung schwebt. Erbebend erleben wir all die Qual um schwindendes Vertrauen in Menschenherzen, mit Meisterschaft und doch wieder mit der rührenden Hilflosigkeit eines tiefergriffenen Menschen zeigt der isländische Dichter uns dies Werk von sieben Tagen, das die Schöpfung Gottes zerstört, und mit der Wunderkraft einer erschütterten Seele, die gerade in ihrer Ohnmacht so mächtig ist, sagt er uns neu die alte Weisheit: Seid gut gegeneinander! — Wer tiefen Herzens all das zu erleben die Kraft zu haben glaubt, der möge erschüttert dies Bild der Zerstörung und des Neubeginns in sich aufnehmen.

Bonn. Josef Zimmermann.

Gunnarsson, Gunnar: Die Leute auf Borg. Roman. Berechtigte Uebersetzung aus dem Dänischen von J. Sandmeier. Umschlag und Einbandzeichnung von Prof. Dr. W. Tiemann. 466 Seiten. München, 1927. Albert Langen. Geheftet 7.50 *M*, gebunden 10.— *M.*

Wer von dem psychologischen Roman Gunnarssons „Sieben Tage Finsternis" zu diesem Werke kommt, der findet dasselbe Island mit seinen Vulkanen, dem Stürmen in seiner Natur, aber hier ist die episch erzählende Kraft der Edda in einem Sohn des Eddalandes Island wunderbar lebendig, nicht die schaurig eindringliche psychologische Kraft. Diese prachtvolle Bauerngestalt des Oerlygur á Borg, seine Selbstherrlichkeit wie seine patriarchalische Güte hat etwas Königliches an sich. Sein Sohn Ormarr, musikalisch hochbegabt, wird in Kopenhagen ausgebildet, schüttelt aber in seiner aufbegehrenden Herrschernatur die lockenden Fesseln, in die ihn Laune des Publikums schlagen wird, im Augenblick höchsten künstlerischen Triumphes ab, eilt nach Hause und wird wieder

Herr, Herr auf Borg. Sein Bruder Ketill, der Runa betrog und eine andere heiratete, wird Pfarrer der Gemeinde, sein Bruder Ormarr nimmt aus Verantwortung vor der Ehre seines Geschlechtes Runa zur Frau und findet mit ihr ein stilles Glück. Ketill mißbraucht sein Amt, seine Redegewalt, und lenkt im Volke den Verdacht der Vaterschaft auf seinen eigenen Vater. Doch, er wird entlarvt, steht als Heuchler da, und sinkt in sich zusammen. Er gilt als tot wie sein Vater, dem diese Tat Ketills den Todesstoß gab. Nach langen Jahren kehrt Ketill heim, unerkannt, als Gast der Einäugige, als heimtloser Pilgrim der Erde. All das, was in ihm den Stolz zerbrach, schwere Schicksale haben ihn umgewandelt zum unendlich gütigen Menschen, der so oft half und von allen Segen empfängt. Doch, Ketills Name bleibt verflucht. Nur die alte Amme und seine Gattin, die er durch das Grauen in die geistige Nacht stieß, nimmt ihn auf als Ketill, dann auch sein Sohn und zuletzt Ormarr. Eine alte, schwere Schuld ist vergeben. Wie ein uraltes Lied der Edda, in dem Stürme brausen, Erde Feuer speit, Wellen schäumen, gewaltige Menschen und Pilgrime das alte Menschenlied von Schuld, Irren und Sühnen erschüttert singen, so berührte mich diese wundervolle Dichtung. Sie weiß um Schuld wie die alten Sagas, weiß auch um Sühne, und so erhebt sie in ihrer tragischen Kraft den reifen Leser, dem Island als Urwelt am Rande der Welt in diesem Bild des Menschentums vor die Seele tritt.

Bonn. Josef Zimmermann.

Fleuron, Svend: Die gefesselte Wildnis. Roman eines zoologischen Gartens. 208 S. Jena, 1927, Eugen Diederichs.

Wie im „Grafen von Egerup" die heimische Natur, so erhebt hier die exotische Wildnis Klage wider den Menschen, der in ihre Freiheit einbrach und ihr Leben hinter eiserne Gitterstäbe gefangen setzte. Wir erleben der Tiger, Affen, Bären, Elefanten u. a. Heimweh nach ihren Jagdrevieren, ihre Qualen des Einsamseins, wenn der Frühling im Blute braust, ihre Träume und Wahnbilder im Dunkel der Nächte, das ihnen die große, wilde Freiheit vorgaukelt. Unversöhnlich ist Feindschaft gesetzt zwischen ihnen und dem, der sie hier fesselt, dem Direktor des Zoos. Mit heimlicher Tücke sammelt sich um ihn und auf ihn der Haß der Gepeinigten. Und in einer Nacht, auf einsamem Rundgang, da er sich zu einer totgeglaubten Giftschlange niederbückt, fällt er der langverhaltenen Rache und Wut zum Opfer. Mit frohlockendem Schrei künden die Tiere der Nachbarkäfige das Ende des furchtbaren Ringens und die nächsten und ferneren antworten. Das Brüllen, Trompeten, Heulen und Rufen ballt sich zu einem elementaren Wonne-Ausbruch der Bestie, unter deren Tatzen die Beute verzuckt. Wie der Ausklang einer grandiosen Triumphsymphonie verhallt die hundertfach befriedigte Rache: Wir haben ihn!, mit der der glänzendste Anwalt der stummen Natur sein erschütterndes Buch abbricht.

Worms. Peter Bauer.

Rolland, Romain: Verzauberte Seele. Der erste Roman: **Annette und Sylvia.** Halbleinen 6.50 *M*, Leinen 7.50 *M*, Halbleder 8.— *M*. Der zweite Roman: **Sommer.** Halbleinen 7.50 *M*, Leinen 8.50 *M*, Halbleder 10 *M*. Der dritte Roman: **Mutter und Sohn.** Gebunden 7.50 *M*. München, Kurt Wolff.

Romain Rolland entrollt uns in diesem dreibändigen Roman von der „verzauberten Seele", der „Ame Enchantée", ein weites und reiches Bild psychischer und sozialer Erscheinungen, wie gerade Frankreichs Hauptstadt sie vor dem Weltkrieg und während seines Ablaufes konzentriert zeitigte. Diese tief empfundene und verständnisvoll erfaßte Seele ist Fleisch geworden in einer starken, selbständigen Frau, Annette Rivière, Pariserin dem Vater nach, burgundischen Geblütes von der Mutter her. Ihre erlebnisfähige Persönlichkeit spiegelt im Wesen, in Zuneigung und Opposition sowohl wie im Lebensschicksal jene Zeit des satten, unwahren Bürgertums, der metaphysiklosen Philosophie in den letzten Jahrzehnten des sterbenden 19. und den ersten des aufblühenden 20. Jahrhunderts wider. Aber ihre gerechte, wahrheitsdurstige Seele kostet auch ganz die Bitternis des chauvinistischen Hasses in den Kriegsjahren aus. Sie versucht ihn durch Menschlichkeit tatkräftig zu überwinden; denn sie gehört zu den Starken, zu der Generation des „élan vital" eines Bergson. In diesem Sinne formt sie auch ihren Sohn Marc, dem sie Vater und Mutter zugleich ist. So wahr und so warm die Einzelschilderungen sind, auch

längere Episoden uns anmuten, so musikalisch das Motiv der Liebe das ganze Werk durchdringt und uns umstrickt, dem Verfasser gelingt es nicht, uns das Konstruktive des ganzen psychologischen Aufbaues zu verschleiern, und da liegt der ästhetische Mangel des ganzen Werkes. Strukturpsychologisch setzt Romain Rolland die Gegentypen: Annette—Sylvia, Germain—Franz, Brissot—Marc, um nur einige zu nennen. Auch die Namenwahl verrät diese Grundhaltung. Des öfteren führt diese Methode naturgemäß zu Vergewaltigungen und unvermittelten Erscheinungen. Wenn es die psychologische Struktur verlangt, ist Annette vollendete Tennisspielerin, überraschend gewandte Klavierkünstlerin, hat sie, die doch von Privatstunden lebt, Geld für tollkühne Unternehmungen. Besonders stark tritt sie in dem liebenden Gegensatzpaar des Franzosen Germain und des Deutsch-Oesterreichers Franz zu Tage. Hier streift das Strukturpsychologische das Tendenziöse, das dem Gehalt nach unsere Anerkennung findet, das aber in der Gestaltung den rein künstlerischen Eindruck beeinträchtigt. — Neben dem Werk des Franzosen müssen wir in dieser Besprechung auch der Uebersetzerleistung gedenken. Wir sind dankbar, daß Paul Amann diesen inhaltschweren Roman den Deutschen allgemein zugängig gemacht hat. Es war eine umfangreiche Aufgabe. Doch ist Romain Rolland, da er in der Sphäre konkreter und psychischer Erlebnisse bleibt, im allgemeinen in der fremden Sprache zu fassen. Das zeigt auch diese Uebersetzung, die nur stellenweise etwas feiner die Schattierungen treffen sollte. Wenn in einer Erzählung, die in Paris spielt, von der „Communion" die Rede ist, darf die Uebersetzung nicht „Abendmahl" bringen. Wenn es von dem Besitzer der Weinschenke, der seinen Einzigen, seine Hoffnung, im Weltkrieg lassen mußte, beim Waffenstillstand heißt: „Il est seul et il boit et il pleure dans son vin", so empfinden wir das Deutsche: „Er ist allein und säuft" als zu roh. Durch derartige Unzulänglichkeiten, die zahlreich sind, die aber nicht den Kern treffen, tritt der obenerwähnte ästhetische Mangel des Werkes in der Uebersetzung stärker in die Erscheinung. Es ist sehr zu wünschen, daß das Werk für die nächste Auflage in dieser Beziehung eine gründliche Klärung erfährt, damit es in reiner Gestalt in Deutschland viele Anhänger findet, hat es doch dem Nachkriegsdeutschen manches zu sagen.

Bonn. Maria Beermann.

Seidel, Ina: Brömseshof. Roman. 273 S. Stuttgart 1928. Deutsche Verlagsanstalt.

Um den Brömseshof geht ein stiller aber um so erbitterterer Kampf zwischen einem aus langer Kriegsgefangenschaft Heimgekehrten und dessen Stiefschwestern. Diese, Kinder aus erster Ehe der Mutter, haben nach dem Tode des zweiten Mannes das Gut mustergiltig verwaltet und zeigen nun nicht die geringste Lust zurückzutreten zu gunsten des jungen Mannes, des vermeintlichen Erben. Denn daß er es nicht ist, nicht der Sohn des zweiten Mannes der Mutter, sondern die Schicksalsfrucht einer Jugendliebe, das scheint jedermann zu wissen, nur er nicht. — Meisterhaft hat Ina Seidel die unheimliche Atmosphäre des einander Umlauerns und stummen Gegeneinanderarbeitens geballt, bis die gewitterschwüle Spannung unerträglich wird und nach Entladung schreit. Man ahnt, daß es irgendwie hereinbrechen muß über diese Menschen, die unter der Maske friedlicher Worte einander mit Tücke und Haß umgeben, und folgt fieberhaft der an äußerem Geschehen nicht über den bäuerlichen Alltag hinausragenden Handlung, an seelischem Leben letzte Ahnungen und Regungen formenden Darstellung, dankbar, daß die Dichterin weiter den innerlichen und inwendigen Weg geht.

Worms. Peter Bauer.

Berneder, O.: Der Junge von Altegermühl. 315 Seiten. Paderborn 1927. Schöningh. 5.— *M.*

Man könnte das Buch eine Kalendergeschichte nennen wegen seines Inhalts, tut aber damit dieser Dichtung unrecht. An sich ist die Fabel einfach: ein begabter Müllersbub soll studieren, damit die eigene Sehnsucht seines Vaters nach dem Studium in seinem Kinde Erfüllung findet. Der Bub aber haßt die trockenen Bücher, die ferne Stadt und verzehrt sich im Heimweh nach der Mühle, nach all dem Schönen der Natur. Eine schöne Knabenfreundschaft übersonnt die trübe Stimmung des Jungen, dann wird er von seinem liebsten Freunde zeitweilig getrennt. Da hält er es nicht mehr aus in der Stadt, verbirgt sich aber aus Angst im Walde nah dem Elternhaus und findet durch ein Unglück den Tod. Das scheint alles so einfach wie eine Kalendergeschichte, hat vielleicht sogar psychologisch noch etwas Willkür, aber es ist eine Knabenwelt mit unendlicher Liebe geschaut. Heini, der Junge von Altegermühl,

sein Schwesterlein, der Freund Clemens, all das ergreift uns im tiefsten Herzen. Zauberglanz überquellender Poesie liegt über diesem Bild, so berückend schön, daß wir trotz der Kleinwelt den Zaubergriffel des Dichters gewahren. Der moderne Einband mit seinen verschiedenen Farblinien und dem schwarzen Aufdruck zeigt noch sehr Unsicherheit in der Buchkunst, an der Schönheit der Erzählung selbst ändert es ja nichts.

Bonn. Josef Zimmermann.

Höfer, Anton: Peter Zwiesewind. Ein Dorfroman. Freiburg i. Br. 1927. Herder. 8°, 146 Seiten. In Leinwand geb. 3.40 *M*.

Eigentlich „Dorf" ist etwas viel gesagt, denn wir lernen genauer nur die reichen und die armen Zwiesewinds kennen. Das mit großer Spannungskunst vorgetragene Getriebe geht darum, wie sich die armen Zwiesewinds mit allen Mitteln der Brutalität, der Verschlagenheit und selbst des Verbrechens um das fette Eigentum ihrer Verwandten bemühen. Als reine Gestalt in diesem wüsten Ringen um den Groschen steht Christel, in der der Erzähler eine Erscheinung festgehalten hat, wie sie geradewegs aus dem Volkslied hervorgegangen ist. — Das Buch ist nicht nur spannend, sondern auch mit besonderer Stilreinheit und Eindringlichkeit geschrieben; irgendwie meint man den Tonfall des Jeremias Gotthelf herauszuhören.

Köln. Laurenz Kiesgen.

Munier-Wroblewska, Mia: Unter dem wechselnden Mond. Werden, Wachsen und Welken eines kurländischen Geschlechtes. I. „Märzhoffen". Heilbronn, 1927. Eugen Salzer. 273 Seiten, 8°. 3.50 *M*, geb. 5.— *M*.

Hier ist eine glückliche Lösung gefunden, um die Entwicklungsgeschichte eines kurländischen Geschlechtes darzustellen: Es sind Einzelabschnitte, gewissermaßen Gruppenbilder voll lebendigster Anschaulichkeit hingestellt, die mit ihrer farbigen Fülle unser Auge entzücken. Erschütternde Bilder, scharfgesehene Charaktere, die liebliche Wehmut einer vergangenen Welt umgibt uns, alles hat den Stempel der Wirklichkeit sichtbar aufgedrückt. Einzig der obligate Brand mit der lebensgefährlichen Rettung im letzten Bilde — wer schreibt einmal die notwendige Dissertation: Die literarische Feuersbrunst? — hätte wegbleiben können, dann wollten wir die Rührungen und Erhebungen dieses schönen und durchaus lesens- und lobenswerten Buches in bester Erinnerung behalten.

Köln. Laurenz Kiesgen.

Chiesa, Francesco: Märzenwetter. Erzählung. 332 Seiten. Zürich o. J., Orell Füßli (für Deutschland: Potsdam, Müller u. Co.). Brosch. 3.60 *M*, geb. 4.80 *M*.

Diese Geschichte bietet in der warmblütigen Form der Scherzählung anderthalb Jahre aus dem Leben eines zwölf- bis vierzehnjährigen Tessiner Jungen. Es werden keine tiefen Probleme der Jugendentwicklung entfaltet, auch kein festgefügter Aufbau einer zielstrebigen Handlung versucht. Der Verfasser charakterisiert die Eigenart seiner Kunst selber durch folgende Worte Ninos: „Es gelingt mir bedeutend besser, die kleinen Dinge des täglichen Lebens aufzurufen, als die außerordentlichen Erlebnisse" (Seite 204). Außerordentlich sind allerdings die vom Reiz der Fremde umwehten Gestalten, die Chiesa mit köstlicher Natürlichkeit vor uns hinstellt. Eine ganze Gesellschaft von Originalen zieht an unserm Auge vorüber. Das sprudelnde Blut des Südens pulst in diesen Herzen und stößt sie hin und her. Ueberraschend wie Märzwetter wirken die Einfälle und Erlebnisse des frischen Jungen, und ähnlich sprunghaft sind sie auch erzählt. Aber man kommt nicht los von diesen Harmlosigkeiten, die eines tieferen Sinnes nicht entbehren. Vor allem pädagogisch interessierte Kreise werden die Entwicklung dieses wilden Rangen, an dem Eltern, Lehrer, Onkel und Fremde herumerziehen wollen, bis er sich in der Enge eines Internates selbst zermartert, mit lebhafter Teilnahme und geistigem Gewinn verfolgen bis zu jenem Augenblick, da er unter feierlichen Schauern zum erstenmal die Seele in sich sieht und fühlt (S. 329).

Die Uebersetzung Herbert Steiners wirkt frisch und würzig, teilweise derb, wie ein Originalwerk. Ein paar Züge aus der mit etwas wenig Pietät behandelten katholischen Welt hat der deutsche Bearbeiter nicht verstanden: S. 194 steht Ablaß statt Absolution, S. 279 Priester statt Kleriker (es handelt sich um einen blutjungen Seminaristen).

Dalheim, Rhld. Meinrad Vonderheide.

Zerkaulen, Heinrich: Rautenkranz und Schwerter. Roman. Bremen, 1927. Carl Schünemann. 391 Seiten. In Ganzleinen gebunden 7.50 *M*, geheftet 6.— *M*.

Es kann einem nicht recht wahrscheinlich vorkommen, daß es dem Verfasser in diesem

dicken Roman darum ging, eine gewiß interessante Bilderflucht aus der berühmten Zeit des sächsischen Barock hinzustellen, daß er darauf aus war, Sensatiönchen nach Art der Intimitäts-Romane der heutigen Zeit aufzutischen. Gewiß kam das alles mit im Verfolg der Wahl eines solchen Stoffes, aber das allein konnte ein fleißiger Romanschreiber irgendwie und irgendwoher auch; bei einem Zerkaulen sucht man doch nach einer würdigeren Aufgabe. Es will dem Referenten scheinen, daß diese Hauptfrage des Verfassers in dem hübschen Nebenspiel Eleona-Eckelshöh gestellt und gelöst wird: Wird reine Liebe in largster Umgebung rein bleiben können? Wird Befleckung der Liebe unaustilgbare Schuld? Oder kann Schuld ausgelöscht werden und das zerquälte Herz Frieden erlangen? Die Antwort lautet nach dem Dichter: Menschen können eine solche Schuld nicht vergeben, aber Gott kann und wird es tun. Ward auch der Stoff nicht gleichmäßig oder durchsichtig behandelt, hätten die Partien mehr gegeneinander abgewogen sein dürfen, und bleibt auch manche leere Strecke, so ist der Roman als Ganzes doch achtbar.

Köln. Laurenz Kiesgen.

Molo, Walter von: Die Legende vom Herrn. München, 1927, Albert Langen. 320 Seiten. Geh. 5.— *M*, Leinenb. 7.50 *M*.

Mit keckem Wagemut hat Walter von Molo es trotz Frenssens Hilligenlei unternommen, den Bericht der Evangelisten in die Sprache des modernen Nichtglaubens zu übersetzen. Das Ewige verliert in diesem Christusroman seine Ewigkeitswerte. Jesu Macht und Schicksal werden natürlich erklärt, die biblischen Wunderberichte, besonders die Erweckung der Tochter des Jairus, verwässert, die Abendmahlsankündigung aus ihrem gewaltigen Zusammenhange gelöst. Die Bezeichnung Erlöser verwirrt den Meister. Er gesteht von sich: „Ich weiß nichts", ja sogar: „Ich habe gefehlt". Petrus verdreht das Wort „Gottes Sohn" bis zur Bedeutungslosigkeit. Ueberhaupt diese Jünger! Molo versucht uns in dramatisch bewegter Rede, die bei ihm fast zur Manier wird, eine innere Entwicklung der hervorragendsten Apostel zu geben. Aber selbst die eigenartige Deutung des Judas ist nicht neu. Und die andern sollte man für schwache Hysteriker halten. Auf Jesu Wort bewegt sich der Berg, *wenn* die Jünger es glauben; später sehen sie selber die Täuschung ein. Molo weiß selbst den Zauber des ehrwürdigen Bibeltons seiner flachen Rationalisierung dienstbar zu machen, so z. B., wenn er mit Jesu Tod abbricht, aber dann im Schlußsatz fortfährt: „Die Jünger ... predigten das Evangelium von der Auferstehung und Unbesieglichkeit des Geistes, der die Welt regiert."

Dahlheim, Rhld. Meinrad Bonderheide.

Gmelin, Otto: Das Angesicht des Kaisers. Ein Hohenstaufenroman, 313 Seiten. Jena 1927. Eugen Diederichs. Broschiert 5 *M*, gebunden 7.50 *M*.

Das Buch beweist, daß der Verfasser geschichtliche Studien gemacht hat; aber er kann sie dichterisch nicht auswerten. Er deutet die Geschehnisse nicht. Und was er hinzudichtet, verwebt sich nicht organisch mit der ganzen Architektur, die schließlich auch ein Roman hat oder haben müßte. Weder der große Kaiser noch seine Gegenspieler, insbesondere Innozenz III., werden wirklich lebendige Größen. Der Roman stellt zu viel fest, er spricht zu viel *über* manches Große und Gewaltige. Die Person Friedrichs II. wirkt mehr durch ihren ungeregelten (genialen?) Eigenwillen. In der Erotik überzeugt sie am wenigsten, aber sie wirkt peinlich. Der Stil wird das, was der Roman im ganzen ist: Ein künstlerischer Zwiespalt, bald Pathos — bald Nüchternheit. Einzelne Höhepunkte zeigen, daß der Verfasser auch gestalten kann: Franz von Assisis Begegnung mit dem Kaiser, der Streit zwischen dem Kaiser und seinem Sohn, die Persönlichkeit des Petrus de Vinea. Aber gerade beim Auftreten des heiligen Franz wäre Gelegenheit gewesen, einmal die Machtfrage zu deuten; denn auch der Papst blieb ja in der Lösung dieses Problems stecken. — Die kulturelle Bedeutung des Verlags Diederichs ist bekannt. Dieses Werk aber steht nicht in innerer Beziehung zu ihr!

Bonn. Johannes Peters.

Reitz, Leopold: Schelm Schinderhannes. Ein rheinisches Zeitbild in 41 ergötzlichen Geschichten. Neustadt a. d. H. 1927. Pfälzische Verlagsanstalt.

In diesen Geschichten des rheinischen Räuberhauptmanns rundet sich das Bild zu einem Volkshelden, der in den unsicheren und unruhigen Zeiten der Franzosenherrschaft am Rhein den Kampf aufnimmt gegen „Wucherer und Franzosen", der sich selbst für „ein Werk-

zeug in der Hand der Vorsehung" hält, für „eine Landplage wie jede andere, die von Gott kommt", der ihn „erweckt und gesandt" hat, „um die Geizigen und Reichen", sowie die „Verräter und Unterdrücker zu züchtigen", der dabei zwar immer auch gründlich in seine Tasche arbeitet, aber meistens in so humorvoller Weise, daß außer den unliebsam Betroffenen alle darüber lachen müssen. Alle seine Streiche und Heldentaten werden in höchst ergötzlicher Art und Weise erzählt, manche volkshaft derb, andere altertümlich verschnörkelt, vielfach an den Stil mittelalterlicher Volksbücher erinnernd. Gut stimmen dazu die roten Initialen der einzelnen Geschichten. In Volksbibliotheken wird der Band sicher viel Anklang finden.

Köln. Juliane Butzler.

Jugendbücher

Eigener Herd. Lesebuch für die heranwachsende weibliche Jugend. Diesterwegs Unterrichtswerke für ländliche Fortbildungsschulen. Herausgegeben von Schulrat A. Senner. Frankfurt a. M. 1927. M. Diesterweg. 207 Seiten. 8°. Gebund 3.10 *M*.

Dies Lesebuch ist hervorgewachsen aus dem Ziel der weiblichen Fortbildungsschule, das heranwachsende Mädchen zu befähigen, den wichtigsten Frauenberuf, den der Hausfrau und Mutter, mit Sachkunde und mit innerem Verständnis auszufüllen und ihn von höherer Warte aus anzusehen. Daher erscheint das Buch unter dem Titel „Eigener Herd". Unter Verzicht auf Sachbelehrungen, die dem Fachunterricht zugewiesen werden, will es durch wertvolle literarische Proben aus dem heimatlichen Frauenleben das junge Mädchen diesem Ziel entgegenbilden.

Die Bearbeiter lassen Proben von unsern Erzählern und Schriftstellerinnen, aus Dichtung und Volkslied sich zu einem geschlossenen Kreis runden, der das gesamte Interessengebiet einer idealen deutschen und christlichen Frau und Mutter in sich schließt. Die Proben sind durchweg künstlerisch hochwertig und durch eine Reihe guter Abbildungen vertieft. Ein Verzeichnis mit den wichtigsten Lebensdaten und Werken der Verfasser der vorliegenden Proben und eine Aufstellung lesenswerter Bücher unter dem Titel „Was kaufe ich mir selbst?" und „Was lasse ich mir von meinen Eltern schenken?" vervollständigen die kleine Sammlung wertvollen deutschen Schriftgutes.

Köln. Juliane Butzler.

Schmücker, Else: Das Licht im Dunkel. Stuttgart. K. Thienemann. 133 Seiten, 8°. Ganzleinen 3.50 *M*.

Raff, Helene: Das Mädchen von Spinges. Ebenda. 184 Seiten, 5.— *M*.

Zwei insbesondere für Mädchen geeignete Bücher, die sich über die üblichen Jungmädchenbücher erheben. Else Schmücker erzählt von einem verwöhnten alleinstehenden Mädchen, das in der Erziehung mutter- und pflegloser Kinder eine Lebensaufgabe findet. Die Kinder vergelten ihre Mühen mit gutem Gedeihen und herzlicher Liebe. — Helene Raff schildert nach besonderen Studien jenes tapfere Mädchen, das 1797 die Einnahme des tirolischen Dorfes Spinges durch die Franzosen verhindert und wesentlich dazu beitrug, daß die Tiroler die Schlacht bei Mühlbach gewannen. Ob dieses Buch gern von unseren Mädchen gelesen werden wird, ist eine Frage. Es ist eben nicht „leicht" geschrieben und verlangt Mitarbeit des Lesers, dem dabei noch die mangelnde Linie der Entwicklung oder Spannung nicht zu Hilfe kommt. Natürlich ist ein einfach verlaufendes tiroler Dirndl-Leben eben ein einfaches Leben, an dem nicht viel zu fabulieren sein kann, und so kommt es, daß Else Schmücker es in Erzählweise und geschickter Handlungserfindung besser getroffen hat.

Köln. Laurenz Kiesgen.

Umschau

Es ist schon recht viel, wenn der Katholik angesichts des literarischen Schaffens sagen darf: Es geht voran! Wohl ist manches Wort des Kampfes und manchmal auch der Bitterkeit gesprochen worden, aber mir scheint, daß trotz so mancher Unklarheit, trotz Mißverstehen eine große Liebe zur reinen, echten Dichtung und zum katholischen Volkstum in vielen dieser Stimmen mitschwingt. Das zeigte auch deutlich der letzte Herbstkursus des Borromäusvereins in Bonn, wo neben ernsthafter Beschäftigung mit der Eigenart des einzelnen Lesers besonders die Beziehungen der Dichtung und des Dichters zur Religion dargelegt wurden. Die Vorträge von Dr. Froberger, P. Dr. Cornelius Schröder, Prof. Dr. Steinbüchel, Franz Herwig und Dr. Gustav Keckeis zeigten deutlich das ernste Ringen um echte Dichtung aus katholischem Geiste in unseren Kreisen. Vielleicht hat das Schönste und Tiefste über die Kunst als Enkelin Gottes, das Geschöpf des Geschöpfes Mensch, der aus dem Stoff, ihn durchdringend, eine neue Welt der Dichtung erschafft und sie dem Schöpfer alles Lebendigen entgegenhält, Dr. Gustav Keckeis gesagt. All dies Ringen um katholische Volksbildung und Dichtung wird der Oeffentlichkeit stärker deutlich, wenn die Vorträge bald gedruckt vorliegen.

Aber, nicht nur die Klärung der katholischen Auffassung der Dichtung und der Volksbildung ist gefördert worden, auch ist der Anteil der katholischen Dichter an der Dichtung selbst durchaus höher zu werten, als wir vor Jahren es gerechterweise durften. Wohl leben wir in Zeiten des Suchens und Ringens, so daß wir nicht sagen können, wieviel von der Dichtung unserer Tage, die auch beim katholischen Dichter die Zeit widerspiegelt, Ewigkeitswert beanspruchen wird. Dr. Heinrich Lentz sagt im soeben erschienenen „Literarischen Ratgeber für die Katholiken Deutschlands", herausgegeben von Dr. Wilhelm Spael (Verlag Kösel & Pustet, München) in einem Aufsatz über den Roman der Gegenwart: „Der Anteil der katholischen Erzähler an der literarischen Produktion der letzten Jahre darf nicht so gering eingeschätzt werden, wie es vielfach geschieht. Federer, Dörfler, Herwig, Weismantel, Linzen, Roselieb, Heinrich können den Vergleich mit den meisten deutschen Prosakünstlern von heute wohl aushalten, und mit Grogger, Muron, Oberkofler sind ohne Zweifel neue, entwicklungsfähige Talente aufgetreten. Auch Friedrich Schnack nähert sich in seinem letzten Roman ‚Die Orgel des Himmels' sehr stark dem katholischen Lebensgrunde seiner fränkischen Heimat. Schaut man um dreißig Jahre zurück, so ergibt sich doch ein wesentlicher Fortschritt, eine unverkennbare Niveauerhöhung der heutigen katholischen Erzählungskunst. Um diese Tatsache kommen schließlich auch die Wortführer des jüngsten Literaturstreites nicht herum." Georg Schäfer schreibt von einem „reichen Erntejahr katholischer Belletristik" (Literarischer Handweiser, Dez. 1927), dem Jahr 1926. Er nennt: Herwig, „Die Eingeengten", Eugenie delle Grazie, „Unsichtbare Straße", Linzen, „Die gefrorene Melodie", Heinrich Luhmann, „Vogel Wunderlich", Paula Grogger, „Das Grimmingtor", Oberkofler, „Sebastian und Leidlieb", Muron, „Die spanische Insel", Sigrid Undset und Stjernstedt als Beispiele. Sicherlich lassen sich für das letzte Jahr noch K. B. Heinrich und Berneder, für die Lyrik besonders Gertrud v. le Fort und Ruth Schaumann hinzufügen. Das gilt, wenn wir strenge Maßstäbe an die Dichtung anlegen. Bedeutsam erscheint mir die Bemerkung Georg Schäfers über die Erneuerung der Dichtung aus der Sprache. Er sagt: „Es ist kein Geheimnis, daß die abgegriffene Sprache des Alltags keineswegs für die künstlerische Gestaltung ausreicht. Schon Herder hatte das eingesehen. Er hämmerte den Deutschen das Bewußtsein ein, die verblaßte, geschriebene Sprache des Verstandes, die Sprache der absterbenden Oberschicht müsse sich immer wieder von neuem aus den lebendig gesprochenen Anschauungen, mit der Fähigkeit zu Inversionen und zu freiem Satzbau auffüllen (Nadler). Und er pries damals schon die Mundart als den verdeckten Brunnen fortzeugenden Sprachgeistes. Diese Mahnung haben die jungen Dichter befolgt. Das gibt dem ‚Grimmingtor' der Paula Grogger die ungeheure Lebendigkeit. Sie macht die Sprache wieder bildhaft und fließend. Sie, aber auch Oberkofler und Muron, haben Neues geschaffen, indem sie zu den Quellen zurückgingen." Als ich nach dem „Grimmingtor" zu dem neuen Buch Paula Groggers „Die Sternsinger" griff, da erlebte ich neu den beglückenden Sprachreichtum, der so

wunderbar sich füllt aus der Mundart, daß ich ganz froh wurde über solchen Reichtum aus einer ganz katholischen Welt. Freilich muß man nicht nur Gedanken, Probleme in einer Dichtung suchen und nur blasse Buchstaben, Ersatz für das lebendige Wort, lesen, man muß langsam, akustisch, hörend lesen, dem Wort und seinem Klang nachhorchen, wie wir es ja auch tun, wenn wir einem Menschen zuhören, wenn er Worte aus ergriffener Seele zu uns spricht. Friedrich Hebbel sagte einmal über des reichen Mundartdichters Klaus Groth „Lütt Matten de Has": „Das ist Poesie, das ist lyrische Erfindung, das ist Gestalt und Ton zugleich, dem gegenüber verhalten sich alle Gedanken- und Empfindungsgedichte, sie mögen so vortrefflich sein wie sie wollen, wie Schatten zu Körpern." Wir dürfen froh sein, daß aus unserer katholischen Welt solche Blüten aufbrechen, die einen reichen Sommer verheißen können.

Es dürfte dem einzelnen Volksbildner wohl klar sein, daß die katholische Volksbildungsarbeit einerseits das Werk, die Dichtung an sich, zu werten sucht, anderseits immer auf die Gesamtheit des katholischen Lebens achtet und sich fragt, wie dieses Buch in der katholischen Bücherei wirkt, wenn es dem Leser gegeben wird. Auch ist es etwas anderes, wenn ich es mit einem wohlbekannten Einzelleser zu tun habe oder mit einem der vielen Leser der Volksbücherei, die ich zu kennen mich mühe, sie aber trotzdem nur bis zu einem gewissen Grade kennen und nicht immer ausreichend belehren kann bei der Ausleihe. Hier hilft in etwa die Leserpsychologie, die auf die Eigenart des einzelnen Lesers achtet. Hans Rombach schreibt in seinem Aufsatz „Wie führen wir die Jugend zum Buch?" (Literarischer Handweiser, November 1927): „Wer denkt nicht an die Idee vom Buch als Begleiter der jugendlichen Entwicklung, jene auf dem Grund der psychologischen Forschungen von Spranger, Bühler, Busse, Rumpf aufgebaute, von innen heraus entwickelte und den Lebensantrieben des Kindes und Jugendlichen folgende Literaturpädagogik, wie Antz sie entworfen hat? Und wer fühlt nicht die Zusammenhänge, wenn er hört, daß auf dem soeben (vom 10.—14. Oktober 1927) im Borromäushaus in Bonn stattgefundenen 15. Kursus für Leiter und Mitarbeiter von Volksbüchereien Georg Schäfer (Emden) einen Vortrag über ‚Lesertypen' hielt, der — um nicht in der bloßen Theorie stehen zu bleiben — von Pfarrvikar Latta (Magdeburg) zweckmäßig erweitert wurde durch ein Referat über den ‚Katalog in seiner Hinordnung auf den Lesertyp'?" Sicherlich fehlt es nicht an ehrlichem Streben bei uns, Buch und Leser zusammenzuführen. Es ist da behutsame Arbeit am Platze, damit ein Buch wirklich förderlich sein kann in der Gesamtheit des katholischen Lebens.

Sympathisch berührt es uns, wenn Dr. Wilh. Schuster in der „Bücherei und Bildungspflege" (Stettin 1927, 7. Jahrgang, Heft 5) trotz aller Meinungsverschiedenheit in seinem Aufsatz „Weltanschaulich gebundene Bildungspflege" achtungsvoll von der „Bücherwelt" und dem „Literarischen Ratgeber des Borromäusvereins" spricht. Er sagt u. a.: „Wer die ‚Bücherwelt' verfolgt hat (und das sollte jeder Büchereileiter schon wegen der zusammenfassenden Aufsätze über einzelne Dichter und Schriftsteller), wer überhaupt eine Ahnung von dem neuen reichen Leben verspürte, das sich in der katholischen Bildungswelt allenthalben regt, der mußte dieser Neuauflage mit Spannung entgegensehen... Die Einheitlichkeit in aller Wandlung kann nur auf dem Boden einer derartig geschlossenen Weltanschauung erreicht werden. In ihr liegen ohne Zweifel hohe erzieherische Werte... Es würde durchaus unrichtig gedacht sein, wenn man der katholischen Bildungspflege eine bewußte Abschließung gegen alles nicht auf ihrem Boden gewachsene deutsche Kulturgut vorwerfen würde, was notwendig die nun einmal vorhandenen Gegensätze in der Volksgemeinschaft unheilvoll vertiefen müßte. Vielmehr ist in der katholischen Bildungspflege überall das Bestreben erkennbar, in den Kreis ihrer Bildungsgüter alles einzubeziehen, das sich mit ihren Voraussetzungen vereinbaren läßt, also von sich aus die Verbindung mit dem Gesamtvolk auf dem Wege zur Volksgemeinschaft, soweit sich eine solche unter den gegebenen Verhältnissen verwirklichen läßt, offen zu halten." All seine Kritik gründet sich, abgesehen von hie und da verschiedener Wertung der Literatur vor allem in einer gegensätzlichen Auffassung: „wir unterscheiden uns grundsätzlich von der Auffassung des Borromäusvereins, indem wir eine innere Auseinandersetzung nicht zu hindern oder unter einseitiger Darbietung eines Standpunktes zu beschränken suchen, sondern sie vielmehr indirekt durch die Buchauswahl fördern, indem wir unsere Hilfe

auf die Darbietung ernster und dem jeweiligen Verständnis zugänglicher Literatur beschränken und behutsam abwarten, nach welcher Richtung hin sich der kämpfende Geist klären will, um ihm dann ohne Hineinspielen der eigenen weltanschaulichen Auffassung weiter zu helfen". Hier ist natürlich die Auffassung des Katholiken eine andere. „Abschließend muß noch von dem ‚Literarischen Ratgeber des Borromäusvereins' gesagt werden, daß eine ungeheure und in ihrer Art bewundernswürdig einheitlich durchgeführte Arbeit damit geleistet ist, die in der Volksbildungspflege ohnegleichen dasteht. Und auch der Nichtkatholik kann sehr viel daraus lernen, wenn er recht zu lesen versteht." — Ein solches Urteil voll Streben nach Sachlichkeit ist hoch zu werten. Jede Borromäusbücherei bedarf des ‚Literarischen Ratgebers des Borromäusvereins' als Grundlage und kann ihn ergänzen durch die ‚Bücherwelt' und die laufend erscheinenden Buchlisten bis heute.

Ueberhaupt trifft man oft auf der anderen Seite eine recht besinnliche Wertung der Literatur, die in manchem Punkte unserer Auffassung von der Dichtung in bezug auf ihre Wirkung im katholischen Gesamtleben nahekommt, trotz aller Verschiedenheit. Oskar A. H. Schmitz schrieb im Literatur- und Unterhaltungsblatt der Kölnischen Zeitung (Nr. 721, 10. November 1927) einen Aufsatz: „Kunst und Heuchelei". Der Wichtigkeit halber seien einige Gedanken aus diesem Aufsatz, der sich mit der Frage der Wirkung des Nackten in der bildenden Kunst auf den Beschauer beschäftigt, wörtlich wiedergegeben. „Die Fähigkeit wirklich aufrichtiger Selbstprüfung ist sehr selten, denn sonst wäre es nicht möglich, daß Hunderttausende, und zwar gerade Gebildeter, immer wieder die Behauptung wiederholen, echte Kunst wirke nicht auf die geschlechtliche Sinnlichkeit, ebensowenig tue dies die hüllenlose Nacktheit. Nur bei Naturen, welche die Zivilisation verdorben habe, sei dies anders. Wenn man nun von einer gewissen Abstumpfung absieht, welche tägliche Gewohnheit des Anblicks nackter Körper hervorbringt, vergleichbar dem geringen Appetit der Köche und der Gleichgültigkeit der Zuckerbäcker gegen Süßigkeiten, so ist jene Behauptung ausgemachter Schwindel. Man braucht nur ehrlich sich selbst zu prüfen, um dies zu erkennen... Unbedingt richtig ist die Forderung, daß wir wieder lernen sollen, die geschlechtlichen Dinge natürlich zu sehen; im höchsten Grade unnatürlich aber ist die Behauptung, es sei nichts dabei, Nacktheit oder die Darstellung mit dem Geschlecht zusammenhängender Vorgänge sei auf keinen Fall erregend. Nun ist aber tatsächlich sehr viel dabei, und es gibt nichts tiefer Erregendes in dem der Welt zugekehrten Leben als die Polarität des Geschlechts, die, je nachdem wie sie erlebt wird, unsere tiefsten Lebensmöglichkeiten tragen oder aber sie zerstören kann." Schmitz nimmt Bezug auf die Zerstörung der Knieenden Lehmbrucks in Duisburg und spricht von den seelischen Konflikten, vornehmlich beim Deutschen, in der Kunstbetrachtung. „Der erworbenen Kunstbeziehung der gebildeten Deutschen haftet oft ein Merkmal an, das überhaupt den erworbenen vom ererbten Besitz unterscheidet. Der Besitzer hat noch nicht die volle innere Freiheit dazu gewonnen, er wird mehr davon besessen, als daß er ihn besitzt. So finden wir, daß deutsche Kunstverständige ‚ganz in der Kunst aufgehen', das gesamte Leben von ihrem Wert aus bestimmen, während für die Kunstliebhaber älterer Kulturländer die Kunst immer nur eine Erscheinung innerhalb der Gesamtheit des Lebens bleibt. (Von mir gesperrt!) So wird der deutsche ‚Kunstmensch' leicht zu genau so einem Banausen wie jeder andere Fachmensch, und das führt dann zu der Behauptung, daß etwas, was künstlerisch ist, überall und zu jeder Zeit am Platze sei. Der Moralschnüffler entrüstet sich darüber, daß größte Künstler bisweilen Zeichnungen anfertigen, die stofflich ausgesprochen unanständig sind, der Kunstfreund älterer Kultur schätzt sie als Besonderheit, sammelt sie in einer Mappe und zeigt sie bisweilen Freunden; der deutsche Kunstfreund aber hängt sie womöglich im Wohnzimmer an die Wand, freut sich, wenn weniger aufgeklärte Verwandte und Bekannte daran Anstoß nehmen. Und wenn gar die Behörde verbietet, daß manche Kunstwerke als billige Ansichtspostkarten reproduziert oder in Schaufenstern ausgestellt werden, dann ist jene oben genannte Heuchelei bei der Hand, welche fürchtet, die Kunst würde geknebelt, während sie doch für die Beteiligten, Verkäufer wie viele Käufer, oft nur der Vorwand ist, um Nacktdarstellungen in tatsächlich ungeeignete Hände zu bringen. Der wahre Tatbestand ist nun dieser: Kunst wirkt durch ihren Stoff und dessen Behandlung ebensosehr auf die Sinne

wie auf das Gemüt. So wenig nun ein Werk schon darum ein Kunstwerk ist, weil es z. B. Mitleid mit Unglücklichen erweckt, so wenig wird es ein solches durch Erregung der Sinnlichkeit. Die große Menge, auch der Gebildeten, genießt nun Kunst bloß in dieser stofflichen Wirkung. Nur für den einigermaßen Kunstsinnigen ordnet sich diese stoffliche Wirkung in die menschliche Gesamtwirkung ein, ohne daß sie deshalb verschwände... Erkennen wir aber ferner, daß dies bei der Masse und den Unreifen nicht so ist, und ziehen wir daraus den Schluß, daß die Darstellung des Nackten und Geschlechtlichen um ihretwillen zwar nicht verboten sein darf, daß sie aber *nicht zu jeder Zeit* und *an jeden Ort gehört*, denn ‚es ist sehr viel dabei'. (Von mir gesperrt!)... Es ist nicht der rechte Weg, unser Volk in weiteren Schichten für bildende Kunst zu gewinnen, wenn man damit beginnt, zunächst einmal vorhandene zartere Gefühle zu verletzen... Die Behörde ist insofern im Unrecht, als sie oft gegen Kunst im Namen der Sittlichkeit vorgehen zu müssen glaubt, statt im Namen des Taktes *gegen eine störende Einordnung von Kunstwerken in die Gesamtheit des Lebens*." (Von mir gesperrt!) Mir scheint, das im Wesentlichen sehr fein beobachtet, und alle volksbildnerische Arbeit und Kunstkritik wird auch bei der Literatur in der Volksbücherei sich bemühen müssen, einerseits der Kunst gerecht zu werden, anderseits zarte religiöse und sittliche Gefühle nicht zu verletzen und die Dichtung einzuordnen in die Gesamtheit des katholischen Lebens. Daß das im Einzelfall oft schwierig ist, dürfte uns allen klar sein. Hier hilft nur Gründlichkeit und nochmals Gründlichkeit.

Gerade diese *Gründlichkeit der Kritik* ist aber angesichts der Fülle der Neuerscheinungen sehr schwierig, vornehmlich vor Weihnachten, da vielfach die Verlage die Neuerscheinungen spät herausbringen und dann oft schnell eine Bücherschau gegeben wird, die inhaltlich meist sehr wenig besagt. Die Waschzettel sind oft Hilfsmittel zu einer wahren Mohrenwäsche. Es verschlägt doch wahrhaftig nichts, wenn eine gute Kritik etwas später kommt und eine Sensation verpaßt. Es hat doch gar keinen Sinn, wenn man sich z. B. auf ein Urteil von Thomas Mann stützt, das einmal sagte: „Beim ersten Anblättern habe ich gefunden, daß es sich um ein lesenswertes Buch handelt" oder wenn derselbe Dichter über Harry Domelas Erinnerungen schreibt und sich freut, daß die Richter mit dem guten Jungen Mitleid gehabt hätten. Geben wir doch ehrlich zu, daß der einzelne Kritiker nur wenige Bücher im Monat wirklich gründlich durcharbeiten und durchleben kann, weil er eben bis zum Urteil manchmal ein Buch mehrmals lesen muß. Poritzky hat in seinem Aufsatz „Jack London oder: *Das Uebermaß der Anerkennung*" (Die Literatur", November-Heft 1927) trotz aller Schärfe vielfach Recht, wenn er sagt: „Das Reißerische und Schreierische, ja das Brüllende unserer Zeit hat auf die Kritiker abgefärbt. Fast alle Kritiken haben etwas vom Stil der Ausverkauf-Anpreisungen der Warenhäuser, und die Vergleiche bewegen sich nur noch im Superlativ. Selbst die klügsten ruhigsten Köpfe, selbst die kältesten Federn schreiben in maßlos überhitzter tropischer Atmosphäre, nur um sich und ihren Worten Gehör zu verschaffen. Es genügt schon lange nicht mehr, einem Buch nachzusagen, daß es gut sei; es ist gleich das wundervollste, das man je gelesen hat... Die Tolstoj, Balzac, Homer und andere sind billig geworden, wie Pflaumenmus." — Es ist traurig genug, daß so viele Journalisten in der Literatur tätig sind und, um leben zu können, infolge des oft geringen Zeilenhonorars (außer bei einigen liberalen Zeitungen) 3—4000 Zeilen im Monat schreiben müßten. Manche schreiben aus Schamgefühl unter verschiedenen Namen. Bei bloßen Berichterstattern und bei einer gut schneidenden Schere mag das noch angängig sein, aber als Ganzes ist es unheilvoll. Jeder ernste Leser wird genau empfinden, daß ich wahrhaftig nicht die nachschaffende gründliche Kritik philiströser Pharisäerhaftigkeit preisgeben will, sondern nur die Gefahren journalistischer Kritik sehe und dieselbe Gründlichkeit in der Kritik fordere, wie sie vom schaffenden Künstler zu verlangen ist.

Anderseits leben die Leser selbst in der Gefahrzone der „*Illustrierten Bildung*". Ein spöttischer, aber ehrlicher Kritiker schrieb kürzlich: „Früher, in harmloseren Zeiten, lasest du dicke Bücher, wenn du dich über eine Sache unterrichten wolltest. Heute kann dir so eine verrückte und zeitraubende Methode nicht mehr imponieren. Wozu gibt es denn illustrierte Zeitungen?! Anstelle eines langweiligen und umfangreichen Wäl-

zers unterrichten dich drei Bilder und zehn Stichworte erschöpfend, ‚restlos' über jegliche Materie. Psychoanalyse, moderne Heiztechnik, Rabindranath Tagore, Hutmoden, Strese-, Hinke-, Haar- und Wassermann, Hühnerzucht, Telekinese, Psychologie des Unterbewußtseins, Schokoladefabrikation, Dostojewski, Gymnastik der Bauchmuskulatur, die Philosophie Keyserlings, die Physiologie Breitenstäters, flüssige Kohle, Lya di Putti, amerikanische Prohibition — all das und dreizehntausendvierhundertsechsundachtzig andere Probleme bewältigst du dank der genialischen Methode der ‚illustrierten Bildung' geradezu spielend, o Leser... Nirgends und nie mehr mußt du erröten, weil dein Wissen Lücken aufweist, überall und immer bist du ‚im Bilde'... Uebrigens: Diese ‚visuelle' illustrierte Bildung kann auch ins ‚Akustische' umschlagen — man nennt sie dann ‚Rundfunk'..." — Gewiß, sehr boshaft, aber wahr ist es doch. Mehr denn je bedürfen wir heute der Gründlichkeit in allem.

Es schadet nichts, wenn der Verbreitung unzüchtiger Schriften einmal wirklich energisch gegenübergetreten wird. Dies geschah in Bonn am 28. November 1927, wo das Schöffengericht einen 27jährigen Kaufmann wegen Verbreitung unzüchtiger Schriften und Bilder zu sechs Monaten Gefängnis, drei Jahren Ehrverlust und Stellung unter Polizeiaufsicht bestrafte. Der Mann hatte Tageseinnahmen bis zu 800 Mark gehabt. Sogenannte kleine Leute und Angehörige allererster Gesellschaftskreise waren seine Kunden. — Da versteht man, daß bei einer Tagung des rheinischen Landesjugendamts, das ja antragsberechtigt bei der Prüfstelle bzl. Schund und Schmutz in Berlin ist, Landesrat Wingender die größte Gefahr für die Jugend in den erotischen Schriften sah und die Folgerung zog, daß diesen, den Gerichtszeitungen und den Schundheftreihen der erste Kampf gelten müsse. Als Abwehrmittel schlug er vor: Verträge der Städte mit den Inhabern von Zeitungskiosken, Kampf durch Boykott gegen Buchhandlungen, die Schund- und Schmutzkabinette in Nebenräumen einrichten, Proteste gegen Magazine und falsche Einstellung illustrierter Zeitungen. Die Prüfstellen sollen, wie Landesrat Wingender fordert, im Anfang recht scharf durchgreifen, damit die Schundfabrikanten wegen geschäftlicher Verluste ihre volkzerstörende Arbeit drangäben. Uebrigens hat das Landesjugendamt eine Sachverständigenkommission gebildet zur Ausarbeitung der einzelnen Anträge an die Prüfstelle in Berlin. Vorsitzender ist der Landeshauptmann, als Vertreter des Karitasverbandes Mittelschullehrer Schäfer (Köln-Klettenberg), als Vertreter der evangelischen Inneren Mission Pfarrer Josten (Honnef), als Vertreter der sozialistischen Arbeiterwohlfahrt Prof. Dr. Honigsheim (Köln), und als Vertreter der paritätischen Verbände Lehrer Severin Rüttgers (Düsseldorf). Wir dürfen es wohl als selbstverständlich betrachten, daß noch ein Vertreter der größten katholischen Volksbildungsorganisation, des Borromäusvereins, von der Zentrale vorgeschlagen werden darf und in diese Sachverständigenkommission hineingewählt wird. — Die in Berlin eingerichtete Prüfstelle hat übrigens unter dem Vorsitz des Regierungsrats Adriani auf Grund eines Antrags von Hamburg die „Hamburger Nachtpost" in die Liste der Schmutz- und Schundschriften in ihrer ersten Sitzung eingetragen. Die Zukunft wird vor allem durch besonnene Energie den Erfolg des Gesetzes zur Bewahrung der Jugend vor Schund- und Schmutzschriften erweisen.

Diese kurze Umschau zeigt wohl die ernste Aufgabe, die Entwicklung der katholischen Literatur, echten Kunstverständnisses, gründlicher Kritik zu pflegen, anderseits aber auch dem Schmutz entgegenzuwirken. Wir hoffen, später noch mehr die Zeitschriften als Ausdruck der Volksbildungsarbeit in eine solche Umschau einbeziehen zu können. Immerhin ist diese Umschau ein Beginn.

Josef Zimmermann.

Verzeichnis der besprochenen Bücher

Allen, Die Besetzung des Rheinlandes 57
Anderssen, Der Drache und die fremden Teufel . 61
Andrews, Auf der Fährte des Urmenschen . . . 60
Arnoldi-Kammer, Nachtgedanken des hl. Augustinus 54
Aufhauser, Meine Missionsstudienfahrt nach dem fernen Osten 59
Ball, Hermann Hesse 4
Beeking, Das Reichsgesetz für Jugendwohlfahrt und die Caritas 30
Belsinger-Rauschnabel, Jambo watu 60
Berneder, Der Junge von Altegermühl 71
Bonnenberg, Jugendamt und Wohlfahrtsamt . . 31
Brandt, Schaffende Arbeit und bildende Kunst . 25
Bücken, Handbuch der Musikwissenschaft 66
Chiesa, Märzenwetter 72
Dänische Literatur . . . . . 49—53
Dehio, Das Straßburger Münster 65
Dörfler, Die Braut des Alexius 13
— Am Eichentisch 13
— Neue Götter 14
Duun, Juwikinger 2
Esser, Organisationsreformen in der privaten Jugendhilfe 30
Feiten, Moselsage 68
Feldmann, Okkulte Philosophie 55
Fleuron, Die gefesselte Wildnis 70
Friedell, Kulturgeschichte der Neuzeit 18
Gentges, Tanz und Reigen 66
Gmelin, Das Angesicht des Kaisers 73
Goepferich, Der junge Modellsegler 64
Görres, Eine Auswahl a. seinen Werken u. Briefen 56
Gramatzki, Leitfaden d. astronomischen Beobachtung 64
Griggs, Das Tal der Zehntausend Dämpfe . . . 62
Gundolf, Shakespeare und der deutsche Geist . . 22
— Paracelsus 22
Gunnarsson, Sieben Tage Finsternis 69
— Die Leute auf Borg 69
Hamsun, Sagen der Erde 2
Hedin, Mein Leben als Entdecker 62
Hensel, Lieder 9
Herbigny, Das Kreuz unter dem Sowjetstern . . 54
Hessenbach, Von schöner Ehe 38
Höfer, Peter Zwiesewind 72
Holtmann, Am runden Tisch 24
Jensen, Norne-Gast 1
— Der Gletscher 2
Jessen, Sünnenstrahln 55
Kery, Auf Pfaden der Romantik am Rhein . . . 58
Kolbenheyer, Amor Dei 16
— Ahalibama 16
— Meister Joachim Pausewang 17
Lama, Papst und Kurie in ihrer Politik nach dem Weltkriege 56
Laut, Deutsches Jugendrecht 29
Liertz, Vor den Toren der Ehe 37
Lindsey-Evans, Die Revolution d. mod. Jugend . 28
Linnebach, Die Entmilitarisierung d. Rheinlande . 57
Lucanus, Naturdenkmäler a. d. deutsch. Vogelwelt 63
Lucke, A. v. Droste-Hülshoff u. ihr Verhältnis zur Romantik 64
Malfatti, Menschenseele u. Okkultismus 55
Mausbach, Ehe und Kindersegen 37
— u. A. Ehe und Volksvermehrung 37
Metzler, Der hl. Petrus Canisius 54
Meyer, Das Deutschtum im Elsaß 59
Molo, Die Legende vom Herrn 73
Müller, Die Ehe im Völkerleben 37
Munier-Wroblewska, Unt. d. wechselnden Mond . 72
Niedersachsenbuch 1928 64
Nistroj, Vormundschaftsrecht und Vormundschaftsführung 29
Pagès, Unser Weihnachtsbuch 67
Raff, Das Mädchen von Spinges 74
Reitz, Schelm Schinderhannes 73
Riemann, Musiklexikon 65
Rolland, Verzauberte Seele 70
Roß, Die erwachende Sphinx 61
Rost, Katholische Familienkultur 37
Sauerland, Glückliches Familienleben 37
Scheeben, Der hl. Dominikus 54
Scherzer, Geolog.-botan. Wanderungen durch die Alpen 63
Schickele, Blick auf die Vogesen 67
Schmücker, Das Licht im Dunkel 74
Schnitzler, Die Bekämpfung v. Schund u. Schmutz 34
Seidel, Brömseshof 71
Seitz, Illusion des Spiritismus 55
Senner, Eigener Herd 74
Siebertz, Wunder im All, 2. Bd. 62
Többen, Die Jugendverwahrlosung und ihre Bekämpfung 26
Trubetzkoy, Altrussische Ikonenmalerei 65
Undset, Kristin Lavranstochter 2
— Frühling 3
— Jenny 3
Viebig, Die goldenen Berge 68
Wilhelm, Das Eheleben 37
Wisser, Plattdeutsche Märchen N. F. 67
Yeats, Die chymische Rose 69
Zerkaulen, Rautenkranz und Schwerter 72
Zur Bonsen, Zwischen Leben und Tod 56

Verantwortlicher Schriftleiter: Bernhard Achtermann, Bonn. Alle redaktionellen Zusendungen an die Schriftleitung in Bonn, Wittelsbacher Ring 9. Alle Rechte für sämtliche Beiträge vorbehalten.

Allen Geschäftsführern des Borromäusvereins wird die „Bücherwelt" regelmäßig von der Druckerei Hermann Rauch in Wiesbaden durch die Postzeitungsstelle zugesandt. Adressenänderungen möge man unverzüglich der Zentralstelle in Bonn mitteilen. Die anderen Bezieher bestellen bei der Post oder bei den Buchhandlungen. Bezugspreis halbjährlich *RM* 3.—.

Der katholische Dichter in unserer Zeit

Dem unbefangenen und neutralen Betrachter mag sich manchmal bei der Lektüre gewisser Zeitungsstimmen der Verdacht aufdrängen, es gäbe in Deutschland eine ansehnliche Minderheit, die sich durch besondere Unkultur, Geschmacklosigkeit und Ignoranz auf allen Gebieten auszeichne, die man kurz Katholiken nenne. Doch können diese Erwägungen nur kurze Momente vorherrschend sein. Allen Ernstes wird niemand die Katholiken in ihrer Gesamtheit der Unzulänglichkeit bezichtigen. Es ist dabei ganz selbstverständlich, daß es innerhalb einer Gemeinschaft Gerechte und Ungerechte, Spießer und Menschen von Bedeutung gibt. Manches ist vorhanden, was nicht stimmt. Gewiß. Doch man findet nicht allein bei den Katholiken diese Unzulänglichkeiten. Daß - um nur ein Beispiel herauszugreifen - die Kunst nicht nur für die meisten Katholiken, sondern auch für den größten Teil der sich gebildet nennenden eine terra incognita ist, kann kaum bezweifelt werden. Es ist erschreckend, wie gering der Instinkt für das künstlerisch Werthafte bei den meisten unserer Zeitgenossen entwickelt ist. Man freut sich an den Spielereien geschickter Artisten und läuft im übrigen jeder Modenarrheit nach, wenn sie nur von einem schlauen Manager geschickt in Szene gesetzt worden ist. Man findet nicht nur in unseren Kirchen die unschönen Gipsfiguren und Heiligenbilder, die in ihrer erschreckenden Hilflosigkeit jede Andacht ertöten. Nicht nur bei uns ist der unselige Devotionalienkitsch zu finden. Was Pazaureck in seinem Museum der Hausgreuel gesammelt hat, das stammt nur zum geringsten Teile aus unseren Reihen. Und den verhängnisvollen Irrtum, in Stratz und Herzog bedeutende Künstler zu sehen, haben nicht wir gemacht - wenn auch auf katholischer Seite manches Gegenstück dazu vorhanden ist. Und was an Denkmälern und architektonischen Sudeleien aus der wilhelminischen Periode auf unsere Zeit gekommen ist, das haben bestimmt nicht wir verschuldet.

Der Jubel darüber, wie herrlich weit man es gebracht habe, klingt in letzter Zeit doch recht gedämpft. Mit dem Fortschritte ist es ein problematisches Ding. Am besten läßt sich die Entwickelung der Menschheit mit einer Wanderung vergleichen. Jeder Schritt nach vorn bringt eine Veränderung der Landschaft. Es gibt recht schöne und dann wieder öde Partien. Aber immer kommt etwas Neues, etwas Anderes. Wenn dann auch mancher überraschende Ausblick sich auftut, so muß man dafür einen alten, vertrauten Anblick opfern. Es steht weder in unserer Gewalt, diesen Marsch aufzuhalten, noch die Richtung zu bestimmen. Es gibt sehr viele Menschen, die gerade die Landschaft, durch welche wir nun schreiten, als besonders öde und unerquicklich ansehen. Das ist ihr gutes Recht. Es wird unterstrichen durch die Feststellung Hermann Hesses: „Diese Zeit ist nicht besser noch schlechter als andere Zeiten. Sie ist ein Himmel für den, der ihre Ziele und Ideale teilt, und ist eine Hölle für den, der ihnen widersteht." Darum können auch andere wieder behaupten, daß sich in der Ferne die Massive eines Gebirges in unbestimmten Formen abzeichnen, daß nur der Anstieg unbequem und unerquicklich sei, so daß wir nach diesen Mühsalen einer besseren Zeit entgegengingen. Das kann ja auch richtig sein.

Der Mensch des Mittelalters lebte in einer in sich geschlossenen Kulturwelt, welche durch die Gemeinschaft in Gott den übernatürlichen Zusammenhalt fand. Die Symbole des Glaubens waren jedem bekannt und verständlich. Wenn er diese aufgriff, dann konnte er in einer Sprache reden, die jedem, dem Handwerker wie dem Bauern, dem gelehrten Domherrn wie dem reisigen Kriegsmanne verständlich waren. „Die Reformation trennte" - nach dem schönen Worte Novalis' - „das Untrennbare, teilte das Unteilbare und riß sich frevelnd aus dem allgemeinen christlichen Verbande, durch welchen und in welchem allein die dauernde Wiedergeburt möglich war." Es darf dabei nicht verschwiegen werden, daß die politischen, wirtschaftlichen

und kulturellen Verhältnisse damals so verworren waren, daß eine Auseinandersetzung wohl kaum zu umgehen war. Daß die Konsequenzen dieser Zeit so furchtbare werden würden, hat wohl keiner damals geahnt. Was Haller in seinen ‚Epochen der deutschen Geschichte' feststellt: „Seit man es gelernt hat, in den letzten und wichtigsten Fragen nur das Wort Gottes und das eigene Gewissen zu hören, war die Neigung, sich andern unterzuordnen, um gemeinsamer Ziele willen besondere Wünsche hintanzusetzen, wenn sie je bestanden hätte, völlig gewichen", bedeutet nur die Unterstreichung eines Zustandes, dessen Auswirkung wir noch heute verspüren. Doch war diese Lösung keine innerdeutsche Angelegenheit. Durch die Erfolge der Renaissance wurde sie zu einer europäischen. Unsere heutige Kultur ist im Wesentlichen ein Kind jener Epoche, von der Helmut Hatzfeld sagt: „Mit einer Art Naturgesetzlichkeit führte das neue Lebensgefühl zu einem schrankenlosen Individualismus, zu einer neuen Bejahung des griechischen Gedankens: Der Mensch ist das Maß aller Dinge." Wie sehr unsere Zeit an diesen Ideen hängt, ja wie sehr sich die Lebensformen der Katholiken diesem angepaßt haben, das besonders auszuführen ist wohl überflüssig, weil wir alle diese Zustände kennen. Das reformierte Deutschland nahm gutwillig die Anregungen auf. Dort wurde das, was in südländischer Formenklarheit eindeutig und leicht durchschaubar war, vertieft und vieldeutig. So zwischen zwei Mächte eingekeilt, die ihr nicht nur die Daseinsberechtigung bestritten, sondern auch kräftig gegen sie angingen, hat die katholische Kirche die Verteidigung mit ausgezeichnetem Erfolge geführt. Immer deutlicher wird erkannt, daß das Barock die äußere Form dieses Kampfes, der aus der Defensive zur Offensive wurde, darstellt. Ob man das Barock die „Kunst der Gegenreformation" oder, in konzilianter Form mit Pater Kreitmayer die „Kunst der katholischen Restauration" bezeichnet, ist gleichgültig. Wesentlich ist die Erkenntnis, daß die katholische Kirche die schöpferische Kraft besaß, eine Kulturepoche zu schaffen. Dann aber muß auch zugegeben werden, daß die Kirche in ihrer äußeren Form dem Gestaltwandel der Zeiten unterworfen ist. Das wollen jene Kreise nicht einsehen, die mit romantischen Gefühlen am Alten hängen und grundsätzlich jede Aenderung bekämpfen.

Für viele Deutschen hat diese Zeit nicht diese Bedeutung gehabt. Es ist bezeichnend, daß im norddeutschen Sprachgebiete das Barock niemals festen Fuß fassen konnte und sich in der Dichtung kaum auswirkte. Für diese war erst die „Klassik die Hochrenaissance" (Cysarz). Hier haben Kant und Fichte das Letzte an Erkenntnissen hinzugetan, um den „deutschen Idealismus" zu schaffen, dem die Dichter der klassischen Periode zum Leben verhalfen. Dieser Idealismus wurde die Weltanschauung des deutschen Bürgertums. Von Kant aus geht eine klare Linie über Hegel zu Feuerbach, der dann schließlich einer ganz gott-los gewordenen Zeit die Fackel der Erkenntnis vorantrug. Damit war die „Säkularisation des Geistes" abgeschlossen. Der ganz diesseitig eingestellte Mensch hat kein Verhältnis zur Kunst, kann sie nicht haben, weil es sich hier nicht um Realitäten handelt. „Sie ruht", um ein Wort Goethes zu gebrauchen, „auf einer Art religiösen Ernstes."

Die Ueberbetonung des Irdischen hat für die wirtschaftliche Entwickelung keine geringe Bedeutung gehabt. Ganz dem Diesseits hingegeben, widmeten sich die Menschen mit fanatischem Eifer den Geschäften. Diese Erfolge rissen auch die Katholiken hin. Wenn ihnen durch die Religion auch manche Hemmungen gegeben waren, so hat der Mammonismus als Lebensform (nicht als Weltanschauung) größere Verbreitung als es den Anschein hat. Die Sucht nach den größten Vorteilen, die Jagd nach dem Gewinn beherrscht auch ihr Leben. Aengstlich kopierte man die angestaunten Vorbilder. Der Schrei nach „mehr katholischen Kommerzienräten" ist bezeichnend für die geistige Situation der Leute. Daß es dabei nicht nur bei Aeußerlichkeiten sein Bewenden hatte, das beweisen vielerlei Anzeichen. Um nur eins herauszugreifen:

Die soziale Frage. Wenn auch die Namen Ketteler, Hitze, Kolping ein Beweis dafür sind, daß man die Zeichen der Zeit verstand, fehlt heute dennoch die geschlossene Phalanx des katholischen Bewußtseins. Wenn heute der Präses eines katholischen Arbeitervereins, also kein landfahrender Agitator, in einer Rundfrage dem Abg. Joos erklärt: „Nur die aufgewecktesten Arbeiter tragen noch die Hoffnung in sich, daß der Katholizismus stark genug sei, in noch absehbarer Zeit eine Umstellung nach der sozialen und religiösen Seite zu bewirken", so ist das als Dokument unserer Zeit erschütternd. Diese Anpassung an den Geist der Zeit findet sich auch in künstlerischen Dingen. In diese Umgebung wurde der Künstler gestellt. Diese Momente gilt es zu berücksichtigen, wenn man sich über die Lage der Dichtung in unserer Zeit ein klares Bild machen will.

Erschwerend trat noch hinzu die Unsicherheit der Katholiken in geistigen Dingen. Ihnen fehlte die ruhige Sicherheit der Vorväter, die mit gelassener Hand ihre Zeit modelten. Der Widerspruch zwischen Lebensführung und Weltanschauung ließ sich in der Praxis leichter überbrücken als in der Schrift. Dabei verließ sie ihre Erfolgssicherheit. Darum vermieden sie ängstlich jede ernsthafte Auseinandersetzung, sondern begnügten sich damit, die alten Geleise so lange auszufahren, bis der Karren stecken blieb. Die Kunst war zu einem so bescheidenen Blümchen geworden, daß die Gebildeten unter den Katholiken das Dasein einer katholischen Kunst verneinten. Erbauung und Ergötzung verschaffte ihnen die Kunst des Bürgertums, die ihrem ganzen Wesen nach unchristlich war. Darum ist die naive Anschauung des Volkes, das im Romane immer noch etwas sieht, was nicht ohne Gefahr ist, verständlich. Begreiflich ist die Zurückhaltung der Kirche, die sehr wohl die Gefahren erkannte, die in der Haltung der meisten dieser Bücher liegt.

Wenn dann ein wirklicher Künstler auftrat, mußte er sich verlassen fühlen in einer Welt, die ganz andere Interessen hatte als er. Wie soll er sich da vor Mißverständnissen schützen? Mußte sich nicht sogar die Handel-Mazzetti verzweifelt wehren, nur weil sie das Gebot künstlerischer Gerechtigkeit erfüllt hatte und dem Vertreter des bösen Prinzips auch menschlich gute Eigenschaften zuerkannt hatte? Solange man unter den alten, falschen Voraussetzungen an ein Kunstwerk herangeht, werden diese Irrungen nicht ausbleiben. Man vergißt, daß die Kunst ein Eigenleben hat. Sie ist keine Kopie des Lebens und doch dem Leben verwandt. Der Dichter zeigt seine Welt, die, wie alles Irdische, unvollkommen, aber in ihrer Begrenztheit doch etwas Vollständiges ist. Der Dichter soll nichts hineintragen. Es dichtet in ihm. Die Geschöpfe seiner Phantasie leben ein eigenes Leben, wie Pirandello in dem Bühnenstücke ‚Sechs Personen suchen einen Autor' andeutet. Mit traumwandlerischer Sicherheit läßt er das Geschehen abrollen, wobei er beileibe nicht konstruieren oder herumbasteln soll. Es ist keineswegs so, wie manche Leute annehmen, daß der Künstler sich hinsetzt mit der Absicht, nun diese oder jene Unvollkommenheit zu zeigen. Sie beurteilen vielfach das Werk auch danach, wie er die ihm unterschobene Absicht durchgeführt hat. Um ein treues Bild des Lebens zu geben, muß der Dichter es kennen. Er braucht nicht, um einen Verbrecher zu schildern, selber einer zu werden. Aber er muß aus seiner Kenntnis der Welt und aus der Fähigkeit heraus, mit den Betrübten zu leiden, die Kraft in sich verspüren, ein anderes Leben nachzuempfinden. Dieser Dichter ist grundverschieden von der romantischen Vorstellung, die man sich von dem Dachstubenpoeten machte, dem man alles zutraute, nur keine Kenntnis der harten Wirklichkeit.

So lange der Künstler das Werk in sich herumträgt, ist es sein Eigentum. In dem Augenblicke, da es sich von ihm löst, gehört es der Welt. Wie sie es aufnimmt, mag ihm zunächst gleichgültig sein. Ob die Mitlebenden etwa das Altersbild Rembrandts, diese herrliche Loslösung von aller irdischen Eitelkeit, anerkannten, das ist

für das Werk bedeutungslos. Es kann warten auf seine Zeit. Der Künstler freilich will den Lebenden mit-teilen. Sie sollen die gleiche Erschütterung erleben, die ihn zum Schaffen zwang. Und dann ist es schmerzlich, wenn er sieht, wie weit die Welt der anderen von seinem Lebensraume, in dem es Größe und Schönheit gibt, sich entfernt hat. Das ist seine besondere Tragödie.

Nicht immer war es so. Der mittelalterliche Sänger wie der Erzähler der primitiven Völker hatten eine Hörerschaft um sich, die denselben Lebenskreisen entstammten. Sagt doch auch Goethe zu Eckermann: „Wir bewundern die Tragödien der alten Griechen; allein recht besehen, *sollten wir mehr die Zeit und die Nation bewundern*, in der sie möglich waren, als die einzelnen Verfasser." Da macht freilich unser Zeitgenosse einen ganz anderen Eindruck. Wir kennen ihn. Sein Bild grinst uns von jeder Reklamewand entgegen. Hart, kantig, selbstbewußt und frei von allen Illusionen, so erscheint er uns. Er steht in einer Welt, die scheinbar keine Rätsel mehr aufzugeben hat. Die Maschine, d. i. der konstruierte, berechnete Gegenstand, beherrscht ihn. An ihr ist jede Wirkung vorauszusehen. Es ist nur eine besondere Systematik des Denkens, eine Kalkulationsgabe nötig, um ihre Wirksamkeit zu bestimmen. Es hat den Anschein, als habe er jeder Beschäftigung mit Dingen, die auch bei sorgfältigster Berechnung einen Rest ergeben, dem man mit aller Logik nicht beikommen kann, entsagt. Er ist zu einer lebenden Rechenmaschine geworden. Darum ist der Techniker und der Sportmann, der den Körper der Mensch-Maschine so beherrscht, daß seine Leistungen in Zahlen erfaßt werden können - Rekorde! - der bevorzugte Held unserer Zeit.

Es ist tröstlich zu wissen, daß das Idealbild in seiner ganzen Auswirkung nicht lebensfähig ist. Der Geist läßt sich nicht vergewaltigen. Nur wirkt er in dieser Umwelt anders. Da die Persönlichkeiten sich nach ihren eigenen Gesetzen entwickelten, so trat der Unterschied der Anschauungen krasser hervor. Der Dichter war nicht mehr Glied einer Gemeinschaft, sondern ein Einzelner, der sein ganzes privates Erleben den Anderen vortrug. Der Tod Siegfrieds war für alle ein besonderes Erlebnis. Aber der Blickpunkt, unter dem Heinrich Mann seinen ‚Untertan' sah, war ganz persönlich bedingt. Er konnte darum aus ganz persönlicher Einstellung heraus abgelehnt werden. Ein Kunstfremdes war bei der Beurteilung des Kunstwerkes wesentlich. Die Verwirrung wurde so groß, daß man daranging, das Unzertrennbare zu zerreißen. Form und Inhalt wurden einer gesonderten Betrachtung unterworfen. In Wirklichkeit ist keines ohne das Andere denkbar. Ohne Formung bleibt jedes Werk Rohmaterial, und die beste Form allein ist eine müßige Spielerei. Wie recht hat da Gundolf, wenn er in aller Strenge den Grundsatz aufstellt: „Da nun einmal die Sprache als künstlerisches Material zugleich Träger gedanklicher Inhalte ist, so haben wir beim dichterischen Kunstwerke, mehr noch als beim bildnerischen oder gar musikalischen, das Recht, den gedanklichen Aufbau selbst als ein Element der Form zu betrachten und von da aus ins dichterische Leben vorzudringen." Allen Ernstes kann niemand behaupten, daß dieser Grundsatz besondere Anerkennung in unserer Zeit gefunden hat. Viele sahen im Künstler einen Ausnahmemenschen, dem alles erlaubt war. Es ist eine ganz philiströse Einstellung, dem Dichter eine besondere Moral zuzubilligen. Der Philister fühlt sich eingeengt durch die Konventionen, durch Gesetze, die er selber aufgestellt hat. Mit geheimem Gruseln, in das sich Bewunderung mischte für den Mut, den er nimmer aufbrachte, sah er hier eine Klasse von Menschen, die sich um die drückende Last der Gewohnheiten nicht kümmerten. Daß dem Künstler die Gnade zuteil ward, schärfer zu sehen und intensiver zu fühlen, das macht ihn wohl unabhängig von den bürgerlichen Anschauungen, die einer lächerlich engen und kleinlichen Denkart entsprungen sind. Aber er steht nicht außerhalb des göttlichen Sittengesetzes, in dem die ewigen Normen festgelegt sind. Das gilt namentlich vom

katholischen Dichter, der sich selber aufgeben würde, wenn er anders handeln würde. Aber auch ihm muß man die Freiheit zugestehen - vorausgesetzt immer, daß er im Rahmen der göttlichen Gebote bleibt -, daß auch er sich die Freiheiten erlaubt, die ihm das Mittelalter gutwillig zugestand. Die Grenzfälle sind freilich manchmal so undurchsichtig, daß man es wohl begreift, wenn darüber ein Streit entbrennen konnte. Es ist doch nicht so, wie Dr. Froberger behauptet, daß es sich für den katholischen Dichter um die Erkämpfung einiger Zoll sexueller Freiheiten handelt. Für einen ernsthaften Menschen - und als solche kann man wohl den katholischen Dichter ansehen - kann es sich nur darum handeln, die Welt unbefangen zu betrachten, und auch an den Schäden der Zeit nicht blind vorbeizulaufen.

So wenig wie der Dichter außerhalb der Moral steht, so wenig steht er außerhalb seiner Nation. Er braucht darum kein Verächter des Fremden zu sein. Doch gibt ihm sein Deutschtum den besonderen Ausdruck und die eigenartige Form seines Wirkens. Das ist die Meinung Pater Muckermanns, dem Meridies beipflichtet, wenn er in der Mumbauer-Festschrift schreibt: „Es gibt für uns Deutsche nur eine ‚Deutsche Literatur' und innerhalb dieser mehrere nach Weltanschauungen abschattierte, unter diesen eine katholische. R. J. Sorges ‚Bettler' ist zunächst ein deutsches Drama. Kunstrichtung: Expressionismus. Weltanschauung: katholisch." Mit seinem Volke teilt der Künstler alle Geschicke. Als in Urzeiten die Rassen durch Vermischung entstanden, von der Pater Schmidt sagt, daß „tief bedeutsam für das Schicksal eines Volkes sei, daß in dieselben alle vier Kulturen mit ihren Funktionen in ein angemessenes Verhältnis treten", haben die Germanen den Glücksfall erlebt, daß dieses geschah. Damit waren dem Volke die Bedingungen für den Aufstieg gegeben. Die Form, unter der dieses geschah, war abhängig vom Lebensraum. Es ist die besondere Tat Prof. Nadlers gewesen, daß er die Abhängigkeit des Menschen von der Landschaft klar nachgewiesen hat. So wurden die Deutschen anders als die Romanen, trotzdem sie die gleichen Entwickelungsmöglichkeiten hatten. Man kann Georg Brandes zustimmen, wenn er in seiner kleinen Studie über Homer schreibt: „Griechenland ist physisch und geistig das Land der Klarheit, das Land der Deutlichkeit. Nebel erzeugt ausschweifende Träume, Moorweibchen, Elfen, Helpferde. Nebel bewirkt Beschäftigung mit dem Jenseits, mit dem, was hinter dem Dunstkreise des Erdenlebens liegt." Das kennzeichnet scharf den Unterschied. Aus diesen Zusammenhängen kann sich auch der katholische Künstler nicht lösen. Und hier liegt ein Grund des Mißverstehens. Es gibt noch Leute, die es ihnen verübeln, daß auch sie in den Kreis eingetreten sind, der alle deutschen Dichter umfaßt. Auch sie unterliegen dem Gestaltwandel. Die Jugend zertrümmert und verketzert das Alte nicht aus Uebermut oder aus einer Verachtung den Vätern gegenüber, sondern aus dem einfachen Grunde, weil jede Zeit ihren eigenen Rhythmus hat, der in der Form seinen Ausdruck findet. Wir finden nichts Besonderes dabei, daß die Menschen mit dem Luftschiffe fahren und Radio hören; aber daß dieses gesteigerte Bewegungsvermögen seinen besonderen Ausdruck findet, erschreckt viele. Sie finden es erstaunlich, daß die Architekten keine gotischen Dome mehr bauen, daß die Maler nicht mehr wie die Schönmaler der ausgehenden Renaissance schaffen und die Dichter nach ihrem Ausdrucke ringen. Und wie sie sich äußerlich eingefügt haben - man braucht nur die Verse von Oberkofler, der Ruth Schaumann zu lesen, um zu fühlen, wie sehr sich die neue Jugend von den alten Vorbildern, die vielen noch als unumstößliche Norm gelten, entfernt haben -, so haben sie auch innerlich einen anderen Kontakt mit der Zeit gefunden. Es ist zweck- und sinnlos, grollend beiseite zu stehen. Wir müssen den Mut haben, aktiv einzugreifen. „Die große Entmenschlichung hat nicht nur den Staat und die Wirtschaft ergriffen, sondern das Wesen selbst. Das Schicksal Einzelner ist entsittlicht, ist anarchisch", klagt der Sohn des großen Erfinders Diesel. Es wäre

unverantwortlich, wenn da der Dichter beiseitestände, Kanzonen zu Ehren irgend einer gefeierten Dame dichtete und im übrigen scheu dem großen Jahrmarkt des Lebens fernbliebe. Das tun eben die Dichter nicht. Sie halten der Welt, wie es ihre Aufgabe ist, das Spiegelbild vor. Wenn das nicht schön ist, ist das nicht ihre Schuld. Solange sie ehrlich bleiben wollen, können sie nicht schönfärben. Das eben hat man ihnen zum Vorwurf gemacht. Der Dichter sei keineswegs dazu da, das Häßliche zu zeigen. Seine Kunst solle nur erheben und erfreuen. Ein falscher Standpunkt. Kunst soll keine lustbetonten Affekte wecken. Ein solches Verlangen ist unmännlich. Dichtung kann von der Sicht eines jungen Mädchens kaum beurteilt werden. Eine andere Frage ist allerdings die, ob jeder Mensch stark genug ist, das unverzerrte Bild des Lebens zu schauen. Das ist eine Frage der Kunstpädagogik. Darüber muß der Seelenführer entscheiden. Doch darf man dem Künstler keinen Vorwurf daraus machen, daß es unfertige und unreife Menschen gibt. Unbestreitbar bieten die Formen unseres Zusammenlebens Angriffsflächen genug. Sonnenschein hat mit vorbildlichem Freimut in seinen ‚Notizen' den Abgrund der Großstadt aufgedeckt. Und wenn dieser edle Priester in die Niederungen hinabstieg, so geschah das sicher nicht aus Freude am Trüben. Und das gilt auch von den Dichtern. Sie sollen Richter der Zeit sein, über ihr stehen und die Fehler mit allen ihren Mitteln, mit Witz und Ironie, aber auch mit Ernst und tiefer Sachlichkeit geißeln. Sie sind die Vorposten, die am nächsten am Feinde stehen. Infolgedessen haben sie die größte Kenntnis von den Gefahren. Sie tragen darum auch die größte Last; denn ihre Verantwortung ist stark. Wer vorne steht, der ist den Kugeln am ehesten ausgesetzt. Aus diesem Grunde muß er oft Maßnahmen treffen, welche die Hinterleute auf den ersten Blick nicht verstehen. Zum andern kann auch die Leitung dem Gros nicht das zumuten, was die Vorposten erleben müssen. Sie tragen die Verantwortung für das Ganze. Und aus dieser Lage erwachsen neue Spannungen. Während manche die Dichter ihrer allzugroßen Verwegenheit wegen beschuldigen, klagen diese über die Aengstlichkeit der Führer und über die Rückständigkeit der Behörden, besonders der geistlichen. Wenn es nach den überempfindlichen Seelen ginge, die in jeder Annäherung an das Empfinden der Zeit schon den Anfang vom Ende erblicken, dann wäre es überhaupt nicht möglich, die Zeit, die das Omnia restaurare in Christo so nötig hat, entscheidend zu beeinflussen.

Da nun auch die nichtchristlichen Dichter die Absicht haben, die Welt zu beeinflussen, könnte der Verdacht aufkommen, als unterschiede sich der katholische Dichter nur um wenige Nuancen von ihnen. Und doch ist die Wesensverschiedenheit außerordentlich groß. Er ist nicht schon dann zum katholischen Dichter gestempelt, wenn er mit einiger Genauigkeit katholische Gebräuche und Sitten schildert. Das können andere vielleicht ebensogut. Es wird nicht einmal zu verlangen sein, daß er breit und ausführlich von seiner guten Gesinnung redet. Das tun im allgemeinen die, welche sehr unsicher sind. Katholische Haltung beruht auch nicht darin, daß das Laster grundsätzlich von der Schilderung ausgeschlossen wird. (Womit natürlich nicht die Verpflichtung verbunden ist, nun gerade das Böse recht ausführlich zu schildern.) Aus dem Ganzen muß das katholische Herz herausschauen, und das ist wahrzunehmen, selbst dann, wenn das Wort „katholisch" überhaupt nicht erwähnt wird.

Man sehe sich daraufhin einmal das Werk der Undset an. In ihrer vorkatholischen Periode hat sie manches Buch geschrieben, das frei von Lüsternheit ist, in dem auch das Laster nicht verherrlicht wird. Und doch fehlt etwas. Im ‚Frühling' schildert sie die Ehe zweier Menschen, die fast auseinander geht und die doch nicht zerbricht. Das kann als positives Merkmal gewertet werden. Und doch ist die, man möchte sagen naive Moral dieser Menschen, die durch keine göttliche Satzung beschwert ist, die Gleichgültigkeit in Dingen der Religion, die Selbstverständlichkeit, mit der man sich über diese Fragen hinwegsetzt, so unkatholisch wie nur möglich. (Womit nicht

gesagt werden soll, daß ein Katholik das Buch nicht lesen soll.) Aehnlich verhält es sich mit ihren anderen Büchern, die an und für sich nichts Anstößiges bieten und doch nicht katholisch sind. Dann kam ihre Konversion und nachher das große Werk ‚Kristin Lavranstochter'. In diesem Buche steht manches, woran zartbesaitete Gemüter Anstoß nehmen können. Daß Kristin ihr Magdtum verliert, daß sie gegen die geliebten Eltern aufsässig wird, und daß Erlend, ihr Mann, die Ehe bricht. Es wird erzählt von Priesterkindern, von abergläubischen Gebräuchen und von mancherlei Irrtum und Bosheit. Die Ausführlichkeit, mit der sie die Geburt des ersten Kindes der Kristin schildert, ist manchem auf die Nerven gefallen. Aber gerade hier zeigt sich ihre volle Wahrhaftigkeit. Die Geburtsszene, eine der stärksten des ganzen Buches, ist der Bericht der Strafe, die sie für ihr sündiges Leben empfängt. Denn weil sie sich gegen die Natur vergangen hat, wird sie durch die Natur gestraft. Das seligste Erlebnis der Frau, die Mutterwerdung, bringt ihr den größten Jammer. Und wenn man noch eine außerkünstlerische, aber natürliche Frage in Betracht zieht: Wird nicht bei denen, die allzu leicht und schnell die Autorität der Eltern vergessen, die Achtung vor dem Mysterium der Mutterschaft steigen, wenn sie sehen, was es eigentlich mit den Opfern einer Mutter auf sich hat? Es ist ein volles Menschenleben, das in diesem Buche eingeschlossen liegt. Ein Leben voll Sünde und Irrtum, aber auch voll Reue und guter Absicht. Wie Kristin in heroischer Selbstüberwindung ihr Leben in einem Kloster beschließt, wie sie zur Pestzeit mit vollem Einsatz ihres Lebens die Kranken pflegt und wie sie die Leiche der einsam gestorbenen Frau birgt, eine Tat, die ihr den Tod bringt, das ist die alte Kristin, die nichts halb tut, und die auch in der Buße eine ganze Persönlichkeit bleibt. Was besonders wesentlich ist: die Sünde wird als Uebertretung genommen. Das Vorhandensein des Bösen wird nicht vertuscht. Es wird aber auch als das Böse gezeigt. Und das ist es, was ich die katholische Gesinnung bezeichnen möchte. Die moderne Literatur kennt keine Sünde. Hier scheiden sich die Geister. Wer diese Haltung eingenommen hat, der ist kein Katholik, mag er auch nichts Anstößiges geschrieben haben.

Die Gesinnung ist der Sauerteig, der alles durchdringt. Wie bei der Osmose die gefärbte Flüssigkeit durch die gespannte Haut tritt und die Flüssigkeit im ganzen Glase rötet, so muß der katholische Geist - und der ist es, der lebendig macht - durch das Medium des Kunstwerkes hindurchleuchten, es durchtränken und jede Einzelheit erfüllen. Die Seele ist der Filter, durch den jedes Erlebnis geht. Die christliche Seele aber spiegelt anders zurück als die gottentfremdete. Es ist manchmal nicht so leicht, das Innen vom Außen zu unterscheiden. Es sind auch Fälle möglich, bei denen eine Gesinnung nur vorgetäuscht wird. Karl May konnte zu gleicher Zeit Werke schaffen, die von Moral troffen, so daß selbst Geistliche sie ihrer Gesinnung wegen empfahlen, und Hintertreppenromane übelster Art schreiben. Damit beweist er, daß seine Frömmigkeit gemacht war, also unkünstlerisch, ja heuchlerisch wirken mußte. Dann wieder gibt es Fälle, bei denen der Künstler ein so scharfes Bild der verkommenen Zustände unserer Zeit zeichnete, daß mancher diese Vorgänge mit der Meinung des Dichters identifizierte, wodurch natürlich ein ganz falscher Eindruck entstand.

Die Verhältnisse liegen so kompliziert, daß es nicht immer leicht ist, dem Künstler auf seinen Wegen zu folgen. Oft machen sie es dem vorschnellen Beurteiler sehr leicht, den Stab über sein Werk zu brechen. Die Schichtung unseres Volkes in Gebildete und Ungebildete ist ein großes Hindernis für die Ausbreitung der Werke. (Man sollte eigentlich diese Unterscheidung nicht mehr treffen, weil diese Begriffe so verwaschen sind, daß sie den eigentlichen Sinn nicht mehr haben; eigentlich müßte man unterscheiden zwischen aufnahmebereiten und verschlossenen Seelen.) Oft sind es nur die Formen, die den Leser abstoßen. Und da ist die Schuld auf beiden Seiten.

Der Dichter hat sich so weit von seinem Volke entfernt, daß er sein Leben kaum mitleben kann. Die Leser aber sind vielfach so geistesträge, daß sie die Mühe scheuen, den Weg des Dichters auch dann nachzugehen, wenn er beschwerlich ist. Dieser Zwiespalt aber ist nicht der Sinn der Kultur. „Denn nicht Freiheit ist es, was sie zu suchen aus sind, sondern Bindung", sagt Hugo von Hoffmansthal. Bindung an das Religiöse, aber auch Bindung an das eigene Volkstum. Das ist das Ziel unserer Kämpfe: Gemeinschaft. Was die Zeit getrennt hat, das soll wieder zusammengefügt werden. Bis zum Durchbruch dieser Idee wird noch mancher Tag vergehen. Es wird noch viele Kämpfe kosten. Welche Gestalt das Neue annehmen wird, das wissen wir nicht. Dafür ist heute alles noch zu unausgeglichen und im Werden. Sicher ist nur, daß eine Aenderung der Lebensform kommen wird. Unsere Aufgabe ist es, die Entwickelung so zu lenken, daß wir am Ende nicht wieder dabei stehen müssen, um klagend festzustellen, daß alles anders geworden ist, als wir es erträumten. Auf diesem Wege müssen uns die Dichter helfen. Erschweren wir den Suchenden den Weg nicht. Geben wir ihnen das, was sie am nötigsten brauchen: Vertrauen. Wir wollen doch alle dasselbe, und diese Gemeinsamkeit des Wollens ist die Basis, auf der sich eine Verständigung erzielen läßt. Auch Rom ist nicht an einem Tage erbaut. Oder sollen auch wir am Ende dastehen und resigniert wie Hermann Hesse bekennen: „War das, was wir Kultur, was wir Geist, was wir Seele, was wir schön, was wir heilig nannten, war das bloß ein Gespenst, schon lange tot und nur von uns paar Narren noch für echt und lebendig gehalten?" Wir sind trotz allem Optimisten aus Glauben und Verantwortung. Daraus allein kann die frohe Gewißheit kommen, daß der katholische Dichter trotz aller Anfeindungen und Mißverständnisse in unserer Zeit das Ferment bildet, das zum Aufstieg notwendig ist.

Georg Schäfer.

Die Stellung der Frau zu den Sittlichkeitsaufgaben der Gegenwart

In unserer von Grund aus aufgewühlten Zeit werden nur die Oberflächlichen gedankenlos an den großen Fragen der Gegenwart vorübergehen. Wer sich bewußt ist, daß er mit am Webstuhl der Zeit sitzt und am Gewebe des gegenwärtigen Lebens mitschafft, also mitverantwortlich ist, der wird sich selbst erst klar werden müssen über die ganze Problematik unseres Zeitalters und die Stellung, die er dazu einzunehmen hat. Am tiefsten mitgenommen ist wohl die Frau von all dem Neuen, das auf sie einstürmt, und nicht zu verwundern ist es, daß mancher der Boden unter den Füßen wankt und es ihr irr und wirr zu Mute ist, ja daß sie in Gefahr ist, den Boden zu verlieren. Auch die katholische Frauenwelt ringt ernstlich um die Erfassung des schicksalhaft hereinbrechenden Neuen und sucht sich mit den daraus sich ergebenden Aufgaben auseinanderzusetzen. Schwerer ist es für sie, weil sie sich einem ungeheuren Ansturm gegenübersieht, der die ältesten und heiligsten Fundamente und Bindungen ihres Lebens zu erschüttern droht, aber auch leichter, weil in diesen Fundamenten und Bindungen ihr fester Stütz- und Ausgangspunkt und zugleich ihre Kraft besteht. Wichtig ist nur, daß sie gegenüber dem Schillernden und Schwankenden, dem Relativismus der modernen Auffassungen diesen festen Standpunkt hat oder sich zu erringen trachtet.

Am stärksten wird die Frau von der modernen Sittlichkeitsbewegung berührt, wie sie sich in der Auffassung von Ehe, Familie, Mode, Tanz und Sport äußert. Wir

alle stehen mitten in dieser Bewegung, werden irgendwie in ihren Strom hineingezogen und von ihrem Wirbel erfaßt.

Das Spiegelbild dieser Spannungen und Kämpfe ist die zeitgenössische Literatur. Sie zeigt uns die auflösenden Tendenzen, die das Alte vollständig über den Haufen werfen wollen. Diese Literatur ist darum so gefährlich, weil sie neben dem Falschen auch manches Richtige vertritt. Denn es ist klar, daß an einer Zeitwende wie der unsrigen es sich tatsächlich als notwendig erweist, mit manchem Veralteten, Morschen, Ueberlebten zu brechen; aber insofern als das Leben eine zusammenhängende, ununterbrochene Entwicklung ist, haben wir die Pflicht, darüber zu wachen, daß nicht auch echtes, wertvolles Gut über Bord geworfen wird und der Zusammenhang gewahrt bleibt. Wir Katholiken haben vor allem die unvergänglichen ewigen Grundsätze und Güter zu schützen, die uns richtunggebend und zielsetzend sind.

Sehen wir uns daraufhin einiges aus der zeitgenössischen Literatur an, was die genannten Fragen behandelt.

Da ist ein schönes, zum Teil bestechend geschriebenes Buch, das sich ‚Körpersinn' betitelt mit dem Untertitel ‚Gymnastik, Tanz, Sport' von Wolfgang Graeser (München 1925, C. H. Beck). Schon die Widmung an Oswald Spengler zeigt, daß der Verfasser dessen kulturphilosophischen Standpunkt teilt, nämlich den Glauben an die Aufeinanderfolge und Ablösung verschiedener Kulturzeitalter. Wir stehen in der letzten Phase des abendländischen Zeitalters, die der Höchstausdruck des faustischen Menschen ist. Graeser bemüht sich, dem Neuen, das uns die Zeitwende gebracht und zu jener Höchstphase geführt hat, die philosophische Begründung zu geben. Der Abschnitt über Metaphysik der Körperkultur sucht in prachtvollen Ausführungen den Geist der Vorkriegszeit und der Nachkriegszeit gegenüberzustellen. Jener ist der Geist des Zeitalters der Maschine, der Technik und als solcher der Geist des übersteigerten Rationalismus und Intellektualismus, der zum Krampf, zur Erstarrung und Seelenlosigkeit führt. Der Weltkrieg hat die verkrustete Schale des Alten zum Bersten gebracht. Das Neue kommt aus dem Blute, dem Impuls, dem Irrationalen und kann nur durch Intuition, durch Erleben von innen heraus erfaßt werden. Das neue Etwas ist für ihn das Körpergefühl oder -erlebnis. Von ihm aus soll der ganze Mensch und damit die ganze Kultur erneuert und beseelt und damit zum Höchstmaß der lebendigen Leistungen geführt werden. Das Mittel hierzu sind Sport, Gymnastik und Tanz, weil sie das Erleben dieses Körpergefühls vermitteln. Vorbedingung dazu ist das Freisein des Körpers von allen bekleidenden Hüllen. Es wird also der Nacktkultur das Wort geredet und die bisherige Auffassung als veraltete Moral bezeichnet. Es fallen viele feine und richtige Bemerkungen zu all den Problemen, die dieses Buch anschneidet, der Verfasser will auch der materialistischen, aufs Nützliche und Zweckhafte eingestellten Auffassung unserer Zeit eine mehr vergeistigte, beseelte, von innen sich entfaltende Haltung gegenüberstellen, aber wir müssen seine Einstellung doch ablehnen, weil wir den Spenglerschen Relativismus ablehnen, der keine absoluten Werte kennt. Nach ihm sind auch unsere Moralbegriffe dem Wechsel unterworfen. Freilich können die christlichen Moralbegriffe mißbraucht werden, auch durch buchstabenmäßige Auslegung Schaden stiften. Tatsache ist es, daß die katholische Moral, entsprechend der geschichtlichen Entwicklung aller Lebensverhältnisse, manches unter einem veränderten Gesichtspunkt auch anders beurteilt, aber bei alledem hält sie doch an der Absolutheit der sittlichen Grundthesen fest. Für uns spielt dabei das Dogma von der Erbsünde eine entscheidende Rolle. Der Verfasser weiß nichts davon, er glaubt nicht an die Schwäche und sündliche Neigung der gefallenen menschlichen Natur und sieht darum in der Nacktkultur keinerlei Gefahren. Und schließlich macht er, indem er das Körpergefühl als Mittelpunkt und Ausgangspunkt aller Lebensentfaltung ansieht, einen peripherischen

Faktor zu einem zentralen. Gewiß ist es zu begrüßen, daß wir lernen, uns auch des Körpers, der ja ebenfalls aus Gottes Hand hervorgegangen ist, zu erfreuen, am Spiel der Muskeln, Glieder und Sehnen, an rhythmischer Bewegung Wohlgefallen zu finden. Eine vernünftige Körperkultur ist sicher geeignet, zur Weckung von Mut, Kraftgefühl, Freude, Harmonie, Gemeinschaftsgefühl beizutragen. Wir haben, ganz allgemein gesprochen, den Körper vielleicht zu sehr als Werkzeug der Sünde angesehen und ihn als natürlichen Faktor eines gesunden Seelenlebens allzusehr vernachlässigt. Auf ihn als Kraft- und Freudenquelle hinzuweisen ist darum ein Verdienst. Aber es muß alles an die richtige Stelle gerückt, immer das richtige Verhältnis gewahrt bleiben.

Wir haben das Graefersche Buch an den Anfang gestellt, weil sich von hier aus die beste Anknüpfung für die übrige zu besprechende Literatur ergibt. Eben weil die modernen Anschauungen mit ihrer Verquickung von Richtigem und Falschem leicht Verwirrung anstiften, ist von der Katholischen Schulorganisation im Verein mit andern katholischen Verbänden ein Buch herausgegeben unter dem Titel: ‚Um Sitte und Sittlichkeit' (Düsseldorf 1926, Verlag der Katholischen Schulorganisation). Veranlaßt worden ist dies Buch durch die Bischöflichen Leitsätze zu den modernen Sittlichkeitsfragen. Die Leitsätze hatten ziemlich viel Staub aufgerührt, Zustimmung, leidenschaftlichen Widerspruch oder gleichgültige Nichtbeachtung erfahren. Daher war ein Kommentar wohl am Platze. Es ist kein offizieller, nicht einmal ein offiziöser Kommentar, dürfte aber die Auffassung des Episkopats wiedergeben. In sachlicher nüchterner Weise wird die traurige sittliche Lage unseres Volkes geschildert, die die Bischöfe zum Erlaß der Leitsätze bewogen. Deren tieferer Sinn wird sodann erläutert. Sie sollen nicht bloß Grenzen und Schranken aufstellen, also rein negativ wirken, sondern wollen auch die positive Seite in das rechte Licht rücken und dadurch einen Antrieb für die Befolgung der Weisungen geben. Im zweiten Teil werden diese im einzelnen erläutert und dazu die praktische Anwendung gemacht. Es war notwendig und verdienstlich, den ganzen Fragenkomplex zunächst theoretisch zu begründen, vor allem das Verhältnis von Seele und Leib, auf das alle die bedeutsamen Fragen zurückgehen. Vom natürlichen wie vom übernatürlichen Standpunkt kommt man zu demselben Ergebnis: daß nämlich Leib und Seele zusammen erst den Menschen ausmachen, daß beide aufeinander angewiesen sind und infolge ihrer Wichtigkeit beide der Berücksichtigung und Pflege bedürfen. Ihr Verhältnis zueinander ist aber nicht ein gleichgeordnetes, sondern ein übergeordnetes. Die Seele hat dabei den Vorrang in dem Sinne, daß der Leib das Instrument der Seele ist, auf dem die Seele als die Künstlerin spielt. Was nützt das schönste Instrument, wenn ein Stümper darauf spielt! Umgekehrt kann der echte Künstler auch aus dem armseligsten Instrument noch echte Kunst hervorzaubern, ein Beweis für die Ueberlegenheit des Künstlers bezw. der menschlichen Seele. Von einem solchen Standpunkt aus ergeben sich dann die gesamten Folgerungen. Man kann sie wohl im allgemeinen unterschreiben, sie erscheinen an manchen Stellen aber stark negativ, was durchaus nicht in der Absicht des Verfassers, wohl aber in der Natur des behandelten Themas liegt. Aber mit Ablehnen und Verbieten ist immer nur die Hälfte der Kritik getan. Weit schwieriger ist die Aufgabe, aufbauende Arbeit zu tun, positive Ziele zu zeigen und, was das Wichtigste ist, den Katholiken die Bereitschaft und den Willen zur Verwirklichung dieser Ziele zu stärken. Das größte Hindernis dabei ist der Massengeist, von dem der einzelne sklavisch mitgezogen wird. Nur aus kleinen Kreisen kann da die Erneuerung kommen. Ein Punkt sei aber noch besonders betont. Größtenteils richtet sich die Kritik gegen das weibliche Geschlecht. Dieses will man beeinflussen und erziehen. In allen diesen Fragen ist der Mann ebenso mitschuldig. Die Männerwelt will die Frauen vielfach gar nicht anders.

Den Männern muß demnach ebenso das Gewissen geschärft und ihnen klar gemacht werden, daß diese Fragen sie ebensosehr angehen. Alle wichtigen Menschheitsprobleme, wozu doch an erster Stelle die Sittlichkeit gehört, können nur vereint durch beide Geschlechter gelöst werden.

Verschiedene Schriften nehmen zu Einzelfragen Stellung. Sicher aus sehr guter Absicht heraus ist ein Büchlein hervorgegangen: ‚Frauenmode und Seelsorge, Anleitung für Seelsorger' (Ravensburg 1926). Ein um die Bewahrung der Sitte eifrig besorgter Priester spricht daraus. Ob seine Vorschläge aber überall Anklang finden werden, ist zweifelhaft. Schon der eben angeführte Kommentar will keine Kasuistik aufstellen, weil das eine ziemlich mißliche Sache ist. Einzelne aus dem Zusammenhang herausgerissene Fälle wirken vielfach nicht aufklärend und wegweisend, sondern geradezu irreführend und aufreizend, weil nur die Zusammenhangsbetrachtung die richtige psychologische wie moralische Begründung und Einstellung ergibt. Wenn der Seelsorger aber sozusagen mit dem Zentimetermaß hantiert und damit genau untersucht, ob etwas schwere oder läßliche Sünde ist, wenn er in der Kirche gar den Küster zum Schiedsrichter anstellen will, der darüber entscheidet, wer von der Kommunionbank zurückzuweisen ist, so dürfte das bei manchen Seelen das gerade Gegenteil von dem, was er wünscht, erreichen. Manche der ausgeführten Predigten und Vorträge über das Thema mögen für manche Gegenden oder gewisse Kategorien von Menschen sich eignen, aber nicht für alle. Wünschenswert wäre auch, daß in solchen und ähnlichen Schriften die Bezeichnung „Frauensperson" vermieden würde. Mag in der Gegend des Verfassers das auch üblich sein, so hat doch im allgemeinen Sprachgebrauch dieses Wort eine herabsetzende Bedeutung und ist nicht geeignet, die Frauen zu gewinnen. Warum nicht das einfache und bezeichnende Wort „Frau" gebrauchen?

Vom Standpunkte der Frau nimmt zu diesen Fragen Stellung die Schrift ‚Rhythmik, Turnen, Kleid', herausgegeben vom Katholischen Frauenbund (Köln 1926). Ein feines Büchlein, von Frauen für Frauen. Es ist entstanden aus dem Wissen um die schwere Seelennot unserer Zeit und aus tiefem Verantwortlichkeitsgefühl für unsere gegenwärtige und zukünftige weibliche Generation. Wer sich Aufschluß holen will über die drängenden Fragen, die in dem Titel des Buches angedeutet sind, kann hier wertvolle Aufhellungen und praktische Fingerzeige finden. Die Themen der einzelnen Aufsätze weisen schon auf den bedeutsamen Inhalt hin: Die geistig-seelische Haltung der christlichen Frau – Auffassung und Aufgaben der körperlichen Bildung vom Gesichtspunkt der Mutter – Die körperliche Erziehung in der Schule – Körperbildung und christliche Erziehung – Das Kleid in seiner Beziehung zu Zeit, Persönlichkeit und Gemeinschaft – Einiges über Wirtschaft und Mode – Die Fragen christlicher Frauenkultur und die soziale Verantwortlichkeit der Frauen. – Immer ist es derselbe Gedankengang, aber spezifisch gefärbt. Wir haben eine Zeitwende, so vieles ist am Neuwerden, am stärksten wird seelisch die Frau davon mitbetroffen. Wir sind schicksalhaft in diese Zeit hineingestellt. Wir müssen mit an ihrer Neuformung arbeiten. Wir Frauen haben dabei eine größere Verantwortung, weil es immer Aufgabe der Frau war, Menschen zu bilden und die Sitte zu formen. Dazu gehört heute mehr denn je ein großes Maß innerer Freiheit und Selbständigkeit, weil der ganze Zeitgeist auf Mechanisierung, Uniformierung, ja schließlich auf geistige Versklavung ausgeht. Selbstformung, Selbsterziehung ist darum die erste Pflicht der Frau, um über den Dingen zu stehen und sie zu meistern. Dann aber mutig von der Erkenntnis zum Werk, vom Ich zur Gemeinschaft. Wir haben an unserer katholischen Weltanschauung einen festen Halt, sie steht über allen Zeiten und Zeitläuften, kann darum allen Wegweiser sein. Sie war immer bei aller übernatürlichen und idealen Einstellung wirklichkeitsnah, sie

verachtete nie das Natürliche oder verlangte gar seine Unterdrückung und Ausrottung. Die Kirche lehrte immer die Heilighaltung des Körpers, weil er ein Tempel des Heiligen Geistes, Wohnsitz und Instrument der Seele ist, mit ihr zu einer organischen Einheit und Ganzheit verschmolzen. Darum dürfen und sollen wir ihn pflegen, stärken und ausbilden, um so mehr, als ihm durch die Umstellung des modernen Berufslebens mit seinen körperschädigenden Wirkungen so viele Gefahren drohen. Daher der Ruf nach Turnen, Sport, Gymnastik, daher die Forderung einer zweckmäßigen und doch schönen Mode. Aber alles mit Maß und alles im richtigen harmonischen Kräfteverhältnis. Prüderie wäre dabei ebenso verkehrt wie Ueberbetonung des Körperlichen oder gar der Versuch, es zum Mittelpunkt zu machen. Die Aufsätze über körperliche Erziehung der Jugend enthalten sehr feinsinnige Bemerkungen und Aufschlüsse über dieses Gebiet, das sicher vielen Eltern und Erziehern Sorge macht. Unsere Mode – das muß jeder gestehen – ist viel gesünder und zweckmäßiger als früher. Tief zu beklagen aber ist die Gedankenlosigkeit, die innere Unselbständigkeit und Unfreiheit der heutigen Frauenwelt, zum Teil auch der katholischen, die sich sklavischerweise der Modetyrannei unterwirft. So stark ist diese Tyrannei, daß manche Frau lieber einen Verstoß gegen die Moral und gute Sitte begeht, als daß sie den Vorwurf ertrüge, nur ein Tüpfelchen gegen die Mode zu verstoßen. Vielfach ist es aber Gedankenlosigkeit und nicht die bewußte Absicht, aufreizend zu wirken. Es ist eben Mangel an eigenem Urteil und feinem Geschmack, Mangel aber auch an Rücksicht gegenüber der Gemeinschaft. Hier hat die katholische Frauenwelt noch eine große Aufgabe, nicht bloß im Ablehnen vieler Modeauswüchse, sondern auch in der Ausbildung und Pflege eines feinen Geschmacks und Mitschaffung einer edlen Mode. Der Aufsatz ‚Das Kleid, Mode und Wirtschaft' wird vielen die Augen öffnen über die großen Zusammenhänge, in denen diese Fragen gesehen werden müssen. Dann kommt man von selbst zu einer anderen Bewertung und persönlichen Stellungnahme. Möchten drum viele Frauen diese Aufsätze lesen.

Ein Buch, mit Herzblut geschrieben, das die genannten Probleme zusammenfaßt und noch darüber hinausgeht, ist ‚Das Weib als Persönlichkeit' von Dr. Emanuele Meyer (Zürich und Leipzig 1924, Grethlein & Co.). Hier spricht die Frau zur Frau, nein, spricht nicht, sondern rüttelt auf, wühlt auf, kämpft aus tiefsterlebtem Weh und Mitleid heraus leidenschaftlich um das eine: daß die Frau zur Persönlichkeit werde, auf daß sie als voller, ganzer Mensch gelte und bewertet werde. Es ist eines der großen Geheimnisse im Weltenplan Gottes, daß er es zuließ, daß seit Jahrtausenden die Frau in Hörigkeit und Gebundenheit gelebt, unter Bevormundung gestanden habe – warum? – weil man in ihr an erster Stelle nicht den Menschen, sondern das Geschlechtswesen sah und daraus für den Mann Machtansprüche ableitete, die die Frau auf niedere Stufe stellte, also als minderwertig und als Rechtswesen zweiter Klasse ansah. Was für schicksalschweres Unrecht daraus der einen Menschenhälfte, der Frau, erwuchs, und wieviel abgrundtiefes Leid, seelische Not und Qual, Verwirrung und Fluch, nicht bloß für sich, sondern für die ganze Menschheit die Folge waren, das wird nie ganz kund und offenbar werden, denn das tiefste Leid schweigt und bleibt verborgen. In Gottes Plan lag es anders. Er hat die Frau dem Manne als Gefährtin, nicht als Dienerin gegeben. Und auch als Christus kam und den schweren Sündenfluch von den Menschen nahm, hat er die Frau nicht als Geschlechtswesen, sondern als Mensch erlöst und erhoben. Gott wollte das Weib frei, die Menschen, und zwar die Männer erst haben die Frau unfrei gemacht, freilich nicht ohne ihre, der Frau, Mitverschuldung. Die Verfasserin meint, daß auch die Kirche die neue Erniedrigung der Frau mit verursacht habe, indem sie den Sinn und Geist des Gesetzes nicht rein erkannt habe, sind doch alle kirchlichen Gesetze von Männern gemacht. E. Meyers Buch ist ein flammender Weckruf zur

Befreiung der Frau. Dazu ist aber nötig, daß die Frau sich zuerst selbst befreie, indem sie sich selbst zum vollen, ganzen, echten Menschentum erziehe und sich vollmündig, vollwertig und gleichrechtlich dem Manne zur Seite stelle.

Das ist der tiefste Sinn der Frauenfrage. Sie hat kommen müssen nach dem Gesetz der Entwicklung. Man denke dabei nicht an äußere Errungenschaften oder gar an die Auswüchse, die alle drängenden Aufgaben unter gärenden Verhältnissen zeitigen. Was den Edelsten, Besten des Geschlechts als Ziel vorschwebt, ist die „neue Frau", von der Segensströme ausgehen für die Kultur, für die ganze Menschheit. E. Meyer sieht im Geiste diese Frauen, voll heiliger Glut und Begeisterung, von sittlich stärkstem Wollen, die mit glühender Ueberzeugung und Hingabe schaffen und das Leben formen helfen; daß es schöner, edler, wärmer, gesunder sei. Nicht die sogenannte „moderne" Frau ist damit gemeint, die alle alten Werte über Bord wirft, die den Pflichten, die sie bislang trug, untreu wird, nein, die neue Frau will keinen wahren echten alten Wert preisgeben, sie will die alten Pflichten und neuen Rechte nur noch tiefer, höher und reiner erfassen, weil sie sie frei und selbständig erkannt und gewählt hat, und darum sich voll und ganz verantwortlich fühlt. Dieses neue Frauengeschlecht wird (im Verein mit dem neuen Mann, der auch auf dem Wege ist) sich vor allem da einsetzen und bewähren müssen, wo die Quellen alles Lebens fließen, auf dem Gebiet von Liebe und Ehe. Nur innerlich freie, selbständige Menschen können wahrhaft lieben. Nur wo einer den andern als gleichwertig ansieht und seine Sonderart achtet, aber mit vollem Vertrauen, da kann jene echte Liebe erblühen, die, aus dem Geiste geboren, in gegenseitigem Geben und Nehmen den Weg vom Ich zum Du und darüber hinaus zum überpersönlichen Wir der echten Liebesgemeinschaft findet, die in der körperlichen Verschmelzung ihren sinnfälligen Ausdruck findet. Diese Liebe zwischen Mann und Frau ist ihnen von Gott nicht nur gegeben, sondern „aufgegeben", die Ehe ist eine große, immer neue Aufgabe, die Pflichten und Opfer, Hingabe des eignen selbstischen Ich und Leben in und für die Gemeinschaft fordert, wobei aber das Ich sich reiner, reicher, erhöhter, beseligter wiederfindet. So ist die Ehe gerade als Aufgabe schön und beglückend. Für diese Aufgabe muß die junge Generation erzogen und vorbereitet werden, wie man für jeden Beruf vorgebildet sein muß.

Ein Gegenstück zu diesem Buch bildet Else Hasse: ‚Der Ruf nach der mütterlichen Frau' (Habelschwerdt 1927, Frankes Buchhandlung). Ein Gegenstück nicht etwa im Sinne eines Gegensatzes, sondern im Sinne einer schönen Ergänzung. E. Meyer und E. Hasse sind die Vertreter zweier verschiedener Typen und Seelenhaltungen. Dort die leidenschaftliche Vorkämpferin für die Gleichwertung der Frau, die flammenden Protest erhebt gegen das jahrtausendealte Unrecht, das an dem Frauengeschlecht begangen worden ist, hier die still Nachdenkende, die sich sinnend zurückzieht und hinabversenkt ins Innere, um das Wesen der Frau zu ergründen. Dort die Forderung, daß die Frau sich zur Persönlichkeit entfalte, um ganz Mensch zu sein, hier gezeigt, was das Wesen und den Sinn der Frauenpersönlichkeit ausmache, dort das Wirken der Frau dargestellt, hier ihr tiefstes Sein erfaßt. Wer könnte besser Künderin von des Weibes Wesen sein als eine Frau wie Else Hasse, deren ernst sinnendem gütigen Gesicht man es schon ansieht, daß sie eine echte Frau ist und ihr Wesen rein verkörpert. Bis dahin haben wir Frauen uns meistens von Männern sagen lassen müssen, was und wie Frauenart sei, aber ein Mann kann sich nie ganz in eine Frau einfühlen und sie verstehen, das kann nur eine Frau. In diesem Buch stellt sie sich selber dar. Das Herz wird einem weit und groß und sehnsuchtsvoll, wenn wir das Ideal hier aufleuchten sehen. Hätten wir viele solcher Frauen! Dann stünde es besser um die Welt. Schmerzlich sehen wir die Abweichungen von diesem Ideal bei so vielen unserer modernen Frauen. E. Hasse geht den Gründen dafür nach und sieht sie in dem Bestreben, das unsere moderne Frauenbewegung und

Mädchenbildung durchzieht, es dem Manne gleichzumachen, dasselbe zu leisten wie er und dadurch zur Vollentfaltung der Persönlichkeit zu gelangen. Wie falsch! Echtes Menschentum läßt sich nicht vom Frauentum trennen, schon deshalb nicht, weil die Frau, mehr als der Mann, in ihrem ganzen Sein und Gehaben viel einheitlicher ist als der Mann, ein unzerreißbares Ganze, so daß all ihr Menschliches in ihr Frauentum unlöslich hineinverwoben ist. Der Schöpfer hat von Uranfang an die Frau dazu bestimmt, nicht dem Ich, sondern dem Andern zu dienen, dem Kinde, der wartenden Zukunft, der Gattung, den Mitgeschöpfen, und so steht nicht das Ich im Mittelpunkt ihrer Persönlichkeit, sondern der Andere, der Nächste wie der Fernste, und dieses Gefühl für alles Menschliche, alles Lebende, diese Hingabe an das Leben im weitesten Sinne ist Mütterlichkeit, ist Liebe. Die Frau, die diese Mütterlichkeit besitzt, ist gesegnet und ist ein Segen für andere, denn sie strahlt sie aus, nicht in großen absichtsvollen Worten und Taten, sondern durch ihr ganzes Sein. Darum werden die mütterlichen Frauen nicht schöpferische Werke, wie der Mann sie in die Außenwelt stellt, hervorbringen, aber nichts destoweniger können sie schöpferisch wirken und vielleicht auch bis in räumliche und zeitliche Ferne, nur daß dies nicht sichtbar und meßbar ist wie Manneswerk. Auch die Liebe hat etwas Geniales an sich. Ewig gültiges Beispiel und Vorbild hierfür ist die Jungfrau-Mutter Maria, die den Gottmenschen trug und gebar und durch ihn zweite Eva, Mutter aller erlösten Menschenkinder wurde, ist und bleibt. So sollen auch wir Frauen alle Christusträger sein. Kann es etwas Größeres, Schöpferisches, Genialeres geben als Christus in uns zu bilden, den Geist der allumfassenden Liebe und Mütterlichkeit und seinen Geist in die Welt auszustrahlen! Jede Frau, ob verheiratet oder ehelos, kann es an ihrem Platze, sei es als Gattin oder Mutter, im Beruf, als Kollegin, als Freundin, als Parlamentarierin, auf sozialem und karitativem Gebiet. Ihre mütterliche Art ergänzt des Mannes sonst nur unvollständiges Wesen, weckt das Beste und Tiefste seiner schöpferischen Kraft in ihm – man denke nur an Michelangelo und Vittoria Colonna –, sie ist für ihn das Beständige in einer schwankenden Welt, die Unveränderliche, Zuverlässige, Immertraute, ist ihm Glaube und Heimat. Nur solche Mütter werden ihre mütterliche Art hinüberstrahlen in ihre Familie, ihre Kinder, waltend unter ihnen nicht mit Herrschsucht und starrer Autorität, sondern mit nimmermüder Geduld, die das Kennzeichen echter Liebe ist, und voll Ehrfurcht vor der besonderen Art des andern, denn die Mutter weiß, daß ihr Kind mehr ist als die Summe der Gaben und Kräfte der Eltern. Da heißt es Entsagung üben, ohne die Liebe nicht denkbar ist. Im Beruf wird die mütterliche Frau die Arbeit beseelen, denn sie nimmt ihr Sein und Fühlen auch dahin mit und verbreitet einen Schimmer von Wärme und Verbundenheit durch das Fluidum der Seelenhaftigkeit, das sie ausströmt, auch inmitten einer mechanischen, den Geist nicht befriedigenden Tätigkeit. Als Kollegin, aus deren Seele fraulicher Geist schwingt, wird sie geachtet sein, wird durch ihre bloße Gegenwart mitunter schon beschwichtigend, mäßigend, ausgleichend wirken und so an lebendiger Verbundenheit und Einheit mitschaffen. In der Verwaltung und im Parlament, wo es um Gesetze und Paragraphen geht, die selbst niemals die Seelen erreichen, werden die mütterlichen Frauen immer das vertreten, was der Menschlichkeit, der Erziehung und Gesittung dient. Im sozialen Leben werden sie dafür sorgen, daß die Wohlfahrtsgesetzgebung die Empfangenden nicht zum Egoismus und zur Unverantwortlichkeit erzieht und den Gebenden nur unpersönliche Bürgerpflichten auferlegt. Helfen heißt jeden, der Gegenstand sozialer Hilfe ist, selbst hilfreicher und selbsttätiger zu machen und die Pflicht der Nächstenliebe jedem nahezulegen. –

Die mütterliche Frau erkämpft ihrem Volke die gesunde Ehe. Alles Heil der Ehe hängt davon ab, welcher Charakter und was für eine Liebe in sie hineingetragen wird.

Das alles kann die mütterliche Frau nur, wenn sie im Religiösen, in Gott verwurzelt ist. Das ist sie schon von Natur aus. Aus ihrem Schoß entspringt das Leben. Und wo der Quell des Lebens sprudelt, da ist auch der Urquell und Urgrund alles Seins nahe, Gott. Und weil das Werden des Lebens in ihr ohne ihr Zutun vor sich geht, darum ist das Gefühl der Abhängigkeit von dem schaffenden Urgrund und des Zusammenhanges mit ihm so stark: alle echten mütterlichen Frauen sind religiös. Aber erst das Christentum hat das Mutterwerden und die Mütterlichkeit geadelt und ihnen die höhere Weihe gegeben, indem sie der Frau die unendliche hohe Aufgabe übertrug, Christusträger zu sein, Kinder für Gottes Reich hervorzubringen und durch Hineintragen des Christusgeistes in die Welt zu helfen, die Erde in ein Gottesreich umzuwandeln. Nur die christliche mütterliche Frau findet in Gott auch die Kraft, die Dornen ihres Berufes, der Liebe Leid und die Tragik, die so oft das Leben in der Ehe wie das der Unverheirateten durchzieht, zu ertragen, daran zu wachsen und zu reifen und das Leid zum Segen werden zu lassen. Mit leisem Bedauern spürt man, daß E. Hasse, so sehr sie die Religion und den Katholizismus schätzt, Nichtkatholikin ist. Es fehlt ihr die klar ausgesprochene reiche katholische Weltanschauung. Bei ihr ist einiges zu allgemein und verschwommen, bisweilen ans Pantheistische anklingend. Noch Tieferes und Höheres hätte sie uns sagen können, wenn sie aus katholischer Schau heraus ihr Thema behandelt hätte. Aber davon abgesehen ist sie sicher eine der besten Künderinnen von echter Frauenart und Frauenwesen und weiß Wege zu weisen, um dahin zu gelangen.

Das Buch ‚Mütter' von Helene Riesch (München 1927, J. Pfeiffer) ist gleichsam die konkrete Erläuterung zu Else Hasses Gedanken. Die verschiedensten Frauengestalten ziehen an uns vorüber, von der gekrönten Frau auf dem Kaiserthron (Maria Theresia) und der großen Heiligen (Monika und Katharina von Siena) bis zu der einfachen Frau aus dem Volke (die Mutter Don Boscos). Mag ihr Beruf und ihre Tätigkeit hoch oder gering, weltweit oder eng begrenzt sein, ihr ganzes Wirken ist der Ausdruck ihres Seins, ist Mütterlichkeit im umfassendsten Sinne auf dem Goldgrunde eines tiefgläubigen Gemüts. Es ist erquickend zu fühlen, wie all diese Frauen und Mädchen die Mütterlichkeit im Blut haben und ungebrochen ihr Wesen sich bewahren trotz Leid und Schicksal. Aber man fühlt auch, daß der Mutterboden, aus dem die Wurzeln ihres Wesens ihre Kraft sogen, ihr gläubig-christlicher Sinn war. Neben Frauen mit bekanntem Namen wie die Mutter von Klemens Brentano und Ludwig van Beethoven sind auch weniger Bekannte angeführt, um zu zeigen, wie eine Tante, eine größere Schwester, eine Pflegemutter, eine Opferseele, eine Heldenmutter als etwas Selbstverständliches Liebe ausstreut, Segen verbreitet, hebt, hält, trägt, leidet und so dazu beiträgt, ein bißchen mehr Glück und Frieden in der Welt zu verbreiten, dadurch vielleicht fortwirkend bis in ferne Geschlechter.

Einer der edelsten Frauen unserer Zeit ist ein Heft geweiht: Hedwig Dransfeld. Zum Gedächtnis. (Herausgegeben vom Katholischen Deutschen Frauenbund.) Es ist gut, daß wir Frauenbilder sehen, die unserer Zeit angehören. Mag das Frauenideal im Wesen stets dasselbe sein, in seinen Aeußerungen wird es an die jeweilige Zeit gebunden sein. Hedwig Dransfeld glaubte zur Dichterin berufen zu sein – neben ihrem Amt als Lehrerin –, aber sie folgte dem höheren Ruf, der an sie erging und wurde Vorsitzende des Katholischen Deutschen Frauenbundes und Parlamentarierin. In dieser Eigenschaft stand sie im Brennpunkte aller Nöte und Aufgaben unserer Zeit und hat als mütterliche Führerin unermüdlich gearbeitet, gekämpft, gewirkt für die Aufgaben der katholischen Frauenwelt! Es wird vielen Freude machen, das Wesen und Wirken dieser Frau aus ihren Gedichten, Briefen, Reden, Berichten zu erfühlen. Möchte etwas von ihrem Geist auf alle Frauen übergehen!

Hildegard Gausowsky.

Zu Paul Claudels dramatischer Kunst

Paul Claudel überwand die Geisteswelt des Naturalismus. Der 25. Dezember 1886 wurde ihm zum Gnadentag: Von diesem Zeitpunkt an glaubte er, und in seinem Geiste wob sich Faden um Faden zur Verknüpfung des Zeitlichen mit dem Ewigen, des Relativen mit dem Absoluten. Er schuf sich seine theologisch-philosophische Summa in seiner 1907 zum erstenmal erschienenen Dichtkunst (Art poétique). Aber nicht nur im Wort ließ er seine Gedanken Leib werden, sie wurden Fleisch und Bein in den Gestalten seiner Dramen, in Menschen, die, wie wir alle, in die Maßzeit gestellt, sich zur Ueberzeit ein Verhältnis schaffen müssen. Dazu ist Erkenntnis[1] erforderlich. Durch sie kommt der Mensch zur Erfassung der sittlichen Ordnung, die in Gott ruht. Dieser Weg der Erkenntnis ist Gnadenweg – ist aber auch Opferweg. Die natürlich gottverbundene Frau findet ihn leichter als der durch den intellektuellen Persönlichkeitskult umklammerte Mann. Dem himmelstrebenden Künstler ist er eher ersichtlich als dem erdverbundenen Arbeiter. Im Jahre 1892 hat er zum erstenmal den Opfergedanken rein in dem Werk: Das junge Mädchen Violaine (la jeune Fille Violaine) ausgedacht. Diese Arbeit geht später in der Verkündigung (l'Annonce faite à Marie) auf, an der er von 1909—1912 arbeitet. Hier erfolgt in hochmittelalterlicher Umgebung die Inkarnation des Opfergedankens in Violaine, die den aussätzigen Dombaumeister von Reims[2] aus mitleidiger Liebe küßt. Sie verleugnet die natürliche Liebe (amour), die sie an den braven Feldarbeiter Jacques Hury bindet, weil diese Liebe sie zu sehr in die Materie verstrickt, und wählt freiwillig die übernatürliche (charité). Sie wird dadurch arm und verlassen, aussätzig, blind. Aber das äußere Leid führt sie näher zu Gott. Sie lebt in der Erkenntnis, daß das Kreuz Himmel und Erde verbindet. Und sie wird durchflutet von seliger Kraft, wie der Allheilige sie jenen gibt, die höchsten menschlichen Verzicht anstelle des Besitzes setzen. So wird sie als reine Jungfrau schöpferisch, was symbolischen Ausdruck in der Erweckung von Maras und Hurys Kind zum Leben findet. Doch die Frucht der stoffbefangenen Mutter und des nur weltklugen Vaters erhält die Augen der blind-sehenden Violaine, und durch diese Augen lernen auch die übrigen Personen mehr oder weniger klar schauen. Mara, die ihre Schwester, nachdem diese ihr das lebende Kind zurückgegeben, in wilder Lust in die Sandgrube stürzt, wodurch der Tod der Unglücklichen verursacht wird, kommt langsam zum Bewußtsein, daß etwas in ihr sterben muß. Sie erreicht die Stufe des freimütigen Bekenntnisses. Jacques' menschliche Klugheit ringt sich langsam, schwerfällig zum Wissen um Göttliches durch. Die Gründernatur Anne Vercors legt am Lebensabend sein Werk in Gottes Hand – eine unerklärliche Freude lebt in ihm. Dem geheilten Aussätzigen Pierre de Craon ist durch Violaine die erhabene schöpferische Kraft geweckt. Er wirkt seine Gotterkenntnis im harten, schwer bezwingbaren Stein aus, und wie in diesem allzu menschlichen Kreis die gotterfüllte Jungfrau stand, so erhebt sich zwischen diesen sehnend Suchenden auch die Kirche Monsanvierge, die Blume des Himmels im fruchtschweren Land. Lassen wir von diesem Gipfel aus den Blick in weite Fernen schweifen, nach Taurisstrand hinüber, so fühlen wir, daß eine Welt Goethes Iphigenie von Claudels Violaine scheidet, weit wie die Kluft zwischen reinem Humanitäts- und katholischem Ideal.

[1] Claudel schreibt bedeutungsvoll co-naissance = Mitgeburt, Erkenntnis.

[2] In der Uebersetzung ist es der Münsterbaumeister Peter von Ulm. Die im allgemeinen sehr guten Uebertragungen von den Stücken: Verkündigung, Der Bürge, Das harte Brot, Der gedemütigte Vater erschienen im Verlag von Jakob Hegner in Hellerau. Preis geheftet 4.50, Der Bürge 5.—, Indanthrenleinen 7.— M. – Ebenda erschien nach Abschluß dieses Aufsatzes ein Buch über Paul Claudel von Robert Grosche.

In den Jahren 1909 und 1910, da die Verkündigung Claudels Seele erfüllte, vollendete er in Prag den ersten Teil einer Trilogie: Der Bürge (l'Otage). Auch dieses Werk zeigt einer Frau Opfergang, aber nicht im Rahmen der großen selbstverständlichen Schlichtheit und Katholizität des Mittelalters, sondern in der Verwickelung und Verworrenheit der irdischen und religiösen Verhältnisse zur Zeit der französischen Revolution. In Sygne de Coûfontaine, die mit ihrem Vetter Georges die Letzte eines im Geiste und in der Kraft ausgezeichneten Geschlechtes ist, paart sich bewunderungswürdiger Persönlichkeitswert mit dem, was eine hervorragende Ahnenreihe ihr an geistigen Gütern vererbt. Als Symbol solcher Verschmelzung erscheint ihr Besitz, den sie durch überlegene Klugheit und emsige Arbeit, oft Verlorenes wieder erwerbend, erhalten hat. Nur das Schloß, wo jahrhundertelang das heimelige Leben ihres Geschlechtes sich abgespielt, war von den Flammen des Aufruhrs verzehrt worden. Sie fand Wohnung in der alten, von den Vertretern der Menschenrechte ausgeplünderten Zisterzienserabtei Coûfontaine, deren letzte Mönche alle Märtyrer ihres Glaubens in dieser Revolution geworden waren. Hier lebt und schafft sie unter den vielen Erinnerungen an die Vergangenheit. Da fehlt aus fernen Zeiten auch das Wegekreuz nicht, das einer ihrer Ahnen einst an jenem Punkte aufgestellt, wo die Straßen von den Königsstädten Reims und Soissons sich treffen. Seine Teile aus Kastanien- und Eichenholz zeigen die Verbindung von Antikem und Germanischem an, doch – wie das Mittelalter sie gesehen – in jenem, den die Balken tragen, in Christo, in dem Gott-Opfer, das zugleich Gott-Priester. Dieses Sinnbild unserer Erlösung mußte draußen unter den Linden dem nur kümmerlich gedeihenden Freiheitsbaume, den Menschenverstand erdacht, weichen. Es wurde stückweise von Sygne zusammengetragen und fand in ihrer Abteiwohnung Herberge. Unter diesem Zeichen ererbten Glaubens, dessen Besitz sie durch persönliche Tat stets zu befestigen trachtete, verspricht sie sich feierlich ihrem Vetter Coûfontaine, während draußen der Sturmwind heult, wild wie die Aufrührerhorden im Lande. Da in der nebenanliegenden Kapelle eben die Glocke zur Opferung bei der mitternächtlichen Messe erklingt, erfolgt in feudalistischer Form das gegenseitige Versprechen. Doch die irdische Ruhe, die diese Verbindung Sygne gibt, wird gestört. Der Präfekt des Landes, Turelure, der als Sohn der Dienstmagd und des Hexenmeisters nur durch eine Revolution aus tiefster Niedrigkeit zur Macht gelangen konnte, liebt sie, wie ein solcher Mann lieben kann, einzig in dem brutalen Willen, sie zu besitzen. Im Falle der Weigerung ist er fest entschlossen, Gottes Bürgen hier auf Erden, Papst Pius VII., den Georges Coûfontaine mit Gewalt aus dem Gefängnis befreit hat und den Sygne in ihrer Behausung verbirgt, zu vernichten. Als Kind des Landes kennt er alle Schlupfwinkel, ihm kann das Opfer nicht entgehen. Schon hält er alle Ausgänge durch seine Getreuen besetzt. Sygnes Natur bäumt sich instinktiv gegen diese Ehe auf. Geistig-physisch ist ihr, der stolzen Aristokratin, der Emporkömmling, Turelure, zuwider, und sie liebt ihren Vetter, «plus qu'il n'est dû à aucune créature»[3]; ihm hat sie sich heilig angelobt. Neben diesem Weg natürlicher Liebe zeigt ihr aber Badilon, der schlicht fromme Ortsgeistliche jener Tage, den Weg der übernatürlichen Liebe, der Entsagung und des Opfers. Rette deinen Gast, rette den Papst, um die Wirrnisse in dieser Welt, die ein Napoleon beherrscht, nicht noch mehr zu erhöhen! Er führt sie im Wechselgespräch – und nur so scheint es in diesem Falle möglich – zur Erkenntnis eines rauhen Opferpfades. Doch weiß er wohl und spricht es aus, daß kein Mensch und kein Gott eine solche Hingabe von der Frau verlangen können. Sie muß frei erfolgen. Sygne schaudert, wenn sie das Golgatha sieht, das sich vor ihr aufgerichtet, doch sie umgeht es nicht, sie steigt hinauf mit den Worten: Herr, Dein Wille geschehe und nicht der meine. Das Blut beider Eltern, das auf der Guillotine

[3] Paul Claudel: L'Otage. Paris 1911. Nouvelle Revue Française p. 131.

geflossen, hatte einst sie und Georges bespritzt, die Letzten einer überlebten Zeit. Jetzt entschließt sie sich mit freiem Willen zur Hingabe an die neue Welt, die sie verabscheut. Durch diesen Opfergang rettet sie die Person des Papstes – nicht das Papsttum, verhilft sie weiterhin Ludwig XVIII. auf den Thron, ohne dem echt monarchischen Gedanken wieder Lebenskraft verleihen zu können. Der XVIII. Ludwig ist eine Puppe – kein Monarch. Doch das Opfer, das sie bringt, übersteigt ihre Kräfte. Sygnes Entschluß war frei, die Ausführung geschieht bis zur Erschöpfung. So stark waren die inneren Widerstände, die sie zu überwinden hatte, daß ihre Nerven ganz zerrüttet wurden. Eine verneinende Bewegung des Kopfes wird bei ihr zur Manie. Als sie dann auf dem Sterbebette liegt, da ist alle innere Kraft dahin, da bringt sie das verzeihende Wort für ihren Gatten nicht mehr über ihre Lippen, da ist sie nicht mehr fähig, ihr Kind, die Frucht dieser Vereinigung, zu sehen. Erst im letzten Augenblick findet sie noch einmal die Geste freier ritterlicher Opferkraft. Daß sie trotz alledem sich ihrem angetrauten Gatten fest verbunden fühlt, zeigt auch die symbolische Handbewegung der Verschiedenen. Als Turelure ihre Rechte in die des toten Georges an ihrer Seite legen will, widerstrebt sie, fällt stets zurück. Noch im Tode bekennt sie sich zu ihrer Ehe, zur Verbindung mit der neuen Zeit, wenn auch ihr Körper unter der mit den weißen Lilien Frankreichs bestickten Decke ruht.

Von den Hauptträgern der Handlung bleibt Turelure, der Positivist, der Mann der guten Gelegenheiten, bestehen. Sein Schicksal vollendet sich im zweiten Band des Werkes: Das harte Brot (Le Pain dur).[4] Claudel begann ihn 1914 in Hamburg, wo er als Konsul weilte, und beendete ihn 1915 in Bordeaux. Hier malt er ein Zeitbild, hart und kalt, wie es einem ideal- und begeisterungslosen Jahrhundert entspricht. Turelure kommt zu Ansehen und Reichtum, doch bleibt ihm die Formlosigkeit als Ausdruck niederer Gesinnung. Er prahlt mit seiner Stellung, er ist ein Geizhals, den sinnliche Gier und Geschäftsinteresse an die Jüdin Sichel binden. Da er seinem Sohne Louis, Sygnes Kind, das notwendige Geld verweigert, tötet dieser seinen Vater. Er jagt den alten Mann, in der Absicht, ihn zum Tode zu bringen, so in Schrecken, daß der Schlag ihn rührt. Ungehemmt durch innere Bedenken führt er das aus, was Sygne instinktiv gewollt, aber nach moralischer Ueberlegung nicht mehr tun konnte, da sie sich noch in einer von Gott bestimmten sittlichen Ordnung fühlte. In Louis personifiziert sich die Selbstherrlichkeit, die Gottes nicht mehr bedarf. Für einige Silberlinge verschachert er das Kreuz der Coûfontaine, an dessen Fuß sich seine Mutter einst zu schwerstem Opfer entschlossen. In ihm wirkt da väterlicher Geiz, wo bei Sygne alles hingebende Liebe gestanden. Er heiratet, um in den Besitz des ganzen Vermögens zu gelangen, das Verhältnis seines Vaters. Die Jüdin wird zum Katholizismus übergehen, weil es eine „malerische Religion" ist. Den Rat zu seinem zersetzenden Tun erteilte ihm die Polin Lumir, die wie alle Slaven nur der Zerstörung fähig ist.

Im ‚gedemütigten Vater' (le Père humilié),[5] den Claudel 1916 in Rom schrieb, ersteht in der schönen, blinden Pensée, dem Kind des französischen Botschafters in Rom Louis de Coûfontaine, ehemals Turelure, und der Jüdin Sichel wieder der Kampf zwischen Liebe und Güte, zwischen Besitz und Verzicht, zwischen Zeit und Ueberzeit. Sie erscheint uns wie das Bild der Synagoge an den gotischen Kathedralen. Es strahlt die ganze natürliche Schönheit des Frauenkörpers aus, doch sind die Augen gehalten von der Binde der Blindheit. Wie das Licht der Gnade dem Judentum nicht geschienen, so brennt in Pensée auch die Kerze selbstlosen Opfers nicht, obgleich sie mit wunderbarer Genauigkeit die Zeitverhältnisse erspürt. Als Tochter der Jüdin nimmt sie, was ihre Persönlichkeit fordert: Sie trägt ein un-

[4] Paul Claudel: Le Pain dur. Paris 1918. Nouvelle Revue Française.
[5] Paul Claudel: Le Père humilié. Paris. Nouvelle Revue Française 1920.

eheliches Kind des päpstlichen Neffen Orian, den sich der Papst für höhere Zwecke ausersehen. Doch hält sie den Geliebten nicht, als das Bewußtsein seiner idealen Pflicht wieder in ihm wach wird. Sie läßt ihn ziehen, als er für den gedemütigten Papst am Kampfe gegen die „kirchenfeindlichen Preußen" teilnimmt. Er fällt – er stirbt den Opfertod, ohne seine Aufgabe erfüllt zu sehen. In einem großen Korb von Magnolien und Tuberosen erhält sie des einzigen Geliebten totes Haupt – den Sitz seines Geistes. Sprechen jene schwer duftenden Blüten nicht davon, daß dermaleinst in jenem Kind der Blinden und des Sehenden die volle, reine Geisteswelt der Religion, die die Mutter im Innern erfühlt und für die der Vater im äußeren Leben gekämpft, wieder auflebt, wenn auch das Papsttum ohne äußere politische Macht? Als Orso dann im Namen des Verstorbenen sie, die er liebt, um ihre Hand bittet, weigert sie sich, seinen Antrag anzunehmen. Sie gibt sich selbst nicht weg. Erst als er eine brüderlich-schwesterliche Ehe ihr angelobt, willigt sie ein, um dem Kinde einen Namen zu geben. Zum Schluß spricht sie dann der zeitgebundenen Menschen bitteres Schicksal aus: «Aimer comme moi, et ne pouvoir le faire comprendre, avoir sa tâche, comme lui, et ne l'avoir pu faire, Ah, c'est là le parfum mortel qui fait se rompre ces globes si purs».[6]

Schauen wir auf den hier entrollten Ausschnitt von Claudels dramatischem Werk zurück, so können wir seiner Schöpfung den *katholischen Charakter* nicht absprechen. Wir sehen bei ihm kein liturgisches, sondern ein menschliches Spiel. Wir sehen Gestaltung des Verhältnisses von Mensch zu Gott. Je nach dem Zeitraum, den er wählt, tritt diese Beziehung klarer oder verworrener, inniger oder kälter heraus, doch stets bleibt sie *im Rahmen der kirchlichen Ethik*.

Unzweideutig erscheint sie im mittelalterlichen Raum in der Verkündigung, schwer entwirrbar ergibt sie sich in seiner *Trilogie*, die jüngste Vergangenheit zum Leben weckt. Doch immer ersteht sie in solcher Sublimierung, wie nur ein Künstler sie gestalten kann, dessen Seele ganz tief in katholische Gedankenwelt getaucht, dessen Geist aber auch im Vollbesitz der Menschennatur ist. In Violaine siegt die Caritas über die fleischliche Liebe und breitet ihre segenspendenden Hände über alle, die mit ihr in Berührung kommen. Weil die Frau hier das Wort der Verkündigung gläubig aufnimmt, im Sinne des Magdtums, trägt ihr Tun reiche Frucht wie der ernteschwere Herbst. Das Spiel schließt mit ihrem Tod – der Geburtsstunde der Heiligen für den Himmel. Dornig ist der Höhenpfad, auf den uns Violaine zieht, doch liegt er klar erkennbar, wenn auch nicht für jeden Fuß gangbar vor uns. Anders dunkel, schwer ersichtlich ist Sygnes Weg. In ihrer religiösen Seele erhebt sich drohend, sie durchschüttelnd, die Pflichtenkollision. Doch wie sie sich auch entscheidet, ob für die heiße Liebesleidenschaft und das feierliche Versprechen, das sie gegeben, oder für den Opfergang zur Rettung des Papstes, die in ihre Hand gelegt, sie wird zertreten wie die Traube in den Keltern. Liegt hier nicht wunderbar in das Wesen der Frau versenkt, der Kern moderner katholischer Tragik einbeschlossen? Wenn sie anders handelte als sie tut, so würde die Seele dieser sensiblen Frau stets an dem abgewiesenen Opfer kranken, und das Ende wäre in seiner ganzen Auswirkung Vernichtung. In seiner geringeren dramatischen Wucht mehr ein Vorwurf für eine Nouvelle! Doch Sygne bringt in *reinster Absicht* der Opfer größtes, das nur die Frau ausführen kann – bis zur Erschöpfung. Irrt sie bei ihrem Tun im *Gegenstand*? Eine Frage des kanonischen Rechtes, deren juristische Lösung nicht Claudels Zweck

[6] Paul Claudel: Le Père humilié. p. 189. — Die Uebersetzung lautet:
„Lieben wie ich und kein Verständnis finden dafür, seine Sendung haben wie er, und sie nicht haben erfüllen können,
Ach, das ist der sterbliche Wohlgeruch, der es macht, daß diese so reinen Sterne zerfallen. p. 164.

ist. Hier heißt es, in der Kunst mitzuerleben, wie unklar, wie verworren der Menschen Sinn in göttlichen Dingen ist, doppelt in dieser zerrütteten, gottfernen Zeit. Er stellt mit raffinierter Feinheit das Problem, wie nur ein ganz tiefer Kenner seelischer Konflikte im politischen Leben es aufzuwerfen fähig ist. Im dritten Teil der Trilogie erhebt sich die Frage wieder unter anderen Umständen. Der kleine Franziskaner, schlicht wie Badilon in seinen Gedanken und Werken, rät Pius IX. den angefochtenen Kirchenstaat freiwillig abzutreten, da es so schön sei zu verschenken, nichts zu haben. Dem Papst jedoch steht unverrückbar fest, daß keiner das Recht hat, das zu verschenken, was ihm nicht gehört, und danach handelt er, wenn auch die Tiara drückt. Solche Belehrung wurde Sygne nicht. Für sie war die Erkenntnis so schwer zu erreichen, weil sie als Einzelmensch an einer Zeitenwende des Abendlandes stand. Sie barg in ihrer Persönlichkeit zwei Welten, die in ihr auch aufeinanderplatzten. Die stärkere mit der Autonomie der Persönlichkeit auf ihrer Seite siegte über die leer gewordene Schale der gläubig treuen Feudalität. Steigt Hebbels tragisches System nicht da vor unserem Geiste auf, doch nicht germanisch ungebändigt, sondern auf romanischem Seelengrunde, in den feste religiöse Formen eingegraben. – Menschlich, konkret faßt Claudel seine These. Sie wird uns Schau im lebendigen Fleisch. Ist es nicht überraschend, daß er, der metaphysisch eingestellte Künstler, zum gleichen äußeren Vorwurf hier gegriffen wie Henry Becque, der Meister des französischen Naturalismus, in seinem Programmwerk: Die Raben (les Corbeaux)? Da heiratet die natürlich gute Marie den widerlichen Filz Teissier, den scheußlichsten jener Geldraben, die über die gatten- und vaterlosen Frauen herfallen. Sie tut es, um die Familie vor äußerem und innerem Ruin zu retten mit den Worten: «Je suis honteuse de le faire et je serais coupable de ne pas le faire.»[7] Doch für Claudel ist Sygnes Schicksal nicht letzte Lösung. Wir sehen das Wachsen ihrer Zeit und ihrer Saat im zweiten Teil des Werkes: Das harte Brot. Es stellt ein Stück Leben in naturalistischer Färbung dar. Elend und gemein ist sein Gehalt, aber zu einer Tragödie wächst es sich nicht aus, da jede Größe fehlt, die metaphysischer Verankerung bedarf. Viel eher ist es eine «comédie rosse», wie die Franzosen sagen, eine Schindmärenkomödie, eine menschliche Komödie, über die man lacht, weil eben jene Welt, die da gezeigt wird, so furchtbar niederträchtig ist, wie die, in der man atmet, ohne jeden Aufblick. Der dritte Teil bringt auf die Thesis und Antithesis die Synthesis. In Pensées Persönlichkeit verschmilzt die ideale Welt ihrer adeligen Ahnen mit der des stoffbefangenen Kindes unserer Zeit. Pius IX. menschlich-außermenschliches Schicksal ist fest verwurzelt im Boden wahrer Demut, die bei ihm klar erkannte Pflicht, nicht Selbstvernichtung auf Grund irriger Voraussetzungen ist. In solcher Gesinnung beugt der höchste Kirchenfürst sich selbst entsagend vor dem Poverello.

So klingt in diesem Teil die gewaltige Trilogie klärend, versöhnend aus. Das ganze 19. Jahrhundert wird von ihr umspannt. Wir sehen Abirrung von Gott und damit Verwirrung, wir sehen reine Hinwendung zu Gott, und damit kommt die Klarheit, genau so wie die zur Darstellung ausgewählte Zeit sie uns gebracht. Dem Künstler-Diplomaten Claudel hat sie sich in ihrer vollen Tiefe und Weite, in ihrer ganzen Problematik eröffnet. Er hat sie gespürt, gelitten, wie kein anderer. Doch leuchtet uns im Schlußwerk auch ein Strahl von seiner Hoffnung auf. Wenn jene Zeit gekommen, wo das innere Feuer wieder reiner glüht, wird sicher die Caritas auch Claudels Feder so ergreifen, daß Preußen[8] nicht von jener allumfassenden Liebe ausgeschlossen wird. Es ist doch ein Bestandteil jenes Deutschland, mit dem in

[7] Henry Becque: Théâtre complet, Paris 1898. t. II. p. 295.

[8] In der Uebersetzung ist S. 37 einmal Schweden für Preußen eingesetzt. Das zeigt zarte Rücksichtnahme auf unser nationales Empfinden, schwächt aber den Sinn, wie der Inhalt beweist.

schönerer Zukunft Frankreich sich zur Erfüllung höherer Sendung zusammenfinden wird.

Als Ganzes müssen wir Claudels Trilogie im vollen Reichtum ihrer Zeitschau und in der ganzen Feinheit ihres Symbolismus erfassen, um das katholische Gepräge dieser Schöpfung zu erkennen. Nur in der geschlossenen Darstellung der drei Teile lebt der objektive katholische Geist, wie in der Verkündigung, hier freilich in anderer Zeitbindung.

Eine Teilaufführung oder -lesung muß verwirrend wirken, besonders deshalb, weil Claudel die Kunstform des vergangenen Jahrhunderts gebraucht, um es in aller Genauigkeit vor uns erstehen zu lassen. Manchmal geht er wie der Naturalismus an die Grenzen des ästhetisch Ertragbaren. Das beweist die ganze Themastellung des Bürgen, das beweist vor allem eine Gestalt wie die des Turelure. Hier muß der Schauspieler bewirken, daß die Ehe mit Sygne für uns glaubhaft bleibt, so wie es in der Schlußvariante des Bürgen uns gezeigt wird, wo die so ganz erschöpfte Frau in Turelures Gegenwart und nicht in der des Geistlichen stirbt. Der Badilon ist nicht als Seelenbeherrscher sondern als Seelenführer, der Bestes will, doch nicht allwissend ist, zu geben. Gerade weil dieses dreiteilige Werk, das unsere Zeit eingefangen, auch die Mittel unserer Bühnenkunst verlangt, ist es so schwer, den katholischen Grundgehalt dem Zuschauer voll und ganz zu übermitteln. Andere Forderungen an die Schauspielkunst stellt die Leibwerdung der Verkündigung: Sie muß ein Leben erhalten, wie es den Statuen an den großen mittelalterlichen Kathedralen eigen. Hier ist im Innenraum zu gestalten, was da an den Portalen west. Das bescheidene Théâtre de l'Oeuvre an der Peripherie von Paris brachte im vergangenen Jahr diesen Geist in der Aufführung des Stückes zur vollen Auswirkung. Der Vorhang zeigte Figuren der Reimser Kathedrale; die Seele jener Plastiken erfüllte die Spieler und teilte sich dem Raum mit, den die Töne des gregorianischen Chorals vom Institut du Chant Grégorien verklärend durchfluteten. Wahrlich, der Katholizismus der mittelalterlich-mystischen Welt erstand wieder vor den atemlos folgenden Zuschauern. Doch die ganze Durchdringung Claudelscher Kunst ist für den stoffbefangenen Menschen schwer, oft scheint sie fast unmöglich, so fein und so konkret, so geistig und doch so naturwahr, so mystisch und so klar, so fromm und doch so weltnah ist sie in ihrem Symbolismus der Gestalten und der Sprache.

Maria Beermann.

Heinrich Luhmann

Heinrich Luhmann, der in Westfalen beheimatete Dichter, hat im Verlage Friedrich Gersbach in Bad Pyrmont zwei Bücher, und im Verlage Kösel und Pustet in München drei erscheinen lassen. Diese fünf Werke erschienen in verhältnismäßig kurzem Abstande und fanden auch verhältnismäßig freundliche, willige Aufnahme bei Kritik und Lesern. Zu dieser literarischen Visitenkarte tritt der Moment hinzu, in dem mir der Dichter Luhmann zum ersten Male greifbar nahetrat. Das war keine persönliche Begegnung, das war, als in einer Sitzung der Lesebuch-Kommission vor Jahren seine Erzählung ‚Hoher Herbst' vorgelesen, geprüft und freudig und ergriffen angenommen wurde. Man suchte Lesestücke mit ausgesprochen katholischem Ausdruck; hier fand man einen echten Beitrag! Der Dorfpastor Seidenbaum, alt und gebrechlich, leidet schwer darunter, daß kalte Dorfgerechtigkeit einen armen, schuldlos verdächtigten Menschen noch über das Grab hinaus geächtet hat. Dieser legte in Verzweiflung Hand an sich selbst, liegt seitdem in der dunklen Kirchhofsecke und muß Allerseelen, wenn alle Gräber im Lichterglanze prunken, in lichtloser Verachtung die allgemeine Verfemung über sich ergehen lassen. Der alte Seelenhirt trägt seine Kerze, seine Sterbekerze auf das Grab des Selbstmörders, bricht mit dieser symbolischen Handlung das Eis der Herzen und erscheint wie ein Prophet der demütigen, alles verzeihenden Liebe. Dieses schöne Stück steht in dem Bande ‚Schatzkammer' des katholischen Volksschul-Lesebuches.

Entnommen wurde es dem Geschichtenbande ‚Wo die Wälder Wache halten' (Gersbach, 1925, 9.—11. Tausend). Das westfälische Bergland, wälderbedeckt und in der Eigenständigkeit seiner Bevölkerung noch nicht so stark dem modernen „Fortschritt" unterworfen, ist der Schauplatz dieser Geschichten, aber auch aller anderen Bücher Luhmanns. Das Bergland ist noch reich an knorrigen Bäumen und knorrig gewachsenen Charakteren, und es ist dem Dichter eine schmunzelnde Freude, dieses prachtvolle Menschengewächs zu beobachten. Es sind Menschen aus drei Dörfern, die da ihr Leben vor uns leben, frisch und unbekümmert, und, was den Leser besonders anzieht, durchaus echt. Es ist das Gehaben der kleinen Leute, das wir sehen, den armen Teufel, der mit der jährlich durchgeführten Rolle des Kreuzträgers bei der Wallfahrt den Höhepunkt seines Daseins erlebt, Bauern, die ihr Blut nicht bändigen können, Träumer, halbe Narren. Für jeden etwas, unbeschwert geschrieben und schön zu lesen.

Auch der ‚Walddoktor Willibald' (Gersbach) ist so eine merkwürdige Nummer. Sein Wesen ist Wohltun und sein Herz Heiterkeit. Es wäre schade, wenn man etwas von seinen Streichen und seinem Tun verriete. In lose aneinandergefügten Bildern zieht der Lebenstag dieses Menschenfreundes, dieses Waldmenschen an uns vorüber. Lange nicht alles ist Lust und Spiel; aber er meistert jede Tragik. An diesem Buch ist sicher mit strömender Begeisterung geschrieben worden; das entschuldigt manches lockere Gefüge, manche Ueberstiegenheit. Aber hier merkt man schon, daß man einen Dichter genau wie den Schuster oder Schneider an seinem Handwerkszeug erkennt, nämlich an der Sprache! Er hebt uns gleich über den Alltagston hinaus in seine Welt. Dieses ganze Buch atmet Jugend. Kommt es wohl daher, daß der Dichter Luhmann aus seinem Umgang mit den Kindern (er ist Lehrer) immer „frische Nahrung, neues Blut" saugt? So bezeichnet er den Lehrer Lerchenflug, der bei der Arbeit an den Kindern auch dem Lande treu bleiben will mit seinem Denken und Dichten und heimlichsten Träumen. „Der Herrgott selber", meint er, „muß wohl auch ein Stück Schulmeister und Poet sein, daß er mich so frohgemut dabei erhält."

Es ist kein Wunder, daß im katholischen westfälischen Berglande die Legende gedeiht. Unser Poet widmet sich ihr in dem Buche ‚Die Heiligen in Holzschuhen' (Kösel-Pustet), von dem soeben eine mit trefflichen, kräftigen Holzschnitten geschmückte Neuausgabe (4.—6. Tausend) erschien. Das ist keine Konzession an die Mode, Legenden zu schreiben. Hier werden nicht bekannte Stoffe zum soundsovielten Male überdrüßlich und überflüssigerweise „neu geformt". Sondern hier leben, wie Walter von Molo richtig sagt, „in Kittel und Holzschuhen die Heiligen, mit wundervoller biblischer Naivität in unseren Tagen, und sie ordnen märchenhaft schön viel Häßliches und Dummes, mit dem der heutige Mensch allein nicht zu Rande kommt". Richtige liebe Märchen sind es, denen zwischen Erdnähe und Himmelswunder so recht heimisch zumute ist. Dem Schreiber gefällt vor allem das Stück ‚Die Gotteswiege', wo aus der Wohnungsnot des Küsters Veit Valentin mit seinen mutterlosen elf Kindern dem letzten Sprößling die Krippenwiege des Vierzehnheiligen-Kapellchens zur Schlafstätte angewiesen wird, die es auch in der heiligen Nacht nicht missen kann; wo dann aus dieser schalkigen Not ein liebliches, echt weihnachtliches Heiligenspiel wird mit neckischer Vertauschung und froher Lösung. Nicht minder ist das Stück von der Johannisbrücke ergötzlich, wo die Volksgestalt des Johannes Nepomuk bei einem Liebeshandel schweigend, aber kräftig mitwirkt. An diesem Legendenbuch kann wirklich alt und jung seine Freude haben.

Das Geschichtenbuch ‚Die Abendstube' greift die Volksgeschichte wieder auf. Mehr nach der gemütvollen Seite orientiert, gibt es doch auch ernste, tragische Durchblicke; von resoluten Dorfweibern, schrulligen Junggesellen und verliebtem Jungvolk lesen wir auch hier, aber es muß schon die Anmerkung gemacht werden, daß Luhmann in der Abendstube seines Handwerkszeugs, des Wortes, in weitaus höherem Maße Herr geworden als in seiner ersten Geschichtensammlung. Die Weise Linzens fällt einem ein, ohne daß mit Nennung dieses Namens mehr als eine Vergleichsmöglichkeit gesagt sein soll. Am eindringlichsten scheint die Geschichte ‚Unter dem Laken' zu wirken, weil sie, einfach gradlinig erzählt, die Verquickung des Grausigen mit der harmlosen Lebensfreudigkeit auf erschütternde Weise darstellt.

Zuletzt bescherte uns der Dichter mit einem Roman. ‚Vogel Wunderlich' ist ein Buch der stillen Schönheiten, die um eine ganze Serie wunderlicher Käuze sich ranken. Wir sind durch den Lesegeschmack der letzten Zeit arg abgekommen vom Kosten solcher Bücher; man verlangt Tempo, dieses hastige Tempo des Verkehrs. Dennoch erscheint es bedeutungsvoll, daß beispielsweise ein Roman wie der Stifter'sche Witiko mit annähernd 1000 Seiten und verhältnismäßig geringer Handlung viele Auflagen in der Neuausgabe des Insel-Verlags erlebt. Luhmanns ‚Vogel Wunderlich' erzählt von einem Menschen, der selbst mit grauen Haaren nicht aus dem Kindsein herauswächst; es erzählt dessen Liebe zu einem Mädchen, das sich nichts aus ihm macht, während die erste Braut erst nach vielen, vielen Umwegen sein wird. Das kurze Eheglück endet der Tod, ein aufgenommenes Findelkind wird vom plötzlich auftauchenden Vater wieder entführt; es bleibt für den Anton Andreas Weitensicht schließlich nichts als die Ergebung in die Tatsache, daß er sein Herz ständig vergeblich verschwendete. Aber er hat ja auch noch Thres, seine Frau, das tapfere, in allen Lebenslagen zugreifende Weib mit dem Wahrspruch „Es muß was getan werden", und so geht ihm zuletzt die Erkenntnis auf: „Ein Menschenglück mißt sich nicht nach der Süße eines Vogelliedes, nach der Tiefe eines Frühlingstages und nach der Höhe eines Sonnenhimmels. Es ist über allem, wie der Mensch über allem steht, was da erschaffen ist in dieser Welt, die in ewig aufwallenden Tagen Leid und Lust gebiert, Dunkelheit und Helle."

Neben diesem ewigen Kindskopf, dessen Heilung in einen Lebenskämpfer uns zum Schluß nicht gar zu glaubhaft erscheint, steht der alte Vogelvater Michael, eine

prachtvolle Figur aus dem Geiste der Romantik. Aber auch Gegenspieler sind da, vor allem die frömmelnde Betschwester Annemike, die mit weidlichem Spott übergossen wird. Es ist manchmal eine höchst nichtsnutzige Art spitzen Spottes, die der Leser mit Lachen quittiert; sie findet sich auch sonst im Roman, der die Weltdinge in die richtige Lage zu den wahren Menschheitszielen zurechtrückt. Was die Sprache angeht, so hat sie einen fühlbaren Rhythmus; ihr Fluß ist deutliches Zeichen der Ergriffenheit vom Gegenstande; die Bilderfolge ist reich und treffend.

Was an dem Buche den Leser abschreckt, die oft allzu breite Verweilung bei demselben Stoffe, auch dessen öftere Wiederkehr, könnte wohl noch der Feile zum Opfer fallen ohne Schaden des Ganzen. Daß der Held des Buches kein Sportsmann, kein Fassadenkletterer, Kinooperateur oder moderner Erotiker ist, sondern ein ganz simpler, herzensguter Dorfschreiner und Küster, das sollte den Leser nicht abschrecken; das beweist, daß es dem Erzähler mit seiner Kunst Ernst ist und er nicht nach Volks- und Lesergunst schielt.

Westfalen darf seinen Heinrich Luhmann stolz zu den dichtenden Landessöhnen nennen; denn obschon es noch immer nicht so ist, wie der spaßhafte Vetter aus der Lausitz* sagt, daß die „Westfalen in der Literatur wie Ameisen umherirren", so gleicht er doch sehr jenen feinen stillen Poeten, die derselbe scharfsichtige Beobachter folgendermaßen zeichnet: „Diese stillen Leute sitzen unbewußt auf dem Pegasus, ich will sagen, sie leben in einer inneren Poesie, die ihnen im Traum mehr von dem gibt, was ihre leiblichen Augen nie sehen werden, als wir andern übersättigten Menschen mit unsern Händen davon ergreifen können." – Woher es denn auch nicht ganz leicht wird, in die poesievollen Gärten dieser Stillen Zutritt zu erlangen!

Den einen Erzähler liest du, weil er dir gerade gut genug zum Werktag dünkt, mit dem andern aber feierst du den Sonntag. Es ist damit wie mit einem guten, gewählten Gewand. Und wenn so ein rechter hoher Feier- und Einkehrtag gekommen ist, dann mag man die Zerfaserer, Problematiker, die Ungeklärten und Gärenden schon mal gar nicht; dann muß so ein rechter Weihnachts- und Osterdichter heran, der die Kunst weiß, in seinem Werk eine runde, bunte, schöne Welt aufzurichten, in der man sich ergeht, und in der einem leicht und wohl wird. Ihr Stifter, Raabe, Dörfler, ihr Federer, Storm und Hesse, ihr Mazzetti, Herwig und Keller und all ihr anderen alten und neuen Dichter, wieviel verdankt die Menschheit euch! Ihr nicht mit Kleist- und sonstigen Preisen beschwerten, ihr nicht mit judenpfiffiger Reklame aufgeblähten, ihr durch innere Kraft und Güte verklärten lieben Dichter! Und ein solcher scheint, wenn die Ansätze nicht trügen und der fruchtreifende Sommer gnädig sein wird, Heinrich Luhmann werden zu können. Sein Werk muß mit behaglicher Ruhe wachsen, – es wird schon werden!

Laurenz Kiesgen.

* In Annette Droste-Hülshoffs ‚Bei uns zu Lande auf dem Lande'.

Der Dürer-Deutsche

Daß Albrecht Dürer* in der Reihe großer deutscher bildender Künstler bei weitem am stärksten und innigsten die Liebe eines ganzen Volkes genießt, dürfte außer allem Zweifel sein. Seine kernige Gestalt, fest und klar umrissen, wie kaum eine zweite, steht in jedem Sinne im Herzpunkt deutscher Geisteswelt. Auf der anderen Seite gibt es Einwände gegen Dürer und sein Werk, welche zwar die Dankbarkeit verehrender Liebe oft vergessen machen möchte, die aber eine Kritik im großen schöpferischen Sinne des Wortes als wesensnotwendige Bestandteile in das Bild seiner Persönlichkeit mithineinnehmen müßte. Denn so volkstümlich vertraut uns auch Dürer als Künstler und Mensch erscheint, so gerne wir seine Briefe, Tagebücher und sonstigen Aufzeichnungen lesen, so sicher auch der Name Dürer, und das kennzeichnet vielleicht seine bevorzugte Stellung am treffendsten, bei weitem als erster uns einfällt, „wenn wir die deutsche Kunst auf einen Namen bringen wollen" – irgendwie im tiefsten Grunde scheinen wir trotz allem an Dürers letzter innerer Größe als Künstler – und vielleicht auch als Mensch zu zweifeln, wagen es kaum, das gerne gebrauchte und allzuoft mißbrauchte „Genie" als höchsten wägenden und richtenden Wertbegriff vor seiner Gestalt auszusprechen. Und doch, all diese Zweifel, das fühlen wir deutlich genug, vermögen nichts an seiner eigentlichen Größe zu ändern – und die ist: seine Bedeutung für uns, unsere innere Stellung zu ihm. Er bleibt eben unser Dürer. Wie sollen wir das deuten?

Albrecht Dürer ist eine ganz und gar symbolische, stellvertretend gewordene Gestalt, stellvertretend wesenhafte Züge eines ganzen Volkes – unseres Volkes. Hier liegt der tiefste Grund dafür, daß aller rüttelnde Zweifel an Dürers letzter innerer Größe – nichts an dieser Größe selbst ändern kann; denn sie ist symbolisch. Hier ist auch begründet, warum alle reine Kunstkritik Dürer nie voll gerecht werden kann; denn sie übersieht sein Wesentliches: seine Bedeutung für uns, seine Nachwirkung, die weit „über die Grenzen der bloßen Ueberlieferung hinaus" auch heute noch lebendig ist.

Das Dürerdeutschtum – es erscheint wie eine wunderlich unmögliche Mischung dessen, was in Dürers Meisterstichdreiheit gesondert ausgedrückt liegt, die nicht umsonst von seinem Werk am bildhaft-eindringlichsten gewirkt hat und immer wieder als irgendwie zusammengehörig empfunden worden ist – das Dürerdeutschtum, das ist: kampffroher Welttrotz mit dem glaubensstark-furchtlosen Blick vor Tod und Teufelsspuk – es ist Hieronymus' einsamer Sonntags-Sonnenfriede voll weltenabgeschiedener Denkerseligkeit und sinnender Weltversenkung, es ist aber auch – und hier liegt die tragisch-unselige Brechung alles deutschen Wesens – selbstquälerisch-vergrübelte, Sinn und Zweck verneinende Melancholie, die tödliche Gewißheit eines letzten Wissens inmitten der nutzlos und stumpf gewordenen Werkgeräte menschlichen Denkens und Schaffens.

Der Dürerdeutsche – das ist jener Typus des bürgerlich-handwerklichen Kunstlehrmeisters, dem dunkelströmend „form- und bodenlose Phantasie" die heiß erflehte, strahlend-klare Form zerbricht, – des überquellenden Phantasten, dem meist ein Allzuviel an peinlich-rechnender Schwere am letzten Aufschwung verhindert, – des bei aller Enge sehnsüchtig vollkommenen Nord-Menschen, den es ewig „nach der

* Zur 400. Wiederkehr von Dürers Todestag am 6. April liegen an Neuerscheinungen bisher folgende Werke vor, die im nächsten Heft zusammen mit weiteren Jubiläumspublikationen eingehend gewürdigt werden sollen: Willi Kurth und Campbell Dodgson, Dürers sämtliche Holzschnitte, Holbeinverlag, München; Otto Fischer, Dürers Leben und Werke, Einhornverlag; Joh. Damrich, Albrecht Dürer (Die Kunst dem Volke!), Nachdruck 1927, Allg. Vereinigung für christliche Kunst, München.

Sonne friert", bis er zuletzt aus dem Fremden, ihm gerade immer Versagten den nagenden Wurm eines dunklen Ungenügens am eigenen Genius heimbringt, und über all dem jener fatale Hauch eines eingewurzelten Mangels an letzter innerer Freiheit und Gelöstheit, einer geheimen, nur mühsam verborgenen Mittelmäßigkeit.

Es ist Goethe gewesen, der nicht wenig zum Werden dieses Dürerbildes und Bildes vom Dürerdeutschen, das ein mögliches Bild alles Deutschen überhaupt zu sein scheint, beigetragen hat; jedenfalls ergeben die über Goethes Leben hin verstreuten Aussprüche über Dürer, wenn man sie einmal zusammenstellt, so etwas wie Dürer als den Mann des deutschen Seelenschicksals, in dem das ewig deutsche Beieinander heterogenster Wesenszüge und damit die tragisch-unselige Brechung und Hemmung alles deutschen Wesens eine ihrer typischen Verkörperungen gefunden hat.

„Wie sehr unsere geschminkten Puppenmaler mir verhaßt sind, mag ich nicht deklamieren. Sie haben durch theatralische Stellungen, erlogene Teints und bunte Kleider die Augen der Weiber gefangen. Männlicher Albrecht Dürer, den die Neulinge anspötteln, deine holzgeschnitzteste Gestalt ist mir willkommener!" – So der junge Goethe, damit Dürers Werk und, im Gegensatz zu allem Weichlich-Fremden, auch sein Wesen als des „männlichen" Kunstgenius von „holzgeschnitztester" Deutschheit zum symbolkräftigen Bild formend. In die gleiche Sphäre des Heraustreibens alles *positiv* Deutschen in Dürers Wesen gehören die bekannten Versreihen aus ‚Hans Sachsens poetischer Sendung', die das kernige, „holzgeschnittene" Dürerbild zum Bilde einer Sachsisch derb und männlich klar gesehenen deutschen Welt erweitern:

„Nichts verlindert und nichts verwitzelt,
Nichts verzierlicht und nichts verkritzelt;
Sondern die Welt soll vor dir stehn,
Wie Albrecht Dürer sie hat gesehn:
Ihr festes Leben und Männlichkeit,
Ihre innere Kraft und Ständigkeit!"

Und auf der anderen Seite, am anderen Ende der goetheschen Welt, jene signifikanten Aussprüche des faustischen Helenabeschwörers, die, über die nordfremd abweisende Geste der italienischen Reise hinaus, schmerzlich-zürnend, voll anerkennender Abwehr in Dürer den Mann des deutschen Schicksals begreifen, zugleich in seiner „holzgeschnittenen" Gestalt dunkles, deutsches Seelenverhängnis symbolhaft eindringlich verdichtend:

„Weil Albrecht Dürer bei dem unvergleichlichen Talent sich nie zur Idee des Ebenmaßes der Schönheit, ja sogar nie zum Gedanken einer schicklichen Zweckmäßigkeit erheben konnte, sollen wir auch immer an der Erde kleben?" (Maximen und Reflektionen.) Und weiter – Zuspruch und Absage mit goethescher Gerechtigkeit wägend: „Albrecht Dürer förderte ein höchst inniges realistisches Anschauen, ein liebenswürdiges, menschliches Mitgefühl aller gegenwärtigen Zustände; ihm schadete eine trübe, form- und bodenlose Phantasie." Und schließlich, klagend, zugleich anklagend, mit einem wahrhaft schmerzhaften Akzent: „Sollen wir ewig als Raupen herumkriechen, weil einige nordische Künstler (und d. h. natürlich vor allem Dürer) ihre Rechnung dabei finden?"

Diese schmerzlich-zürnenden Ausbrüche – wie sehr auch immer dem klassizistischen Wesenspol Goethes zustrebend, irgendwie sind sie mehr als ein bloßes Messen Dürers an italienischen Kunstidealen, jedenfalls legen sie weitere Ausdeutung äußerst nahe, da sie über sich selbst hinausdeuten auf letzte deutsche Seelennot, allgemeines deutsches Seelenschicksal, das hier mit Dürers Einzelschicksal – man beachte nur jenes zweimalige, beinahe fatalistisch-herbe „weil" – geheimnisvoll-unabwendbar für alle Zeiten verbunden erscheint. Denn das ist's ja: Mangel an „Ebenmaß der Schönheit",

Mangel an „schicklicher Zweckmäßigkeit", ein Zuviel an „trüber, form- und bodenloser Phantasie", „immer an der Erde kleben", „ewig als Raupen herumkriechen", ohne je den leichten Schmetterlingsflug einer letzten Gelöstheit und Freiheit der Seele zu kennen, allem Dunkel vertraut, allem Chaotisch-Drängenden ewig verschwistert, das ist's, deutsches Schicksal, dunkles deutsches Seelenverhängnis!

Gegen dieses Bild vom Dürer-Deutschen, das wie ein Bild alles Deutschen überhaupt sich ausnimmt, hat man neuerdings die Gestalt des neuentdeckten Grünewald zu stellen gesucht, den man gerne in den Mittelpunkt alles Deutschen setzen möchte, Dürer dabei irgendwohin an die Peripherie verweisend. Aber Grünewalds, des Meisters vom Isenheimer Altar Persönlichkeit wirkt nicht umfänglich genug, – vergeblich suchen wir nach der bei Dürer gewohnten Fülle persönlicher Dokumente –, tritt uns zu einseitig-vollkommen, zu sehr in einem Aeußersten vollendet entgegen, um je symbolbildender Spiegel der inneren Mächtigkeit deutschen Seelenlebens werden zu können.

Eine andere Frage ist, ob das bisher so mächtige Bild vom deutschen Dürer deutsche Zukunft symbolkräftig überdauern wird. Fast scheint es, daß der Mythos vom Dürer-Deutschen seine Polhöhe schon erreicht habe, Dürers Stern schon im Sinken ist, anderen Bildern weichend. Der Dürer-Deutsche scheint schon der Vergangenheit anzugehören, ist irgendwie „vorkriegsdeutsch": es ist der Deutsche mehr des „Hieronymus im Gehäus" und der „Melancholie" als des „Ritters mit Tod und Teufel", – es ist der Deutsche, sich selbst, seine Stärken und seine Schwächen nicht ohne leise Ironie betrachtend, voll dunklen Ungenügens am eigenen Genius, der tragisch-unseligen Brechung seines Wesens und einer letzten inneren Formlosigkeit sich nur allzu deutlich bewußt. Deutsche Zukunft aber mit ihren neuen harten strengen Aufgaben wird neue stärkere größere Symbole brauchen. Der vorwiegend aktive Deutsche – nicht der einer Hieronymus-einsamen Weltversenkung, nicht der einer selbstquälerisch-vergrübelten Melancholie – nein, ringend und kämpfend um seine Zukunft und um seine letzte innere Form – wird neue symbolstarke Sinn- und Vorbilder seines Seelenschicksals sich gestalten müssen. Vorläufig aber ist uns Dürer noch zutiefst nahe und vertraut, wenn auch vielleicht in jener gefährlichen Nähe eines innigsten Begegnens, das Fremdheit und Trennung schon in sich schließt. Noch wissen wir das Thema „Dürer und wir", alles das, was uns Dürer bedeutet, nicht besser zusammenzufassen, als wenn wir schließend fragen: was wären wir *ohne* Dürer?

Reinhold Lindemann.

Die Siedlungen des deutschen Volkes

Die Siedlungskunde unseres Volkes eröffnet weite kulturgeschichtliche Ausblicke; denn wir können vom indogermanischen Altertum her die Beziehungen verfolgen, die zwischen Siedlung und Kulturstand eines Volkes oder eines Volksstammes bestehen. Dabei liegt der Ton auf dem Begriff „Kultur". Heute nämlich hat das Siedlungswesen zivilisatorische Formen angenommen, - annehmen müssen. Die Architektur mancher Großstadtteile stellt das Extrem dieser Rationalisierung dar. Der Raummangel fordert größtmögliche Ausnutzung der Fläche; endlich beginnt man sogar die Luft zu erobern. Und weiter geht man von praktischen Gesichtspunkten dazu über, die Möbel, die noch immer etwas Persönliches in ein Heim brachten, zum Teil schon einzubauen ins Mauerwerk. Der mobile Mensch, der Mieter, stellt ja leider noch immer außerordentlich hohe Prozentsätze der Bevölkerungszahl dar. Diese Andeutungen beweisen schon, wie im modernen Siedlungswesen eine kalte Gleichmäßigkeit in unpersönlich gewordenen Lebensformen zum Ausdruck kommt. Unsere Städte zeigen, daß diese Entwicklung schon lange andauert. Kennzeichnend sind die Gleichförmigkeit der Straßen mit oft gleichhohen Häusern in der Traufstellung oder die künstlich, unorganisch aufgebauten Giebel, die eine lächerliche stucküberladene Renaissance vortäuschen wollen. Sicherlich ist der Mensch daran schuld. Die Kultur, die aus der Liebe zum Heim entsteht, ist einer errechneten Geschäftsmäßigkeit gewichen. Die Sorglosigkeit dieser Frage gegenüber wurzelt wieder in der Heimlosigkeit vieler moderner Menschen. - Die Siedlungskunde beweist, daß der Mensch sein Heim desto persönlicher gestaltet, je mehr er mit dem Grund und Boden, auf dem das Haus steht, verwachsen ist. Eine wirkliche Volkskultur müßte sich auf der Verwirklichung dieses Gedankens aufbauen. Das Problem „Volk ohne Raum" (vergl. Die Bücherwelt Jahr 1927, Heft 9, S. 390 und Heft 11, S. 516) ist nämlich nicht nur eine deutsche Angelegenheit.

Diese Fragen spielen in neuerer Zeit auch im Bildungswesen der Jugend eine Rolle; denn mit Recht hat sich die Erdkunde in den Schulen auf allen Stufen auch mit der Eigentümlichkeit der einzelnen Siedlungsformen und im Zusammenhang damit mit den entsprechenden Kulturformen zu befassen.

Die Siedlungskunde des deutschen Volkes von Prof. Dr. Rob. Mielke* „will beitragen, die schweren Kulturschäden der neuzeitlichen Siedlungsbewegung aufzudecken und den Zusammenhang des einzelnen mit seinem Heim, den ungeheuren Einfluß auf das Kulturleben und seine Beziehungen zum Volksorganismus darzulegen". Das deutsche Volk kann in dieser Siedlungskunde ein Stück echter Romantik und wirkliches Heimatsgefühl miterleben. Denn das Buch tut nicht geschichtlich Gewordenes als solches dar, sondern es erklärt auch, wie Volkskräfte erhalten geblieben sind. Die Abbildungen zeigen, was vom alten Siedlungsgut bis in die Gegenwart gerettet wurde. - Das Buch beginnt bei den Indogermanen. In der Urzeit hat der Mensch sich die Natur noch wenig dienstbar gemacht; um so mehr bietet seine Siedlung ein Bild, wie er beginnt, Oberflächenform, Bewässerung auszunutzen, oder wie er sich schützen muß mit Wällen und Gräben. Der ungesellige bäuerliche Urmensch erscheint dann schon in Griechenlands Vorgeschichte in „staatlicher" Gemeinschaft. Die „Stadt" ist auch in der Geschichte des Altertums noch eine Verbindung von Stadt und Land. Erst die Jonier beginnen dann, die Stadt zum künstlerischen Mittelpunkt mit großer Raumverschwendung umzuformen. Zu gleicher Zeit aber wird das Stadt-

* Mielke, Robert, a. o. Professor an der technischen Hochschule Charlottenburg: ‚Siedlungskunde des deutschen Volkes und ihre Beziehung zu Menschen und Landschaft'. Mit 73 Abbildungen und 6 Tafeln im Text, VI und 310 S. München, 1927, Verlag J. F. Lehmann. Geh. 8.— *M*, geb. 10.— *M*.

volk eine Masse, die von Demagogen beherrscht werden kann. Die Stadt Rom beweist, wie die Einheitlichkeit des Bürgertums in Klassengegensätzen unterging. - Die ursprünglichen indogermanischen Siedlungsformen, Einzelsiedlung und Dorf, bestanden auch im klassischen Altertum neben der Stadt.

In Nordeuropa zeigen die indogermanischen Stämme der Kelten und Slawen besondere Variationen des urtümlichen Zustandes. Der Kelte kannte die Stadt nur als Fliehburg. Gewöhnlich bewohnte er die Rundhütte, und sein Gefühl für Gemeinsamkeit brachte das Haufen- oder Straßendorf zum Ausdruck. Die Straße wurde im Westen Europas schon früh zum politischen und geselligen Bindemittel. Die slawische Siedlung bildete sich meist im Anschluß an einen Herrensitz. Alle russischen Städte – außer Petersburg – bekunden das bis heute. Der Herrensitz machte die Bauern bald unfrei, - äußerlich und innerlich. Auch dieser Zustand blieb. Nur die tschechischen Slawen entwickelten sich völkisch höher.

Die germanische Siedlung hat sich der Landesnatur immer angepaßt: Ebene, Mittelgebirge, Hochgebirge zeigen wesentlich verschiedene Formen. Aber urtümliche gemeinsame Züge dringen immer wieder durch. - In der norddeutschen Ebene wog von vornherein wohl die Einzelsiedlung vor, indes erkannte schon Cäsar den starken Zusammenhalt der Bewohner. Das Altsachsenhaus erklärt uns noch, daß wir den damaligen Siedler als Viehzüchter anzusprechen haben; denn das Haus entstand aus dem Stall. Es sieht heute noch so aus, wie vor 500 Jahren. Der Schmuck der Giebelseite zeigt die Freude am Heim, das bedeutet hier: Freude an der Arbeit, auch Freude an der Tradition. Die dem Einzelhof nächststehende Dorfsiedlung ist das Haufendorf und das Angerdorf. Daß bis heute die niedersächsische Besiedlung noch altertümlich blieb, beweist, wie dieser Stamm gerade gegen die Proletarisierung sich erfolgreich gewehrt hat. Auch sogar der Kleinstädter produziert dort noch landwirtschaftlich. An der Elbe und Saale entstand das Runddorf. Es erscheint in der Silhouette geradezu künstlerisch: rings aus der Ebene heraus über Felder, Gärten, Häuser zur Kirche als Mittelpunkt ansteigend. - Die norddeutschen Städte waren ursprünglich Wirtschaftsgenossenschaften wie die Dörfer; sie hatten auch eine Allmende. Oft beeinflußte der Landesherr ihre Bildung, oft wurden sie auch im Gegensatz zum Landesherrn groß. Dann stützten sie sich meist auf das Machtbewußtsein der Zünfte. Den Individualismus des Bauern schränkte der Bebauungsplan der Stadt automatisch ein. Bei der Giebelstellung der Häuser konnte in altgewohnter Weise die Front künstlerisch gegliedert werden; ja, man schob die Stockwerke sogar vor (Knochenhauerhaus in Hildesheim). - Ohne Städte blieb die friesische Siedlung. Wo es in Friesland Städte gibt, da sind sie vom Niedersachsentum geschaffen. Es beherrscht auch den friesischen Häuserbau. Die Eigentümlichkeiten des friesländischen Charakters sind bedingt durch geographische Verhältnisse. Der Friese hat schon früh den Kampf gegen das Meer aufnehmen müssen. Dieses dauernde gemeinsame Erlebnis führte den Stamm zu einem selbstverständlichen opferfreudigen Verantwortungsgefühl für das Wohl der Gesamtheit. Die einzelnen Dörfer aber sind in ihrem kulturellen Charakter stark differenziert. - Die norddeutsche Moorsiedlung ist ebenfalls sehr alt. In neuerer Zeit wird wieder an die Möglichkeit ihrer Auswertung kräftig erinnert (S. 102 und ‚Die Bücherwelt' 1927, Heft 11, S. 517).

Die mitteldeutsche Siedlung mußte mannigfaltiger werden, da ihre landschaftlichen Vorbedingungen vielgestaltig sind. In Franken lösten sich aus dem germanischen Einzelhaus mehrere Wirtschaftsgebäude heraus. Mittelpunkt wurde ein viereckiger Hof. Von ihm aus ging man - und geht man heute noch - ins Haus. Dieser Hof ist gemeinsamer Spielplatz. Man liebt es, mit Freunden und Bekannten zu sprechen; die quergeteilte Türe dient diesem Zug zur Geselligkeit. Dabei ist der Franke munter, aber auch ernst - oft sogar schwerblütig. Besonders die Gebirgsland-

schaft (die Eifel) macht den Bauern zu einem charakteristischen Typ. Leicht zu umschreiben ist er nicht, denn er ist nicht nur verdrossen und schweigsam. In der Beurteilung des Heimatsgefühles der fränkischen Siedler ist der Verfasser, wie S. 135 zeigt, mangelhaft unterrichtet. Krieg und Nachkriegszeit haben noch neuerdings die Stärke des fränkischen Heimatgefühls bewiesen. Auch ist das Urteil der Rheinländer nicht unselbständiger als das anderer Deutscher, ob sie nun westlich oder östlich von der Elbe wohnen! Auf S. 137 sagt der Verfasser, daß der katholische Bauer sein Christus- und Madonnenbild „lieber am Aeußeren als in der Stube" anbringe. Wahrscheinlich lag für diese Behauptung eine trübe Quelle vor. Der Augenschein belehrt jeden wirklichen Kenner der betreffenden Verhältnisse eines Besseren. Man kann auch nicht ganz allgemein behaupten, daß allein die Dorf- und Stadtsiedlungen in den blühenden Ländern an Rhein und Mosel reichere Fachwerkbauten besitzen. Auch das Westerwaldhaus ist zum Beispiel in Grenzau kunstvoll gestaltet (zu S. 142). Wo die rheinischen Städte nicht auf römischen Ursprung zurückgehen, herrscht meistens die Haufenstadt vor. - Die fränkischen Mainsiedlungen zeigen die gleichen Formen wie das Rheinland. Die Steinhäuser im Südosten (Nürnberg, Rothenburg) veranlaßten bald eine bewußte Schönheitspflege des gesamten Straßen- und Stadtbildes. Rathäuser, Märkte, Brunnenanlagen wurden architektonisch ausgewertet. - Der ganze fränkische Formenschatz wird dann auch niedergelegt im Kolonialland (Saale- und Donaugebiet, Sudeten, Galizien, Böhmen, Mähren). In Siebenbürgen entstanden die sogenannten Kirchenburgen.

Der Lage des Hessenlandes entspricht die Berührung fränkischer und sächsischer Siedlungsformen. Auch hier blieben die Städte nicht nur Mittelpunkte landwirtschaftlicher Ernährung. Gewerbe und Handel drängte zu einem Ausbau der Städte unter Ausnutzung einer größeren Höhe der Häuser. An den hessischen Giebeln prangt eine zierliche Buntheit.

Die günstigen geographischen Bedingungen von Thüringen bewirkten, daß die staatliche Vielgestaltigkeit dieses Gebietes die kulturelle Einheit des Stammes nicht stören konnte. Außer der Freude an der Land- und Waldwirtschaft kennzeichnet den Thüringer noch die Freude an Blumen und Gesang. Als Beispiel für den musikalischen Sinn der Thüringer wird S. 171 Luther genannt. Aber schon Walther von der Vogelweide sang das Lob der thüringischen Landgrafen. Sie hatten schon zur Zeit der heiligen Elisabeth große kulturelle Bedeutung für den Minnesang. - Die Ordnung der Häuser in den Städten Thüringens und des Harzes hat sich bald geändert. Dadurch, daß sie in Traufstellung aneinandergereiht wurden, vertiefte sich die Perspektive des Straßenbildes; dieses verflachte. Und in die Horizontale hinein paßte keine hochragende gotische Kirche. Darum gehen die Kirchen dort in die Breite.

Die Form der südlicheren Siedlungen ist stellenweise aus nördlichen und südlichen Elementen gemischt. Das schwäbische Gebiet übernahm von Kelten und Römern die Weilersiedlung (vier bis acht Hausstellen, die ganz unregelmäßig zueinander stehen). - Im Elsaß wird das fränkische Haus neu gestaltet. Es ist gedeckt mit einem stark vorspringenden Regendach. Ein gleiches ist über der Fensterreihe jedes Stockwerkes am Giebel angesetzt. Die Städte gehen meist auf römische Siedlungen zurück. Wieder anders gestaltet der Schwarzwald die Siedlung. Stall, Wohnung, Speicher liegen unter demselben Dach, eines über dem anderen. Die Lage am Hang gestattet, unmittelbar den Speicher zu befahren. Diese Umformung und die ringsherumführenden Galerien deuten auf südlichen Einschlag. Das badische Unterland hat Städte, die aus Haufendörfern entstanden sind (Freiburg). Karlsruhe ist eine Gründung des Absolutismus; daher stammt seine künstliche Formung, die mit der Landschaft in keiner Beziehung steht. Der Charakter der Alemannen im Elsaß und in Baden ist von Mielke vortrefflich gekennzeichnet, besonders der vom Osten mißverstandene Elsässer (S. 184—185).

Die bayrischen Siedlungen unterscheiden sich von den bisher genannten dadurch, daß sie aufgelockert liegen und nur durch eine breite Straße verbunden werden. So entsteht kein Straßen-, auch kein Haufendorf. Der gebirgige Süden kennt nur Einzelhöfe und Straßendorf. Die Charakteristik des Bayern ist ungenau gegeben. Das katholische Bruderschaftswesen ist den Bayern nicht allein eigentümlich, wie S. 206 gesagt wird. Auch der S. 208 erwähnte Ausdruck christlicher Gesinnung ist in jedem katholischen Land zu finden (Kapellen, Kreuze usw.). Der bayrische Siedlungstyp beherrscht auch Oesterreich.

Nach Süden griffen die germanischen Siedler weit in die Alpen vor. Sage und Geschichte rühmen ihre Eigenschaften. Die organische Entwicklung des Schweizer Landes wurde durch die Grundherren gestört, ebenso durch den Söldnerdienst der Schweizer in fremden Ländern. Das gefährdete aber den Gemeinsinn nicht; denn das Land stellt an seine Bewohner Anforderungen, denen nur die Gesamtheit gerecht werden kann (Waldschutz, Wasserabwehr usw.). Das alemannische Haus hat hier seine vollendetste Umformung im Kanton Bern gefunden. Die Stadt Bern selber ist Musterbeispiel für die Architektur einer schweizerischen Stadt: Das Straßenbild wird verschönt durch Abschlüsse, die eine lineare Perspektive beleben (der „Zeitturm" in Bern). Dazu kommt der Bau von charakteristischen Lauben (südlicher Einfluß). – Südlich des Brenners haben auch die Tiroler Städte ihre Plätze mit solchen Lauben umgeben.

Die Kolonialsiedlung in Mittel- und Ostdeutschland bringt keine wesentlich neuen Formen. In der Hauptsache waren hier Niedersachsen und Franken tätig. Die Kulturmischungen und die vorsichtigen Abgrenzungen gegen fremde Einflüsse werden bei Mielke mit großer Genauigkeit auseinandergelegt. S. 257 steht, daß fränkische Geschmeidigkeit „der hohenzollernschen Nationalpolitik, die zu einem ostdeutschen Einheitsstaat strebte", sehr entgegen kam. Mit Recht wird man bezweifeln, daß die Bildung eines solchen Staates als „Nationalpolitik" bezeichnet werden kann. S. 259 hätte auch noch festgestellt werden können, woher es kam, daß die „starke Kraft" des Mittelalters einem neuen Zeitgeist zum Opfer fiel. Zum selben Punkt äußert sich recht einseitig S. 48, wo Luthers Tat sehr temperamentvoll als Befreiungstat gepriesen wird. Demgegenüber sei betont, daß die katholische Kirche bewiesen hat, wie sie „in der Heimat" drinstand.

Das Schlußkapitel „Die moderne Siedlung" kennzeichnet überzeugend die Industrialisierung des Daseins, die Heimatlosigkeit des Großstädters. Auch ist besonders wesentlich, daß die in der Stadt angehäuften Reichtümer durchaus nicht dem ganzen Volk zugute kommen. Und als arbeitschaffende Personen kommen nur wenige Industrielle in Frage. Der ganze Komplex sozialer und wirtschaftlicher Nöte raubt dem Leben die individuelle Gestaltung. Das färbt ab auf die Siedlung - auch auf die Dorfsiedlung. Städtische Hausformen und Warenhausmöbel beginnen schon ihre Herrschaft. Sehr richtig sagt Mielke am Schluß (S. 300), daß der Individualismus dieser Gleichmacherei nicht notwendig zum Opfer fallen muß, daß er sogar noch lebendig blieb, und nur geweckt zu werden braucht. „So notwendig es ist, daß der Deutsche deutsch bleibt, ... so wichtig ist es, daß er in Heim und Heimat festhält an den Grundlagen, die ihm die Geschichte und das Volkstum geschaffen haben – in Stadt und Dorf."

Mielkes Buch birgt eine an seinem Umfang gemessen ungeheure Stoffülle. Es gibt nichts Gleichartiges in dieser Art. Das Abbildungsmaterial ist mustergiltig in Auswahl und Ausführung. Die 6 Tafeln veranschaulichen in geschickter Uebersicht Beziehungen und Verschiedenheiten der Haus- und Siedlungsformen.

Das Buch sollte nicht nur den Geographen, Historiker, Germanisten und Kunsthistoriker interessieren. Jeder, der sich für Volkswirtschaft, ja, jeder der sich für die Heimat interessiert, sollte es lesen und studieren.

Johannes Peters.

Industrie und Volkstum

In seinem ‚Leben Michelangelos' sagt Romain Rolland: „Ich hasse den feigen Idealismus, der die Augen wegwendet von den Traurigkeiten des Lebens und den Schwächen der Seele. Man muß einem Volke, das zu leicht dem Zauber hochtönender Worte erliegt, dem bald Ernüchterung folgt, zurufen: Die heldische Lüge ist eine Feigheit. Es gibt nur ein Heldentum auf der Welt: Die Welt zu sehen, wie sie ist - und sie zu lieben."

Auch ich möchte in nachstehenden Ausführungen versuchen, die Welt zu sehen, wie sie ist, und sie zu lieben; die Welt des deutschen Volkstums, die Welt der Industrie, wie sie mir im Ruhrgebiet bekannt sind.

Volkstum kann wohl angesprochen werden als die Offenbarung der geistigen, sittlichen und künstlerischen Gestaltungskraft des Wesens eines Volkes, Volk aufgefaßt als die breite Masse. Das Wesen eines Volkes hat seinen Ursprung teils im Menschen selbst (Rasse, Stamm), teils in der Umwelt (Landschaft, Lebensraum), in der sich das Leben des Menschen abspielt. Wesenbestimmend wirken auch geschichtliche Ereignisse.

Der Verlauf der niederdeutschen Sprach- und der niedersächsischen Hausgrenze weist das westfälische Industriegebiet dem niedersächsischen Kulturkreise zu. Auf dem Boden um Ruhr, Emscher und Lippe saßen hier Niedersachsen, Westfalen, eine Rasse, der Festigkeit, Ruhe, Besonnenheit, Schwerfälligkeit bis zum Starrsinn, Selbständigkeit, Pflichtgefühl, gesunder Rechtssinn, klares, nüchternes Denken, Organisationsfähigkeit, Begabung für Technik und Handel als hervorstechende Eigenschaften zugesprochen werden. Spuren altgermanischen Glaubens haben sich, wenn auch nur in spärlichen Resten, bis in die Jetztzeit hinübergerettet (wilder Jäger, Opferstätten). Niedersächsische Siedlungsweise kündet mit ihren Ueberbleibseln in Einzelsiedlungen und Hausbauten, sogar noch mitten im Steingewirre der Großstadt, daß das Volk hier einst war wie sein Haus „einheitlich, praktisch, fest, zuverlässig, abgeneigt gegen alles Spielerische, mehr seiend als scheinend" (W. Peßler.)

Wie im übrigen Niedersachsen war auch hier das Plattdeutsche Ausdruck der einheitlichen, niederdeutschen Volksseele, wie diese selbst, schlicht, einfach, ehrlich, gerade, offen, voll feiner Beobachtung, trockenen Humors, derb aber ohne Falsch.

In Märchen, Sage und Lied, von denen heute im Volksmunde leider nur noch wenig umläuft, fand auch hier des Volkes Innenleben, seine Stellung zu ewigen Menschheitsfragen, zu Natur- und Zeitgeschehen seinen Ausdruck, kündete von tiefer Religiösität und Sittlichkeit, von sinniger Naturverbundenheit, von Hochschätzung mannesmutiger Entschlossenheit, die bereit, Gut, Leib und Leben einzusetzen für Ehre, Recht und Freiheit.

Aus Religion, enger Naturverbundenheit, Freude an Form und Farbe, aus starkem Gemeinschaftsgefühl erwachsen, schlangen Sitte und Brauch auch hier ihr einigendes Band um alle Kinder eines Volkes. Was davon heute noch in Volkskunden aufgeführt wird, hat zumeist nur noch Erinnerungswert.

Die größte Mannigfaltigkeit der Landschaft des heutigen Industriegebiets vom Bergland der Ruhr bis zum sumpfigen Bruch der Emscher drückte ihren Menschen ihre Stempel auf, und mochte auch die Prägung anders sein an der Ruhr, anders in Heide und Bruch, stets war sie Ausdruck engster Bodenverbundenheit.

Wie die Geschichte auch im Industriegebiet Gemeinschaft, und damit Volkstum bildend gewirkt hat, brauche ich wohl nur anzudeuten. Was ruht aus wesenbestimmender Vorgeschichte unter dem Asphalt der Städte! Was bedeutet für die volkstümliche Entwicklung z. B. die einstige Zugehörigkeit dieser Teile zum protestantischen

Preußen, jener Teile zu katholischen Landesherren! Alles bisher Gesagte kurz zusammengefaßt ergibt sich: Auch hier im Industriegebiet entsprang aus Stamm, Landschaft und Geschichte ein lebendiges, westfälisches Volkstum.

Gewerbetätig ist das Ruhrgebiet von jeher gewesen. Mit Einführung der Dampfmaschine um 1800 beginnt der riesenhafte Aufschwung des Kohlenbergbaues und sein Vorrücken nördlich der Ruhr, und mit der Zeit erwuchs daraus „im rasenden Tanz aus Arbeit und Eisen" (Max Barthel) der Geist, dem „Stahl wird Zins und Kohle Wertpapier". (Zech)

* * *

Welchen Einfluß hat die Industrie auf die Quellen des Volkstums, also auf den Menschen und seine Umwelt und damit auf die Aeußerungen des Volkstums ausgeübt?

Was die Industrie aus der natürlichen Landschaft gemacht hat - soweit man von einer solchen in Deutschland überhaupt noch sprechen kann - das zeigt der Augenschein: Ueberall „die schier brutale Nacktheit einer Scholle, die nichts Erdhaftes mehr an sich hat, deren Atem im Dunste der Schlote gewaltsam erstickt, und deren mütterliches Herz längst zu schlagen aufgehört, seitdem Maschinenleiber ihren ehernen Rhythmus pulsen". (W. Haas.) Und wenn Wieprecht in den nackten Halden nur sieht „der Zeiten Rest, da man das Gold aus rotem Blut gepreßt", so dämmert auch dem Fernstehenden die Erkenntnis, wie sehr diese Verödung und Vernichtung der Natur die Menschen seelisch beeinflußt, die in ihr zu leben gezwungen sind, sie nicht bloß ärmer machte, sondern die innere Leere mit Bitternis füllte. Eine Bestätigung des Wortes von Schulze-Naumburg: „Die freie unberührte Natur bedeutet für den Menschen etwas Unentbehrliches und über sein Wissensbedürfnis hinaus Notwendiges; er wird nicht etwa nur um einen rein ästhetischen Genuß ärmer, wenn er diesen ihm bisher gemäßen und vertrauten Hintergrund seines Lebens zerstört, sondern er schafft sich damit auch Umweltbedingungen, die seinem Wesen über kurz oder lang verderblich werden müssen."

Gewaltig und volkstumverheerend wie die Schädigung der Landschaft durch die Industrie ist auch die Umgestaltung des engeren Lebensraums, der Siedlung. Das sprunghafte Wachsen der Industrie ließ eine planmäßige Entwicklung nach städtebaulichen, sozialen und ästhetischen Gesichtspunkten nicht zu. Wohl bildeten hier und da wie anderswo alte Ortskerne den Ausgangs- und Mittelpunkt, zumeist aber war die geeignete Förder- und Arbeitsstelle maßgebend. So wuchsen Kleinstädte und Dörfer durch Eingemeindungen, bei denen oft wertvolle geschichtlich begründete Verbundenheiten und volkliche Werte gefährdet und zerstört wurden, zu Großstädten, denen aber das kulturelle Gesicht fehlte. Und wo noch gestern Hasen und Füchse sich „Gute Nacht" sagten, reiht sich heute Wohnhaus an Wohnhaus um rauchende Schlote. In diesem zumeist wahllosen Gemisch von Industrie- und Wohngebieten verengte sich der Lebensraum des Einzelnen immer mehr. Wohnen doch hier auf 1 qkm Fläche rund 1600 Menschen gegen nur etwa 40 in Brandenburg und Pommern.

Wohl sind stellenweise gute Siedlungen geschaffen, wohl sind hier und da neue Stadtteile mit Arbeiter-Kleinwohnungen entstanden, die vorbildlich sind, aber der größte Teil der werktätigen Bevölkerung ist auf die Mietskaserne und die öde Koloniewohnung angewiesen, in deren öde Kammern nicht dringt

„... Wind und Wolke und des Sommers tiefes Blau
Und süßer Ruch von frischgemähten Bergeswiesen." (Haas.)

Niemand kann die Wechselwirkung zwischen Wohnstatt und Mensch leugnen; dem, der die Rede des alten bodenständigen Hauses von „Familiensinn, bürgerlicher

Tüchtigkeit, Gemütlichkeit, Schlichtheit, Genügsamkeit, Friede, Freude, Humor und Gottesfurcht" versteht, braucht die trostlose Auswirkung dieser sachlich nüchternen, öden, kalten, stil- und freudlosen, verrußten und verstaubten Unterkünfte auf ihre Bewohner wohl nicht besonders betont zu werden. Dort Ausleben aller menschlichen Kräfte, und hier? Hier ist kein Heim, in dem Familienleben als Pflanz- und Pflegestätte deutsch-christlichen Volkstums gedeihen kann. Die Arbeit gestattet vielfach keine feste Hausordnung, kein Gemeinschaftsleben. Feierabend und Feierstunden kommen nicht auf, kommen vielfach auch darum nicht auf, weil den Frauen Veranlagung und Kenntnisse fehlen, das Haus zu einem Heim zu machen. Heimschmuck ist schlimmster Kitsch aus dem Warenhause, Hausmusik: Grammophongekreisch mit dem Abfall aus Operette und Tingeltangel, „literarische Erholung": Kolportageschund und -Schmutz zur sittlichen und politischen Zersetzung. Aus solch einem „Heim" flieht der Mann gern zu Organisations- und Vereinsveranstaltungen, zum Umtrunk mit dem Kumpel. Aus solchen „Heimen" strömt es ins Kino, nicht aus Bildungsbedürfnis, sondern um im Bilde für die niederen Instinkte die Befriedigung zu finden, die des Lebens Dumpfheit vorenthält. Die Bewohner solcher „Heime" füllen Varietee und Kabarett und suchen Ablenkung von Alltag und Leerheit im Anstieren dreiviertel oder ganz nackter Weiber, im Anhören mehr oder weniger geistloser Zoten und Witze und blöden, frechen Singsangs. - Könnte man all denen, deren Leben unter solch trostlosen Wohnungsverhältnissen dahinkriecht, mit einem Schlage Augen und Herz aufreißen zur Erkenntnis, schaurig würde der Massenchor in Lersch' Klage einstimmen:

„Weh, hier hock ich Gespenst der Fabrik
Die Sinne mit Schmutz versiegelt!
Weh! - Mensch im Eisen."

Wie gestaltete sich unter dieser Umwälzung der Landschaft und der sonstigen Umwelt der Mensch als Träger des Volkstums?

Stammliche Verbundenheit als Quelle des Volkstums hat für das Industriegebiet ihre Bedeutung verloren. Die Bodenständigen sind in die Minderheit gedrängt. Eheschließungen mit ihren Blutmischungen verschiedener Stämme und Rassen beeinflussen fortdauernd und nicht immer günstig die stammlichen Erbmassen. Der größte Teil der Bevölkerung ist „heimatloses, fremdes Volk, von hierher und dorther, zum Teil mit fremder Sprache, mit fremden Sitten", mit verschiedenster geistiger und körperlicher Eigenart, verschiedenster kultureller und sozialer Einstellung, losgelöst vom alten, ohne festen, lebendigen Anschluß an einen neuen Kulturkreis. In diesem entwurzelten Völkergemisch, dem jede gemeinschaftliche stammlich, landschaftlich und geschichtlich gewordene Eigenart fehlt, muß jedes alte Volkstum sterben. Die Bodenverbundenheit mit der eigenen Scholle fehlt und mit ihr eine der Hauptgrundlagen für die Entwicklung wertvoller geistiger Eigenart. Zudem ist das rastlose Hasten und Jagen des Alltags der Neubildung eines Volkstums überall im Wege. Daß die tägliche Arbeit überdies zumeist nur den Körper in Anspruch nimmt, „bedingt niedere Entwicklung des Geistigen und Unzufriedenheit". Die Bindungslosigkeit mit Heimat und Welt und alter Weltanschauung mindert das Gefühl für Sittlichkeit, mindert die Gefühlstiefe, wirkt sich im Handeln aus, das auch ungebunden, impulsiv und rücksichtslos wird.

So erwuchs und erwächst von Generation zu Generation rassisch, kulturell und gesellschaftlich minderwertiger das Proletariat, kulturlose, unzufriedene Massen, die anklagen:

„... fremd sind wir alle, und die Maschinen
Sind kalte, eiserne Götzen, an denen eisgraue Pfaffen
Die Jugend opfern und unser Blut verspritzen." (M. Barthel)

In nicht wenigen aber „ringt der Geist mit düsterem Verzagen" (Wieprecht) und sie schreien sehnsüchtig mit Lersch:

„Heimweh heult wahnsinnswild,
Heimweh weint süße Weisen
Nach Erde, Mensch und Licht.
Schrei lauter, Mensch im Eisen."

* * *

Mit Geistesringen und Heimwehschrei aber haben wir die hoffnungsvollen Anzeichen, daß nicht alle Industriemenschen stumpf hinabgleiten zum seelenlosen Rade der Maschinen,

„... selbst wie Maschinen
von spärlicher Sonne beschienen
und mehren - und mehren das Gut." (Wieprecht)

Daß vielmehr eine Aufwärtsbewegung aus den Niederungen einsetzt, daß getrieben von der gewaltigen Dämonie der Industrie „aufwärts steigt ein Volk aus Haß und Wut und Trümmern". (Barthel.)

Ja, ein neuer Mensch wächst auf aus dem durchwühlten Boden, aus dem Rattern der Räder, aus Staub und Rauch. Ein Mensch, dessen Kraft und Sinne sich entwickelt und gestählt an Stein und Eisen, keine weichen, lässigen und bequemen Genießernaturen; Willensmenschen, Tatmenschen, die es sehnt, „in die Speichen des rollenden Wagens zu greifen" (Wohlgemut), in deren Herz und Kopf brennt „der Stolz und die glühende Leidenschaft, Schöpfer zu sein", in denen erwuchs „ein Geist, der Menschen und die Welt in neue Bahnen weist".

Neuer Geist - neue Bahnen! - Der alte Geist hat sich gewendet, alte Gleise sind verwischt. - Wohl leben noch Hunderttausende von seßhaften Eingeborenen im Lande der Schlote, „besonders an der Ruhr entlang. Sie lieben ihre Heimat, besingen ihre Ruhr, erzählen Geschichten von den Bergen und Sagen von gewesenen Schlössern und Wäldern". Die Meinung, die Regierungspräsident König an diese Feststellung knüpft: „Die einheimischen übertragen ihre Heimatliebe und ihren Heimatsinn auf diese fremden zugezogenen Schichten" ist m. E. arg optimistisch. In den nicht seltenen Industrieorten, wo auf hunderttausend Zugewanderte nur ein paar Tausend oder gar ein paar Hundert Altansässige kommen, fällt ihr Einfluß gar nicht in die Wagschale, und darum wird altes westfälisches Volkstum im Industriegebiet nie wieder lebendig werden. Alle Mühe, die hier auf Wiederbelebung alter Formen verwendet würde, bedeutete vergeudete Kraft. Hier kann es nur gelten, für Bildung eines neuen Volkstums die Grundlage zu schaffen. Zu schaffen durch Um- und Neugestaltung des Lebensraumes (Landschaft, Siedlung, Heim); durch Kulturpflege in Familie, Gemeinde, Staat die versiegten und verschmutzten Quellen, aus denen Volkstum entspringen kann, wieder in Fluß zu bringen, wieder zu klarem, stärkendem Trank zu machen für Verdurstende; denn es ist unsittlich und unmöglich, Millionen handarbeitender Menschen kulturlos dahindämmern zu lassen.

All diese, die sich heute oft nur mit Bitternis als Enterbte unter sich verbunden fühlen unter dem Druck des harten Schicksals, alle diese volklich wieder untereinander zu verbinden, ihre Geistigkeit so zu gestalten, daß sie in ihrem Dasein einen Lebenszweck sehen, das ist Sinn und Ziel aller Arbeit, die wir für das Volkstum im Industriegebiet leisten müssen.

Rassisch an der Zusammensetzung der Bevölkerung und damit an ihrer kulturellen Einstellung etwas zu ändern, ist nicht möglich. Viel, ja alles aber ist erreicht, wenn es gelingen wird, das Wesen der Vaterlands- und Heimatlosen zu beeinflussen,

daß sie sich als Deutsche fühlen, „daß sie einsehen, wie aus der Landschaft, aus der Entwicklung der Industrie und Technik, aus der Mischung verschiedensten Volkes und Volkstums, die innere Gestaltung des heutigen Menschen bedingt ist und so zur Bejahung der Industrie kommen".

Lange, zu lange ist diese wichtige Aufgabe im Industriegebiet unbeachtet geblieben. Denen, welchen mit der wirtschaftlichen Macht auch das kulturelle Schicksal von Millionen in die Hand und aufs Gewissen gelegt ist, gilt das Wort des früheren Reichskanzlers Cuno: „Wir wollen nicht ... immer nur von Kohlen und Erz ... reden, sondern wir wollen immer daran denken, daß es im Ruhrgebiet um das Schicksal von Menschen, um das Schicksal von deutschen Menschen geht." „Die Gesamtheit muß es einsehen, daß die Misere von Menschenentrechtung, Naturentfremdung und Versklavung unter die Diktatur der Maschine, die heute so breit und grell das Bild des Industrielebens kennzeichnet, Schuld und Frevel sind, eines kulturbewußten Volkes unwürdig. Wir haben die Aufgabe, die ungleichartige, aber geschichtlich notwendige Verbindung von Geist und Geld zu überwinden: in diesem Sinne ist die soziale Frage anzusehen." (Dr. Brepohl.)

Gerade die Lösung solcher *sozialer Fragen*, deren Nichtbeachtung stark mit zum Ersterben des Volkstums führte, wird bei der durchweg geringen Geistigkeit des Industriemenschen weit eher die Grundlagen für eine Urständ erwirken, als rein kulturelle Beeinflussung.

Als wichtigste Aufgabe in diesem Sinne möchte ich voranstellen die *Um- und Neugestaltung des Lebensraumes*, zuallererst Ersatz für die zerstörte *Natur*, um „den Menschen für alles zu entschädigen, was ihm die Entfernung von dem Leben in der freien Natur, seinem eigentlichen und liebsten Aufenthalte, entzieht". (Humboldt) Diese Notwendigkeit ist zum Teil schon früh erkannt. Zuerst (1875) ist hier die Stadt Bochum vorgegangen, die heute fast 50 Hektar Grünfläche ihr eigen nennt. Aehnliches leisteten eine ganze Reihe anderer westfälischer Großgemeinden. Das Volk in allen seinen Schichten benutzt die Anlagen, mit denen oft auch Bauten zur Pflege des geistigen und Sportlebens verbunden sind, fleißig, und wenn es in ihnen eine Art gemeinsamen Besitz erblickt, so ist das für die Wiedererweckung des Gemeinschaftsgefühls sicher nicht gering anzuschlagen.

Welch gewaltige Natursehnsucht in den Industriemenschen lebt, das sieht man an den Menschenmassen, die an Sommer-, Sonn- und Feiertagen in die Ruhrberge, in die Haardt usw. hinausströmen. Was sie innerlich heimtragen, ist mehr wert, als die Lungen voll frischer Luft und vom Sonnenschein rot angehauchte Bleichgesichter. Im alten Industriegebiet ist es leider bei allem guten Willen vielfach nicht möglich, die alten Sünden wieder gutzumachen. Für neuere Industrieplätze aber besteht vielfach die Möglichkeit, Industrie- und *Wohnviertel* zu trennen, um die Menschen wenigstens in etwa naturverbunden zu machen. So erwuchsen in den letzten Jahren abseits von Ruß und Rauch und Hast Kleinwohnungen. Nicht bloß Unterkunftsräume, sondern Heime, in denen deutsches Familienleben sich wieder entwickeln kann als Pflanzstätte geistiger, sittlicher und Gemütswerte, die in dumpfer Mietskaserne oder Kolonie verkümmerten und erstickten.

Die weitere Entwicklung der *Siedlung* abseits der Schlote und Halden ist m. E. zum gut Teil ein Verkehrsproblem. Auf der Tagung des Ruhrsiedlungsverbandes im März 1927 zu Essen betonte Verbandspräsident Happ, daß eine Erweiterung des Verkehrsnetzes nötig sei, um die Menschenmassen des Industriegebietes aus ihren Wohnstätten möglichst schnell in Waldgebiete zu bringen. Eine schnellere Verbindung von der Arbeitsstätte an die dezentralisierten Wohnstätten wäre m. E. für die Wiedererweckung von Heimatliebe und Volkstum weit wirksamer. Wir haben Land und Sand, Steine, Kalk und Eisen, hunderttausende von müßigen Händen, und an

der Börse rollt das Geld. Sollte es da nicht möglich sein, weit mehr Menschen mit einem, wenn auch noch so bescheidenen Heim auf eigener Scholle eine Heimat zu schaffen im deutschen Vaterlande, von dem ihnen heute nicht so viel gehört, wie ihr Fuß bedeckt? Was es heißt bodenlos, erdhaft nicht gebunden in der Heimat zu stehen, ich habe es selbst mehr als einmal bitter empfunden. Aus solchen Stunden heraus habe ich die Antwort eines älteren Soldaten verstehen gelernt, den im Kriege sein Hauptmann fragte: „Wollen Sie nicht auch mit hinausziehen für Heimat, Haus und Herd?" - „Von der Heimat gehört mir nichts, ein Haus habe ich nicht, und mein Herd hat 80 Mark gekostet; mein Leben steht mir höher." - Man stelle heute diese Frage an so und soviel Bewohner des Industriegebietes, man wird die gleiche Antwort erhalten. Wäre es zu erreichen, daß möglichst viele dieser nicht bloß wie jetzt einen Vater, sondern auch ein Stück Land ihr eigen nennen, dann wäre für ebensoviele das Wort Vaterland nicht mehr Schall und Rauch und damit das stärkste Hemmnis gegen das Erwachsen eines neuen Volkstums gefallen, der Acker wesentlich bereiteter für die geistige Arbeit an den Massen.

Heute steht die Arbeiterschaft zum größten Teil als Feind außerhalb der Kulturgemeinschaft und zeigt nur da Interesse, wo sie glaubt, daß aus Beschäftigung mit kulturellen Dingen wirtschaftliche Vorteile erwachsen. Zum Teil aus diesem Grunde haben auch manche Einrichtungen versagt, die der kulturellen Hebung der Massen dienen sollten. Sollten - aber vielfach, wie z. B. manche Volkshochschulen, nicht konnten, weil dazu aus mangelhafter Kenntnis der Volksseele die Stoffauswahl zu hoch, der Stoff zu gemütsarm war, und die hochgelehrten Dozenten über die Köpfe der Leute hinwegredeten. Auch die aus bester Absicht und mit heller Begeisterung und - das sei besonders dankbar anerkannt - von den Gemeinden und der Industrie gestützte Arbeit mancher heimatlichen Vereinigungen ist für die nicht bodenständige Bevölkerung ohne den gewünschten tiefen und weiten Erfolg geblieben, weil sie bei ihrer Arbeit zu sehr in die Vergangenheit sahen und Gegenwart und Zukunft zu wenig berücksichtigten. - Für die verschiedenartigsten Versuche, durch belehrende Vorträge an der kulturellen Hebung der Massen zu arbeiten, gilt noch immer das Wort Rudorffs, des Vaters der deutschen Heimatbewegung: „Nicht damit dient man dem Volk, daß man es mit belehrenden Vorträgen, mit halbbegriffenem Bildungsstoff ... füttert, um über Gott und Welt mitschwatzen zu können, sondern damit, daß man es dahin zu führen sucht, am eigenen Tun wieder Freude zu haben und zwar vor allem am eigenen und eigenartigen Hervorbringen des Schönen." Denselben Weg, nicht über den Verstand, sondern über die Freude am Schönen weist auch Hansjakob: „In der altdeutschen Sage ist der Baum, welcher alles erhält, die Weltesche. Geheiligte Jungfrauen, Nornen genannt, begießen sie mit Wasser aus der heiligen Quelle Urda. Diese Weltesche ist unser Volkstum, und die zwei Nornen, welche es begießen müssen, damit seine Wurzeln nicht verdorren, heißen Poesie und Religion. Ist aber das Volk jenen beiden Genien entfremdet, sind beide verjagt, dann stürzt die Weltesche und wird unter ihren Trümmern alles begraben in der menschlichen Gesellschaft." - Für Poesie möchte ich setzen Kunst, Kunst, ob Dichtkunst, Malerei, Bildhauerei oder Tonkunst. Wer das Schaffen der Industriedichter und -künstler verfolgte und ihre Aufnahme durch weite Volkskreise beobachtet, sieht, daß in diesem Sinne im Industriegebiet „Leben am Werk ist und vielen schon Augen und Kopf warm geworden über das Industrieleben". Wer die geistvollen Arbeiten eines Brepohl, wer das tiefschürfende Werk ‚Im Schatten der Schlote' von Kautz studierte, der weiß, daß schon heute

„... inmitten Ruß und Qualm
Der mütterlichen Erde tief verbunden"

Männer leben, die ihr „Bestes dort gefunden" (Haas). Männer, die ringen aus

Häßlichkeiten zur Schönheit, Männer, die hineinwirken müssen ins Volk, die heute aber noch mit Zech klagen:

„Ich brauche Volk, ich platze an dem Wort;
Ich habe euer Ohr, doch klingt nichts fort
In euch."

Das Wort der Führer zum Fortklingen zu bringen, daß Harmonie entstehe zwischen Mensch und Lebensraum, Verbundenheit mit der Heimat, die ihn trägt, weil er ihre Seele erkannt, das ist die Aufgabe der Zukunft, an der alle mitarbeiten müssen. Alle, nicht bloß einzelne wie heute, nicht bloß die Gemeinden, sondern auch der Staat, der bis heute leider fast nur Wirtschafts- aber viel zu wenig Kulturpflege trieb. Wenn nach einer Pressemeldung 600 000 Mark für einen englischen Zuchthengst in den Etat eingesetzt worden sind, dann müssen auch mehr Gelder für Kulturaufgaben im Industriegebiet vorhanden sein, wenn Deutschland auf den Namen eines Kulturstaates Wert legt.

Die Alten, lang Entwurzelten, umzustellen, wird schwerlich in großem Umfange gelingen. *Unsere Hoffnung ist die Jugend.* In dem allgemeinen Rahmen der Schule, Erziehung zum Heimat- und Vaterlandsgedanken, erwachsen der Industrieschule besondere Aufgaben. Ich kann mich hier nicht eingehender mit ihnen befassen und will nur noch einmal nachdrücklichst auf das schon früher erwähnte Kautzsche Buch ‚Im Schatten der Schlote' hinweisen, das nicht nur für Lehrer und Erzieher, sondern für jeden von höchstem Wert ist, der die Einsicht hat, oder haben sollte, daß gerade durch Einstellung auf Kulturgüter der innere Zusammenhang eines Volkes als Quelle des Volkstums entwickelt werden kann „zum inneren Glück des Einzelnen und Frieden und Wohlergehen des Ganzen".

Dazu gehört aber auch, wie Hansjakob sagt, Religion. Wie Religion Kultur und Volkstum fördern kann, zeigt das Mittelalter. Heute, im Banne des Materialismus, mangelt dem Volke viel an religiösen Interessen. Parteipolitische Machenschaften unterminieren die letzten Pfeiler. Verschiedenheit der Konfession, Rasse, Nation, Sprache, allzugroße Pfarreien, nicht genügendes Verstehen der seelischen Einstellung des Industriemenschen erschweren die religiöse Erneuerung. Die Religionsgemeinschaften stehen vor schweren Aufgaben, die gelöst werden müssen, wenn nicht Zechs bitteres Wort Geltung haben soll:

„Das Kreuz verschimmelt in den Hurenecken
Der Kathedrale. Vor dem Altar kniet
Die Jüngerschaft des Geldes."

Die Religion mit ihrer Kraft zur Gemeinschaftsbildung, zur Bildung von Sitte und Brauch muß in den Bestrebungen zur Erhaltung und Neubildung des Volkstums ihren Platz halten und wiederfinden, wenn ein Volkstum erwachsen soll, das den alten Geist, wenn auch in neuen Formen, weitergeben kann.

Gelingt es, die sozialen, die volkswirtschaftlichen, die kulturellen und religiösen Grundbedingungen für die Bildung von Volkstum im Industriegebiet zu erfüllen, so wird ja wohl nicht die Hoffnung Zaunerts, des Sammlers westfälischer Sagen, voll in Erfüllung gehen: „Vielleicht ist die Lebenskraft Westfalens so stark, daß es auch die vielen Zugewanderten aufsaugt und aus diesem Menschenstoff wieder Westfälinger macht." Wohl werden die hier entstehenden neuen Menschen kaum mehr sagen: „Extra Westfaliam non est vita, et si est vita, non est ita", aber *das Leben wird sich selbst helfen*, was alt und tot, abstoßen und ein neues Volkstum formen, das den Goldgehalt des alten mit einschmilzt, und einst trotz allem im nichtindustriellen Westfalen und im Industriegebiet „eine Welt unser Sein durchglüht":

„Wie deine Liebe uns brennt, Urmutter Heimat.
Dies herbe mühselige Land, das unser ward
In Entbehrung und Arbeit." (Vaupel.).

Karl Wagenfeld.

Die Freude am Buch in der Großstadt

Einige Beobachtungen und Erfahrungen

Wir wollen die Dinge nicht pessimistisch, aber real sehen: Es wird in der Großstadt wenig und herzlich schlecht gelesen. Hauptgrund: Das Leben des Großstädters ist bar aller Poesie, es ist nicht nur prosaisch, sondern zweckhaft, maschinengemäß eingespannt. Rekord, Leistung, Konkurrenz, Akkord und Tempo sind einige der Triebkräfte, welche die Maschine in Gang halten. Wenn der Kumpel abends mit abgeschlappten Nerven nach Hause kommt, löffelt er mit Behagen seine Suppe, überfliegt die Ueberschriften im politischen Teil und die Schauermeldungen im allgemeinen Teil seiner Zeitung, stöpselt für eine Weile sein Radio ein und legt sich mit bleischweren Gliedern zum Schlafe nieder. Das gute Buch spricht zum Menschen der Gemeinschaft. Die durchgängige Familie in der Großstadt ist aber eine Gesellschaft lose miteinander verbundener Individuen. Der enge Wohnraum verbietet die Einrichtung eines friedlichen, vom mildstrahlenden Lampenlicht überstrahlten Eckchens, wo die Schätze der Literatur verkostet werden könnten. Carl Sonnenschein macht in seinen letzthin herausgekommenen ‚Notizen' die Bemerkung, daß wir beim Einkindersystem angekommen sind. Man verspüre hinter dieser Tatsache das Fieber, das auf platten Lebensgenuß ausgeht. In den gleichen Beobachtungen druckt er aus einem Tagebuch den Chor der Stenotypistinnen ab, „die keine Jungfernkränze mehr winden". Wenn aber das Leben keine Aufgabe mehr bietet, wenn es nicht mehr zur schöpferischen Gestaltung des Wichtigsten, zur Gestaltung von Heim und Familie aufruft, dann hat das belehrende und erbauende Buch keinen Sinn mehr, dann greift man allenfalls aus Langeweile zur kitzligsten Sensation, zum illustrierten Blatt oder zum Liebesroman mit seinen verfänglichen Situationen.

Gelegentliche Beobachtungen erweisen die Mißachtung, die breite Volkskreise dem geschriebenen und gedruckten Wort entgegenbringen. Rührselige, die Tränendrüsen in Bewegung setzende Handlung wird auf der Bühne trotz allem lieber gesehen, als das gedankenreiche Volksstück. Schon bei geringen geistigen Anforderungen sind die Anwesenden mehr auf die äußere Handlung und Nebensächlichkeiten gespannt, als auf den wesentlichen Inhalt. Versucht man in der Vereinsgruppe eine Skizze, Novelle oder ein zusammenhängendes Stück aus einer packenden Erzählung vorzulesen, kann man erleben, daß ein Teil der Leute einschläft. Ein junger, begabter Rezitator klagte unlängst, daß seine Freunde, brave und eifrige Jungmänner, lieber stundenlang kegelten, als daß sie eine Viertelstunde der Vorlesung einer einfachen, spannenden Erzählung zuhörten. Ueberhaupt kann die Arbeit in der Jugendpflege manches Kabinettstück für den Mangel, ja das stellenweise fast gänzliche Verschwinden der Freude am Buche liefern. In den meisten Familien figuriert die Mutter nicht mehr als Märchenerzählerin. Das mag sich auf Richters Bildern rührend schön ansehen, entspricht aber nicht mehr der Wirklichkeit. Familien, die Hausmusik pflegen und zwischendurch sich an guten Werken, die vorgelesen werden, ergötzen, gehören zu den seltenen Ausnahmen. Das Volkslied ist von den Männergesangvereinen in Erbpacht genommen worden. In den Familien wird wenig gesungen. Als Folge macht sich bemerkbar, daß die heranwachsenden Buben und Mädels nur äußerst schwer an das gute religiöse und weltliche Volkslied herangebracht werden. Läßt man ihnen den Willen, so greifen sie lieber zu einer Handarbeit, oder sonstigen, mehr körperlichen Beschäftigung. Die Texte der Lieder werden schnell vergessen, weil sie nicht mit Liebe eingegangen sind. Unsere Pfarrer und Organisten verspüren sehr wohl das Schwinden der Freude am religiösen Volkslied.

Das Bild wäre falsch, wollte man nur grau in grau malen. Man findet trotz allem

da und dort eine Sehnsucht nach dem guten Buche und eine Freude am Buche. In der gut eingerichteten Bibliothek des Borromäusvereins holen sich mehrere hundert ständige Bezieher ihre geistige Nahrung. Zumeist wird leichte Unterhaltung verlangt, mit Vorliebe der Liebesroman. Man läßt sich auch gerne das Wertvollere in die Hand drücken, sofern die Handlung spannend und eine Liebesaffäre der rote Faden der Geschichte ist. Ueberhaupt macht sich gerade bei einfachen Leuten ein rührend romantisch, sentimentaler Zug in dieser Beziehung geltend. Selbst die Frau, deren Familienleben innerlich ausgehöhlt ist, liest gerne den spannenden Liebesroman. Hier macht sich das Geltungsbedürfnis der einfachen Leute bemerkbar, das nur zu oft von der Wirklichkeit des Lebens zertreten wurde. Je weiter der Auflösungsprozeß der Familie fortschreitet (und er scheint leider fortzuschreiten), um so weniger kommt es bei diesen Sehnsüchten über einige Ansätze hinaus. In den durchweg destruierten Familien, die der kommunistisch, bolschewistischen Geisteshaltung verfallen sind (einer Geisteshaltung übrigens, die man einfacher und treffender mit dem Worte Verzweiflung bezeichnet), wird mit Vorliebe in seltenen Fällen zu einer gewissen Art von gepfefferten Hintertreppenromanen gegriffen, die von gierigen Pfaffen, blutrünstigen Ausbeutern, mehr aber noch von Courtisanen, Dirnen und Maitressen handeln. Man untersuche einmal daraufhin kommunistische Presse, Zeitschriften und Bücher, und man wird finden, daß die meisten dieser Erzeugnisse mit einer starken und aufdringlichen Dosis Sinnlichkeit geladen sind. Aber auch das verfängt bei der Masse, wie gesagt, nur in seltenen Fällen, weil diese Dinge in der modernen Großstadt mehr gelebt als gelesen werden. — In den noch christlich verbliebenen Familien lassen täglich und zahlreich auftretende Spannungen nicht die Muße aufkommen, die für die erwünschte Lektüre vonnöten wäre. Man begnügt sich daher mit einem Darüberhinwegfliegen, mit einem gelegentlichen Durchblättern und steht am nächsten Sonntag doch wieder vor der Schranke der Bücherausgabe, weil die Sehnsucht trotz allem mächtig blieb. Während des Jungmannes Interessen schon früh fast gänzlich im Sport und später in Freundschaften und Liebschaften aufgehen, so daß er weder Zeit noch Neigung zum Bücherlesen verspürt, liest das umworbene, reifere Mädchen, sofern es nicht gänzlich im Liebestaumel untergegangen ist, hin und wieder gerne Romane. Das sind die Büro- und Ladenmädchen, die man in der Elektrischen und im Eisenbahnzug mit dem Roman in den Händen antrifft, die sich während der Geschäftspause in einen Winkel verdrücken, um dort die süße Kost zu schlecken. Leider werden von diesen Mädels vielfach Romane verschluckt, die nicht auferbauend im christlichen Sinne wirken, wie denn auch die genannten Damen mit Vorliebe die Bücherausgabestellen der öffentlichen und städtischen Leihbibliotheken aufsuchen. Die Werke in den Regalen solider Buchhandlungen würden leider noch mehr verstauben, wenn nicht in der Großstadt zwei Kategorien von Menschen sich immer noch als passable Käufer erwiesen: einmal der berufsmäßig das Buch benutzende Professor, Studienrat, Geistliche, Lehrer, Redner und Schüler und sodann der Bildungsphilister seligen oder unseligen Angedenkens. Was die erstere Kategorie anbetrifft, gibt es unter ihnen viele, die bei Einkauf eines guten Buches in einige Entzückung geraten und sich lieber einen materiellen Genuß abknöpfen, als auf ein lebenförderndes Buch verzichten. Kein Mensch wird aber leugnen können, daß leider mit der Zeit die Zahl derer anzuschwillen droht, die den sittlichen Aufbau des Volkes an der Skala der Beamtenbesoldung abmessen. Wenn ein Primaner darüber klagt, daß seine Mitschüler für Musik kein anderes Interesse aufbrächten, als in den Cafés den neuesten Tanzschlagern zu lauschen und sie bei jeder Gelegenheit daherzusummen, so läßt das keine günstigen Rückschlüsse auf die Beschäftigung mit der schönen Literatur zu. Jeder Denkende weiß aus schmerzlicher Erfahrung, daß heute vielleicht mehr denn vor Zeiten auch die Vertreter geistiger

Berufe in Gefahr stehen, Zeit- und Modeströmungen zu verfallen. Das macht sich dann auf dem Büchermarkt insofern bemerkbar, als man nur das notwendigste Rüstzeug zur Berufsausübung einkauft und nur bei seltenen Gelegenheiten ein Werk anschafft, das nicht direkten Berufszwecken dient.

Daneben taucht dann und wann als Einkäufer auf dem Büchermarkt der Bildungsphilister auf, sei es in Gestalt des politisch gehetzten Rechtsanwalts, der die oder jene sensationelle Neuerscheinung unbedingt für seinen Bücherschrank erwerben muß, oder in Gestalt der höheren Tochter, der gnädigen Frau, die beim Kaffeekränzchen vom interessanten, soeben herausgekommenen Roman des schwarzgelockten Dichters Soundso gehört haben, oder endlich in Gestalt des kleinen Emporkömmlings, der noch in der befangenen Meinung lebt, sein Ansehen mit einer kleinen Bibliothek ein bißchen mehr umweihräuchern zu können. Die also gekauften Bücher führen zumeist ein mehr als beschauliches Dasein. Der abgerackerte Mensch enggeistiger Prägung lehnt heutzutage in seinen seltenen Mußestunden lieber zigarrenrauchend im Klubsessel und läßt Radio oder Grammophon spielen, anstatt daß er im stillen Winkel aus den Schätzen der Kunst und Dichtung schöpfte. Der Gerechtigkeit halber aber sei vermerkt, daß es trotz vieler und böser Anfechtungen auch heute noch eine Anzahl Gebildeter und Vermögender gibt, denen ein gutes Buch über alles geht.

In literarischen Besprechungen wurde schon des öfteren auf die Tatsache hingewiesen, daß aus dem Werkstand hervorgegangene Dichter und Schriftsteller vielleicht am wenigsten von ihren eigenen Arbeitskollegen gelesen und verstanden würden. Auch hat eine längere Bildungstätigkeit an Erwachsenen der werktätigen Bevölkerung erwiesen, daß nur verhältnismäßig wenig Angehörige des Arbeiterstandes einer höheren Bildung zugänglich sind. Gewiß spielen dabei äußere Verhältnisse, wie Raumnot, Hetze bei der Arbeit, Uebermüdung nach zehnstündiger Schicht usw. eine bedeutsame Rolle. Jedoch übersehe man nicht, daß auch durchgängig Mängel der geistig-ethischen Haltung vorliegen, die letzten Endes dem Schwinden kraftvoller Gläubigkeit entspringen. Wie viel Streben nach spießerlicher Behäbigkeit verbirgt sich sehr häufig hinter radikalem Getue. Dem beobachtenden Auge erscheint das fortwährende Gezeter und Geschimpfe sehr oft als die bequeme Schutzwand, hinter der sich materielle Lebensgestaltung verbergen möchte. Die müde, resignierte, verzweifelte Haltung treibt gefühlsmäßig viele aus einer Bitternis in die andere, so daß sie zu keinem frohen, freien Aufatmen mehr kommen. Andere sind trotz radikaler Gebärden im Grunde satte, selbstgenügsame Philister, die in recht gemütlicher Manier an Kino, Bier, an Sport und Tanz ihr Genüge finden. Bleibt endlich eine dritte Gruppe zu charakterisieren, deren Wesen man am besten als „Flucht aus der Zeit" bezeichnet. Ihnen ist es mit der „Standwerdung der Arbeiterschaft" nicht ernst. Im Grunde erträumen sie ein Wolkenkuckucksheim, von dem sie zwar wissen, daß sie es nie erreichen werden, in dem sich aber doch gut leben läßt. Sie stehen nicht zu den Gegebenheiten der Gegenwart; es fehlt ihnen im Grunde das gläubig vertrauende Jasagen zu noch so trüben und verworrenen Gegebenheiten. Sie besitzen nicht den Mut, als wirklich standesbewußte, aufrechte Menschen ihren Mitarbeitern und Kollegen ein Licht, eine Führung und eine Erlösung zu sein. Man muß nach ihrer Vorstellung das schwere Kreuz tragen, am liebsten würden sie es gleich ablegen. In dem Wegstreben zahlreicher Jugendlicher von der eigentlichen Fabrikarbeit (in die doch, man mag darüber diskutieren, so viel man will, die meisten Großstadtmenschen verhaftet sind) zeigt sich ganz deutlich die hier gemeinte Flucht vor der Wirklichkeit. – Wenn die also gekennzeichneten werktätigen Menschen nicht ganz einer müden, willenlosen Resignation verfallen sind, einer Resignation, die sie manchmal dem Typ des ewigen Klagens und Greinens nahebringt, bringen sie es in den von ihnen frequentierten Gemeinschaften bestenfalls zu einer allerdings häufig

recht primitiven Gemütlichkeit und Geselligkeit. Versteht sich von selbst, daß solche müden Seelen sich nicht gerne durch ein fesselnd und lebendig geschriebenes Buch aufregen lassen. Bleibt zum Schluß ein Rest von willensstarken, aufrechten Männern aus dem Arbeiterstande, die bewußt und mit berechtigtem Stolz des Gotteskindes Arbeiter sein und bleiben wollen, die ihrer Umgebung ein Schutz und ein Segen bedeuten, für die leben, gestalten bedeutet, und die wie selbstverständlich aus einem guten Buche Kraft, Mut und Anregung schöpfen. Die voraufgegangene Charakterisierung von ‚Masse Mensch' in der werktätigen Bevölkerung möge ja nicht zu dem Fehlschluß verleiten, als ob hier die wahrhaft nach Persönlichkeit strebenden Menschen seltener anzutreffen seien, als in anderen Ständen.

Nach diesen, vielleicht etwas trüben Erfahrungen nun auch einige Lichtblicke. Sie bestehen darin, daß mit der Zeit auch in der Großstadt von vielen Menschen mit größerem Verlangen nach dem Buch gefragt wird. Unverkennbar hat mit dem Weltkrieg eine ganze Zeitepoche abgeschlossen. Es ist Zeit der Wende, Zeit des Aufbruchs, wenn es auch viele nicht wissen und glauben wollen. Bereits sind eine Anzahl Menschen am Werk, die das Leben aus den tiefsten Kräften gestalten, die Wurzeln zu fassen suchen und durchaus schöpferisch tätig sein wollen. Wie stets, kommt auch hier das Neue nicht von außen, nicht mit lautem Schall und Gepränge, nicht durch die Gelehrten, die Organisationen und Parteien, sondern es quillt aus dem innersten Wesensgrund der Seele. Man kann nicht einmal in Worten erschöpfend angeben, worin das Wesen dieser Neulebensmenschen besteht, ob tiefere Verwurzelung, größere Einfachheit, Geistigkeit oder Wesenhaftigkeit das Charakteristikum ihres Strebens ausmacht. Es wird wohl von all dem etwas dabei sein. Hinzu kommt beim Christenmenschen die Lebensgestaltung aus dem Glauben, dem wirklichen, tiefen und vollen Glauben an die innere Zweckhaftigkeit und Zielstrebigkeit alles Geschaffenen. Man will nicht mehr mit den Mächten der Finsternis paktieren, und erklärt dem verborgenen Haß, der kalten Macht, dem blassen Verstandesdünkel und dem behäbigen Genußtaumel den Krieg. Das sind die unruhigen, sehnsüchtigen und kritischen Menschen, die, sie mögen sich nennen wie immer, mit der Zeit wieder zum Buche greifen.

Man trifft sie einzeln und in Gemeinschaft an. Sie lassen sich nicht gliedern nach Schichtungen des Standes, des Alters oder Vermögens. Man findet da und dort einen Kreis junger Menschen, die in ihrem Nest auf einfachen Brettern einen kleinen, aber wertvollen Bestand an Büchern besitzen. Beim Nestabend liest jemand aus einem abgegriffenen Buche vor, der Inhalt wird leuchtenden Auges aufgenommen, Lebensvorsätze tauchen auf und das Buch wird bei nächster Gelegenheit von ersparten Groschen angekauft. In Spiel und Tanz greift man zu wesentlichen, volkstümlichen Schöpfungen. Eine Jugendbuchausstellung, die Ende des vergangenen Jahres in Düsseldorf stattfand, lockte an die 40 000 Besucher an. Die Ausstellung war weltanschaulich gegliedert. Viele werden gekommen sein, um etwas zu sehen, um für Weihnachten für die Kleinsten ein entsprechendes Märchenbuch zu finden, aber man verkenne bei allem nicht den tiefen Ernst, den manche Veranstalter wie Besucher beseelte. Umrahmt wurde die Veranstaltung mit einer ganzen Reihe passender, wirkungsvoller Darbietungen von Jugendgruppen, Volkstanzkreisen und Spielscharen. —

Während die mehr „jugendbewegt" eingestellten Gruppen eine nicht geringe Anzahl Mitläufer enthalten, die aus Sport und Mode sich den Anschein größerer Geweckтheit und Aufgeschlossenheit geben, gibt es noch mehr Einzelne und Vereinzelte, die aus innerem Lebensdrang gegen den Strom schwimmen, aus tiefsten Lebenskräften das Leben gestalten wollen und darum auch bereitwillig die Anregungen aufnehmen, die ihnen das gute Buch bieten kann. Der stark individuelle Zug ist bei diesen Leuten nicht zu verkennen. Sie gehen ihre eigenen Wege und

bauen sich ihre Welt. Aus dem gleichgestimmten Freundeskreis in Form der Wandergruppe oder der Volkshochschulgemeinschaft holen sie sich Anregung, ohne jedoch ihre Selbständigkeit aufzugeben. In der Wahl des Buches wollen sie jedoch durchaus autonom sein. Diese zumeist jungen Leute frequentieren Lesehallen und Leihbüchereien, kaufen auch dann und wann ein Buch, das ihnen Lösung schmerzlicher Lebensrätsel zu bieten verspricht. Endlich findet das zeitgemäß und fein ausgestattete Buch seinen Ehrenplatz im Bücherregal der auf solidem Fundament gegründeten jungen Familie, d. h. der kernigen und gesunden Familie, die bewußt Familie sein will, und die aus urgesundem Lebensdrang mit größter Selbstverständlichkeit alle zersetzenden Keime ausscheidet. Alle diese genannten Gruppen werden am ehesten durch die Buchgemeinde erfaßt, da diese Bücher ihnen nach Inhalt und Form etwas zu geben haben. In Hinsicht auf die gegenwärtige Umschichtung und Umgruppierung war die Gründung der katholischen Buchgemeinde eine Tat von größter Bedeutung. Je zielsicherer die Buchgemeinde vorangeht, um so sicherer kann sie auf den Anhang der Besten im katholischen Lager rechnen.

Der Sturmwind, der die Aeste und Zweige gar mächtig schüttelt, hat auch eine reinigende Kraft. Die gar zu zahlreichen Schreiberseelen, die jedes angeklaubte Gefühl zu einem Roman auszuweiten wissen, werden mit der Zeit verschwinden, ebenso wie viele schreibenden Jungfräulein, die theoretisch zwar an den geistigen Vatergott und an die Unsterblichkeit der Seele glauben, praktisch aber in der materiellsten Darbietung von Vorgängen und Handlungen „volkstümliche" Kunst zu bieten glauben. Die Situation wird treffend wiedergegeben durch folgende Bemerkung eines idealen Kulturkritikers: „Unsere Schriftsteller, zumal die arrivierten, leben von der Zugkraft ihres Namens vor dem Kriege. In ihnen ist zum geringsten Teil eine entscheidende Wandlung vorgegangen. Sie betrachten, wenn sie Romane schreiben, immer noch das Gefühlsleben und das unklare Tasten der Zwanzigjährigen beiderlei Geschlechtes als das Problem des Lebens. Die ältere Generation redet weiter von Problemen, die jüngere jedoch lebt das Leben. Anstelle von analytischer Betrachtung des Lebens und Problemgrübelei ist sozusagen bei ihr die Unbefangenheit des naiven Menschen getreten."

Die Aufrollung der Schuldfrage im Hinblick auf den Niedergang der Literatur ist daher im Grunde ein müßiger Streit. Die Gläubigen und Schaffenden warten auf die Künstler und Dichter, die aus seelischer Verbundenheit ihnen etwas zu geben haben. Aus ihren Werken muß gläubiger Geist wehen, Anruf des immerwaltenden Schöpfergottes an die Gegenwart, sie müssen die Seele des modernen Großstadtmenschen in all ihren Nöten und Schwierigkeiten verstehen, Lösung und Erlösung zeigen. Es gilt nicht so sehr, durch vermehrten Rundlauf der Druckpresse und Talmikunst bedrohte Volkskreise vor dem weiteren Abgleiten zu bewahren (obwohl das implicite auch eine lobenswerte Aufgabe der Schaffenden ist), als vielmehr den Menschen, die dem Chaos entronnen sind, den innerlich freien und aufrechten Menschen gesunde und deftige Kost zu bieten. Siegverheißende Vorboten trifft man da und dort an. Unser Schlußgedanke gebe der Hoffnung Ausdruck, daß Borromäusarbeit und Borromäusverein immer mehr Stütze und Stärkung gesunden Werdens und damit katholischer Zukunft bedeuten.

Fritz Magon.

Kind und Buch*

Knapp 1½ Jahr ist nach dem Erscheinen der ersten Auflage dieses Buches verflossen, da erscheint eine um fast 4 Bogen erweiterte Neuausgabe. Ja, man darf wohl sagen, daß es eine durchgreifende Neubearbeitung ist, wie der Verfasser in seinen einführenden Worten auch hervorhebt. Woher dieser Erfolg des Buches, der zur neuen Durchdenkung des Tatsachenmaterials, zur festeren Begründung der Theorie anfeuerte? Es scheint vor allen Dingen der Erfolg, der bei einer nur-wissenschaftlichen Arbeit allerdings bemerkenswert ist, daher zu rühren, daß die Frage der Jugendschrift und der Jugendlektüre heute eine der brennendsten Fragen ist, daß sie es wieder geworden ist, nachdem man sieht, daß die geistige Zerrüttung und seelische Verwüstung im Kinde und noch mehr im Jugendlichen einen Grad erreicht hat, der Maßnahmen erfordert. Man sieht immer mehr mit Schrecken, wohin die hemmungslose Einwirkung einer zügellosen literarischen Ausbeutung der Masseninstinkte, genannt Schundlektüre, führt, und man hofft von ernsten Beratern, als deren einer A. Rumpf sich durch diese Untersuchung legitimiert hat, Ratschläge, oder Winke wenigstens, zur Abhilfe. Es ist sehr erfreulich, daß das Buch einer latenten Krisis zum Durchbruch mit verholfen hat!

Denn eine Krisis ist da, eine Scheidung in den Maßnahmen zur literarischen Erziehung, die durch so mancherlei Veröffentlichungen der letzten Jahre die Schwierigkeiten aufgedeckt hat, mit denen hier zu kämpfen ist. Vielleicht ist der Titel und die damit umrissene Aufgabe ‚Kind und Buch' noch lange nicht weit und bezeichnend genug, vielleicht sagten Grenzbestimmungen wie ‚Kind und Druckerzeugnis', ‚Kind und Zeitung', ‚Kind und Lesefertigkeit' noch eindeutiger, wohin das Problem eigentlich zielt. Das Kino ist längst dabei, und der Rundfunk steht auf der Lauer.

Doch lassen wir es einstweilen bei der gegebenen Zielsetzung; wo ist hier das Problem? (Bezüglich der tatsächlichen Ergebnisse der Rumpf'schen Schrift, ihre Methode, ihre technischen Wege und die kritische Beurteilung sei auf Prof. Brechenmachers Referat über die 1. Aufl. in Nr. 1, 1927 der Bücherwelt verwiesen.) Das Problem kann man verschieden fassen, etwa so: Vom Kinde aus oder ins Kind hinein? (und damit manchmal über seinen Kopf hinaus!); oder: Spezifische Jugendschrift – um diesen unglücklichen, weil so sehr mißverstandenen Begriff zu gebrauchen – oder echte Dichtung? Echte Dichtung, ebenso ein höchst fataler Begriff, der mit der größeren oder geringeren Belesenheit, mit der Empfänglichkeit für Dichtung und Kunst schlechthin steigt oder fällt. Heute z. B. tun doch die Zeitungen bei jedem Modebuch, als wenn es sich um echte Dichtung handelte. Wo hört beim gewissenhaften Kenner der „Dichter" auf und es beginnt der echte Schöpfer? Doch es handelt sich ums Kind, das nur „literarisch Wertvolles" lesen soll. Was hat es da schon alles gegeben? Liest man nicht noch einen Hermann und Dorothea in Schulen? Mit Jungen oder Mädels von 15—16 Jahren? Hat man nicht Storms Poppenspäler als ein Unikum von Jugendbuch gepriesen? Wird man nicht einsehn, daß es für die Jugend viel zu schwer ist? – Das sind nur ein paar Blinklichter, wozu noch auf der anderen Seite darauf hingewiesen sei, daß Gebildete, Akademiker und im Kunstleben nicht ganz unbekannte Männer in gloriam Karl May schreiben! . . .

Ich glaube nun nicht, daß jemals ein noch so begeisterter Schulmeister seine Kinder sofort mit Trigonometrie überfällt, sondern daß er ihnen erst das 1×1 beibringt. So hält auch wohl Rumpfs Ansicht der vernünftigen Ueberlegung stand, wenn er

* Rumpf, Dr. Albert: Kind und Buch. Das Lieblingsbuch der deutschen Jugend zwischen 9 und 16 Jahren. Auf Grund einer Umfrage. Mit 10 Tafeln und zahlreichen Tabellen. Zweite, umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. Berlin und Bonn, 1928, Ferd. Dümmlers Verlag. 164 S., gr. 8°. 4.80 *M*.

(S. 132) dem freien Lesen der Kinder die Nur-Literatur für abwegig hält und sagt: „Man sollte es anders anfassen, nämlich auch dem Lieblingsbuch des Kindes seine Pflege angedeihen lassen. Man wird darum zwei Arten von Literatur für dieses Alter unterscheiden müssen: Erwachsenenliteratur, für die das Kind schon Verständnis aufbringen kann und zu der man es in der Schule oder unter Anleitung erziehen kann und sollte, und die spezifische Jugendschrift, die wir dem Kinde neben der Schule gestatten. – Ich sehe keine andere Möglichkeit, um aus der ewigen Fragestellung in der Jugendschriftenbewegung endlich zu einer Bejahung und zu einer klaren Antwort zu kommen als diese Unterscheidung. Die Begründung für diese Unterscheidung liefert die Kinder- und Jugendpsychologie. Wird sie nicht beachtet, so wird das literarische Interesse des Kindes nicht bloß neben der Schule herlaufen, sondern auch nicht mehr unter der Kontrolle der Jugendschriftenbewegung stehn, und wir werden nach dreißig Jahren noch genau dieselbe Jugendschriftenfrage haben wie heute und vor dreißig Jahren."

Stimmt. Aber schon 1906 schrieb Herm. L. Köster in seiner aus der Hamburger-Wolgast'schen Bewegung herausgewachsenen Geschichte der deutschen Jugendliteratur S. 17 (1. Teil) bei Betrachtung des ‚Struwwelpeters': „... es hat bis auf den heutigen Tag seine Wirkung auf die Kinder bewahrt. Es wird nicht viele Kinder geben, bei denen der Struwwelpeter seine Wirkung versagt. Und das ist etwas nicht Geringes, etwas, das wir viel stärker beachten sollten, damit wir den Kindern nicht Bücher in die Hände geben, die wohl uns Erwachsenen, aber nicht die Kinder interessieren."

Wie mag es doch sein, daß Rumpf nun noch einmal so entschieden auf diese Wahrheit 1928 hinweisen muß? Daß er deswegen auch angefeindet wird? Man muß schon dazu die eingehende Besprechung desselben Herm. L. Köster in der Jugendschriftenwarte 1928, Nr. 1 lesen. Und die Interessenten, Lehrer, Erzieher, Büchereiverwalter m ü s s e n sich in diese Dinge vertiefen. Man nennt sie Binsenwahrheiten; aber es ist nötig, sie in die Köpfe zu hämmern. Und dann danach handeln. –

Wir haben alle schon einmal daneben getappt in dem schwierigen Kapitel „literarische Erziehung". Die Hauptsache ist, daß Interesse erweckt wird, daß die Schwierigkeiten bewußt werden. Ihre Fehlerquellen erkennen, heißt, sie abstellen. In dem Garten der Dichtung wächst so viel, auch bescheidenes Geblümlein, einfältiges Kraut neben stolzen Blüten, daß auch den Bescheidensten Freude und – Nahrung geboten werden kann. Sich gegenseitig mit Kohlköpfen zu bewerfen, hat wirklich keinen Zweck.

Aber ein solches Buch zu studieren, seine Erkenntnisse nachprüfen, weitere Bezirke durchforschen, in allem aber die literarische Führung der Jugend in der festen Hand behalten, – das hat Zweck.

Laurenz Kiesgen.

Unsere Lesegemeinde

Als einen für die Büchereiarbeit günstigen Umstand betrachte ich es, daß ich gleichzeitig in der Jugendpflege tätig sein kann. So kann ich versuchen, junge Menschen zu Freunden guten Schrifttums und, wills Gott, zu Bannerträgern im Kampfe gegen den Schund und die verheerende Papierflut des literarischen Kitsches zu erziehen. Von aller Werbearbeit für unsere große katholische Büchereiorganisation scheint mir diese in die Tiefe gehende die wichtigste zu sein.

Durch die Arbeit der Volksschule war der empfängliche Boden geschaffen, der die neue Saat aufnehmen sollte. Die Jungmannen kannten aus der Klassenlektüre der letzten Schuljahre den Robinson, Storms Pole Poppenspäler, Schillers Tell,

Goethes Hermann und Dorothea, Webers Dreizehnlinden und Aehnliches. Zur Belebung der Realfächer waren an passender Stelle Lesungen schöngeistiger Art eingeschaltet worden: Scheffel, Raabe, Löns, Gustav Freytag u. a. Als ich im Jungmannenverein die Bildung einer Lesegemeinde vorschlug, gingen sofort etwa zwanzig meiner jungen Freunde gern auf meine Anregung ein. An einem Abende der Woche kommen wir im Büchereiraume zusammen, um zunächst einmal ganz ungezwungen gemeinsam zu lesen. Mit Bedacht wählte ich für den Anfang Stoffe, die durch buntbewegte Handlung und farbige Romantik besonders anzogen. So lasen wir Herchenbachs Schmugglererzählung In der Mühle, Wefers, Das Findelkind von Gladbach, Stevenson, Die Schatzinsel, Eschelbach, Im Moor, Storm, Zur Chronik von Grieshuus und einiges aus Herwigs Heldenlegende. War das Buch in einer billigen Ausgabe erhältlich, so waren fast alle gern bereit, es sich zu beschaffen. Vor der gemeinsamen Lesung hielt ich für mich eine Vorschau, in der ich den Text nach Ruhepunkten der Handlung in Abschnitte gliederte, die oft mit der Kapiteleinteilung, oft auch nicht mit ihr zusammenfielen. In der Regel waren diese „Handlungsbilder" kürzer. Bei diesen Abschnitten wurde eine Pause gemacht, in der die Jungen nach allem Nichtverstandenen fragen sollten. Ich hatte ihnen Anweisung gegeben, sich jede unverstandene Wendung, jede Stelle, die sie zu einer Aeußerung anregte, durch einen Strich anzumerken. Dadurch vermied ich es, den Gesamteindruck, die Stimmung des Handlungsbildes durch Zwischenfragen zu stören und zu verwirren.

Auf Wunsch meiner jungen Gemeinde las ich zunächst selbst vor, langsam, eindrucksvoll, aber geflissentlich theatralische Pose vermeidend. In den ersten Fragepausen wurden fast nur Fragen nach unverstandenen Fremdwörtern und Fachausdrücken gestellt, die ich aber nur dann selbst beantwortete, wenn aus dem Hörerkreise keiner die befriedigende Aufklärung geben konnte. Oft mußte Halbverstandenes berichtigt werden. Bald kam aus einer Ecke die von mir erwartete Bitte: „Darf ich weiterlesen?" Und nun setzte ein stiller Wettbewerb ein, in dem jeder möglichst gut zu lesen und darzustellen versuchte. Aussprachefehler fremdsprachlicher Ausdrücke wurden von mir ganz kurz berichtigt. In der Fragepause kamen nun auch Beurteilungen des Charakters und der Handlungsweise der auftretenden Personen, wobei oft auf Parallelen und Gegensätze aus Tagesereignissen (Presse!), aus der Literatur oder der Heiligen Schrift hingewiesen wurde. Einer der Geweckteften in der Schar fand die Herchenbacherzählung „altmodisch". Die Schilderung der Kriegswirren des Dreißigjährigen Krieges und der stark volkstümliche Einschlag in Wefers' Findelkind von Gladbach sagte ihm zu, und der tapfere Schiffsjunge in Stevensons Schatzinsel war allen lieb. Aber sie merkten doch mit richtigem Gefühl das Undeutsche dieses Buches und baten um etwas von einem neueren deutschen Erzähler. Eschelbachs Schmugglernovelle ‚Im Moor' forderte den Vergleich mit dem Herchenbachschen Buche heraus. Wir fanden, daß Herchenbachs Gestalten doch zu sehr Schemen („Papiermenschen" sagte einer) seien, während Eschelbachs Schmuggler Schramm, sein Weib Hanne und der Zöllner Klein Menschen mit ausgesprochener Eigenart, und mit Lebenswahrheit gestaltet seien. Ein Jungmann, der die holländische Heide in der Gegend von Venlo kannte, rühmte die Treue der Naturschilderung in Eschelbachs Novelle.

Förmliche Begeisterung weckte Storms Chronik von Grieshuus. Einige fanden den Schluß der Novelle allzu düster und traurig, während andere die dazu passende Herbheit und Strenge der Naturschilderung, die Verschlossenheit und Eigenart der Charaktere hervorhoben, durch die das ganze Stimmungsbild einheitlich gestaltet sei.

Auf Wunsch meiner Lesegemeinde hielt ich dann einen Vortrag über rheinische Dichter, in dem ich die Dichter selbst möglichst in interessanten Abschnitten der besprochenen Werke zu Worte kommen ließ. Arndt, Brentano, Immermann, Hein-,

Kinkel, Ekensteen, Rud. Herzog, Nanny Lambrecht, Kl. Viebig, H. Eschelbach, Zerkaulen, Ponten, Winckler und Kneip wurden nach ihrer Eigenart gewürdigt. Dieser Vortrag beschäftigte uns eine ganze Reihe von Stunden, und in erfreulicher Frische redeten sich die jungen Menschen bei der Aussprache ihre Meinungen und Ansichten vom Herzen.

Einmal brachte einer eine Zeitung mit, um mir eine ausführliche Besprechung des Buches von Grimm ‚Volk ohne Raum' zu zeigen, die sein Interesse wachgerufen hatte. Er sagte etwa folgendes: „Als Sie im Vortrag Ernst Moritz Arndt als Vaterlandssänger feierten, kam mir im Stillen der Gedanke, wie es wohl kommen möge, daß in der riesigen Begeisterung bei Ausbruch des Weltkrieges keine Dichter von solch volkstümlicher Kraft erstanden seien. Ich habe mir gedacht, daß die modernen Dichter zu gelehrt sind, daß das Volk eigentlich eine ganz andere Sprache spricht und diese Männer doch nicht so versteht, wie es hundert Jahre früher der Fall war. Als ich nun diese Besprechung las, habe ich das Gefühl gehabt, daß dies Buch doch eine große, gewaltige Vaterlandsdichtung sein müsse. Es würde mich sehr interessieren, einmal etwas von Hans Grimm zu lesen." Ueber den neuen Grimmschen Roman konnte ich nicht viel sagen, da ich ihn selbst noch nicht gelesen hatte. Doch brachte ich zu unserer nächsten Sitzung die Novelle ‚Mörders Grab' von Grimm mit, deren Lesung die Jungen mit begründeter Ergriffenheit lauschten. Weil das Problem dieser Novelle eine sehr eingehende Diskussion hervorrief und uns noch lange beschäftigte, möchte ich hier den Inhalt der Novelle kurz skizzieren:

Karel de Savoye hat sich nach dem Tode seiner Gattin mit seinem einzigen Sohne tief in das Innere der Transvaalberge auf eine einsame Farm zurückgezogen. In der Liebe zu seinem Sohne konzentriert sich das ganze Seelenleben des einsamen Mannes. Trotzdem ist es ihm nicht gegeben, diesem durch Wort und Gebärde seine Liebe zu zeigen. Schweren Herzens bringt er den Knaben zu einem Geistlichen in einen benachbarten Ort, der aber immerhin so weit entfernt ist, daß Vater und Sohn sich nur in den Ferien sehen können. Dort soll er Unterricht erhalten, der ihn für den späteren Besuch des Gymnasiums vorbereiten soll. Der Junge soll es einmal besser haben als sein Vater, soll Arzt oder Advokat werden. Die verborgen gehaltene Liebe glimmt wie ein heiliges Opferfeuer zwischen Vater und Sohn, und die Ferien sind die einzigen Sonnentage des Jahres. Auf einem Jagdausfluge, den Vater und Sohn in die Bergwildnis unternehmen, stürzt der Knabe unversehens in einen Abgrund, bleibt aber in einigen hundert Metern Tiefe auf einem Felsvorsprung zwischen Himmel und Erde mit gebrochenen Gliedern hängen. Alles Riemen- und Seilzeug, das in Eile nach Stunden von der Farm herbeigeschafft wird, reicht nicht bis zu der Stelle, an der der Verunglückte in der Sonnenhitze in gräßlichen Durstesqualen schmachtet. Der verzweifelnde Vater, der älteste treue Diener des Hauses können sich nur bis in solche Tiefe hinablassen, daß sie die schmerzgequälte Stimme des armen Knaben als leise Flüsterlaute vernehmen. Auch ist keine Möglichkeit, von unten her die Felswand zu bezwingen. Schon kreisen die Geier über der Unglücksstätte. Der alte, treue Neger, der zu wiederholten Malen den Versuch macht, die Schmerzensstätte zu erreichen, bringt dem vor Leid fast vergehenden Vater die flehentliche Bitte des schmerzgequälten Knaben, seiner Qual durch eine barmherzige Kugel ein Ende zu machen. Entsetzt weist der Vater den schrecklichen Vorschlag zurück, um nach Stunden doch die furchtbare Erlösungstat zu tun, „weil ich dich so sehr lieb habe, mein armer Junge". Wochen später macht er an derselben Stelle mit derselben Waffe seinem Leben ein Ende, nachdem er in einen großen Felsblock die furchtbaren alttestamentlichen Worte eingeritzt hat: „Auge um Auge, Zahn um Zahn." Dieser Stein deckt sein Grab, und die Stätte trägt im Gedenken der Nachwelt den Namen „Mörders Grab".

Ich hatte das Gefühl, daß mir die Lesung dieser Novelle besonders gut gelungen sei. Schweigend und sinnend saßen meine Zuhörer eine Weile, bis einer sagte: „Das war das Schönste und Beste, was wir bis jetzt zusammen gelesen haben." Dann wurde bemerkt, wie der Dichter besonders die verhaltene Glut der schweigenden Liebe zwischen Vater und Sohn ergreifend dargestellt habe. Als Höhepunkt der Handlung wurde der Seelenkampf des Vaters vor der schrecklich-heldenhaften Tat empfunden. Dann kam eine sehr lebhafte Aussprache über das Kernproblem: Darf man in einem solchen Falle töten? Die meisten antworteten jugendlich-impulsiv, noch im Banne des Dichters stehend, etwa in dem Sinne: „Ja, ich hätte in diesem Falle ebenso gehandelt!" Zwei betonten kurz und klar: „Gottes Gebot heißt: Du sollst nicht töten! Daran gibt es nichts zu drehen und zu deuten." Darauf kam der Einwand: „Ich denke mir, daß Gott, der Inbegriff höchster Allweisheit, über diese Sachen ganz anders urteilt, als wir Menschen es in menschlicher Beschränktheit können, daß Gott durchaus den Grund und alle Umstände, die zu der Tat führten, beurteilt. Es ist eben ein schreckliches Unglück, das den Mann getroffen hat, und wir dürfen sein Handeln nicht verurteilen." Dann wurde eingeworfen, daß es doch wohl gewichtige Gründe geben müsse, die für die Tötung sprächen, wenn der Betroffene doch unrettbar verloren sei, da man ja auch in der Gesetzgebung versucht habe, eine Regelung zu treffen, welche den Arzt für solche Fälle wenigstens der strafrechtlichen Verfolgung entzieht. Ich warf ein, einmal zu erwägen, wie der Vater selbst seine Tat nachher beurteilt habe. Darauf antwortete einer ungefähr: „Ich bin überzeugt, daß der Vater mit dieser Tat sich selbst ins innerste Herz getroffen hat. Er konnte es nachher nicht mehr aushalten, zu leben und hat sich selbst den Tod als gerecht empfundene Strafe auferlegt." Ein anderer: „Aus der Wahl der Inschrift auf dem Felsblock möchte ich folgern, daß er innerlich auch ganz auf dem Standpunkt des strengen göttlichen Gebotes gestanden hat." In diesem Hin und Her der Meinungen machte einer den Vorschlag, wenn möglich noch etwas zu lesen, was dieses Problem behandelt, und dann anschließend den Meinungsaustausch fortzusetzen.

Darauf las ich ihnen in den folgenden Stunden Ricarda Huchs ‚Fall Deruga' vor. Trotzdem ich die psychologischen Fachausdrücke und theoretisch-psychologischen Abschweifungen - abgesehen von Streichungen aus ethischen Gründen - wegließ, kam es doch in den Fragepausen zu lebhafter Erörterung dieser seelenkundlichen Forschung. Es erregte sehr lebhaftes Interesse, als ich durch Schilderung meiner Arbeit im psychologischen Praktikum des Herrn Dr. Lindworsky einen Begriff davon gab, in wie eingehender Kleinarbeit dieses Gebiet experimentell durchforscht würde, um zu Ergebnissen zu kommen, die schließlich durch weitere Arbeit noch immer einwandfreier gestaltet würden. Ricarda Huch schildert in ihrem Buche eine Gerichtsverhandlung, in welcher der Arzt Dr. Deruga der Tötung seiner seit langer Zeit von ihm geschiedenen Gattin durch das indianische Pfeilgift Curare überführt wird. Die Trennung der Gatten war erfolgt aus der beiderseitigen Erkenntnis, daß ein weiteres harmonisches Zusammenleben bei der ganz gegensätzlichen seelischen Veranlagung nicht möglich sei, - ohne Groll, mit gegenseitigem Einverständnis. Derugas Gattin erkrankt nach Jahren an einem unheilbaren Krebsleiden. Als die Schmerzen so groß werden, daß sie diese nicht mehr ertragen zu können glaubt, bittet sie ihren früheren Gatten in einem geheimen Briefe, sie durch ein schnellwirkendes Gift von diesem qualvollen Leben zu erlösen. Deruga erfüllt ihre Bitte. Das Gericht spricht ihn frei. Trotzdem Deruga als Sieger aus dem Prozeß hervorgeht, scheidet auch er mit Ueberlegung freiwillig aus dem Leben.

Die eingehend geschilderten Prozeßverhandlungen, die das Seelenleben Derugas und seiner getöteten Gattin außerordentlich klar herausstellten, gaben viele Anhaltspunkte für die wieder einsetzende Diskussion. Vielleicht war es gerade der Umstand,

daß hier das Problem in Form einer Gerichtsverhandlung aufgerollt wurde, der zu der Erwägung führte, daß eine zu große Nachgiebigkeit in der strengen Auffassung des Gottesgebotes doch zu Unzuträglichkeiten in der menschlichen Gesellschaftsordnung führen müsse. Einer äußerte die Ansicht: „Die Verantwortung, die ein Mensch durch eine solche Tat auf sich nimmt, ist so groß, daß er sie nicht tragen kann. Wir sehen bei beiden Dichtern, daß dem Täter nach der Tat das Leben nicht mehr erträglich ist. Die Verantwortung für Leben und Tod kann nur Gott tragen, weil er allwissend und allweise ist." Die Einsicht, daß das Leben für den Menschen heilig und unverletzlich ist und nur in Gottes Hand steht, gewann schon mehr Anhänger in der jugendlichen Schar.

Wir lasen dann noch Storms Novelle: ‚Ein Bekenntnis.' Auch hier ist es ein Arzt, der seiner inniggeliebten jungen Gattin, deren Krebsleiden er für unheilbar hält, auf ihre Bitte hin durch ein Gift einen schnellen Tod gibt, weil er ihre unsäglichen Qualen nicht mehr mit ansehen kann. Hier wird die Tragik aber noch verschärft. Einige Wochen nach dem Tode der teuren Gattin findet der Arzt in einem Heft seiner Fachzeitschrift, das er während ihrer Krankheit in Sorge um sie ungelesen beiseite gelegt hatte, ein Verfahren seines hochangesehenen früheren Lehrers angegeben, durch das in gefährlicher Operation eine Heilung jenes Leidens möglich ist. Es gelingt ihm dann auch selbst, eine Patientin, die er sonst aufgegeben hätte, durch diese Operation den Armen des Todes zu entreißen. Sein Lebensmut ist gebrochen, seine Lebensfreude dahin. „Das ist die Heiligkeit des Lebens", sagt er seinem Jugendfreunde, dem er sein furchtbares Geschick offenbart. „Das Leben ist die Flamme, die über allem leuchtet, in der die Welt ersteht und untergeht; nach dem Mysterium soll kein Mensch, kein Mann der Wissenschaft seine Hand ausstrecken, wenn er's nur tut im Dienst des Todes, denn sie wird ruchlos gleich der des Mörders!" Er hat aber die seelische Kraft, sein Leben weiter zu tragen und Gott das Gericht anheimzustellen. In Ostafrika opfert er sein Leben bei der Bekämpfung einer bösartigen Seuche unter den Eingeborenen. In diesem Opfertode findet er seinen Frieden.

Als neues Argument fanden die Jungen, daß nie jemand mit unbedingter Gewißheit feststellen könne, ob ein Mensch unrettbar verloren sei, und daß darum der Täter die Verantwortung für seine Tat nicht tragen könne, daß er an dieser zugrunde gehen müsse. Nach lebhaftem Austausch erkannten sie alle an, daß Gott allein Herr über Leben und Tod sei, und daß sein Gebot „Du sollst nicht töten!" unter allen Umständen oberste Richtschnur sein müsse für menschliches Handeln.

Dieser Bericht zeigt in großen Umrissen das, was wir in unserer Lesegemeinde schaffen und erstreben. Die Freude, mit der die Jungmannen zu diesen Stunden kommen, der Eifer, mit dem sie am Gedankenaustausch teilnehmen, scheinen mir zu bekunden, daß das, was ich als einen Versuch anfing, weiterer Arbeit und Pflege wert ist. Es ist zu erwägen, daß wir in unserer jungen Arbeitsgemeinschaft erst die Wege suchen, die uns zum Ziele führen sollen. Daß der Weg da auch einmal für kurze Zeit in ein Seitental abbiegt, ist natürlich. Jedoch wollen wir im Ganzen die langsam und stetig aufsteigende Linie nicht aus dem Auge verlieren. Leitspruch soll uns das feine Raabewort sein:

Sieh nach den Sternen!
Habe acht auf die Gassen!

Franz Ridderbecks.

Von Werk- und Feierstunden

Für und wider das ‚Bonner System'

Die lebhafte Diskussion, die sich beim 15. Büchereikursus in Bonn an die Frage der Signierungsart knüpfte, legt es nahe, sich auch an dieser Stelle darüber zu äußern. Die verschiedenartigen Methoden, wie sie sich in dem Meinungsaustausch als gebräuchlich erwiesen, lassen vermuten, daß mancher Büchereileiter, vom aufrichtigen Willen beseelt, Bestes zu schaffen, immer wieder Neues versucht und sich allmählich ein eignes Signierungsschema geschaffen hat. Ja, man hatte sogar den Eindruck, als sei manch einer der Ansicht, er habe der Zentrale in Bonn ganz neue Ideen vorgetragen, die noch gar nicht erwogen worden, und die vielleicht dazu angetan sein könnten, bahnbrechende Aenderungen hervorzurufen. Ich darf den folgenden Ausführungen vorwegnehmen, daß die gebrachten Vorschläge für die Leitung des Borromäusvereins nicht neu waren. Sie sollen hier aber behandelt werden, um allen denjenigen, die immer wieder suchend sich bemühen, zu zeigen, daß es ratsamer ist, die neuen Ideen der Leitung in Bonn vorzulegen, ehe sie in der Praxis angewandt werden. Dadurch wird manche nutzlose Arbeit erspart; denn vieles, was für eigene Idee gehalten wird, wurde von andern schon vorher ausprobiert, und die Leitung in Bonn vermag über Erfolg oder Mißerfolg zu berichten.

Bei einer Rundschau in unseren Büchereien begegnen wir den verschiedensten Signierungsarten. Die einfachste aller ist wohl die accessorische, in der die Bücher fortlaufend nach dem Zugang numeriert sind. Die Unzulänglichkeit dieser Signierung leuchtet sofort ein. Es fehlt ihr jede Gliederung bezüglich des Buchinhaltes; die Bücher ein und desselben Verfassers stehen nicht zusammen; Doppelexemplare tauchen an verschiedenen Stellen auf usw. Rein äußerlich betrachtet gerät man gar bald in 4stellige Ziffern, deren Anbringung auf schmalen Buchrücken Schwierigkeiten bereitet. Immerhin ginge diese Art noch an, ohne allerdings die vorerwähnten Mißstände zu beheben, wenn in den Büchereien, die sich ihrer bedienen, die Kataloge – der alphabetische sowohl wie der systematische – und ebenfalls der Buchkartenapparat tadellos in Ordnung wären. Aber gerade hier macht man die Erfahrung, daß dies nicht zutrifft, und diese Büchereien verdienen eigentlich garnicht ihren Namen, denn man merkt leider mehr von einem Bücherchaos als von einer Bibliothek, d. h. einem geordneten Bücherbestand. Das wird der eine oder andere Bibliothekar sich auch schon im stillen eingestanden und den Wunsch einer zweckmäßigen Aenderung empfunden haben. Da ist ihm in dem Bonner System* eine klare und praktische und doch einfache Signierungsart gegeben. Hier wird zunächst durch Buchstaben der Bücherbestand in drei große Abteilungen gegliedert (J = Jugendschriften, U = Unterhaltungsschriften, B = Belehrende Schriften), wobei in der Abteilung B für die größeren Büchereien mehrere Unterabteilungen vorgesehen sind. Jeder Autor erhält eine Nummer, die dem Abteilungsbuchstaben vorgesetzt wird. Alle Werke eines Verfassers innerhalb einer Abteilung erhalten diese Autorennummer, während die Exemplarnummer, die dem Abteilungsbuchstaben nachgesetzt wird, fortlaufend gezählt wird. (Beispiel: 210 U 1 Boßhart ‚Erdschollen', 210 U 2 Boßhart ‚Im Nebel' usw.) – Was aus den Kreisen der Bibliothekare in den Borromäusbüchereien so häufig gegen dieses System eingewandt wird, ist, daß es die alphabetische Aufstellung der Bücher nach Verfassern nicht ermögliche, weil Autoren, die neu in die Bücherei eingestellt werden, der zuletzt vergebenen Nummer angereiht werden. Es kann sich z. B. Boßhart an Schroer reihen usf. Was macht das aber in der Praxis aus? Die Signatur kann

* Näheres über das Bonner System s. Braun: Anleitung zur Bibliotheksverwaltung.

doch niemals Ersatz für den alphabetischen Zettelkatalog sein. Nur in ihm haben wir die Handhabe, uns jederzeit über das Vorhandensein jedweden Buches schnell und sicher zu orientieren, und ist er in Ordnung, so ist dieser Einwand gegen das Bonner System hinfällig. Für diejenigen Bibliothekare, die eine rein alphabetische Aufstellung der Bücher wünschen, sei gesagt, daß damit überhaupt auf jede Signatur verzichtet werden könnte, weil der Standort des Buches sich dann von selbst durch das Alphabet ergeben würde. Bekanntlich läßt sich aber schneller nach Nummern einordnen als nach dem Alphabet, zumal wenn die verschiedenen Autoren sich nur durch den Vornamen unterscheiden oder ihre Einordnung erst im dritten oder vierten Buchstaben differiert (z. B. Daane, Daene, Dahncke, Dahne, Danmeyer, Dante usw.). Man wird sich deshalb doch lieber die Einordnung durch die Zuhilfenahme einer Signatur erleichtern. Ein Signierungssystem, welches sich vollkommen – sowohl für die Autoren wie für die Buchtitel – mit dem Alphabet deckt, ist aber bislang noch nicht ausgearbeitet worden, wenngleich schon wesentliche Verbesserungen erzielt worden sind. Ich denke hier an das System der springenden Nummern. Zuvor sei noch ein System erwähnt, welches in den größeren Borromäusbüchereien sehr viel angewandt wird. Man hält sich im Grunde dabei an das Bonner System, indem man die drei Abteilungen J, U, B bestehen läßt. Um aber in den Abteilungen J und U mit den Autorennummern nicht so hoch zu kommen, wird hier dem Abteilungsbuchstaben der Anfangsbuchstabe des jeweiligen Verfassers zugefügt, sodaß sich – um bei dem anfangs angeführten Beispiel zu bleiben – für „Boßhart: Erdschollen" nun etwa folgende Signatur 28 Ub 1 ergeben würde. Es ist richtig, daß bei dieser Signierungsart die Autorennummern niedriger bleiben, sie erreichen in den wenigsten Fällen innerhalb eines beigefügten Buchstabens das erste Hundert. Ist aber dadurch Schreibarbeit gespart? Mit nichten! Die Zeit, die durch das Ausschreiben einer dritten Ziffer in der Autorennummer erspart bleibt, wird durch den beigefügten Anfangsbuchstaben des Verfassers wieder zugesetzt. (Vergl.: 210 U 1 – 28 Ub 1.) Zur weiteren Begründung dieses Signierungssystems wird vorgebracht, daß dadurch bei den Autorennummern die 4stelligen Ziffern vermieden würden, die bei dem Bonner System unvermeidlich seien. Demgegenüber lasse ich das Ergebnis der Durchsicht von über 30 Katalogen, in der beide Signierungsarten zu finden sind, sprechen: Kataloge von Büchereien mit einem Bestand der Schönen Literatur zwischen 2000 bis 5000 Bänden und darüber. Ein einziger dieser Kataloge weist mehr als 1000 Autorennummern auf. Es ist dies der Katalog einer Borromäusbücherei, die gleichzeitig Stadtbücherei ist, und zwar die einzige am Orte, und die deshalb schon nicht den Maßstab für die übrigen Borromäusbüchereien abgeben kann. Die nächstfolgenden Autorennummern sind 880, 710 usw. Diesem zweiten Einwand gegen das Bonner System dürfte daher wohl auch die nötige Begründnug fehlen. Es soll zwar nicht verkannt werden, daß bei der Signatur die Berücksichtigung des Autors durch die damit verbundene roh alphabetische Gliederung immerhin einige Annehmlichkeiten bieten könnte, wenn der Leser unter Nennung von Verfasser und Titel ohne Angabe der Signatur nach einem bestimmten Buche fragt. Voraussetzung ist dann natürlich, daß nicht nur die Signatur, sondern auch Verfasser und Titel auf dem Buchrücken ersichtlich sind. Unter Umständen wird jedoch das Suchen am Bücherregal oder im Präsenzkasten noch längere Zeit in Anspruch nehmen als das Nachsehen im rein alphabetischen Zettelkatalog. Es liegt also kein zwingender Grund vor, zugunsten dieser Signierungsart auf das einfachere Bonner System zu verzichten.

Auf eine rein alphabetische Aufstellung muß auch verzichtet werden bei der Signierungsart, die sich nur aus der Autorennummer, dem Anfangsbuchstaben des Verfassernamens und der Exemplarnummer zusammensetzt, den Abteilungsbuchstaben aber völlig fallen läßt. Nach dieser Art würde also die Signatur für „Boßhart: Erdschollen" 28 B 1 sein. Dem vorerwähnten und dem Bonner System gegenüber ist hier

allerdings der Vorteil wirklicher Schreibersparnis – wenigstens in der Abteilung „Schöne Literatur" – festzustellen. Dieser Vorteil wird aber in den anderen Abteilungen aufgehoben, da sich hier die Verwendung eines zweiten Buchstabens in einer der beiden andern Abteilungen nicht vermeiden läßt. Die Möglichkeit, in nur einer Abteilung den zweiten Buchstaben zu Hilfe zu nehmen, ist auch nur dann gegeben, wenn man zur Differenzierung der beiden anderen Abteilungen Minuskeln und Majuskeln verwendet, also beispielsweise die Signatur 28 b 1 ein Buch der Jugendabteilung, 28 B 1 aber ein Buch der Abteilung „Schöne Literatur" bezeichnen würde. Der Signatur in der belehrenden Abteilung muß dann entweder die Bezeichnung der entsprechenden Unterabteilung (Bn = Belehrendes – Naturwissenschaft) oder der Anfangsbuchstabe des Verfassernamens beigefügt werden. (M. E. kann auf letzteres sehr wohl verzichtet werden, da unsere Büchereien keine Forschungsliteratur für die Wissenschaft, bei welcher der Autor eine Rolle spielt, bieten wollen, sondern aus den einzelnen Gebieten das Volkstümliche bereit halten.) Bei den größeren Büchereien, die ihren belehrenden Bestand in die im Bonner System vorgesehenen Unterabteilungen gegliedert haben, ist bei Wegfall des Verfasserbuchstabens also noch eine genauere Spezialisierung der Unterabteilungen notwendig, wie sie in einem der oben erwähnten Kataloge auch durchgeführt ist (Na = Naturwissenschaft-Astronomie). Die Möglichkeiten der Differenzierung sind hier aber so weitläufig, daß ohne ein festliegendes Schema die Gefahr besteht, sich in Einzelheiten zu verlieren. Deshalb ist es immer noch praktischer, der Signatur in der Jugendabteilung das J beizufügen (28 Jb 1) und sich den Gebrauch der Minuskeln und Majuskeln für die Abteilungen „Schöne Literatur" und „Belehrendes" vorzubehalten. Gegen diese Anwendung ist der Einwand gemacht worden, daß sie in der Ausleihe zur Verwirrung führe, da der Unterschied der großen und kleinen Buchstaben in der Signatur von den Helfern, welche die Bücher heranholen, übersehen werden könne. Diese Gefahr besteht nicht, wenn den Helfern die Buchkarte mitgegeben wird, statt ihnen die Signatur zu nennen. Dann ist am Bücherregal eine Vergleichsmöglichkeit der Signaturen auf Buch und Karte gegeben. Mit diesem Vereinfachungsvorschlag soll aber aus weiter unten angeführten Gründen dieses System keineswegs für unsere Büchereien empfohlen sein. – Es bleibt noch das Signierungssystem mit springenden Nummern zu erwähnen, das ich freilich erst selten in unseren Büchereien gefunden habe. Dieses unterscheidet sich im wesentlichen von den andern Arten dadurch, daß zur späteren alphabetischen Einordnung neu hinzukommender Autoren eine Anzahl Nummern frei gelassen wird. Man nimmt also nicht die fortlaufenden Autorennummern 1, 2, 3 usw., sondern beginnt etwa mit 10, springt mit 5 oder 10, sodaß die nächste Nummer 15 oder 20 sein würde. Die freien Nummern ermöglichen dann die alphabetische Einordnung neuer Autoren, freilich auch nur für eine beschränkte Zahl. Ist diese erreicht, so wird man zu Exponenten greifen müssen, die das System nicht vereinfachen. Büchereien, die mit geschulten und eingearbeiteten Kräften rechnen können, mögen sich diesen Fortschritt zu nutze machen. Für unsere Büchereien kommt dieses System nicht in Frage, weil die Aus- und Einarbeitung zu große Anforderungen an unsere Bibliothekare stellen würde. Wir müssen uns immer bewußt bleiben, daß wir nicht nur mit primitiven Lesern, sondern – die Tatsache auszusprechen sei mir erlaubt – auch mit primitiven Bibliothekaren zu tun haben, für welche die Einarbeitung in das doch so einfache Bonner System schon Schwierigkeiten bereiten kann. Auch ist in Anbetracht des häufigen Wechsels in der Leitung unserer Büchereien ein durchaus einheitliches System unbedingt notwendig. Würde in allen Büchereien das Bonner System angewandt, so könnte bei einem Büchereileitungswechsel viel Zeit, die andernfalls auf die Einarbeitung in das örtliche System verwandt werden muß, nutzbringender angebracht werden.

Hedwig Fuisting.

Eine Advents- und Weihnachtsfeier

Die Zentralstelle des Borromäus-Vereins und der Buchgemeinde in Bonn haben am 16. Dezember vorigen Jahres wieder eine Advents- und Weihnachtsfeier veranstaltet.

Die Idee des Abends entsprang aus der inneren Verpflichtung des Vereins als Volksbildungsorganisation. Man hatte öffentlich eingeladen. Viele kamen und tauchten für ein paar Stunden unter in der Gnadenhelle von Bethlehem. Das ewig lebendige Mysterium der Christgeburt wurde gefeiert. Alle Zungen menschlichen Ausdrucksvermögens priesen das Geheimnis, daß es aufsprang im knospenden Seelengrunde und sich verwurzelte. Und das war des Abends Erfolg.

Nach feierlich grüßendem Wort des Leiters klang auf in mächtigem Chor das Graduale: „Gnädig und barmherzig ist der Herr, geduldig und von großer Güte." In aufnahmebereite Herzen hinein drang sodann eine hochgestimmte Ansprache des Herrn Oberstudiendirektors Dr. Schümmer, Bonn: „Advent, Zeit und Buch", die wir im Auszug wiedergeben: „Noch ist Advent! Nicht nur im Kreislauf des Jahres. Adventstimmung liegt über der Zeit. Propheten aller Art künden, daß der Erlöser kommen werde und wie er kommen werde. Und neben der Hoffnung und Sehnsucht trieb die Verzweiflung, die zornige Anklage, der Ruf nach dem Ende! Ahasver geht um, der ewige Jude, der das Heil sah und von sich stieß, und der verdammt war, ruhelos zu wandern, den Tod zu suchen und nicht zu finden, die Verewigung der Finsternis, in der einst das Adventlichtlein zitterte, vom auserwählten Volke behütet. Nur selten hat eine glaubensarme Menschheit es gewagt, der Sinnlosigkeit ihres Daseins so ins Auge zu blicken, wie es vor etwa zehn Jahren im Werke eines deutschen Denkers geschah, der aus dem Form- und Lebensgesetz der Kultur die Notwendigkeit ihres Sterbens herleitete. Danken wir Spengler für den Mut, mit dem er schon im Titel seines Werkes die Konsequenz ausspricht, bei der ein Kultur- und Lebenswille ohne Gottesglauben enden muß. Sie alle, die bei einer diesseitigen Kulturidee Halt machen, alle, die einzelne Lebenswerte beziehungslos und eigengesetzlich nebeneinander bestehen lassen wollen, sie huldigen – vielfach ohne es zu wissen oder nur zu empfinden – dem ewigen Tode, sie sind in unserer Zeit die Stimme Ahasvers, für den es keine Erlösungsmöglichkeit gibt. Worte des Todes, der Hoffnungslosigkeit sind es denn auch, die uns allenthalben aus dem neueren Schrifttum entgegenstarren. Schwer liegt die Nacht auf den Geistern, und die Propheten stehen auf, die einen neuen Advent künden, auch sie vom Schatten Ahasvers überdunkelt. Wenn es in Werfels Paulusdrama heißt, daß der Messias der Ewigkommende, der Ewigerhoffte sei, daß der Bogen der Welt brechen müsse, wenn dieser Pfeil entschwirre, so wird damit eine Form des Messianismus getroffen, die heute weiteste Geltung hat, die Ahasverunruhe einer Menschheit, die sich einem unbekannten Ziel entgegengetrieben fühlt, der das Dasein nur Bewegung, Fortschritt, Entwicklung ist. Und wo sich solcher Fortschrittsglaube mit dem Gottesgedanken verbindet, da ist es meist der Mensch, dem die Rolle zufällt, Helfer, Erlöser eines um seine Selbstbehauptung kämpfenden Gottes zu sein. Advent wird Götterdämmerung. Ahasver stürmt als Wotan, der wilde Jäger, in der Julnacht daher.

Wird so auf der einen Seite die Unruhe des Diesseits zum Gesetz des Lebens, zur Form der Erlösung erhoben, so erwartet andererseits eine neuzeitliche Mystik das Reich Gottes in der Innerlichkeit der Seele, als ein Reich des Friedens außer oder über der Zeit und ihrer jagenden Unruhe. Wir sehen zwei geistig bedeutsame Grundformen dieser neuzeitlichen Mystik, von denen die eine in Deutschland, die andere vor allem in Rußland Gestalt gewonnen hat. Die erstere Form, die seit der Romantik bis zur Gegenwart eine breite Strömung unseres Schrifttums beeinflußt, stellt den

Menschengeist in den Mittelpunkt der Ewigkeit. Goethes Faust zeigt diesen Willenskampf des Menschen, der den Himmel stürmen will; wir vernehmen auch aus diesem Werke, wie bei so vielen Romantikern, das gellende Ahasveruslachen des enttäuschten Bemühens, Qual und Verzweiflung eines Geschlechtes, das eine Lebenslast auf seine Schultern genommen hat, für die sie zu schwach sind. Umgekehrt ist die russische Mystik aus dem Bewußtsein der Schwäche und Niedrigkeit, der Schuld und Schande geboren; nicht himmelstürmender Tatwille hat sie gezeugt, sondern tiefes, echt christliches Erlösungsbedürfnis. Wie dort in dem hochgespannten Geiste der Schöpfer Gott Erlebnis und Wirklichkeit werden soll, so hier in der leidenden, zerknirschten büßenden Seele der Erlöser, Christus der Gottmensch. Auch hier ist der Messias ein ewig Kommender, ein ewig in der Seele Neuzugebärender. Ewiger Advent – Ahasver!

Dürfen wir Katholiken sprechen: ‚Noch ist Advent?' Muß es für uns nicht heißen: ‚Wieder ist Advent', das jährlich wiederkehrende Gedenken einer Zeit, die ein für alle Male abgeschlossen ist, abgeschlossen seit dem Tage, wo der letzte Seher des Alten Bundes die Worte sprach: ‚Nun entlässest Du, Herr, Deinen Diener in Frieden; denn meine Augen haben Dein Heil gesehen'? Das Kommen des Erlösers ist ja für uns ein einmaliges geschichtliches Ereignis, Höhe- und Wendepunkt der Weltgeschichte, oder, wie der englische Schriftsteller Chesterton sagt: Der Schlag, der das Rückgrat der Geschichte gebrochen hat. Dies Ereignis knüpft die Zeit an die Ewigkeit, läßt in sie – durch das fleischgewordene Wort – Göttliches, also Substanz und Wesen einfließen, gibt ihrem Ablauf Gliederung und Form. Da die Zeit zum Ewigen nicht mehr beziehungslos verläuft, erhält nun jedes einzelne, zeitgebundene Dasein, jede Zeitepoche einen eigenen Sinn, die Weltgeschichte wird ein Sinnzusammenhang. Advent ist nun die große Erinnerung der erlösten Menschheit an die langen Tage, die der Erlösung vorausgingen, an die bange Spannung, da die Weltuhr zum entscheidenden Stundenschlage ausholte.

Und doch: ist Advent für uns nur Erinnerung? Gewiß waren Menschwerdung und Erlösung ein einmaliger geschichtlicher Vorgang, aber als solcher waren sie ja ein Einbruch der mystischen Welt in die zeitliche, und dieser Einbruch wirkt fort bis zum Ende der Zeiten und stellt alles, was noch geschieht, in die mystische Ordnung. In jedem Christenleben wiederholt sich die Folge von Advent und Weihnacht, von Heilsverlangen und Erlösungsgewißheit. Verkündet ist der Advent des Neuen Bundes, die Bereitung auf die Parousie, die Wiederkunft am Ende der Zeiten, wo das Werk der Erlösung mit Hilfe der Menschheit für die gesamte Menschheit vollendet sein wird. So schallt auch durch die christliche Zeit der Johannesruf des Metanoeite, die Aufforderung, des Herren Wege zu bereiten, gerade zu machen, was krumm ist – in der Einzelseele, wie im Leben der Gemeinschaften, in die der Einzelne verflochten ist. Adventsschwere und Adventsernst erfüllen das christliche Lebensgefühl, den christlichen Kulturwillen; aber dieser apokalyptische Adventsgeist ist nun auf immerdar verbunden mit der Weihnachtsfreude, dem Wissen um das Heil, das unsere Augen gesehen haben. Zu ihm gehört auch das katholische Buch, das katholische Literaturwerk. Lassen Sie es sich eine Adventspflicht sein, ihm die Herzen zu öffnen. Christliche Kunst und Dichtung ist von der christentumsfernen dem innersten Wesen nach geschieden. Die christentumferne Kunst und Dichtung hat unstreitig ihren hohen Reiz; christentumferne Kunst ist wie ein magisches Licht im Dunkel, wie schwermütig-süßer Gesang aus nächtlichem Hain, oder wie prickelnder, berauschender Trank. Die christliche, insbesondere die katholische Kunst, möchte ich demgegenüber vergleichen mit dem Sonnenblick im Waldquell, mit dem Schlag der steigenden Lerche, oder dem Trunk, der dem durstigen Schnitter gereicht wird. Sie will nicht reizen, sie will zur Arbeit stärken, sie will nicht als einzelner Ton vernommen, als einzelnes Licht beachtet, sondern auf die Fülle des Lichtes bezogen, in der Weite des Himmels-

raumes verloren sein. Christliche Kunst steht in der Klarheit des Tages, im Zeichen der Arbeitsfreude und Lebenszuversicht. Selbst wo sie die Nacht bevorzugt, wie bei Mörike und Eichendorf, da ist diese Nacht wundersam erhellt durch einen Glanz aus jener Nacht der Nächte, so daß sie klarer und lebendiger, freundlicher und heimeliger wird als der Tag selbst; denn das christliche Mysterium, unergründlich in sich selbst, ist Ausgang aller Klarheit im Handeln und im Denken.

So zieh deine Straße fort von uns, Ahasver, du dunkler Unzeitgemäßer; wir wollen blicken in den Glanz des Sterns, der über Bethlehem strahlt." –

Bachsche Musik, Invention in E-dur und ein Präludium in Es-dur, klingen nach und graben tiefer noch und immer weiter im Seelengrunde. „Oeffne Dich, mein ganzes Herze, Jesus kommt und ziehet ein", eine Bachsche Adventskantate, gibt den Aufgesang zu dem Mysterium „Mariä Empfängnis – Mariä Heimsuchung" aus „Metanoeite" (Tut Buße!) von Reinhard Johannes Sorge (Verlag Kösel und Pustet, München, Verlagsabteilung Kempten, 1922). Das ist der Hochgesang zwischen Maria und Elisabeth. Unergründliche Demut, erhabenste Einfalt, Gehobensein in allen Glanz, über Zeit und Raum hinaus in der Himmel Helligkeit, eine innerste Geschlossenheit in der Gnade Gottes, das ist ihr Ausdruck. Seherische Schau: die Stimme Johannes des Täufers: „Metanoeite", tut Buße, bereitet die Wege des Herrn!

Und Christ ward geboren. Mit allem Jubel feiert der zweite Teil des Abends dies glückliche Geschehen. Ein Krippenlied für gemischten Chor leitet ein, und nun schwingen im Wechsel Liszt'sche Musik, Weihnachtslieder von Cornelius, Regers zartes Wiegenlied „Maria sitzt am Rosenhag und wiegt ihr Jesuskind". Eine Stimme verkündet „Heute ist uns der König der Himmel aus der Jungfrau geboren worden..." (Guardini, Heilige Zeit), und ein Weihnachtslied bildet den guten Beschluß. Christ ward geboren, Alleluja.

Hetta Wolff.

Geheimrat Horster †

Am 16. Februar 1928 starb in Bonn 76-jährig der Geheime Justizrat Wilhelm Horster. Sein zwar auch mit Sorge und Leid reich bedachtes Leben war glücklich, denn es war beispielhaft ausgezeichnet durch Treue zur Familie, zum Beruf, zum Volk, zur Natur, zu Gott. So ist er bis zuletzt schlicht und fest seinen Weg gegangen, während neben ihm eine neue, wirre Zeit um den Ausdruck ihres noch dumpfen Wollens rang. Er hat seiner Zeit genug getan. Genug getan als Haupt einer mit opferfreudiger Liebe und patriarchalischer Würde umhegten Großfamilie, als Richter, dem die starren Paragraphen des Gesetzes nicht den Blick ins blutwarme Leben, ins Herz der Gestrauchelten, vorab der Jugendlichen, hemmten, als Kurator jenes Hospitals, dem durch viele Jahre bis zum Versagen der Kräfte seine Obsorge galt, und in dem er dann selbst seine letzten Leidenswochen verbrachte, und, was hier vor allem gerühmt werden muß, als 2. Vorsitzender des Borromäusvereins-Vorstandes. Zumeist wegen der Verdienste, die er sich in letzter Eigenschaft von 1900 ab bis ins 75. Lebensjahr um das gute Buch und um das Wohl des lesefreudigen Volkes erwarb, zierte ihn der St. Gregoriusorden. Die Chronik des Vereins weist sie des näheren nach, besonders seinen Anteil an der Fassung der neuen Vereinssatzungen wie an den Vorberatungen für den Neubau des Borromäushauses. Noch sah er die sich jetzt vollendende Erweiterung dieses Hauses, die er wiederum hatte mit vorbereiten helfen. Im Herzen des Vereins erbaute er sich ein Denkmal dankbarer Erinnerung, und seine Verdienste um das gute Buch hienieden wird er in dem Buche des Lebens verzeichnet gefunden haben. R. i. p.

Besprechungen

Religion

Heilige Gabe. Begleittexte zum Offertorium. Uebertragen und eingeleitet von Th. Michels und A. Wintersig, Maria Laach. 247 S. Berlin, 1927. Sankt Augustinus-Verlag.

Das Offertorium des heutigen Missale ist die Kürzung eines früher üblichen Gesangs, der die Gabendarbietung begleitete. Diese ursprüngliche Form teilt das vorliegende Buch deutsch und lateinisch mit bester wissenschaftlicher Sorgsamkeit mit. Aber nicht solche wissenschaftlichen Gründe haben sein Entstehen hauptsächlich veranlaßt, sondern die richtige Einsicht, daß so dem gläubigen Menschen vieles überhaupt erst verständlich wird und die Ganzheit der Gesänge ihn religiös zu befruchten vermag. Die Uebersetzung von Thomas Michels, die auf Wörtlichkeit Wert legt, ist selbständig durchdacht, bedürfte aber in einzelnen Punkten, so bei der Uebersetzung von veritas mit Treue oder confusio mit Scham, einer näheren philologischen Begründung. Eine sprachliche Nachschöpfung, wie sie Guardini in den ‚Heiligen Zeiten' geleistet hat, war nicht beabsichtigt.

Bonn. Heinrich Lützeler.

Lortzing, J.: Geistliche Lesungen für die heilige Weihnachtszeit. Ein Friedensgruß an die Christenheit. Paderborn, 1927, Ferdinand Schöningh. 8°. 352 S. Brosch. 4.80 *M*, Geb. 5.85 *M*. (Diese für das Januar/Februar-Heft bestimmte Besprechung fand dort leider keinen Platz.)

Ein evangelischer Pfarrer will hier durch die Erklärung der katholischen Weihnachtsliturgie die Vorurteile seiner Glaubensbrüder und -schwestern zerstreuen und dazu beitragen, den Frieden zwischen den Konfessionen anzubahnen und weitere Schritte auf dem Wege der Wiedervereinigung hinzuzufügen. Der Verfasser hat die Liturgie gut erfaßt und gibt ihren Sinn und Inhalt klar, schön und erbaulich wieder. Wer das Werk liest, wird größeres Verständnis für die Weihnachtsliturgie gewinnen. Selbst dem, der in der Liturgie lebt, wird es einigen Nutzen bringen. Es verdient einen recht reichen Leserkreis bei den Glaubensgenossen seines Verfassers, aber auch in weitesten katholischen Kreisen.

Bonn. Hugo Dausend.

Zeno von Verona: Oesterliche Ansprachen. Uebertragen von P. Thomas Michels, Maria-Laach. Berlin, 1927, Sankt Augustinus-Verlag. 61 S.

Von der Erneuerung des Menschen durch Taufe, Firmung und Eucharistie handeln die hier gesammelten Ansprachen des heiligen Zeno, der um 370 Bischof in Verona war. Abgesehen davon, daß sie durch ihren Gegenstand jedem Wichtigstes zu sagen haben, verdankt ihnen der geübtere Leser auf Grund ihrer Form bedeutungsvollen Aufschluß über das rechte Verhältnis zwischen der Religion und den Werken des Geistes. Einmal erläutern sie mit ihrer antiken Rhetorik die so bezeichnende Tatsache, daß die frühe Kirche das Heidentum nicht verworfen, sondern umfaßt hat. Dann erklären sie grade in den Literaturstreit unserer Tage hinein, wie die frühe Kirche höchste Kunst wünschte und schuf zum Ausdruck der Glaubensgehalte. Dies aber hat etwas Vorbildliches für uns, daß Zeno nicht verständnislos oder feindlich gegen die Kunst seiner Zeit, ja nicht einmal gegen die heidnische, im Grunde verworfene Kultur seiner Tage stand, sondern sie in die Fülle seines eigenen Priestertums einzubeziehen vermochte. – Wer sich einmal an der Uebersetzung spätantiker-frühchristlicher Texte versuchte, bewundert als eine ganz seltene Leistung Michels' Uebertragung, die sich an der dichterischen Sprache der Gegenwart gebildet hat, vor allem - wohl durch die Vermittlung Hasenkamps - das aufnahm, was Hölderlin an neuen Ausdrucksmöglichkeiten den Deutschen gab.

Bonn. Heinrich Lützeler.

Laienbrevier. Tagzeitengebet im Geiste der Liturgie. Veröffentlichung des Verbandes Katholischer Akademiker. Bearbeitet von der Abtei Maria Laach. Kl. 8°. 1. Band: Advent bis Pfingsten. XXXII, 728, 96. Berlin, 1928, Sankt Augustinus-Verlag.

Ende 1926 erschien ‚Das kirchliche Tagzeitengebet' oder ‚Das römische Brevier' übersetzt und erklärt von Erzpriester Dr. Stephan, 1. Band Advent bis Ostern. Leider erlebte der Verfasser das Erscheinen dieses Werkes nicht mehr. Es war das erste seiner Art in deutscher Sprache und umfaßte das ganze Brevier in der Zeit von Advent bis Ostern.

Das hier angezeigte Laienbrevier ist ganz anderer Art. Es ist ein Auszug aus dem ganzen Tagzeitengebet, angepaßt den vielbeschäftigten Laien. Es bezweckt, die Laien daran zu gewöhnen, im Geiste der Kirche, an Hand der Liturgie zu beten. Es gibt in schöner Sprache und würdiger Ausstattung die Psalmen, Hymnen und Lesungen. Den Mönchen von Maria-Laach und dem Verband Katholischer Akademiker müssen wir für diese Gabe danken und wünschen, daß recht bald der 2. Band das Werk vollende. Das Buch beschränkt sich aber nicht auf das Stundengebet im eigentlichen Sinne. Im Anhang gibt es auch die Litanei von Allerheiligen, den Tisch- und Reisesegen. Mag es auch etwas teuer erscheinen, trotzdem sollten es recht viele erwerben und benutzen. Es verdient das!

Bonn. Hugo Dausend.

Juliana von Norwich: Offenbarungen der göttlichen Liebe. Herausgegeben von Otto Karrer. (Dokumente der Religion. Bd. 14.) Paderborn, Schöningh. Gebunden 4.50 *M.*

Aus dem weniger bekannten Kreise englischer Mystiker werden hier in formvollendeter Uebertragung von G. Gerlach und mit einer geistvollen Einführung von Otto Karrer erstmalig in deutscher Sprache die Offenbarungen der Nekluse von Norwich zugänglich gemacht (aus den Jahren 1373 bis etwa 1393). In gemütstiefer, dabei maßvoller Art, in klarer und durchsichtiger, wenn auch etwas breiter Darstellung erschließt sich uns hier eine zarte Christus- und Leidensmystik, voll fruchtbarer religiöser Gedanken, vor allem getragen von einem frohen Heils- und Erlösungsbewußtsein. Gottes gnadenvolle Allwirksamkeit und Liebe, auch der Sünde gegenüber, besonders die Einordnung der Sünde in Gottes Wirken und Walten, sind die Gedanken, die im Vordergrund stehen. Dabei treten allerdings auch Einseitigkeiten und Unausgeglichenheiten der Darstellung und Formulierung zutage, die nicht notwendig solche der Anschauungen Julianas zu sein brauchen, aber doch geeignet sind, Mißverständnisse hervorzurufen. Die Ausdrucksweise klingt vielfach prädestinatianisch, als ob die Auserwählten nicht eigentlich sündigen und das Mißfallen Gottes erregen könnten (vergl. z. B. S. 100, 120 123 f., 184), Gedanken, die auch sonst damals schon in England heimisch waren. Damit verbindet sich, m. E. bei Juliana auch psychisch bedingt, ein im Ausdruck vielfach zu weitgehender Heilsoptimismus, bei dem kaum noch Raum zu bleiben scheint für den Gedanken, als könnten auch Menschen ihres Heils verlustig gehen (z. B. S. 98, 127, 146). Das hätte in der Einführung gezeigt und richtiggestellt werden müssen. Karrer erachtet freilich solche Schwierigkeiten nicht für gegeben; aber das von ihm in diesem Zusammenhang Gesagte ist unzulänglich, die Auffassung Meister Eckeharts, die vergleichsweise herangezogen wird, ist sogar mit noch größerer Problematik belastet. Richtiges Verständnis des Buches nach dieser Seite hin setzt infolge des genannten Mangels der Einführung einige theologische Bildung voraus.

Bonn. Heinrich Ostlender.

Die Briefe des seligen Jordan von Sachsen. Aus dem Lateinischen übersetzt und mit einer Einleitung herausgegeben von Johannes Mumbauer. LI und 129 S. 8°. Vechta i. Old., 1928, Albertus-Magnus-Verlag. Gebunden in Leinen 3.80 *M.*

Im Anschluß an die Edition und die Untersuchungen von B. Altaner gibt M. eine Uebertragung der Briefe des zweiten Dominikanergenerals an den Dominikanerinnenkonvent von St. Agnes in Bologna, vorzüglich an dessen Leiterin, die selige Diana von Andalo, die, von Dominikus selbst seiner Obhut anvertraut, Jordan persönlich sehr nahe stand. M's Einführung zeichnet warm und lebendig ein Bild des hochbegabten und tiefreligiösen, auch menschlich ungewöhnlich sympathischen Verfassers und umreißt die geistes- und frömmigkeitsgeschichtliche Bedeutung des Briefwechsels, der einen der ältesten Fälle ganz persönlichen Briefverkehrs für das abendländische Mittelalter darstellt. In Jordans Briefen spricht die Wärme edler, heiliger Sinnes- und Seelengemeinschaft, verbunden mit verständnisvoller und glücklicher Art, den Weg zum seelischen Aufstieg zu weisen, ohne die persönliche Selbständigkeit zu unterdrücken. Die Briefe sind charakteristische Kundgebungen abendländisch-mittelalterlicher, aus dem Glauben als dem eigentlichen Lebensmittelpunkt fließender Frömmigkeit. Dieselbe hat hier eine klassische Ausprägung gefunden in einigen wenigen Grundgedanken, die in durchsichtiger Einfachheit bei stets neuer, auch sprachlich packender Formulierung besondere Kraft zur Gestaltung religiöser Gesinnung gewinnen mußten. Solche Gedanken sind: innere, hingebende Vereinigung mit Gott, der allein genügt, Liebe zu ihm und Christus, Macht göttlicher Gnade und Kraft göttlichen Trostes, Geistesöffnung der Seele für die Gnade. Wir stehen da an der Wiege deutscher, domini-

kanischer Mystik. Jordan stellt keineswegs geringe Anforderungen, ist aber zugleich allem Maßlosen abhold. Er bleibt vielmehr in besonnener Ausgeglichenheit durchaus im Bereich des Wesentlichen, mit der Gnade Schritt für Schritt und in Geduld Erreichbaren. M's Uebersetzung ist treffend der nicht immer leicht wiederzugebenden Eigenart des Originals angepaßt und wohlgelungen. — Ein verheißungsvoller Anfang der neuen, mit gediegenem Geschmack ausgestatteten Schriftenreihe, die von den deutschen Dominikanern in Vechta unter dem Titel ‚Dominikanisches Geistesleben' herausgegeben wird.

Bonn. Heinrich Ostlender.

Brey, Henriette: Heiliger Frühling. Kommunionerzählungen für Knaben. Wiesbaden, 1927, Rauch. 174 Seiten. Gebunden 4.— *M.*

Zweckgeschichten, die als solche beurteilt werden müssen. Den Zweck gibt der Titel deutlich genug an. Nur muß man an Knaben denken, die bereits etwa zwischen dem 12.—13. Jahre stehen. Wer als Katechet in Zeitschriften für Kommunikanten wertvolle katechetische Hilfsmittel erblickt, wird diese Erzählungen schätzen. In einem solchen Rahmen passen sie hinein und da gehören sie zweifellos zu den beachtenswertesten Geschichten. Die Buchausstattung ist festtäglich vornehm.

Dettlingen. Hermann Herz.

Geschichte

Treitschke, Heinrich von: Deutschland nach dem Dreißigjährigen Kriege. Mit einem Nachwort von Dr. Fritz Eberhardt. Leipzig, Reclam. 171 Seiten.

Nur ein kleines Kapitel aus des großen Historikers ‚Deutscher Geschichte im 19. Jahrhundert'. Aber es spiegelt sich in ihm doch der ganze Treitschke, der rücksichtslos und sprachgewaltig für seine borussisch-protestantische Machtstaatsidee in die Schranken tritt und, wo immer er kann, mit gellem Schall seine „antiultramontanen" Fanfaren bläst. Wir kennen die Musik und teilen drum nicht die Meinung des Herausgebers, daß das heutige Geschlecht aus diesem Werk „Hoffnung und Kraft ... zu einem neuen sittlichen Aufbau, zu Vaterlandsliebe und Nationalstolz" gewinnen könne.

Linnich (Rhld.). August Schmitt.

Görres, Joseph: Eine Auswahl aus seinen Schriften. Herausgegeben von Wilhelm Schellberg. Münster i. W., Aschendorff. 188 Seiten.

Das zu ‚Aschendorffs Sammlung auserlesener Werke der Literatur' gehörige Bändchen beschränkt sich auf eine Auswahl charakteristischer Stücke aus den Schriften des jüngeren Görres. Der Revolutionär, der Romantiker und der patriotische Publizist kommen in ihm zum Wort. Görres' Spätzeit ist nicht berücksichtigt. Hoffentlich folgt das von dem Herausgeber in Aussicht gestellte Ergänzungsbändchen bald, damit sich - soweit das im Rahmen einer Auslese möglich ist - ein gerundetes Bild des ganzen Görres gewinnen läßt.

Trotz ihrer Begrenzung eignet sich, wie ich selbst erprobt habe, diese Auswahl ganz vorzüglich für die deutschkundlichen Arbeitsgemeinschaften an unseren höheren Schulen. Allerdings wäre es wünschenswert, wenn bei einer Neuauflage die Zahl der Erläuterungen wenigstens für einige sonst schwer verständliche Stücke vermehrt würde. Das gilt besonders für die Auroraaufsätze Seite 39 ff. Auch eine Reihe uns gänzlich entschwundener Fremdwörter müßte erklärt werden: palliativ (S. 39), Aerostate (S. 31), Alkahest (S. 33), Chrysalidenhülle (S. 39), Purganz (S. 42), Schibbolet (S. 42) u. dgl. mehr. In dem Abschnitt ‚Die teutschen Volksbücher' (S. 51 ff.) fehlen die Hinweise auf die Quellen: in welchen Volksbüchern Reinold, Lionell usw. vorkommen, das müßte zweckmäßigerweise angegeben sein.

Linnich (Rhld.). August Schmitt.

Zoepfl, Friedrich: Deutsche Kulturgeschichte, 2 Bände. Mit vielen Bildern. Erscheint in Lieferungen. Freiburg i. B., Herder. I. Band, 1. und 2. Lieferung, je 112 Seiten. Freiburg 1927, je 3.80 *M.*

Diese Kulturgeschichte hat den Vorzug, ganz sachlich, ganz wissenschaftlich und doch volkstümlich zu sein. Der Verfasser will sich an die gebildeten Laien und an die studierende Jugend wenden. Das heißt also, daß die Lektüre nicht ganz anspruchslos ist. Die Kürze der Fassung ist bewundernswert, gemessen an der Fülle des Stoffs. Die Lebenskreise, die diese beiden ersten Lieferungen umreißen (5-6 Lieferungen sollen den I. Band vollständig machen), sind nicht nur abgegrenzt, wie eine wirkliche Historie abgrenzen wird. Die Lebenskreise

sind bis zum Beginn des 12. Jahrhunderts so geschildert, daß sowohl Einzelmensch wie auch die Volksmasse klar hervortreten. Konstruierte Gesichtspunkte zur Herausarbeitung sogenannter großer Linien fehlen wohl mit Absicht; außer anderen Gründen spricht da auch die Raumfrage mit. – Die reichen Kräfte des Frühmittelalters, wie sie hier mit größter Objektivität dargetan werden, beweisen, daß wir in geistig überaus helle Jahrhunderte geführt werden. Die Lebensnähe dieser Kultur wird in den Kapiteln geschildert, die alle Betätigungsfelder kultivierter Menschen im Bilde aufrollen. Voran geht dabei der Kulturkreis der Kirche, die alles Leben zu durchdringen versteht. Den Schluß der zweiten Lieferung bildet die ‚Ars sacra' (die romanische Kunst). Die Werke der religiösen Kunst sind hier sowohl geschichtlich wie auch architektonisch gewertet. Besonders wichtig und auch gut gelungen ist die Darstellung der Spannungen, die der Gegensatz zwischen Königsmacht und Adel und zwischen Papst und Kaiser hervorruft.

Zum einzelnen wäre folgendes zu bemerken: Die Spannung zwischen Adel und König im Merowingerreich beleuchtet das Edictum Chlotharii. Es ist nicht erwähnt, obwohl es in die Zukunft weist und darum bedeutsam ist. – Es fehlt auch der Hinweis auf die Tendenzen, eine fränkische Nationalkirche zu gründen; dazu gehört auch die Reform des Chrodegang von Metz, der die Kirche wieder fester an Rom knüpfen will. – Der Streit zwischen Gregor VII. und Heinrich IV. ist gut charakterisiert; aber es fehlt die Erklärung dafür, daß Gregor VII. schließlich durch die Kirchenbuße des Kaisers entwaffnet wurde und daß dieser Sieg über den Papst auch ein Sieg über die Fürsten ist. Denn vom Verharren im Bann machten sie eine Absetzung abhängig. Man beurteilt das als schlauen Schachzug. Mit dem müheloseſten Erfolg begann Heinrich seinen Sieg.

Noch einige Kleinigkeiten: zu S. 30: runa bedeutet eigentlich: das Geheimnis; zu S. 35: Phol und Baldur werden als die gleichen Gottheiten angesehen; zu S. 37: Bei den heiligen Zwölfnächten hätte auf „Weihnachten" hingewiesen werden müssen; zu S. 55: Schultheiß wird abgeleitet von „Schuld heischen" = Schuld einfordern; zu S. 151: Hausbau und Siedlung hätte doch etwas mehr Raum verdient; zu S. 220: Das Dunkel der romanischen Kirchen erklärt man sich als beabsichtigt. Das innere Licht (Christus) soll leuchten. Darum wehrte man das äußere Licht ab durch Vorhänge, die in matten farbigen Strahlen die Sonne durchließen. Aus diesem Brauch entwickelte sich die Glasmalerei. So sollte also gerade die romanische Kirche starke Verinnerlichung symbolisieren.

Im ganzen geurteilt ist diese Kulturgeschichte ein viel versprechendes Werk. Der durchaus wissenschaftliche Stoff wird gar nicht „gelehrt" vorgebracht, sondern trotz der Stoffülle klar und lebendig entwickelt. Jedes deutsche Haus, in dem Interesse für die deutsche Vergangenheit wach ist, sollte sie anschaffen.

Bonn. Johannes Peters.

Bühler, Johannes: Ordensritter und Kirchenfürsten. Nach zeitgenössischen Quellen. Mit 16 Bildtafeln und einer Karte. 474 S. Leipzig, 1927, Insel-Verlag. Geb. 7.50 *M.*

Johannes Bühler ist ein ebenso kundiger wie feinsinniger Führer in die mittelalterliche Welt. Er bringt jenes Rüstzeug mit, das dem Historiker vor allem nottut: jene zarte seelische Einfühlung, die Menschen und Zustände vergangener Zeiten aus ihrem eigenen Wesen heraus zu verstehen sucht und keine modernen Empfindungen und Gedanken in sie hineinträgt. So gelingt es ihm, „in das Wesentliche der Ordensritter einzudringen", jener - wie Treitschke sie einmal gekennzeichnet hat - „rätselhaften Menschen, die zugleich raufluſtige Soldaten waren und streng rechnende Verwalter, zugleich entsagende Mönche und waghalsige Kaufleute und, mehr als dies, kühne, weitschauende Staatsmänner". Seine Quellenauswahl beschränkt sich auf das eigentliche Ordensland und gibt ein plastisches Bild von den wechselvollen Schicksalen der Ritter, von ihren großen Zielen, ihrer Kleinarbeit, ihrem Aufstieg und ihrem Niedergang. „Sie haben den Lebensraum des deutschen Volkes nach Osten hin endgültig erweitert, wenn auch einzelne Teile wieder verloren gegangen sind oder noch immer heiß umstritten werden. Von der Gründung Hermanns von Salza, des Freundes Kaiser Friedrichs II., führt über die Schmach polnischer Lehnsabhängigkeit zu dem Staate der Hohenzollern und damit zum Deutschland des ersten wirklichen Nationalstaates der Deutschen ein ununterbrochener Weg, der Weg des deutschen Schicksals." (S. 47.)

Dieser Weg führt auch von der Gegenwart zu den Kirchenfürsten zurück, denen der zweite Teil des Buches gewidmet ist. „Die

Folgen mancher ihrer Handlungen reichen bis in die Gegenwart herein" (S. 6). Sie gewannen ihre überragende Stellung „nicht etwa durch irgendwelche Listen und unlautere Mittel, sondern durch positive Leistungen für Staat und Gesellschaft zur Zeit der Völkerwanderung, im Frankenreiche und zu Anfang des ersten Deutschen Reiches", dessen Gründung nicht zuletzt ihr Verdienst ist (S. 242). Packende Bilder, die auch hier Johannes Bühler aus den Quellen herausholt.

Das Buch fügt sich würdig in die Reihen der Sammlung ‚Deutsche Vergangenheit'. Wie deren früheren Bänden (vergl. ‚Bücherwelt' 1925, H. 11) sind auch ihm Anmerkungen in reicher Zahl und ein sorgfältiges Verzeichnis der wichtigsten Personennamen, Ortsnamen und Sachen beigegeben.

Linnich (Rhld.) August Schmitt.

Tunkl, Franz, Freiherr von: Kurze Geschichte der Klöster, ihrer Beraubung und Vernichtung. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte. Paderborn, 1927, Ferdinand Schöningh. 198 Seiten. Geb. 5.— *M.*

Das überkommene Vorurteil gegenüber den Klöstern wird sich bei allen denen, die nicht belehrt sein wollen, wohl niemals beseitigen lassen. Für die anderen aber bildet eine objektive Darstellung der klösterlichen Geschichte, die sich von jeder Schönfärberei freihält, die beste Belehrung. Dem Verfasser des vorliegenden Büchleins kann man mit Genugtuung bescheinigen, daß er - um seine eigenen Worte zu gebrauchen - „gerade Wege" ging. Seine Darstellung ist im ganzen ruhig und sachlich und seine Feder nur dann und wann einmal „schärfer gespitzt", ohne daß aber ein „wohlgesitteter Historiker" (vgl. das Vorwort) ernstlichen Anstoß daran nehmen könnte. Woran der sich stößt, ist etwas anderes. Das Büchlein präsentiert sich in einer hochgelehrten Aufmachung, die gar nicht zu ihm paßt und obendrein recht flickenhaft aussieht. Die Quellenangaben sind sehr unzureichend. Manchmal fehlen sie ganz (vgl. S. 15, 20, 28, 43, 73, 111 usw.). Manchmal wird nur das vielbändige Werk, nicht Band und Seitenzahl angegeben (vgl. S. 19^3, 44^3, 54^4 usw.). Oder das Zitat erscheint in einer Gestalt, die sich nur dem Fachgelehrten entschleiert (vgl. z. B. S. 18^1). Bei der Aufstellung des als Anhang beigegebenen Verzeichnisses „von rund 800 aufgehobenen und zerstörten Klöstern" hat der Verfasser offenbar sehr bejahrte geographische Lexika zu Rate gezogen. Sonst würde er Fulda nicht nach Thüringen (S. 170), Halle a. d. S. (S. 172) und Magdeburg (S. 179) nicht nach Sachsen und das Kloster Eberbach (S. 167) nicht nach Baden verlegt haben. Seine Vorliebe für ältere und z. T. längst überholte Literatur tritt überhaupt in dem ganzen Büchlein stark zutage. Auch seine Sprache erscheint zuweilen in einem recht altfränkischen Gewand. Es liegt mir gänzlich fern, ihren oberdeutschen Akzent bemängeln zu wollen, über den ich mich im Gegenteil aufrichtig freue. Aber wenn, wie hier, gesagt wird „durch Verrat genommen, wüteten die Feinde gegen die Bewohner der Stadt" (S. 100) oder „Die Gründung von Klöstern betreffend kann man zwei große Perioden unterscheiden" (S. 39), so erinnern doch solche Wendungen ebenso wie das langweilige und öfter wiederkehrende „Schreiber dieses" an die Diktion vergilbter Schriften aus Großvaters Schrank. Einem weiteren Leserkreis hätte auch eine Reihe fernliegender Ausdrücke erklärt werden müssen wie: Manuel (S. 35), Miniaturist (S. 36), Salgut (S. 58), Zilizium (S. 97), Nationale (S. 100), Kasel (S. 110), Urbar (S. 116), Kukulle (S. 117), Supremat (S. 124), Lizitation (S. 135) u. dgl.

Sieht man von diesen Mängeln ab, deren Behebung ich dem Verfasser für eine etwaige Neuauflage ans Herz legen möchte, so liest sich das Büchlein flott, weil es das mit Fleiß gesammelte Material geschickt zusammenstellt und mit dem Herzen geschrieben ist.

Linnich (Rhld.) August Schmitt.

Ehmcke, Fritz Hellmuth: Die historische Entwicklung der abendländischen Schriftformen. Mit 100 Abbildungen, 80 Seiten. Ravensburg, 1927. Otto Maier. Kartoniert 4.50 *M*, gebunden 6.— *M*.

Man kann Sinn und Plan dieses Buches nicht besser wiedergeben als mit des Verfassers Einleitungsworten: „Nicht wissenschaftliche Gesetze wollen diese Zeilen sich anmaßen. Zweck der kleinen Abhandlung soll es sein, den Schriftbesitz der abendländischen Welt als eine große Einheit darzustellen und an einer Reihe historisch geordneter Beispiele zu zeigen, wie die einzelnen Schriftcharaktere sich folgerichtig entwickeln und jeweils, gleich wie Architektur, bildende Kunst, Literatur, die besondere Formung annehmen, die ein bestimmter Zeitabschnitt mit seinen äußeren Mächten ihnen gibt. Zum Bestand wahrhafter Bildung sollte es gehören, daß jeder, der unserer Lettern sich bedient, über deren

Herkunft sich klare Vorstellungen machen kann und, indem er sein Wissen den Nachfahren weiter gibt, eingedenk dessen bleibt, daß in den Lettern ein ewiges Stück Menschheitsgeschichte sich dartut, an dem auch er Teil hat." Die Absicht des letzten Satzes wird in bester Weise durchgeführt, ein klarer, leicht verständlicher Text zeigt die Entwicklung der für unseren Kulturbereich wirksamen Formen von Handschrift- und Druckbuchstaben, zahlreiche ganz vorzüglich ausgewählte scharfe Abbildungen vermitteln rechte Anschauung. Es ist selbstverständlich, daß das Werk eines Meisters der Buchkunst, dem wir außer mehreren anderen Schriftstudien eine Arbeit über ‚Drei Jahrzehnte deutscher Buchkunst' verdanken, selbst ein buchkünstlerisches Erzeugnis ist: Es ist nach Angaben des Verfassers in seiner Mediävalschrift sauber gedruckt, die Form entspricht bestens dem Inhalt. Jedem Bücherfreunde, der obige Worte zu würdigen weiß, aber auch dem Anfänger in paläographischer und buchgeschichtlicher Forschung wird Ehmckes schöne Arbeit viel bieten. Sie fördert zugleich Geschmack und Urteil in graphischen Dingen und regt durch ausgiebigen Literaturnachweis zu weiterer Beschäftigung mit den gegebenen Problemen an.

Fulda. Joseph Theele.

Lebensbilder

George, Stefan: Die Fibel. Auswahl erster Verse. 144 S. mit einer Heliogravure. Berlin, 1928, Georg Bondi. Br. 4.50 *M*, gebunden 6.50 *M*.

Reinhard Johannes Sorge, Unser Weg. Von Susanne M. Sorge. Nachwort von Karl Muth. 135 Seiten. München, 1927, Kösel & Pustet. Pappbd. 3.60 *M*.

Von einer achtzehnbändigen Gesamtausgabe Stefan Georges liegt nun in angemessener Ausstattung als 1. Band ein Neudruck der lange vergriffenen Fibel vor. Es ist ein notwendiges und verdienstliches Unternehmen, daß man so das Werk eines Dichters als Ganzheit bietet, dem Ehrfurcht und Dankbarkeit auch diejenigen schulden, die seine Haltung nicht zu der ihren machen können. Was George in unserer Zeit und über sie hinaus bedeutet, soll an dieser Stelle nach Abschluß der Gesamtausgabe noch ausführlich erwogen werden. Seine dichterische Wucht und seine persönliche Unbestechlichkeit ahnt man nur manchmal aus den knabenhaft schwachen Gedichten der Fibel. Wichtig wird dieser Band, in dem sich die langsame Loslösung vom Ueberkommenen und das Erwachen des Willens zu eigener Lebensführung ausdrückt, durch das vorangestellte Bild des etwa Zwanzigjährigen und durch beigefügte Handschriftproben, die ungemein klar den Weg vom Kindhaften und preziös Verschnörkelten zu der kommenden ehernen Großform bezeichnen.

Daß George durch sein unerhörtes Maß erregend wie ein Sturm und durch seine mit Leidenschaft erfüllte Zucht bildend wie ein Plastiker der Seele auf die Jugend gewirkt hat, erfährt man z. B. aus dem Werk von Reinhard Johannes Sorge, dessen Lebensgang seine Frau aus Briefen, Aufzeichnungen und eigenen Mitteilungen heraus schildert, und den am Schluß Karl Muth mit dem Verständnis eines Menschen deutet, der stets Blick und Mut für das Neue bewiesen hat. Die künstlerische Begegnung mit George blieb für Sorge ein Gewinn, so weit er sich auch innerlich von ihm entfernte. Mehr als Dehmel und Rilke, von dem übrigens ein wunderbar ernster, religiös gerichteter Brief mitgeteilt wird, hat George seine Sprache bestimmt. Das schmale Bändchen, das die Beschreibung eines überpersönlich wichtigen Schicksals enthält, hat eine reiche, auch dem einfachen Leser leicht zugängliche Bedeutung. Hier erleben wir die Mannwerdung eines jungen Menschen unserer Zeit, erleben das Aufblühen eines dichterischen Geistes, der, fern vom üblichen Literaturbetrieb, durch seine Reinheit und Ursprünglichkeit in Erstaunen setzt, erleben endlich die religiöse Reifung eines Suchenden, den die Vision des Göttlichen gradezu überfällt, der dann langsam zum Katholizismus hinwächst und schließlich durchdrungen von der Liebe zu Christus im Weltkrieg fällt; besonders schön, eine in unserer Zeit fast unglaubliche Kunde, ist dabei der Bericht von seiner Liebe und Ehe, die sich immer tiefer im Sinne des Sakramentes erfüllt.

Bonn. Heinrich Lützeler.

Kraigher-Porges, Josepha: Lebenserinnerungen einer alten Frau. 2. Band. Kreuzwege des Lebens. Leipzig-Zürich, 1927,

Grethlein u. Co. 350 S. 8°. Ganzleinen 8.— *M*, Halbleder 12.— *M*.

Wie schon bei Besprechung des ersten Bandes bemerkt wurde (Heft 5, 1927), kommt diese Lebensbeschreibung für unsere Büchereien nicht in Frage. Im vorliegenden Teil berichtet die Verfasserin in mehr oder weniger sprunghafter Weise über ihre Schicksale bis zur Verheiratung mit General Porges. Was an Wichtigtuereien, an Superlativen, an anfechtbaren Beurteilungen mitgeteilt wird, hätte uns nicht so sehr interessiert wie die Zeichnung der eigentlichen seelischen Entwicklung, die das Buch schuldig bleibt. Kritisch auf Einzelheiten einzugehen erübrigt sich wohl.

Köln. Laurenz Kiesgen.

Kircher, Rudolf: Engländer. Frankfurt am Main, 1926, Frankfurter Sozietätsdruckerei. 351 Seiten.

Eine reizende Galerie englischer Köpfe, in der sich das reiche öffentliche Leben der weltbeherrschenden Insel spiegelt. Staatsmänner, Denker, Unternehmer, lauter typische Briten, die England gestalten, England sind. Rudolf Kircher, der Land und Leute aufs genaueste kennt und ins Innerste der englischen Seele hineinzuführen weiß, hat sie mit meisterhafter Hand dargestellt.

Es ist eine alte Klage, daß wir das Ausland viel zu wenig kennen. Wir sollten mehr Bücher lesen dieser Art. Sie befreien uns von der Tyrannei des außenpolitischen Schlagworts, die den Weltkrieg mitverschuldete.

Linnich (Rhld.) August Schmitt.

Naturkunde / Technik

Die Himmelswelt. Mitteilungen der Vereinigung von Freunden der Astronomie und kosmischen Physik. Gegründet von Wilhelm Foerster. Herausgegeben von Professor Dr. J. Plaßmann. Berlin, Dümmlers-Verlag. Heft 3—9.

Diese Monatsschrift ist ein vorzügliches Hilfsmittel für alle, die sich als Liebhaber mit den Geheimnissen der Himmelswelt eingehender bekannt machen wollen, vor allem auch durch eigene Beobachtung. Neben den eigentlich wissenschaftlichen Artikeln, über deren Reichhaltigkeit wir in wenigen Worten nicht berichten können, wird die Erzählung über die Einrichtung einer Deutschen Sternwarte in Südamerika zu Ende geführt, die auch über Land und Leute viele wertvolle Mitteilungen bringt. Die Abschnitte: Kleine Mitteilungen und Literarisches geben in kurzen Darstellungen eine Fülle von neuen Ergebnissen der Astronomie oder verwandter Wissenschaften an oder machen mit Neuerscheinungen auf diesem Gebiete der Himmelskunde bekannt.

Freiburg i. Br. Alois Schmitt.

Himmelsalmanach für das Schaltjahr 1928. Herausgegeben von Universitäts-Professor Dr. J. Plaßmann. Mit einer Zeichnung der Mondform Helicon von Ph. Fauth, einer Sonnenfinsterniskarte sowie Tafeln für die Monde der Planeten. Berlin und Bonn, 1928, Ferd. Dümmlers-Verlag. 66 S., 8°. Kart. 3.50 *M*.

Verschiedene Zeitschriften bringen Angaben über Stellung und Bewegung der Gestirne, leider manchmal zu spät. Es wird daher den Freunden der Astronomie die Herausgabe derartiger Angaben in Buchform für das ganze Jahr recht angenehm und nützlich sein. Das Büchlein ist sehr reichhaltig und vornehm ausgestattet.

Freiburg i. Br. Alois Schmitt.

Schmitt, Cornel: Wie ich Pflanze und Tier aushorche. 2. Auflage. Mit 62 Originalabbildungen. Freising u. München, Dr. F. P. Datterer u. Cie.

Schmitt hat sich einen Namen gemacht durch die vorzügliche Art und Weise, wie er die Natur belauscht und seine Schüler und Leser zur Ausbildung der gleichen Fähigkeit anleitet. Hier gibt er in 72 kleinen Artikeln eigene Beobachtungen wieder und damit Anleitung zu den gleichen Beobachtungen für den Leser und zwar auf den verschiedensten Gebieten der Natur: im Garten, in der Arbeitsstube und auf der Gasse, in Feld und Heide, in Park und Wald, am Wasser, im Winter. Es sind selbstredend nicht alle Artikel gleich wertvoll, aber viele von ihnen, ja die meisten sind kleine Meisterwerke und sind geeignet, in der Hand junger Naturfreunde Liebe und Verständnis für die Natur zu erwecken. Die Bemerkung, daß der Kampf ums Dasein die Halme des Roggens so hoch hat werden lassen (Seite 56) ist ein Rückfall in darwinistische Erklärungsweisen. Seite 48 muß es statt 48 Liter 4,8 Liter heißen. Ich glaube, daß unsere Jugend, auch

die ländliche, an diesem Buche viel Freuden und wertvolle Anregungen erleben kann.

Freiburg i. Br. Alois Schmitt.

Petersen, Elly: Taschenbuch für den Kakteenfreund. Eine praktische Anleitung für Anzucht und Pflege der Kakteen und Sukkulenten. 24 Tafeln in Farbendruck mit 86 Abbildungen nach Zeichnungen von Kunstmaler C. O. Petersen und 12 schwarzen Tafeln mit 36 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen, sowie 188 Seiten Text mit 17 Abbildungen. Kl. 8°. Eßlingen a. N. und München. J. F. Schreiber.

Die farbenprächtigen Abbildungen von blühenden Kakteen, die das Büchlein gibt, reizen geradezu sich der Pflege dieser eigenartigen Pflanzen hinzugeben, um solche Schönheiten im eigenen Zimmer zu haben. Das Buch gibt hierzu treffliche Anleitung im allgemeinen Teil, um dann im besonderen Teil die einzelnen Arten in alphabetischer Reihenfolge zu besprechen, zuerst die Kakteen und dann die Sukkulenten.

Freiburg i. Br. Alois Schmitt.

Dinand, A. P.: Taschenbuch der Heilpflanzen. Ein praktischer Ratgeber für jedermann. Neue Folge, enthaltend eine Beschreibung von über 90 der gebräuchlichsten Heilpflanzen, eine Auswahl bewährter Rezepte, eine genaue Anleitung zum Sammeln der Pflanzen, nebst einem ausführlichen Verzeichnis der häufigsten Krankheiten unter Angabe der dagegen anzuwendenden Mittel. 63 Pflanzenabbildungen auf 40 feinen Farbendrucktafeln und 142 Seiten Text. Kl. 8°. Eßlingen und München. J. F. Schreiber.

Das Buch führt alphabetisch eine große Zahl von Heilpflanzen an und beschreibt dieselben. Eine Pflanze, deren Namen man noch nicht kennt, wird man durch Vergleichen mit den Abbildungen in den meisten Fällen auffinden können. Manchmal aber wird dies wohl auch schwer sein, dann wären zur Ergänzung Bestimmungstabellen erwünscht, die aber das Buch nicht gibt. Im zweiten Teil ist, auch in alphabetischer Reihenfolge, ein Verzeichnis von Krankheiten gegeben mit den gegen sie anzuwendenden Heilmitteln. Das Allgemeine über die Verwertung der Heilpflanzen ist im ersten Band behandelt, so daß erst die beiden Bände zusammen eine Einheit bilden.

Freiburg i. Br. Alois Schmitt.

Meyer, Arnold: Das Wunderbuch der Technik. Mit 245 Abbildungen. Stuttgart-Gotha, Friedrich Andreas Perthes. 8°, 228 Seiten. In Ganzleinen gebunden 8.— *M.*

Nicht die Bauart und Wirkungsweisen der Maschinen im einzelnen will der Verfasser dem Leser erklären, sondern auf die großartigen Leistungen und die riesigen Ausmaße der neuen Konstruktionen will er hinweisen und zwar durch Wort und Bild. Die Illustrationen sind zahlreich und durchweg vorzüglich. Es gibt wirklich ein staunenerregendes Bild, wenn man an der Hand dieses Buches im Geiste eine Wanderung macht durch die verschiedenartigsten technischen Betriebe und Kraftanlagen. Das Wunderland der Technik steht glänzend vor den Augen des Lesers. Das Buch kann allen Bibliotheken, auch den ländlichen, empfohlen werden.

Freiburg i. Br. Alois Schmitt

Hohm, Fritz: Anleitung zum Bau freifliegender Flugzeugmodelle. (Schreibers Beschäftigungs- und Arbeitsbücher für Elternhaus und Schule. Nr. 73.) 11 Seiten Text und 10 Seiten Abbildungen. Gr. 8°. Eßlingen und München. J. F. Schreiber. 1.40 *M.*

Die hier gegebenen Anweisungen sind zum Teil etwas kurz, um so ausführlicher und reicher sind die beigegebenen Abbildungen, so daß es dem aufmerksamen Leser doch möglich sein muß, an Hand dieses Heftes verschiedene Typen von Flugzeugmodellen zu bauen, wenn er viel Geduld und Ausdauer und Zeit hat.

Freiburg i. Br. Alois Schmitt.

Länder- und Völkerkunde

Dahlmann, Joseph, S. J.: Indische Fahrten. Bd. 1, 2. Zweite, verbesserte Auflage. Freiburg i. Br., 1927, Herder. Bd. 1: XVII, 344 S. Mit 254 Bildern auf 63 Tafeln und 1 Karte. Bd. 2: XV, 311 S. Mit 258 Bildern auf 60 Tafeln und 2 Karten. 8°. Gzl. geb. 30.— *M.*

Unter den überaus zahlreichen Reisewerken über den Fernen Osten nimmt das vorliegende einen ganz besonderen Platz ein, liegt

doch sein Schwerpunkt nicht so sehr auf der Schilderung persönlicher Erlebnisse und Eindrücke, als vielmehr auf der Behandlung großer religions-, kultur- und kunstgeschichtlicher Fragen. Aber nicht nur auf Indien allein bezieht sich das Werk, sondern gewissermaßen auf die ganze Asia major, soweit sie von jenem Kulturzentrum aus Beeinflussung erfahren hat und auch heute noch mit ihm durch gewisse Fäden des Denkens und der Tradition verbunden ist. Aber die Macht, die jene geistigen Verbindungsfäden spann, die indische Kultureinflüsse einerseits bis nach Japan und in die öden Steppen Sibiriens, anderseits bis weit in die Südsee zu den Bewohnern Indonesiens und Melanesiens hinaustrugen, war der Buddhismus, dessen Sendboten ähnlich wie in späterer Zeit die des Christentums auszogen, um die Lehre des Erhabenen all denen zu bringen, die sie anzunehmen bereit waren.

Der Verfasser des vorliegenden Werkes ist kein x-beliebiger Reisender oder Missionar, sondern ein guter Kenner indischer Sprache und Literatur, also ein Fachmann, der seine theoretischen Kenntnisse durch eine fast dreijährige Studienreise durch die Länder des Fernen Ostens zu ergänzen suchte, um auch durch eigene Anschauung das indische Kulturzentrum und seine Einflußsphäre im Norden und Süden kennen zu lernen. Der erste Niederschlag jener Reise, die in den Jahren 1902 bis 1905 liegt, bildete die erste Auflage unseres Werkes, die 1908 in der von Herder verlegten ‚Illustrierten Bibliothek der Länder- und Völkerkunde' erschien. Die vorliegende zweite Auflage ist aber kein einfacher Nachdruck der ersten, sondern beinahe ein ganz neues Werk. Viele Partien sind zwar fast unverändert wieder aufgenommen worden, aber es ist doch auch wieder manches ausgemerzt, und vor allem ist der Text erheblich erweitert. Die Forschungen der beiden letzten Jahrzehnte und vor allem des Verfassers fernere Studien und Erfahrungen und endlich auch wohl die im allgemeinen veränderte Einstellung unserer heutigen Zeit gegenüber den Ostproblemen sind dem Buche zugute gekommen. Es ist umfangreicher, aber auch reifer und tiefer geworden. Es mag endlich noch erwähnt werden, daß in der jetzigen Auflage die vielen im Jahre 1908 noch üblichen überflüssigen Fremdwörter durch entsprechende deutsche Ausdrücke ersetzt und auch bisweilen stilistische Verfeinerungen vorgenommen worden sind. So fließt denn der Strom der Erzählung ruhig dahin und führt des Lesers Geist in jene fernen Länder, die seit Jahrtausenden eine zauberhafte Anziehungskraft auf die Menschen ausgeübt haben und es auch jetzt noch tun. Zunächst führt uns der Verfasser durch die von Indien beeinflußten Sphären Asiens: Japan und China, dann über Java und die Inseln der Südsee sowie Hinterindien nach Indien selbst, dem Zentrum, das all den anderen Ländern den auch heute noch erkennbaren Stempel seines Geistes aufgedrückt hat. In Indien geht es dann durch Provinzen und Städte, in Tempel und Paläste, zu den Fluten des heiligen Ganges-Stromes und zu den Sanyasin's, den indischen Büßern, durch moderne Weltstädte und in alte Höhlentempel, von den sonndurchglühten Gestaden Ceylons bis hinauf zu den Schneebergen des Himalaya, kurz durch die Kulturräume der Brahmanen, Buddhisten und Jainas. An unserem geistigen Auge ziehen die Jahrhunderte einstiger Kulturssuprematie Indiens vorüber, aber wir erkennen auch, daß all jene Zeugen einstiger Größe heute wie die Grabdenkmäler eines dahingegangenen Zeitalters wirken.

Die Tafeln bieten eine unschätzbare Fülle wertvollsten Anschauungsmaterials für das ganze weite Gebiet, durch das uns der Verfasser hindurchführt. Die äußere Ausstattung des Werkes befriedigt gegenüber der bescheideneren der ersten Auflage alle Erwartungen, und es ist nur zu wünschen, daß das schöne Werk, das hinsichtlich seines Preises billig genannt werden muß, den gehofften Absatz findet.

Godesberg. W. Kirfel.

Kunst

Weiß, Konrad: Das gegenwärtige Problem der Gotik. Augsburg, 1927, Dr. Benno Filser. 52 S. Geh. 2.40 *M.*

Die gotische Kathedrale band großartig alle Stände und sprach zum gelehrtesten wie zum einfachsten Menschen. Wer ihren Geist in der Gegenwart lebendig erhalten möchte, darf darum nicht wie Weiß dieses ganz Ueberprivate eigensüchtig privat, mit geheimnisvoller Betulichkeit und in einer volksfremden Sprache behandeln. Seine Einsichten sind nicht so unerhört neu, daß er dazu das Recht hätte;

denn unscharf sieht er die historische Gotik als Kunst des Weges, die eigentümlich das Ueberirdische mit dem Irdischen verbinde, und ebenso weiß man schon reichlich, was er über die gotische Aufgabe unseres Zeitalters zu sagen hat. Um aber das Gewußte bei uns in Haltung und Tat zu überführen, dazu fehlt ihm, dem in Künsteleien Verfangenen, das fortreißende Leben.

Bonn. Heinrich Lützeler.

Wackernagel, Martin: Max Slevogt. Mit 32 Abbildungen. M.-Gladbach, 1927, Führerverlag. Geb. 4. — *M.*

Als eine der wenigen starken Künstlerpersönlichkeiten, die „in unbeirrbar geradliniger Entfaltung ihres Wesens" den Stürmen des vielfältigen zeitlichen und künstlerischen Geschehens der letzten Jahrzehnte standhielten und inmitten der Umwertung alles Bestehenden „ihre selbsteigene kernhafte Sonderart" zu bewahren wußten, wird Slevogt in dieser kleinen, allgemeinverständlich geschriebenen Monographie, die als XI. Bändchen der wertvollen, von Heinrich Saedler herausgegebenen Sammlung ‚Die Auswahl aus neuerer Dichtung und Kunst' erschien, vorgeführt und in den Grundzügen seines Schaffens gewürdigt. Daß dem, neben Max Liebermann, führenden Berliner Impressionisten eine unmittelbare schöpferische Anteilnahme an der Gegenwartsproblematik der bildenden Kunst fehlt, daß der heute 60jährige fast genau noch wie in den 90er Jahren einem phantasievollen Naturalismus (jedenfalls in seinen Gemälden) huldigt, der von Anbeginn Grundzug seines Schaffens war, aber für uns Heutige wohl kaum mehr Forderung und Gebot der Stunde darstellt - diese Konstanz des Slevogt'schen Künstlerwesens wird man, je nach Einstellung, dem Maler als besonderen Vorzug anrechnen oder als die Grenzen seiner Persönlichkeit aufzeigen können. Uns will manches bedeutende Stück aus dem Malwerk des Meisters heute schon „historisch", d. h. fern und fremd erscheinen, so ein religiöses Bild wie ‚Der verlorene Sohn' von 1898, das sich in einer guten Reproduktion unter den zweiunddreißig glücklich ausgewählten Bildbeigaben des Buches befindet. Die gut zehn Jahre spätere Aquarellfassung des gleichen biblischen Themas dagegen mutet uns heute noch so frisch und ausdrucksvoll an wie vor zwanzig Jahren, und zwar wohl deshalb, weil Slevogt hier auf den Naturalismus seiner Gemälde verzichtet und in die Aquarelltechnik einen geistreich improvisierenden, phantasievoll überzeugenden Darstellungsstil übersetzt, den er sich auf einem Schaffensgebiete ausgebildet hat, auf dem er von jeher als unerreichbarer Meister gilt, nämlich auf dem Gebiete der illustrierenden Graphik. Gewiß ist es, wie Wackernagel mit Recht bemerkt, eine müßige Frage, ob Slevogt mehr Maler oder mehr Graphiker sei, denn er ist in seinen stärksten Schöpfungen beides in Einem; trotzdem muß man sagen, daß der Graphiker und Illustrator Slevogt den Maler an Phantasie, Ursprünglichkeit, Souveränität der Darstellungsweise bedeutend übertrifft. Seine Lithographien zur ‚Ilias' und zum ‚Faust', seine Illustrationen zur ‚Zauberflöte' und zum ‚Benvenuto Cellini' oder zu deutschen Märchen, Sagen und Volksliedern werden immer jung und ausdrucksfrisch bleiben und noch geschätzt werden, wenn seine Gemälde vielleicht längst vergessen sind. Viele dieser Illustrationsfolgen sind im besten Sinne volkstümlich zu nennen und sollten in jeder Volksbibliothek, welche die breite Masse vor Kitsch und Schund bewahren will, vertreten sein.

München. Reinhold Lindemann.

Musik

Altmann, Wilhelm: Handbuch für Streichquartettspieler. Ein Führer durch die Literatur des Streichquartetts. 2 Bände. Berlin, 1928, M. Hesse. 340, 354 S. In Ganzleinen 6.50 *M* und 7.50 *M*.

Wissenschaftliche Zwecke etwa im Sinne einer Geschichte des Streichquartetts liegen dem Verfasser durchaus fern. Die mit Notenbeispielen reichlich ausgestatteten beiden Bände wollen lediglich Musikfreunden als Nachschlagewerk dienen. Was hier mehr oder weniger ausführlich analysiert wird (Haydn mit einem thematischen Katalog seiner Quartette), entspringt in seiner Auswahl und Bewertung hauptsächlich praktischen Erfahrungen des Verfassers im Quartettspiel. Das heißt, alles irgendwie in der Quartettliteratur Bedeutsame wird besprochen und über den Kreis des allgemein Bekannten hinaus sehr viel herangezogen, was leider der Vergessenheit anheimgefallen ist. Daß die aus verschiedenen Zeiten stammenden Urteile

nicht mehr als subjektiv sein können, gibt der Verfasser selbst zu, und das wird man auch seiner z. T. schroff ablehnenden Haltung bestimmten zeitgenössischen Erscheinungen gegenüber zugute halten müssen. Im übrigen findet gerade das Schaffen der Gegenwart reichste Berücksichtigung. Hoffentlich liefert der kenntnisreiche Verfasser später noch den versprochenen Anhang, der die übrige Kammermusik für Streicher behandeln soll.

Köln. Willi Kahl.

Lorenz, Alfred: Abendländische Musikgeschichte im Rhythmus der Generationen. Eine Anregung. Berlin, 1928, M. Hesse. 123 Seiten. Gebunden 4.— *M.*

Eine Anregung, eine Skizze, die noch allenthalben näherer Begründung und Ausführung bedarf, aber jetzt schon mit zahlreichen Energien fruchtbaren und wirklich schöpferischen historischen Denkens geladen erscheint. Das Problem liegt heute in der Luft. Durch Wilhelm Pinder ist es von kunstgeschichtlicher Seite her besonders aktuell geworden. Im übrigen hat das Problem selbst seine Geschichte. Lorenz kann nämlich unmittelbar an die Vorarbeit anknüpfen, die die Generationenlehre seines Vaters Ottokar Lorenz für die Geschichtswissenschaft geleistet hat. Es handelt sich demnach darum, auch für die Musik den Begriff der Generation als kleinste Einheit im Rhythmus des geschichtlichen Ablaufs nachzuweisen. Die Wirksamkeit von je neun Generationen, also die Spanne von rund dreihundert Jahren bildet eine höhere Einheit. Aus einer übersichtlichen graphischen Darstellung ergibt sich nun für den Musikhistoriker eine vom heiligen Ambrosius bis zur Gegenwart in regelmäßigen Abständen von je dreihundert Jahren zwischen vorherrschendem Zeitempfinden („homophone Rhythmik") und Raumempfinden („polyphone Innenschau") pendelnde Kurve. Verblüffende Durchblicke durch die Musikgeschichte überraschen den Leser. Daß noch nicht alles überzeugen kann, weiß niemand besser als der Verfasser selbst, der aber immerhin das Verdienst hat, die Frage einer Periodisierung der Musikgeschichte, gestützt auf anerkannte Forschungsergebnisse, in eine neue Beleuchtung gerückt zu haben.

Köln. Willi Kahl.

Kapp, Julius: Paganini. Eine Biographie. 13. und 14. neu bearb. und wesentlich erw. Auflage. Stuttgart, 1928, Deutsche Verlagsanstalt. 234 S. In Leinen 10.— *M.*

Das Bekanntwerden des Paganinischen Nachlasses im Besitz des einstigen musikhistorischen Museums von M. Heyer in Köln hat der neuen Auflage der längst bestens bewährten Paganini-Biographie beträchtlichen Stoffzuwachs gebracht. Im übrigen hat sich das Buch sehr zum Vorteil verändert. Die Zahl der zeitgenössischen Berichte wurde erheblich vermehrt, dem Kapitel „Der Virtuose" eine geschichtliche Einleitung über das Violinspiel vorangeschickt.

Köln. Willi Kahl.

Weißmann, Adolf: Die Entgötterung der Musik. Stuttgart, 1928, Deutsche Verlagsanstalt. 115 S. Kart. 3.— *M.*

Entgötterung droht der Musik von der Maschine her. Dieses Grundthema wird vielfältig variiert und daraus entwickelt sich ganz von selbst ein Bild der heutigen Musikkultur in all ihren Erscheinungen („Sport bekämpft Musik", „Der Sieg des Alltäglichen: Radio und Film", „Der übermächtige Dirigent", „Musikfeste – Musikmessen", um nur einiges anzudeuten), ein Bild, das nach des Verfassers Absicht nur aussagen, nicht anklagen will, das aber doch, da er einmal, was nur zu loben ist, alles beim rechten Namen nennt, zu einem Stück ehrlicher Zeitkritik wird. Manches ist einseitig gesehen. Der Name Fritz Jöde (S. 47) erschöpft nicht das Ganze der musikalischen Jugendbewegung. Unter den Kammermusikfesten (S. 68) fehlen die noch unvergessenen rheinischen in Köln und Brühl, die ganz besonders einer „Abnutzung des Musikfestgedankens" (S. 71) entgegengesteuert haben. Es steckt viel scharfe Beobachtung und bei allem Ernst der Lage noch ein beträchtlicher Optimismus in diesem lesenswerten Büchlein.

Köln. Willi Kahl.

Romane / Erzählungen

Wittek, Bruno Hans: Sturm überm Acker. 406 S. Breslau, 1927, Ostdeutsche Verlagsanstalt. Brosch. 5.— *M*, geb. 7.— *M*.

Wenn man Wittek einen schlesischen Dichter nennen will, wie manche es tun, so muß man wissen, daß Friedrich der Große, als er Schlesien nahm, den Oesterreichern noch einen Südwestzipfel deutschen Landes lassen mußte,

der unter dem Namen Oesterreichisch-Schlesien in der Nachbarschaft Mährens ein Stück kulturelles Sonderleben führte. Aus diesem heute zur Tschechoslowakei gehörenden Winkel stammt, dort lebt der Dichter unsres Romans. Von dort stammt auch der Held, der Lobensteiner Bauernsohn Hans Kudlich. Dieser Hans Kudlich, der 1848 als Student, und noch nicht 25 Jahre alt, in den ersten österreichischen Reichstag gewählt wurde, brachte ein Gesetz zur Befreiuung der Bauern von der Erbuntertänigkeit durch, beteiligte sich aber an den Wiener Unruhen, wurde landesflüchtig und ging nach Amerika. Sein bunt bewegtes Leben, das er als Ehrenbürger der Stadt Wien beschloß, hat er selber in drei Bänden Erinnerungen niedergelegt; bis zu seiner Flucht nach Amerika reicht dieser Roman.

Die Eigenart des Buches besteht in der frischen, anschaulichen, aus einem reichen Wortschatz der heimischen Mundart und des Wienerischen schöpfenden Schilderungs- und Gestaltungskunst. Noch ist es keine in allen ihren Teilen gleichmäßig abgewogene künstlerische Komposition, noch zerflattern einzelne Bilder in ein loses Nebeneinander unterschiedlicher Szenen, noch quarrt die eine oder andre Derbheit saxophonartig in das Konzert eines wohlgepflegten Bauernorchesters, aber es sprechen aus dem Roman eben doch eine Gestaltungskraft und ein gesundes künstlerisches Streben, die beide ihn über bloße Unterhaltungsbauernbücher hoch hinausheben. Der Verfasser besitzt, wenn auch der Dialog noch nicht allenthalben sich der epischen Grundform eines Romans anzupassen versteht, die Fähigkeit, Massenszenen zu gestalten, Volksbewegung wiederzugeben, und über all dieser großzügigen Realistik liegt doch zuweilen ein Schimmer knapper lyrischer Stimmungen, die in der Sprache das Gewöhnliche und Abgegriffene vermeiden. So steht zu hoffen, daß uns der Verfasser noch manches kraftvolle Prosawerk schenken wird, wenn er im Technischen der Gesamtkomposition sich vervollkommnet, in der Schwungkraft der Seele nicht erlahmt.

Liegnitz. Johannes Hönig.

Mann, Heinrich: Mutter Marie. Roman. 1. bis 30. Tausend. (Gesammelte Werke in Einzelausgaben.) Berlin, 1927, Paul Zsolnay. 248 Seiten.

Mit der Sicherheit des tiefschürfenden Beobachters stellt der gefeierte Erzähler in diesem Gegenwartsroman einen Kreis aus der vornehmen Gesellschaft vor uns hin. Eine gewisse phantastische Vergangenheit haben diese Leute alle, am meisten die im Mittelpunkte stehende Baronin Hartmann, eine in toller Abenteuerlichkeit durch die Höhen und Tiefen des modernen Lebens gehetzte Frau. Aus dem Charakter und Schicksal dieser heißblütigen ‚Mutter Marie' erwächst ein eigenartig fesselndes Problem: In dienender Stellung hat sie einst die Frucht unerlaubter Liebe weggegeben. Der Findling ist als vermeintliches Kind eines Generals zum Jünglinge herangewachsen. Um dieses ihr Kind ringt nun die alternde Frau mit heißer Zähigkeit: „Er hat den Krieg, das Leiden, die Welt gekannt - und noch nicht seine Mutter." Aber in dieses Ringen um ihr Kind mischt sich die sinnliche Glut der Frau, die den Mann sucht. Das wird ihr allerdings erst klar, als sie, von Angst gefoltert, durch Erfolglosigkeit ihrer Mutterwerbungen enttäuscht, in der Religion ihrer Kindheit Trost sucht und so in der Hedwigskirche zu Berlin einem scharfsehenden Priester ihr Sündenleben bekennt. Entsetzt schaut die Frau ihr wahres Bild, das der Beichtvater ihr in bitterm Ernste vorhält. Tage der Stille in einem Exerzitienhause vollenden die Umkehr: Mutter Marie entsagt selbstlos, um ihrem Kinde den Weg zu seinem Glück zu bahnen. Diese Lösung, letzten Endes eine Huldigung für die ewigen Kräfte der Religion, mag überraschen; aber sie ist mit einer so bewußten, in die feinsten Veräftelungen modernen Seelenlebens hineinleuchtenden Kunst durchgeführt, daß der Erzähler solche Leser, die ihm auf seinen verschlungenen Pfaden folgen können, auf jeder Seite in seinen Bann zwingt. Selbst in die Welt des Beichtstuhls, der Rosenkranzandacht, des Exerzitienhauses, alles Dinge, an denen für Heinrich Mann und seine Gemeinde der Reiz des Exotischen haftet, hat sich der Dichter mit guter Einfühlungskraft versenkt. Die Form des Ave Maria und den Unterschied zwischen Hauptsünde und Todsünde hätte er allerdings in jedem Kinderkatechismus finden können. Daß die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Vorgänge und Erschütterungen der Nachkriegszeit in dem Roman nachzittern, sei eben erwähnt. Aber das gleich in 30 000 Exemplaren auf den Büchermarkt geworfene Werk stellt hohe Anforderungen an den Leser. Erst beim zweiten Durcharbeiten erschließt sich einem die reife, in ihrer Seelenanalyse fast übersteigerte Darstellung; erst dann wirkt die Architektonik des Aufbaus, die

ahnungsreiche Zusammenhänge zu hoher Spannung verschlingt. Aber auch die Lösung will uns nicht jede Frage beantworten. Die Vorgeschichte der Hartmann entfaltet sich in Kinobildern, die rasch wieder abgeblendet werden. An die Beweglichkeit und Einprägsamkeit von Kinobildern erinnert auch der Dialog manchmal, mehr noch Szenen nervösen Ringens wie die nächtliche Autojagd. Die hohe Kunst anschaulichster Wortprägungen und reifer Lebenskenntnis braucht wohl nicht eigens betont zu werden.

Dahlheim. Meinrad Vonderheide O.F.M.

Timmermans, Felix: Der Pfarrer vom blühenden Weinberg. Aus dem Flämischen übertragen von Peter Mertens. Leipzig, 1927, Insel-Verlag. 189 Seiten.

Beim Lesen dieser Erzählung bin ich, sofern mein Gedächtnis mich nicht täuscht, auf keine einzige leere Stelle, auf kein bloßes Füllsel gestoßen. Wie der weiße Blust der Obstbäume im Garten dieses Pfarrers jedes Aestlein bedeckt, oder wie alle Zweige der Weinstöcke hinter dem Widdum schwer tragen an den vollen Trauben, so schimmern die Sätze von Poesie, so sind sie mit ihr voll behangen. Es ist ein zartes, fast überzartes Lied der Liebe, die von einem Mädchenherzen Besitz genommen hat und sich so vergeistigt, daß sie das Opfer des Lebens bringt, um dem ungetauften, ungläubigen Geliebten die Gnade der Bekehrung zu erwirken. Ob jeder Leser zu der Ueberzeugung kommen wird, daß die Bekehrung des so entschiedenen Ungläubigen ganz zwingend erzählt wird, mag eine Frage für sich bleiben. Aber um eine Gestalt zu formen wie dieses Mädchen und seinen Onkel, den Pfarrer, dazu gehört große Kunst. Nur ein hervorragender Künstler konnte die Klippe umschiffen, auch nicht den leisesten Zug von Karikatur in diesen Pfarrer hineinzuzeichnen. Eine religiös verklärte, geläuterte Begeisterung für den Wein, der in allem als Symbol Christi geschaut wird, echte, tiefe Frömmigkeit und Gelehrsamkeit, zu einer Person ohne Riß und Sprung zusammenzugießen, das ist ein Meisterstück. Timmermans ist es gelungen. Flandern ist um diesen Landschaftsdichter zu beneiden. Der Erzählung, die bereits einen ansehnlichen deutschen Leserkreis erhalten hat, ist ein noch viel größerer zu wünschen. In der fließenden Uebersetzung ist der Ausdruck „Gebete für alle Engel und Heiligen" (S. 82) statt „zu" allen Engeln und Heiligen wohl ein bloßer lapsus calami.

Dettlingen. Hermann Herz.

Undset, Sigrid: Olav Audunssohn. Frankfurt a. M., 1928, Rütten & Loening. 470 S. Geh. 6.75 *M*, geb. 9.— *M*.

Ob der Kenner von Kristin Lavranstochter Undsets neuestes Werk mit gleicher Ueberraschung und Dankbarkeit aufnehmen wird, möchte man nach der Lektüre des ersten Bandes bezweifeln, da er sich nicht nur äußerlich, sondern auch dem Gehalt nach eng an die Lavranstochter anschließt. Denn auch hier findet sich die Störung der Ehe durch Untat und Trieb und die Not der vorehelichen Mutter; dagegen vermißt man jenen Reichtum an Personen, der dem vorangehenden Roman ein so ergreifendes Leben gab, Menschen, die sich mit Lavran, Simon oder Gunnulf vergleichen ließen. Das Neue, das Olav Audunssohn enthält, ist wie in Undsets ganzem Werk eine Vergegenwärtigung entscheidenden weiblichen Schicksals: diesmal des Verhängnisses, daß die junge Frau in zehnjährigem Warten auf den Mann sich an einen andern verliert, bezwungen von der Sehnsucht nach Freude und Vergessen. Aus dieser Lage entwickelt sich ein Geschehen, das die ganze dunkle Größe nordischer Phantasie in sich begreift: der Selbstmordversuch der Frau und die schauerliche Ermordung des Verführers durch den Mann. Und dann leuchtet am Schluß in der gewaltigsten Szene des Werkes die allüberwindende leidenschaftliche Seelenkraft nordischer Menschen auf: als der Mann sich zu der Frau zurückfindet, die ihn verriet. Auch an diesem Roman bewundert man unvergeßlich treffende Sätze, so wenn von einer liebenden Frau gesagt wird, ihre Augen seien schwer und voll einer lebhaften Dunkelheit, bewundert man wieder die zarte und mächtige Darstellung norwegischer Natur und besonders die scheue feine Schilderung erwachender Liebe. Die Grundlage der gesamten Erzählung ist die Ueberzeugung von dem sakramentalen Charakter der Ehe; hier wird wie in der Lavranstochter die strenge kirchliche Auffassung der Ehe mit Selbstverständlichkeit als die sachgemäße vertreten.

Bonn. Heinrich Lützeler.

Petersen, Albert: Virginia. Roman aus der Zeit Shakespeares. Mit vielen zeitgenössischen Abbildungen. Hamburg, 1926, Hanseatische Verlagsanstalt. Geb. 6.50 *M*.

Derselbe: Der Schwan am Avon. Ein Shakespeare-Roman. Mit acht zeitgenössischen Abbildungen. Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt. Geb. 6.50 *M*.

In der Mitte des Elisabethromans steht die ‚jungfräuliche' Königin, die große Regentin und das leidenschaftsunterjochte Weib. Das Ränkespiel ihres Hofes mit ihrem schurkischen Liebhaber Leicester, ihren Staatsmännern Burleigh, Walsingham, Essex u. a. wird zur Bühne Europas. Da feiert London im letzten Ausklingen mittelalterlichen Rittertums seine glanzvollen Feste, da toben die Kämpfe der englischen Reformation, da bricht Spaniens stolze Armada zusammen und geistern die Toten der französischen Bartholomäusnacht durch den britannischen Nebel. Auf diese blutgetränkte Bühne tritt der junge Shakespeare, wie ein frischer Brausewind, über sie hin aber schreitet auch Maria Stuart und vollendet ihre Tragödie. Elisabeths Anteil an ihr wird in der Darstellung Petersens zu dem menschlich Verständlichsten in dem widerspruchsvollen Wesen dieser Frau, in der Liebe und Herrschsucht, Verlogenheit und Adel ständig im Kampfe liegen. Hier wird sie selbst ein Stück tragische Heldin, freilich nicht in jener Reinheit, die unsere Teilnahme weckt. Ueberhaupt wird die Gestalt der Königin zu sehr vom historischen Kostüm verdeckt, um bis ins Letzte hinein als Ganzheit zu leben. Die Handlung zieht filmhaft bunt an uns vorüber, ist immer interessant und lebendig. Sie ist aber mehr belebte Geschichte als dichterische Gestaltung, die durch die Glut der Unmittelbarkeit fortzureißen vermöchte. Das hindert nicht, daß das reiche und kluge Buch Lesern mit historischem Interesse hochwillkommen sein wird.

Der Shakespeare-Roman läßt den Gewaltigen, der bereits in dem Elisabethroman lebte, ganz erstehen in der Größe seines Genies. Anfänglich braust der tolle Spuk dieser Sturm- und Werdezeit durch die Londoner Weinhäuser. Dann aber kommt über den Titanen der Rausch seiner Schöpfungszeit. Werk um Werk entsteht, und wir erleben den gewaltigen Tempelbau, den das Genie über sich wölbt. In den mächtigen Quadern wächst die Blume des Liebesglückes, das der große Schöpfer, der sich jung an eine ihm ewig fern bleibende Frau bindet, bei seiner ‚Beatrice' findet. Während Zufall und Freunde ihm seine großen Königsdramen zutragen, geht Beatricens Lachen durch seine Lustspiele. Ihr und ihres Kindes Tod wandelt den immer einsamer werdenden Großen völlig zum Finstern und läßt ihn endlich in Stille untergehen. Das Buch faßt die Ganzheit Shakespeares besser als der Elisabethroman die Königin. Hier gestaltete die Phantasie eines Dichters, die sich an den Werken des Meisters sättigen konnte, so daß uns das Leben des Unsterblichen menschlich nahegerückt ist. Das Buch wird jeden interessieren, der der Welt des großen Briten nicht völlig fernsteht.

Münster i. W. Heinrich Luhmann.

Feldigl, Ferdinand: Der Weg übers Moor. Preisgekrönter Roman. 2. Aufl. (6.—10. Tausend.) Innsbruck, Tyrolia. 519 S. Gebunden 6.50 *M.*

Dieser Lehrerin-Roman ist das Parallelstück zu dem später erschienenen in Heft 6, Jahrgang 1927 der ‚Bücherwelt' besprochenen Lehrer-Roman ‚Ikarus'. Wie in letzterem der Werdegang eines jungen Dorfschullehrers, so wird hier das Schicksal einer Lehrerin von ihrer Aufnahme als armes Waisenkind in ein reiches Haus bis zu ihrer Heirat mit einem im Kriege zum armelosen Krüppel gewordenen Schullehrer erzählt. Der Weg dieser Menschenkinder geht durch Unglaube, Sünde, und Elend zur Buße und Läuterung. Wenn man auch zugeben will, daß der Weltkrieg selber oftmals der große originelle Dichter menschlicher Schicksale gewesen ist, und der Romanschriftsteller ihn eigentlich bloß abzuschreiben brauchte, so wird trotzdem von Feldigl unserem Glauben an solche Schicksalsverschlingungen zu viel zugemutet. Während er anfangs eher referiert als erzählt, wie aus der talentvollen Waise eine ungläubige Seminaristin und strafversetzte Junglehrerin wird, lenkt er im späteren Verlauf der Handlung das Schifflein mehr und mehr ins Kielwasser einer üblen Romantik. Dazwischen stößt man auf Partien, die es bedauern lassen, daß er sein Talent nicht im Rahmen der schlichten Dorferzählung versucht hat. Wer den Geist kennen lernen will, der in manchen Kreisen der Lehrer und Lehrerinnen herrscht, wird bei der Lektüre des Buches wohl auf seine Rechnung kommen. Davon erzählt Feldigl Erlebtes.

Dettlingen. Hermann Herz.

Karrillon, Adam: Windschiefe Gestalten. Karlsruhe, 1927, Friedrich Gutsch. 340 S. In Ganzleinen gebunden 6.— *M.*

Es ist erstaunlich, wie frisch der jetzt fünfundsiebenzigjährige Pfälzer in diesen Kurzgeschichten noch wirkt. Mit geradezu hanebüchenem Humor packt er seine Gestalten, Ent-

gleiste und andere auf der Schattenseite des Lebens trotz allem lustig Vagierende und stellt sie in Holzschnittmanier vor den Leser hin: Da hast du sie, so sind sie, und passen sie dir nicht, so rutsch mir den Buckel runter! Karrillon erinnert in mehr als einer Beziehung an Wilhelm Busch und Ludwig Thoma. Das Urwüchsige, gänzlich Unliterarische, aller Sentimentalität und Heuchelei Abholde, das ist es, was diese Erzählungen trotz gelegentlicher Derbheiten zu einer wirklich erquickenden Lektüre machen würde, wenn nicht der Dichter leider seinen kaustischen Witz auch an Religion und Kirche in einer Weise ausließe, die jeden gläubigen Menschen tief verletzen muß. Schon in seinem Buche ‚Am Stammtisch zum faulen Hobel' (bespr. ‚Bücherwelt', 20. Jahrg., S. 114) trat diese Tendenz, wenn auch nur leise, hervor. In dem vorliegenden Werk aber überschreitet sie alles Maß, z. B. in der Erzählung ‚Thomas Zweifler'. Dabei kommen die Protestanten und Anglikaner nicht besser weg als die Katholiken. Ueber allen drei Konfessionen schwingt der Spötter hohnlachend seine Narrenpritsche. Nicht unerwähnt bleibe, daß die also gefärbten Erzählungen auch künstlerisch die schwächsten des Buches sind.

Rheine, Westf. Anton Aulke.

Jugendschriften

Thiel, Johannes: Strupp. Ein Märchenbuch mit lustigen Bildern und Versen. Freiburg i. Br. 1927. Herder. 64 S. 4°. 4.20 *M*.

Johannes Thiel, der in Gemeinschaft mit Wilhelm Matthießen uns die köstlich humorvolle Geschichte von ‚Karlemann und Flederwisch' geschenkt hat, tritt hier mit einem lustigen Märchenbuch hervor, in dem er selbst Textdichter und Zeichner ist. Damit hat er sich eine Aufgabe gestellt, die nur der lösen konnte, der den Zeichenstift ebenso gut zu führen versteht wie die Feder, der in der Sprache des Kindes denkt und spricht, mit seinen Augen sieht, kurz, der ganz im Reiche des Kindes lebt. Die Erzählung selbst ist aus den Motiven des deutschen Märchens aufgebaut, aber originell in der Zusammenstellung und Ausgestaltung der Erlebnisse. Die Verse, die Thiel den mehr als 200 lebendig gezeichneten Bildern beigegeben hat, sind von kindlicher, natürlicher Einfachheit und Klarheit, vielfach an W. Busch erinnernd, aber niemals derb und den kindlichen Sinn verletzend. In den Bildern selbst aber verrät sich seine ureigenste Kunst; jedes von ihnen ist ein kleines Kunstwerk an lebendiger Schilderung, treffend im Ausdruck, einfach und originell in der Linienführung. Das auch vom Verlag gut ausgestattete Buch wird von allen Kindern freudig begrüßt werden.

Köln. Juliane Bützler.

Svensson, Jón: Abenteuer auf den Inseln. Nonnis Erlebnisse auf Seeland und Fünen. Mit 12 Bildern von Johannes Thiel. 8° VI und 324 Seiten. Freiburg i. Br., 1927, Herder. Geb. 4.60 *M*.

Eigentlich könnte man sich mit der kurzen Anzeige „ein neuer Nonni!" begnügen; denn dieser Name ist schon unter der lesenden Jugend zu einem besonders empfehlenswerten Etikett geworden. Nonni macht hier mit seinem uns schon bekannten Freunde Waldemar eine Ferienwanderung, erlebt Abenteuer mit beißenden Hunden, groben und freundlichen Bauern, Mäusen und Prinzessinnen, und schließlich wären die beiden fast von Zigeunern entführt worden. Da also kommen die Jungen auf ihre Kosten und es ist nicht zu befürchten, daß der neue Nonni weniger gelesen wird als seine Vorgänger. Hier wäre ein Wort am Platze, warum denn Svensson so eindrucksam und hinreißend auf Jugendleser wirkt? Es scheint, daß außer dem Schauplatz die einfache, köstlich der kindlichen Schilderungsweise abgelauschte und streng angenäherte Darstellung es ist, die hier wirkt. Ueber einen Eintritt in ein fremdes Haus eine halbe Druckseite verwenden; die Absicht, räubernde Zigeuner trotz allem, weil sie so „lieb" waren, ganz ausführlich und ins einzelnste vorher zu besprechen, dann aber auch den gleichen Vorgang mit der Polizei lang, breit und eindringlich zu erzählen: ja, so machen es auch unsere Kinder! Dabei ist dieser Erzähler so kinderlieb und herzensrein, daß er auf das Kind als wesensverwandt den stärksten Reiz ausüben muß.

Köln. Laurenz Kiesgen.

Anmerkungen

Schon war dies Heft abgeschlossen, als wir erfuhren, daß zwei im Januar/Februar-Heft der ‚Bücherwelt' abgedruckte Besprechungen von einigen unsrer Leser so verstanden worden sind, jene Werke würden darin auch den Borromäus-Büchereien empfohlen. Es handelt sich um René Schickele, ‚Blick auf die Vogesen' und Romain Rolland, ‚Verzauberte Seele', um Werke von Verfassern also, die beide eine ziemlich lange literarische Vergangenheit haben, und von denen der eine wenigstens durch sein Schauspiel ‚Hans im Schnakenloch', der andere durch den Roman ‚Johann Christof' bei uns weiteren Kreisen, ziemlich auch in seiner ganzen Art, bekannt geworden ist. Wir hielten drum auch unsre Leser für imstande, ohne ein besonderes Wort zu erkennen, daß jene Besprechungen ihnen vornehmlich als Volksführern zugedacht waren, nicht oder zumeist nicht als Verwaltern von Volksbüchereien. Das unterscheiden zu lernen, ist hier schon des öfteren als notwendig aufgezeigt worden. Es ergibt sich zwingend aus der Doppelaufgabe, daß sie sowohl nach volksbildnerischen Grundsätzen ausgewählten Lesestoff zu vermitteln, als auch sich selbst immer mehr zu befähigen haben, dem Volke wahrhaft Führer zu sein, nicht zuletzt dadurch, daß sie aus der ihnen erreichbaren oder angemessenen zeitgenössischen Literatur ein möglichst umfassendes Bild von der geistigen Lage unsres Volkes und auch unsrer trotz allem Gegensätzlichen durch Schicksalsgemeinschaft mit uns verbundenen Nachbarn zu gewinnen trachten. Kein Zweifel, daß dafür auch jene Bücher von Schickele und Rolland, worin sich die Seele des Elsaß und der französische Geist spiegelt (ob durchaus rein oder nicht, ist eine Frage für sich), von Bedeutung sind. Ob und in welcher Form man mit solchen Büchern oder mit Teilen daraus, etwa in Lesegemeinden, auch andere bekannt machen will, muß dem Urteil des jeweiligen Volksführers überlassen bleiben.

Unsere Referenten äußerten sich zu jener Kritik an ihrer Kritik so: „Der Roman ‚Blick auf die Vogesen' bildet den 2. Teil von Maria Capponi, die vom katholischen Standpunkt aus mannigfache Bedenken erregen kann; Maria Capponi aber war nicht von mir zu beurteilen (sondern von einem anderen Berichterstatter, dessen Referat leider noch immer nicht vorliegt. D. S.). Die Fortsetzung: Blick auf die Vogesen setzt nicht die Kenntnis von Maria Capponi voraus und enthält in keiner Weise sittlich Fragwürdiges. Wohl aber ist sie ausgezeichnet durch eine wertvolle, auf den Frieden gerichtete politische Haltung, durch echte Verbundenheit mit dem Volk und der heimatlichen Erde sowie durch die ehrfürchtig gewahrte Beziehung zur alten katholischen Tradition des Elsaß. Trotz all dieser Vorzüge wurde das Werk den Volksbüchereien nicht ausdrücklich zur Anschaffung empfohlen, weil dem Berichterstatter fraglich war, ob der Durchschnittsleser geneigt ist, auf äußere Spannung zu verzichten und sich geduldig und sorgsam in eine ernste Dichtung zu vertiefen. Dr. Heinrich Lützeler."

Und: „Bei der ganzen Einstellung des französischen Geisteslebens unserer Tage wird jeder verantwortungsbewußte Leiter einer Volksbücherei äußerste Vorsicht bei der Auswahl moderner Romane an den Tag legen. Von der zeitgenössischen französischen Literatur kommt, wie jeder Kenner weiß, kaum etwas in Betracht, sicher nicht jene Romane von Romain Rolland, die uns in französische Lebensverhältnisse einführen. Das schließt aber nicht aus, daß diese Bücher in Deutschland von jenen gelesen werden müssen, die bestrebt sind, das Verständnis des fremden Volkstums zu fördern. Zu diesen gehören vor allem doch die Leiter von Volksbüchereien. Dr. Maria Beermann."

Um neues Mißverständnis zu verhüten, bemerken wir noch, daß die Besprechung des Literarischen Ratgebers für die Katholiken Deutschlands in der Umschau eine Anregung zur Diskussion besonders über die Frage Bewahrung oder Bewährung? sein, nicht etwa von uns aus eine allgemeine Entscheidung für die letztere Methode geben will.

Die Schriftleitung.

Umschau

Einige Kalender für 1928

Aus der Fülle der Kalender in Buch- und Abreißform, die auch für dieses Jahr wieder auf den Weihnachtstisch geflogen kamen, sei auf wenigstens einige, wie sie der Zufall herausgreifen ließ, hingewiesen. Die Kalender stellen nun einmal einen wichtigen Bestandteil unseres Schrifttums dar, für manches Haus bilden sie oft neben dem flüchtigen Tagesblatt als Begleiter durchs Jahr die einzige Probe dieses Schrifttums. Um so verantwortungsvoller ist drum die Arbeit aller, die sich mit der Herausgabe dieser ‚Jahrweiser' befassen. Mit Befriedigung konnte man in den letzten Jahren feststellen, daß man sich dieser Verantwortung mancherorts bewußt war und daß die Kalender, nachdem sie lange oft nur eine Mischung von rührseligen Geschichten, Rezepten und unkünstlerischen Bildern auf schlechtem Papier darstellten, wieder zu literarisch und künstlerisch gehaltvollen und anregenden Hausbüchern geworden waren. Das kann man auch von den nachstehend genannten Kalendern sagen. Es gilt besonders von ‚Reimmichls Volkskalender 1928' (Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck-Wien-München. S 2.—, RM 1.20). Er ist in ganz hervorragender Weise auf die Erhaltung alten Volkstums eingestellt. Schon das vierfarbig gedruckte Kalendarium mit seinen alten Volksbezeichnungen für Feste, den Wetterregeln und Monatserläuterungen strömt urwüchsige Kraft und Tradition aus, desgleichen der ‚alte Kalender' mit kurzen Heiligenlegenden und zugehörigen Sprüchen. Den Unterhaltungsteil belebt wieder Reimmichls quellklarer Humor in mehreren Geschichten. Nach Inhalt und buchkünstlerischer Ausstattung ist der Kalender mustergültig und - wie J. G. Oberkofler in einer Schlußbetrachtung zu des Herausgebers (Pfr. Sebastian Rieger) sechzigstem Geburtstag mit Recht sagt - wahrhaft ein Volks-, Familien- und Hausbuch. „Er bildet ein Gesamtwerk von tiefer, frischer Lebendigkeit, das auf den Säulen tatenfroher katholischer Gläubigkeit und kerngesunden Volkstums ruht." – Nach diesem zunächst für die österreichischen Bundesländer bestimmten, aber auch bei uns herzlich willkommenen Volkskalender seien einige Heimatkalender genannt. Zunächst aus der Schweizer Nachbarschaft der ‚Kalender der Waldstätte' (Verlag Gebr. J. & F. Heß, Engelberg, Basel). Mit seinen vorwiegend historischen und künstlerischen Beiträgen aus berufenen Federn (u. a. über Nikolaus von der Flüe, Innerschweizerische Landkirchen des 17. und 18. Jahrhunderts, Die Einsiedler geistlichen Spiele, Das alte Bistum Konstanz usw.), die durch wertvolle alte und neue Bilder illustriert werden, hat er weit über den Charakter eines ‚Jahrbuchs für Volkskunde, Literatur und Kunst' bleibenden Wert. – Zum sechsten Male bereits zieht wohlbeleibt der ‚Kalender für das Trierer Land' (Verlag der Paulinusdruckerei, Trier, 1.— *M*) in die Welt. Wieder rechtfertigt er das einstimmige Lob, das den früheren Jahrgängen zuteil ward. Für die vier Gruppen: Stadt und Land, Zwischen Rädern und Schornsteinen, Im Frieden des Hauses, Die Kirche im Dorf, hat der verdiente Herausgeber Wilhelm Hay reiches Material gesammelt, alle Gegenden des Trierer Landes finden einen Niederschlag ihrer landschaftlichen Reize, ihrer Geschichte, ihrer wirtschaftlichen, volkstümlichen und kulturellen Bedeutung. Unter dem reichen Bildschmuck fallen besonders die köstlichen Kinder-Monatsbilder der durch ihre feinen Bilderbücher bekannten Elsa Eisgruber auf. – Einen doppelten Charakter hat der in diesem Jahre zum erstenmal erscheinende ‚Märkische Kalender' (Berlin 1928, Höllering-Verlag, 246 S., 8°). Er ist zugleich Heimatkalender und seelisches Heimatbuch der in der Mark Brandenburg und ihren Grenzgebieten – also eigentlicher Diaspora – lebenden Katholiken. Für das ‚Presseapostolat', Kath. Kirchenblatt Berlin, hat ihn Dr. Karl Sonnenschein – in Wahrheit ein Apostel für Berlin! – herausgegeben. Und dieser Name bürgt für Qualität des Inhalts, der in abwechslungsreicher Fülle historische, kulturelle und künstlerische Querschnitte durch das katholische Leben der Mark in Vergangenheit und Gegenwart aus berufenen Federn bringt, ferner gutgewählte Ausschnitte aus hervorragenden Literaturwerken, Alte Kirchenlieder, Gedichte von Angelus Silesius, Novalis u. a. Belebend und anregend wirken die zahlreichen Abbildungen: Landschaften, Bauten, Kunstwerke, besonders die Grabstätten bemerkenswerter Katholiken, die Pfarrer Groß-Berlins usw. Sehr bedauerlich ist leider nur die schlechte drucktechnische Wiedergabe der meisten Bilder, die den Genuß des wirklich

gehaltvollen und vorbildlichen Kalenders beeinträchtigen. Im nächsten Jahr werden gewiß diese Mängel behoben. – Gerade in der Gegenwart, wo der Deutsche versuchen muß, seine Eigengeltung zu behaupten und sein Ansehen wieder zu erringen, wo es darauf ankommt, den Volksgenossen draußen in der weiten Welt das Rückgrat zu stärken und Fühlung mit ihnen zu halten, verdient der vom Deutschen Ausland-Institut Stuttgart herausgegebene ‚Kalender des Auslanddeutschtums' 1928 besondere Beachtung. In Abreißform zeigt er charakteristische Bilder aus allen Weltgegenden, wo immer die deutsche Sprache klingt, Landschaften, Bauten, Trachten, einzelne Ereignisse. Mit Wehmut sieht man die Bilder von ‚verlorenem Land', mit Stolz aber auch das zähe Festhalten am Volkstum auch in der Ferne und Fremde. Möge er mitschaffen am deutschen Ring geistiger Einheit. – Gleichfalls in Abreißform erscheint der ‚Frankenkalender' des Verlags Lorenz Spindler, Nürnberg. (Preis 1.60 *M*.) Es ist nur zu natürlich, daß dieser Heimatkalender zu einem Kunstkalender geworden ist. Denn kein Barock, das dem fränkischen (Würzburg!) zu vergleichen wäre, kein mittelalterliches Städtebild ähnlich dem Rothenburgs oder Dinkelsbühls. Und so geben denn die gutgewählten Bilder in scharfen Aufnahmen auf Kunstdruckpapier eine stimmungsreiche Wanderung durch schönes deutsches Land. – Noch mehr ins eigentliche Reich der Kunst führt der vornehme Abreißkalender ‚Werke der Meister zum Jahr des Herrn' (Verlag Emil Fink, Stuttgart, 3.60 *M*). Durch die Betrachtung deutscher Meisterwerke des Mittelalters (auf 12 farb. u. 42 Doppelton-Nachbildungen) will er den Beschauer zum lebendigen Mitfeiern der Geheimnisse des Kirchenjahres hinführen. Für dieses Jahr sind Bildwerke der Plastik aus der Zeit der Spätgotik in den Dienst dieser Absicht gestellt. Auf der Rückseite führt ein feinsinniger Text des Herausgebers Dr. Heinrich Getzeny in das Verständnis der Bilder ein. So wird lebendige Kenntnis edler Kunstwerke mit religiöser Erbauung verbunden, zumal die Auswahl der Bilder sich dem Laufe des Kirchenjahres anpaßt. – Zum Schluß sei auf einen weiteren Kunstkalender hingewiesen, der so recht der Pflege des deutschen Gemütes dient. Ludwig Richters schlicht-sinnige Bilder begleiten uns in Verbindung mit entsprechenden Versen und kurzen Texten durch den Kreislauf des Jahres. Gerade in unserer Zeit der Hast und Unrast gibt ein täglicher Blick auf diesen besinnlichen ‚Ludwig-Richter-Kalender' (Verlag Georg Wigand, Leipzig) ruhige seelische Werte.

Mögen diese und all die vielen anderen schönen Kalender dieses Jahres bildend, belehrend, erhebend und unterhaltend wirken als das, was sie früher meist auch ihrem Namen nach waren, - als echte „Hausfreunde"!

Joseph Theele.

Literarischer Ratgeber für die Katholiken Deutschlands

Die Neuausgabe des Literarischen Ratgebers, 23.—24. Jahrgang (München, Kösel & Pustet, 273 S.), die von Dr. Wilhelm Spael eingerichtet wurde, hat nicht nur an Ausführlichkeit, sondern vor allem an innerer Klarheit gewonnen. Hier liegt ein Führer durch die Bucherscheinungen der letzten Zeit vor, wie ihn weder wissenschaftlich noch weltanschaulich gerichtete Gruppen in gleichrangiger Form jemals hervorgebracht haben. Dieser Umstand macht es verständlich, daß auch nichtkatholische Kreise und Wissenschaftler gern zu dieser Sammlung von Besprechungen greifen, die durchweg Kürze mit inhaltlichem Reichtum und Zuverlässigkeit vereinigen; um so mehr bedauert man es, daß die erste Auflage bei weitem nicht für alle Kaufwilligen ausreicht, und wünscht bald einen zweiten Druck, der zugleich einige bibliographische Unvollkommenheiten der Anordnung tilgen könnte. Ja, die Schrift hat über ihre Nützlichkeit hinaus noch eine repräsentative Bedeutung: als ein Muster katholischer Kritik. Man hat über sie in den letzten Monaten oft mit programmatischem Eifer gesprochen; im ‚Literarischen Ratgeber' wird sie nicht nur in grundsätzlichen Darlegungen verkündet, sondern an vielen Einzelfällen erprobt, und wer nicht ganz oberflächlich liest, erkennt dabei, wie alle Gegensätze, alles Ringen der Parteien hier beachtet wurde und eine sorgsame Antwort fand. Das waren die Fragen, die sich allenthalben ergaben: soll der katholische Kritiker sich vorzüglich von der moralisch-pädagogischen oder von der ästhetischen Einstellung leiten lassen? Empfiehlt es sich, Wenige für die „wesentlichen" Bücher zu erziehen oder das für die Massen Geeignete zu betonen? Wem gebührt die Führung, der Theologie und den Theologen oder den Laien mit ihren

besonderen Problemen? Ist die Warnung vor der Kultur oder die Hingabe an sie das Rechte? All diese Fragen bleiben den besten Berichterstattern des Bandes stets gegenwärtig und werden von ihnen praktisch nach Grundsätzen entschieden, die wir kurz herausstellen wollen.

Statt der empfehlenden Kritik ist ausgesprochen die unterrichtende gewählt. Man beschränkt sich nicht nur auf wenige von der Religion unmittelbar berührte Gebiete, auch nicht nur auf die Spitzenleistungen, die man für besonders wichtig hält, sondern gibt ein umfassendes Bild vom Schrifttum der Gegenwart – und zwar gleicherweise von dem, was wirkt, und von dem, was wirken sollte. In diesem Sinne hat man die alten Referate weiter ausgebaut und noch einige neue – vor allem das über Musik – hinzugefügt. Ferner ist die Theologie nicht einseitig bevorzugt, da man einen Ratgeber für alle Katholiken und alle ihre das Buch betreffenden Fragen schaffen wollte. Immer sieht man darauf, daß katholischer Geist auf genauer Sachkunde aufgebaute Berichte leitet. – Dabei vermeidet man in der empfehlenden Kritik jene Fehler, die man jüngst häufig den Katholiken vorgeworfen hat: Nachsicht gegen die Ihrigen und Kleinlichkeit gegen die anderen. Mit der Selbstverständlichkeit eines gerechten und feinen Empfindens werden die Leistungen der Nichtkatholiken hervorgehoben, so wenn Spael in Polgars Theaterbesprechungen eine neue künstlerische Form entdeckt. Aus der gleichen Haltung heraus bewahrt man sich den katholischen Schriftstellern gegenüber den klaren Blick, so wenn der Wert von Herwigs Eingeengten begrenzt wird. Und ruhig bleibt man dort, wo viele andere in häßliche Streitereien ausgebrochen sind - so anläßlich der letzten Romane von Brües und Winckler und in einer wesentlich wichtigeren Sphäre bei Scheler und Nicolai Hartmann. — In diesem Verfahren drückt sich eine innere Richtung aus, die man einmal eingehend darstellen sollte. Nicht nur bei den Katholiken, sondern bei allen, die heute mit Erziehung zu tun haben, stehen sich zwei Weisen der Einstellung gegenüber: das Ethos der Bewahrung und das Ethos der Bewährung. Wer das erste übt, sagt vorzüglich: Ich warne dich, und er enthält dem Geführten vieles vor, um ihn zu behüten. Wer das zweite übt, sagt einfach: Das ist der Tatbestand; nun entscheide dich aus dir selber, und er wird den Geführten nicht vor Gefahren fernzuhalten suchen, überhaupt ihn weniger bevormunden als ihm vertrauen, daß er Gefahren besteht. Im ‚Ratgeber' übt man fast immer das Ethos der Bewährung, d. h. man versammelt keine Literaturpolizei, die vor allem „verboten" und „anstößig" sagt, sondern Sachverständige weisen die wesentlichen Züge eines Werkes auf und überlassen es der religiösen Einsicht und dem sittlichen Gefühl des Lesers, wozu er greift, und was er sich versagt.

Diese vorbildliche Art katholischer Literaturkritik ist natürlich nicht in allen Berichten gleich gut erfüllt. Mehrere etwas unausgeglichene Abschnitte müßten noch zu der Höhe von Spaels ‚Theater und Drama' und Lentzens ‚Romane und Erzählungen' geführt werden; diese beiden Verfasser behandeln die ihnen zugefallenen Gruppen am einheitlichsten und gefülltesten, so daß ihre Besprechungen als die reinste Darstellung jener Tendenzen gelten dürfen, die den ‚Ratgeber' insgesamt bestimmen, und die wir oben kurz zu bezeichnen versuchten.

Heinrich Lützeler.

Emil Ludwigs Bismarck-Buch

Legende umwebt die Gestalt einer jeden großen geschichtlichen Persönlichkeit und stellt die Wissenschaft vor die Aufgabe, Wahrheit und Dichtung voneinander zu scheiden. Eine Aufgabe, die um so schwerer ist, je tiefer sich das legendarische Bild in die Seelen gesenkt hat. Ungern nur geben sie den liebgewordenen Helden preis. Die Wissenschaft kümmert sich nicht um Sentimentalitäten. Erbarmungslos zerstört sie das falsche Bild und baut aus Werkstücken, die jeder Kritik standhalten müssen, das neue Monument.

Emil Ludwig schuf in seinem ‚Bismarck' (Bismarck. Geschichte eines Kämpfers. Berlin 1926. Ernst Rowohlt.) kein wissenschaftliches Werk in diesem Sinne. Er will das Trugbild vom „Eisernen Kanzler" zerstören, das immer noch die Gemüter beherrscht, obwohl die geschichtliche Wissenschaft – Max Lenz, Erich Marcks! – es schon längst, schon vor Emil Ludwig, preisgegeben hat; er will den „zum Standbild verurteilten .... steinernen Roland" aus seiner unwahren Stellung befreien und ihn als „eine helldunkle Gestalt, gerüstet aus der Dämmerung aufglänzend: Rembrandts Gesichten ähnlich" (Seite 9) den

Deutschen vor die Seele stellen. Sein Bismarckbild ist voll intimer Reize. Voll - man verzeihe die Fremdwörter - feinsinniger Analysen, pikanter Pointen, geistvoller Apercüs. Plastisch, farbig, lebendig. Jedes Steinchen nimmt Emil Ludwig unter sein Mikroskop, dreht und wendet es nach allen Seiten und entdeckt vieles, was ungeschliffeneren Brillen verborgen bleibt. Wie fein gezeichnet sind z. B. in ihrer Gegenüberstellung die beiden Köpfe von Bismarck und Lassalle! (S. 262 ff.) Dennoch ist das ganze Bild in seinen Grundlinien verzeichnet. Indem er das Wesen seines Helden aus drei seelischen Grundelementen, Stolz, Mut und Haß, zu deuten unternimmt, die alle anderen Seelenkräfte zurückdrängen, den Willen zur Macht erzeugen und den „Rhythmus seiner Politik" (Seite 359) bestimmen, zwängt Emil Ludwig die ungemein komplizierte Struktur der Bismarckschen Persönlichkeit in ein Schema, dessen Kategorien ihm von dem leidenschaftlichen Protest gegen das überlieferte Trugbild eingegeben wurden. Weil ihm der „steinerne Roland" verhaßt war, konstruiert er, der Künstler, sich „den Kämpfer" von, wie er sich schmeichelt, Rembrandtschem Format. Das hatte Bismarck gewiß. Aber seinem Porträtisten fehlt die Lebensechtheit der Rembrandtschen Gestaltungskraft. Was ihm in sein Porträt paßt, stellt er mit dem ganzen Raffinement stilistischer Impressionskunst, die sich gern ein bißchen exzentrisch gebärdet, heraus; alles andere verschiebt oder verschweigt er. Da wird der jugendliche Bismarck in einen seelischen Gegensatz zu seiner Mutter hineinmanövriert, wie er in dieser Schärfe zweifellos nicht vorhanden war (vgl. S. 19). Da werden Aeußerungen seines Humors oder seines primanerhaften Republikanertums als Dokumente seines „Skeptizismus" gewertet (vgl. S. 22 f.). Da legitimiert ein geschickter Brandbrief den flotten Studio gleich als „geborenen Diplomaten" (S. 27). Und im Handumdrehen ist so der junge Bismarck fertig, „der den geborenen Diktator in sich vorfühlt, weder von Königstreue noch von Gottesfurcht, weder von Liebe zur Heimat angetrieben noch von Verantwortung für eine Menge; der große Solist, der Menschenverächter, der Kämpfer, der mit all seiner revolutionären Unruhe auf Veränderung wartet: der Abenteurer, der das Bestehende als ein Stehendes verachtet, und dessen nervöse Energie nicht verwalten, sondern verändern, der nach eigner Einsicht befehlen will und keinen über sich duldet" (S. 43). In Wirklichkeit ist dieses Bild das Produkt einer reinen Schematisierung, und der ältere Bismarck, „Der Schüler Marchiavells" (S. 267), „Der große Realist" (S. 168), „Der Mann ohne Grundsätze" (S. 169) hat bei der Taufe des jüngeren Pate gestanden. Die „Immoralität des genialen Menschen" (S. 246) steckt in ihm von der Wiege auf und beherrscht ihn sein Leben lang. Er geht in die Politik, „nicht um Ideen nachzustreben, nicht unbestimmte Pläne zur Reform der Wirtschaft oder Politik durchzusetzen: nur voll Feindschaft und Kampfeslust" (S. 86). Er paßt seine Meinungen rasch den Umständen an. „Das trug sich keineswegs jesuitisch zu, nur halb bewußt vollzog er die Annäherung seiner Ueberzeugungen und Zwecke, bis sie sich, gleich Liebenden, die einander suchen, ganz unbefangen trafen. Darum war Bismarck ein Staatsmann" (S. 94). Er setzt Gott ein, „wo er ihn eben braucht, er läßt ihn wieder fallen, wo er ihn stört" (S. 177 f.). Er hängt „an der Formel seines Christentums den Royalisten auf, wie ein Schild an einen Baum, und lagert sich unter seinem Schatten; mit seinem Stolze müßte Bismarck zugrunde gehn oder Revolution machen, wenn er sich den göttlichen Ursprung der Königsmacht nicht beständig suggerierte" (S. 365). So hat ihn, der „durch Ehrgeiz und Machtwillen in die politische Arena gelockt, in den Staatsdienst getrieben, zur Staatsmacht gehoben" wurde, niemals „Demut vor Gott, wie Luther, Hilfsbereitschaft für den König, wie Roon, Pflicht gegen Deutschland, wie Stein, angetrieben, zu tun, was dieser dämonische Mensch durchaus nicht lassen konnte" (S. 367). So wollte es „die Logik seines Blutes" (S. 292).

Die Logik der geschichtlichen Wissenschaft wird dieses Bismarckbild Emil Ludwigs niemals als lebensecht anerkennen. Die Protestimmung, der es entstammt, richtete sich nicht gegen den „Eisernen Kanzler" allein. Der Haß führt dem Künstler immer wieder den Stift, wenn er frühere Zustände und Persönlichkeiten zeichnet. Lebenswahre historische Gemälde entstehen aber nur bei gemessener seelischer Distanz. Die fehlte Emil Ludwig gänzlich.

So kitschig der „steinerne Roland" war, den die Epigonen erbauten, so originell ist dieser ‚Bismarck' Emil Ludwigs. Der Künstler gestaltete sich seinen Helden so, wie er ihn wünschte, nicht „wie er war" (S. 9). Sein Buch ist nicht Wahrheit, sondern Dichtung, nicht Wissenschaft, sondern Roman.

August Schmitt.

Gegen Schund- und Schmutzschriften

Um das Gesetz zur Bewahrung der Jugend vor Schund- und Schmutzschriften

Die Enttäuschung der Oeffentlichkeit über die Unwirksamkeit des Gesetzes vom 18. Dezember 1926 ist groß. Man hat rascheste Arbeit von seiten der Prüfstellen erwartet, und nun verstrich beinahe ein Jahr, bis die Oberprüfstelle die erste Nummer auf die Verbotliste setzte. Im Januar dieses Jahres wuchs die Zahl auf 4: 1. Hermann Abels ‚Nachtpost', 5. Jahrgang (1927), Nr. 213, 214 und 215; die Druckschrift als solche auf die Dauer von sechs Monaten, vom 15. Dez. 1927 bis 14. Juni 1928; 2. ‚Die schöne Krankenschwester, Liebe und Leiden einer edlen Dulderin' (Verlagshaus für Literatur und Kunst, Berlin); 3. ‚Die Bettelgräfin oder die Schicksale einer Grafentochter' (ebd.); 4. ‚Die blinde Gräfin' (ebd.). Das ist tatsächlich ein sehr mageres Ergebnis. Weiterhin erwartete man offenbar von dem neuen Gesetz eine gründliche Säuberung von dem Schund und Schmutz, der sich in den Zeitungskiosken am Eingang jeder Stadt in grellsten Farben aufdrängt. Es hat den Anschein, als ob die Prüfstellen so allmählich die ganze Liste der „Schundheftreihen, die in Deutschland unter den Schulkindern verbreitet sind", vornehmen wollten; wenigstens stehen die drei letzten Nummern der Verbotliste auf dieser von den deutschen Volksbildungsverbänden herausgegebenen Liste, und zwar ganz am Anfang als Nummern 2, 3 und 20. Im Anschluß an die bisher aufgestellte Verbotliste wies der Katholische Deutsche Frauenbund in einer Eingabe an den Reichsminister des Innern darauf hin, daß der Kampf zunächst gegen ganz andere Schriften geführt werden müsse, nämlich gegen jene, die sich heute auf den öffentlichen Plätzen, verkehrsreichen Straßen und in eigenartigen Winkelgeschäften mehr denn je breitmachen. Diese Auffassung vom Schundkampf ganz allgemein ist richtig, nur fragt es sich, ob mit Hilfe des neuen Gesetzes auf diesem Gebiete überhaupt etwas Durchgreifendes geschehen kann. Wer sich die Auslagen in den öffentlichen Verkaufsstellen ansieht, weiß, daß sich hier in den letzten Jahren ein gründlicher Wandel vollzogen hat; die Hauptrolle spielen dort nicht Bücher sondern illustrierte Zeitschriften und Magazine, also periodisch erscheinende Schriften. Hier Wandel zu schaffen, wäre Aufgabe des Schundkampfes. Aber gerade hier wird das Gesetz am ersten versagen. Darüber braucht man sich keinen Täuschungen hinzugeben. Nur dann, wenn binnen Jahresfrist mehr als zwei Nummern einer periodischen Schrift auf die Liste gesetzt worden sind, kann auch die periodische Druckschrift als solche auf die Dauer von drei bis zwölf Monaten auf die Liste gesetzt werden, so Abels ‚Nachtpost', nachdem drei Nummern des 5. Jahrganges auf die Liste gesetzt waren. Das bedeutet für den Verleger einer periodischen Schrift eine empfindliche Schädigung, und vielleicht besteht die Hauptwirkung des Gesetzes darin, daß es die Verleger und Herausgeber periodischer Schriften zu einer gewissen Vorsicht zwingt. Aber das Verbot der einen oder anderen Nummer einer Zeitschrift, sofern nicht mehr als zwei im Laufe eines Jahres dem Verbot verfallen, will bei der Art und Weise, wie diese Schriften heute vertrieben werden, nicht allzuviel bedeuten. Das Geschäft ist innerhalb drei Tagen gemacht; nach acht Tagen, wenn die neue Nummer erscheint, kauft kein Mensch mehr eine alte Nummer. Und nun denke man sich daneben den Schneckengang, der zu gehen ist, bis eine Nummer auf die Verbotliste gesetzt werden kann: Irgend jemandem scheint eine Nummer einer periodischen Zeitschrift gegen das Gesetz zu verstoßen. Er wendet sich dieserhalb an einen der Antragsberechtigten (Ministerien oder Landesjugendämter). Findet der Antragsberechtigte, daß die Schrift wirklich gegen das Gesetz verstößt, so muß er sich die Nummer in wenigstens drei, womöglich aber in neun Exemplaren beschaffen und sie zusammen mit dem begründeten Antrag an die zuständige Prüfstelle leiten. Nun ist die Prüfstelle gezwungen, sich mit der Sache zu befassen. Voraussetzung für das Verfahren ist, daß der Vorsitzende der Prüfstelle und die Sachverständigen die Nummer eingesehen oder gelesen haben, wobei zu beachten ist, daß die acht Sachverständigen keine beamteten Mitglieder der Prüfstelle sind; man muß ihnen Zeit lassen, sich neben ihren Berufsgeschäften ein Urteil über die Nummer zu bilden. Weiterhin sind Verleger und Verfasser unter Mitteilung einer Abschrift des Antrages so rechtzeitig in Kenntnis zu setzen, daß ihnen die Teilnahme an der Verhandlung möglich ist. Dann endlich kann die Sitzung stattfinden. Fällt der Beschluß mit einer Mehrheit von sechs Stimmen zu ungunsten der betr. Nummer aus, muß sowohl der Antragsteller, wie auch der Verleger und Verfasser davon be-

nachrichtigt werden. Letztere haben das Recht, innerhalb vierzehn Tagen gegen die Entscheidung bei der betr. Prüfstelle oder bei der Oberprüfstelle Einspruch zu erheben. Geschieht dies, so hat sich die Oberprüfstelle weiterhin mit der Sache zu befassen. Entscheidet sie gegen die Nummer, so ist der Beschluß innerhalb drei Wochen im ‚Reichsanzeiger' und im ‚Buchhändler-Börsenblatt' zu veröffentlichen. Die Nummer gilt nun als auf die Verbotliste gesetzt. Es ist klar, daß darüber mehrere Wochen, ja Monate hingehen können, zumal dem Verleger und Verfasser noch das Recht zusteht, Sachverständige der Prüfstelle wegen Befangenheit abzulehnen und so das Verfahren zu verzögern. An der Verbreitung der Nummer hat das Verfahren gar nichts verhindert, die Schrift hat innerhalb weniger Tage ihre Wirkung getan, und die Mahnung der Ausführungsbestimmungen: „Das Verfahren ist nach Möglichkeit zu beschleunigen" verliert fast ihren Sinn. Anders verhält es sich, wenn die Zeitschrift als solche nach dem Verbote von mehr als zwei Nummern eines Jahres auf die Verbotliste gesetzt wird. Aber auch hier sind Einschränkungen gegeben. Es ist damit noch nicht der Druck und das Erscheinen der Zeitschrift untersagt. Wohl ist im Wandergewerbe jede Art von Vertrieb verboten, so daß sich in diesem Falle das Gesetz auch auf Erwachsene auswirkt, aber im stehenden Gewerbe, also in Buchläden und Zeitungskiosken, betrifft das Verbot nur das Kaufangebot und das Ueberlassen der Schrift an Jugendliche unter achtzehn Jahren, wobei entgeltliche oder unentgeltliche Ueberlassung keinen Unterschied macht, wenn es nur im gewerblichen Betrieb geschieht. Das Ueberlassen verbotener Schriften an Jugendliche außerhalb des gewerblichen Betriebes ist nicht verboten, ebensowenig im stehenden Gewerbe der Verkauf an Erwachsene. Hierin ist nach dem Gesetz das stehende Gewerbe besser gestellt als das Wandergewerbe. Demzufolge darf eine Zeitschrift, auch wenn sie auf der Verbotliste steht, im stehenden Gewerbe in den Verkaufsräumen bereitgehalten werden, wenn auch nicht jedermann zugänglich, was einem Zurschaustellen und Feilbieten gleichkäme. Das Gesetz von 1926 hat also seine Grenzen auch dort, wo es angewendet werden kann. Nun gibt es Fälle, in denen die Prüfstellen gar nicht oder nur mit großer Vorsicht eingreifen können. „Eine Schrift kann wegen ihrer politischen, sozialen, religiösen, ethischen oder weltanschaulichen Tendenz als solcher nicht auf die Liste gesetzt werden." Eine politische Zeitung wird demnach niemals auf die Liste kommen, und — Tendenz schützt! Es ist z. B. denkbar, daß eine Schrift mit Nacktbildern nicht von den Prüfstellen gefaßt werden kann, weil sie die Nacktkultur tendenziös propagiert. Und nach dem ganzen Tenor des Gesetzes schützt auch die Kunst vor einem Zugreifen der Prüfstellen. Weiterhin ergeben sich aus der Zusammensetzung der Prüfstellen Grenzen für die Wirksamkeit des Gesetzes. Man darf von vornherein annehmen, daß die vier Vertreter aus den Kreisen der Kunst und Literatur, sowie des Buch- und Kunsthandels, die von einem Verbote am ersten getroffen werden, mehr für die Freigabe einer Schrift, die Vertreter der Jugendwohlfahrt und der Jugendorganisationen, sowie der Lehrerschaft und der Volksbildungsorganisationen mehr für ein scharfes Zugreifen sind. So stehen vier gegen vier Stimmen. Eine Mehrheit von sechs Stimmen, wie sie das Gesetz verlangt, wird sich darum nur in den allerschlimmsten Fällen erreichen lassen. Man darf also von dem Gesetz nicht mehr erwarten als es geben kann. Seine Grenzen zu kennen, bewahrt vor allzu großen Erwartungen, die sich im Schundkampfe unheilvoll auswirken könnten. Die Enttäuschung möchte noch größer werden.

Positive Maßnahmen zur Bekämpfung von Schund und Schmutz

Bei der Verabschiedung des Gesetzes vom 18. Dezember 1926 waren allzu viele Widerstände zu überwinden und allzu viele Klippen zu umschiffen, als daß ein frisch zupackendes Gesetz zustande gekommen wäre. Es wird, wenn es richtig angewendet wird, das Schlimmste verhüten. Darüber hinaus sind aber noch positive Maßnahmen notwendig. Das Gesetz hat ohne Zweifel das Gute, daß es die Aufmerksamkeit auf diese positiven Maßnahmen mehr als bisher lenkt. Solche Maßnahmen schlägt die nach dem neuen Reichsgesetz gewählte Kommission des Landes-Jugendamtes der Rheinprovinz vor: 1. Aufstellung von geeigneten Jugendschriftenverzeichnissen, 2. Verteilung dieser Verzeichnisse in Jugendorganisationen, Schulen und industriellen Werken, 3. Bekanntgabe und Besprechung geeigneter Jugendschriften im Rundfunk, 4. Schaffung von fliegenden Buchhändlerläden mit guten Jugendschriften in anreizender Aufmachung bei Volksfesten usw., 5. Veranstaltung von Buchwochen, 6. Schaffung von Wanderbibliotheken, 7. Drucklegung und kostenlose Verteilung von der Jugend besonders zusagenden

Büchern durch Schulorganisationen, industrielle Werke usw. Aehnliche Forderungen stellt der Landesausschuß zur Bekämpfung der sittlichen Not in Württemberg im Anschluß an das neue Gesetz auf: 1. Bereitstellung genügender Mittel durch Staat und Gemeinden zur Gründung von Jugendbüchereien, die am besten jeder Schule angegliedert werden, 2. Schaffung eines Ratgebers durch das weite Gebiet der Jugendliteratur, insbesondere für die Praxis der Jugendbüchereien, 3. Kurse und Beratungen zum Zwecke der Heranbildung geeigneter Arbeitskräfte für die Jugendbüchereien, 4. Schaffung einer Stelle, die sich womöglich hauptamtlich mit allen Fragen der Jugendliteratur beschäftigt. Es ist klar, daß durch das neue Gesetz in die Jugendbüchereien ein neuer Zug kommen muß. Und von da ist es nur ein kleiner Schritt zur Forderung eines Jugendbüchereigesetzes. Ein allgemeines Volksbüchereigesetz, wie es in der Tschechoslowakei besteht, wo jede Gemeinde verpflichtet wurde, innerhalb einer bestimmten Frist eine Volksbücherei aufzumachen, dürfte in Deutschland noch gute Weile haben, aber ein Jugendbüchereigesetz liegt in greifbarster Nähe. Eingeweihte wollen wissen, daß es bereits in Vorbereitung ist.

Die deutschen Bischöfe in dem Kampfe gegen Schund- und Schmutzschriften

Die auf der Fuldaer Bischofskonferenz vereinigten deutschen Oberhirten wenden sich im Anschluß an die Beratungen im Jahre 1927 mit einer Anweisung über den Kampf gegen Schmutz und Schund an den Klerus, in der sie anknüpfen an die Instructio ad Archiepiscopos etc. de sensuali et de sensuali mystico literarum genere des Heiligen Offiziums vom 3. Mai 1927 und an ihre eigenen im Jahre 1926 gegebenen Katholischen Leitsätze und Weisungen zu verschiedenen Sittlichkeitsfragen, in denen u. a. gesagt war: „In der Bekämpfung der modernen Schmutzliteratur, die auf Verhöhnung der christlichen Moral, auf die Entwürdigung der Frau und auf die Verführung der Jugend direkt und indirekt hinwirkt, müssen durchgreifendere gesetzliche Maßnahmen in zähester Geltendmachung der richtigen sittlichen Grundsätze erstrebt werden." Solche durchgreifendere Maßnahmen hat das neue Gesetz nicht gebracht. Darum geht die neue Anweisung der deutschen Bischöfe viel weiter als das neue Schundgesetz. Sie weist nachdrücklich auf die Durchführung der gesetzlichen Maßnahmen hin und betont die Wichtigkeit der Aufklärung der breiten Oeffentlichkeit über das Schund- und Schmutzgesetz in Vereinen usw. „Gelegentlich wird mit jener heiligen Offenheit, wie sie das christliche Altertum kannte, gesprochen werden müssen." Sie empfiehlt die Fühlungnahme mit den Jugendämtern und Landesjugendämtern, sowie mit den kommunalen Körperschaften, die z. B. bei Mietverträgen mit Besitzern von Zeitungskiosken auf städtischem Boden entsprechende Klauseln einfügen können. Darüber hinaus erstrebt aber die Anweisung eine Zusammenfassung aller katholischen Kräfte im Kampfe gegen Schmutz und Schund. „In Würdigung der Notwendigkeit einheitlichen Vorgehens ersuchen wir den Hochwürdigen Klerus, die Verbände und Vereine aller Art nach genügender Aufklärung den Organisationen für Zusammenfassung der gleichzieligen Arbeit, unter Verständigung mit dem Ordinariate bezw. mit dem bestellten Dezernenten im Ordinariate, anzugliedern." Solche Dezernenten sind inzwischen ernannt worden. Unter ihrer Leitung soll nun der Kampf in spezialisierter Kleinarbeit aufgenommen werden. „Zu überwachen sind Buchläden, ‚fliegende Händler', Kioske, Bahnhofsbuchhandlungen, Friseurgeschäfte. Ein Auge ist zu richten auf Schaufensterauslagen, Postkartenhändler, Inserate in Zeitschriften mit ihren Illustrationen und Anpreisungen von Aufklärungsliteratur, auf Zusendung gewisser Arten von Preislisten und Katalogen, auf Leihbibliotheken. Schlechte Bücher sollen eingezogen, nötigenfalls soll Anzeige erstattet werden, mit der Polizei soll enge Fühlung behalten werden." Hier ist die Zusammenfassung aller Kräfte angedeutet, die in unermüdlicher Kleinarbeit allein imstande ist, dem Schmutz und Schund einen wirksamen Damm entgegenzusetzen. Sie ermöglicht es, neben der Durchführung des Schundgesetzes die Bestimmungen des Reichsstrafgesetzbuches (§ 184 und 184a) und der Gewerbeordnung (§ 56 und 42a) in Anwendung zu bringen, die der Polizei unter Umständen das Recht geben, sofort zuzugreifen und Schriften zu beschlagnahmen, bevor das Gesetz von 1926 eingreifen kann. Positiv empfiehlt die Anweisung das gute Buch anstelle des schlechten und die Pflanzung christlichen Geistes, aus dem ein starker Entsagungswille gegen alles fließt, was sich mit katholischer Auffassung nicht vereinen läßt. Darin steckt der Kernpunkt der ganzen Anweisung. „Gerade in unserer Zeit, in welcher die Autorität immer mehr zurücktritt, steht im Vorder-

grunde als eine Art moderner Autorität das Buch. Die Macht des Buches kann in der Abschätzung des Einflusses nicht geringer gewertet werden als die Macht der Tagespresse. Dem müssen wir Rechnung tragen. Das gute Buch muß herrschen. Wir müssen gute Bücher und edle Bilder, sittenreine Spiele und Unterhaltungen schaffen und verbreiten." Wenn das neue Schundgesetz diese Zusammenfassung aller katholischen Kräfte bringt, hat es durch diese Anregung mehr geleistet als es selbst nach dem Wortlaute tun kann. Und diese Zusammenfassung wird nicht ausbleiben können. „An der Hand dieser Anweisungen wollen die Herren Pfarrer mit katholischen Vereinen und einzelnen Vertrauenspersonen, sowie besonders auch in Pfarr- und Dekanatskonferenzen ernstlich erwägen, was an Abwehr- und Aufbaumaßnahmen an den einzelnen Orten zweckmäßig erscheint. Besondere Berichte über die eingeführten Maßnahmen durch die Herren Dechanten einzufordern, bleibt für die nächsten Monate vorbehalten."

* * *

Eine Schundkampf-Tagung des Borromäusvereins ist für die Pfingstwoche (29.–31. Mai 1928) im Borromäushause in Bonn vorgesehen. Es soll nicht bloß das Schundgesetz von 1926 von Fachmännern in aller Gründlichkeit erörtert werden, über das allenthalben noch Unklarheiten bestehen, sondern auch die positiven Maßnahmen. Näheres wird noch bekanntgegeben. Anfragen und Anmeldungen sind an das Generalsekretariat des Borromäusvereins zu richten (Bonn a. Rh., Wittelsbacher Ring 9). Albert Rumpf.

Die deutschen Bischöfe und der Borromäusverein

In ihrer „Anweisung an den Hochwürdigen Klerus über den Kampf gegen Schmutz und Schund" kommen die auf der Fuldaer Bischofskonferenz vereinigten deutschen Bischöfe nach ausführlicher Erörterung der Abwehrmaßnahmen auch auf die positiven Maßnahmen im Schundkampfe zu sprechen, nämlich auf die Förderung katholischer Haus- und Volksbüchereien. Es heißt in diesem Zusammenhange:

„Das Ziel, das gute Buch zu verbreiten, erstrebt besonders der Borromäusverein und die in gleich zuverlässiger Weise für die Verbreitung guter Schriften und Bücher arbeitenden Organisationen. Der Borromäusverein besteht bereits seit acht Jahrzehnten, und es sind Millionen guter Bücher von ihm im katholischen Volke verbreitet worden. Diese Vereinigungen sichten den Büchermarkt nach katholischen Grundsätzen und machen die Prüfungsergebnisse der Allgemeinheit und den berufenen Erziehern zugänglich. Sie unterrichten über die literarischen Strömungen auf dem Büchermarkt; sie bringen die als gut erkannte Literatur unter das Volk, indem sie Bibliotheken gründen und Gaben für Hausbüchereien abgeben.

Wir erneuern die Aufforderung, daß in allen Gemeinden katholische Volksbüchereien geschaffen werden und daß gute Bücher in jedes Haus kommen. Dem Hochwürdigen Klerus legen wir ans Herz, Lehrer und Lehrerinnen zu starken Bundesgenossen zu gewinnen."

Diese Mahnung der Bischöfe kann nicht ernst genug genommen werden. Daß sie erfolgt im Anschluß an das Gesetz von 1926, das die auf der Bischofskonferenz im Jahre 1926 geforderten „durchgreifenderen Maßnahmen gegen die moderne Schundliteratur" nicht gebracht hat, gibt dieser Mahnung ein besonderes Gewicht. Niemand kann sich darüber im Unklaren sein, daß die Bereitstellung von guter Literatur in Haus- und Volksbüchereien den besten Schutz gegen Schund und Schmutz bedeutet. Daraus gilt es im gegenwärtigen Augenblick die Folgerungen zu ziehen. In ungefähr 3000 katholischen Pfarrbezirken bestehen heute Volksbüchereien, die keiner Organisation angeschlossen sind und auf sich allein bestehen zu können glauben. Dieser Besitz muß raschestens aktiviert werden. Daneben bestehen noch ebensoviele katholische Seelsorgstellen, die keine Volksbücherei aufweisen. Diese gleichen einem bis zur Wehrlosigkeit abgerüsteten Land inmitten waffenstarrender Völker. Wenn sie sich nicht endlich auf ihre Pflicht besinnen und die Mahnung der Bischöfe zu Herzen nehmen, ist ihnen in absehbarer Zeit nicht mehr zu helfen. Stünden aber in sämtlichen katholischen Seelsorgstellen ausreichende Büchereien, die durch eine Organisation zusammengefaßt und mit ihrer Hilfe nach den modernen Forderungen des Büchereiwesens aufgebaut wären, so bildeten diese 11–12000 katholischen Volksbüchereien den denkbar unüberwindlichsten Damm gegen Schmutz und Schund und die denkbar wirksamste Unterstützung der gesetzlichen Abwehrmaßnahmen. Dessen dürfen wir versichert sein, daß wir vor einer entscheidenden Wendung im deutschen Volks- und Jugendbüchereiwesen stehen, und zwar im Anschluß an das Gesetz vom 18. Dezember 1926.

Albert Rumpf.

Verzeichnis der besprochenen Bücher

Altmann, Handbuch für Streichquartettspieler . 145
Braun, Anleitung zur Bibliotheksverwaltung . 130
Brey, Heiliger Frühling 135
Bühler, Ordensritter und Kirchenfürsten . . . 139
Claudel, Dichtkunst (Art poétique) 96
— Verkündigung 96
— Der Bürge 97
— Das harte Brot 98
— Der gedemütigte Vater 98
Dahlmann, Indische Fahrten, 2. Aufl. . . . 143
Dinand, Taschenbuch der Heilpflanzen 143
Hedwig Dransfeld. Zum Gedächtnis 95
Ehmcke, Die historische Entwicklung der abendländischen Schriftformen 140
Feldigl, Der Weg übers Moor 149
Frauenmode und Seelsorge 91
George, Die Fibel 141
Görres, Eine Auswahl aus seinen Schriften (Aschendorff) 138
Graeser, Körpersinn 89
Grimm, Hans, Mörders Grab 127
Hasse, Der Ruf nach der mütterlichen Frau . 93
Himmelsalmanach für 1928 142
Die Himmelswelt (Foerster-Plaßmann) . . . 142
Hohm, Anleitung zum Bau freifliegender Flugzeugmodelle 143
Huch, Ricarda, Fall Deruga 128
Juliana von Norwich, Offenbarungen der göttlichen Liebe (Herausg. v. Karrer) 137
Kapp, Paganini 146
Karrillon, Windschiefe Gestalten 149
Kathol. Frauenbund, Rhythmik, Turnen, Tanz . 91
Kathol. Schulorganisation, Um Sitte und Sittlichkeit 90
Kircher, Engländer 142
Kraigher-Porges, Lebenserinnerungen einer alten Frau. 2. Band. Kreuzwege des Lebens . . . 141
Laienbrevier, 1. Bd. 138
Lorenz, Abendländische Musikgeschichte 146
Lortzing, Geistl. Lesungen für die heilige Weihnachtszeit 138
Luhmann, Wo die Wälder Wache halten . . . 102
— Walddoktor Willibald 102
— Die Heiligen in Holzschuhen 103
— Die Abendstube 103
— Vogel Wunderlich 103
Mann, H., Mutter Marie 147
Meyer, Arnold, Das Wunderbuch der Technik . 143
Meyer, E., Das Weib als Persönlichkeit . . . 92
Michels-Wintersig, Heilige Gabe 138
Mielke, Siedlungskunde des deutschen Volkes . 108
Mumbauer, Die Briefe des sel. Jordan von Sachsen 137
Petersen, Albert, Virginia 148
— Der Schwan am Avon 148
Petersen, Elly, Taschenbuch für den Kakteenfreund 143
Riesch, Mütter 95
Rumpf, Kind und Buch 124
Schmitt, Wie ich Pflanze und Tier aushorche . 142
Sorge, Unser Weg 141
Storm, Ein Bekenntnis 129
Timmermans, Der Pfarrer vom blühenden Weinberg 148
Treitschke, Deutschland nach dem 30-jähr. Kriege 138
Tunkl, Kurze Geschichte der Klöster 140
Undset, Olav Audunssohn 148
Wackernagel, Max Slevogt 145
Weiß, Das gegenwärtige Problem der Gotik . 144
Weißmann, Die Entgötterung der Musik . . . 146
Wittek, Sturm überm Acker 146
Zeno von Verona, Oesterliche Ansprache (Herausgegeben von Michels) 138
Zoepfl, Deutsche Kulturgeschichte, 1. u. 2. Lfg. . 138

Verantwortlicher Schriftleiter: Bernhard Achtermann, Bonn. Alle redaktionellen Zusendungen an die Schriftleitung in Bonn, Wittelsbacher Ring 9. Alle Rechte für sämtliche Beiträge vorbehalten.

Allen Geschäftsführern des Borromäusvereins wird die „Bücherwelt" regelmäßig von der Druckerei Hermann Rauch in Wiesbaden durch die Postzeitungsstelle zugesandt. Adressenänderungen möge man unverzüglich der Zentralstelle in Bonn mitteilen. Die anderen Bezieher bestellen bei der Post oder bei den Buchhandlungen. Bezugspreis halbjährlich RM 3.—.

Ueber Wesen und Wert der Lyrik

Es erscheint, im Zeitalter der Maschinisierung und Versportung, des krassen Ueberhandnehmens aller lauten und lärmenden Angelegenheiten, der maßlosen Sucht und Hatz, immer und überall an der Oberfläche zu treiben, für den ersten Augenblick sinn- und fruchtlos, der Kunst, der leisesten und innerlichsten ihrer Ausdrucksformen sogar: der Lyrik das Wort zu reden. Aber gerade ihre Gegensätzlichkeit zu dem geräuschvollen Getue, das uns umtost, macht den Hinweis auf sie berechtigt. Denn nur eine Erneuerung des inneren Menschen, dem sie sich offenbart, kann, wie jeder Einsichtige weiß, Auftrieb und Blüte der Gesamtheit zeitigen.

Die Lyrik ist unter allen Wortkünsten die urtümlichste. Sie war im Anfang, wo es weder Erzählung noch Drama gab. Sie ist, als Lied, als Gesang, älter als jede Umgangssprache, wie der Gartenbau älter als der Acker, Malerei älter als Schrift, Gleichnisse älter als Schlüsse, Tausch älter als Handel. „Ein tieferer Schlaf", sagt Hamann, „war die Ruhe unserer Urahnen; und ihre Bewegung ein taumelnder Tanz. Sieben Tage im Stillschweigen des Nachsinnens oder Erstaunens saßen sie; — und taten ihren Mund auf zu geflügelten Worten." Und Franz von Baader spricht in seinen ‚Gesammelten Schriften' von „jener Poesie, welche uns die ältesten Völker als Ursprache (weil die Sprache Gottes zum Menschen) schilderten". Ein Rest dieses paradiesischen Gnadengeschenks Gottes lebt als lyrische Substanz unvergänglich in jedem Dichter, wie seine Werke erweisen, mögen sie epische oder dramatische sein. Das lyrische Element ist der Grundton, der in jeder Poesie bald hörbarer, bald heimlicher, mitschwingt. D. F. Strauß kennzeichnet in seinem Aufsatz über Karl Immermann diese überragende Bedeutung der Lyrik mit folgenden tiefspürenden Worten: „Die lyrische Erregbarkeit bleibt, wie wir an niemand deutlicher als an Goethes normaler Dichterorganisation sehen, die poetische Grundstimmung, auch für den Epiker und Dramatiker, über welche er sich wohl zu höheren Gestaltungen erhebt, in welche er aber als den nie verlöschenden Herd seiner Produktivität, immer wieder zurückkehrt."

Die Lyrik ist auch die unmittelbarste, die direkteste Poesie. In ihr offenbart sich der Dichter als Mensch dem Menschen, wie es ihm Gott eingibt. Er braucht keinen Vermittler. Der Lyriker hat nicht nötig, Gestalten zu erfinden wie der Epiker, die er dann seinen Gedanken und Ideen entsprechend ihre Schicksale erleiden läßt oder gar den noch größeren Umweg des Dramatikers zu gehen, der das Leben seiner Gestalten der Darstellungskunst fremder Schauspieler anvertrauen muß. Nicht umsonst heißen viele Gedichtbücher: „Bekenntnisse". Bekenntnisse zur Landschaft, Stadt, Liebe, Freundschaft, zu Mensch und Gott sind mehr oder weniger alle Gedichte. Oft schließt die Hingabe an das Eine die Abneigung gegen das Andere ein. Denn je nach Welt-Anschauung und Welt-Gefühl ist die Welt-Gestaltung des Lyrikers verschieden. „Da die Empfindung der eigentliche Stoff des lyrischen Dichters ist, so hängt der Gehalt seiner Stoffe von seiner Persönlichkeit ab", sagt Theodor Storm. Die Persönlichkeit färbt das Erlebnis, auch wenn es unter Dichtern einer gleichen Epoche zu seelischen und stilistischen Erlebnisgemeinschaften kommt, und gibt ihm den Reiz der Eigenart. „Wie ich es sehe", steht gewissermaßen unsichtbar über jedem Gedicht geschrieben. Natürlich beeinflußt der jedesmalige Zeitgeist, der, nach einem Worte Schopenhauers, „einem scharfen Ostwinde gleicht, der durch alles hindurchbläst", die Haltung des Dichters und drückt seinem Werke den Stempel auf. Auch andere Erscheinungen, wie das nie gestillte Sehnen und Drängen nach immer vollkommeneren Ausdrucksformen („Kunst ist gestaltete Sehnsucht", Thomas Mann) oder der jähe Ueberdruß am Seitherigen, die sich meist im Wandel zum extremen Gegenteil künden, bestimmen die dichterische Einstellung. Schon seit Jahrhunderten lösen sich „mit immerhin annähernder Richtigkeit", wie Heinrich Eduard Jacob in der geschichtlichen Einleitung

zu seiner Anthologie ‚Verse der Lebenden' überzeugend nachweist, „die klassizistischen und naturalistischen Perioden ab. Und zwar nicht etwa in dem oberflächlichen Sinne von Reaktion und Naturalismus, so daß Klassizismus stets Reaktion und Naturalismus immer Revolution bedeutet: vielmehr geschieht eben so oft das Umgekehrte. Auf einen stockig gewordenen Naturalismus kann auch eine Revolution frischer, jungklassizistischer Kräfte erfolgen".

Immer aber war und ist die Lyrik die Poesie der Jugend, wie das Drama die des reifen Mannes. Zwar seufzte Rilke in den ‚Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge': „Ach, mit Versen ist so wenig getan, wenn man sie früh schreibt. Man sollte warten damit und Sinn und Süßigkeit sammeln ein ganzes Leben lang, und ein langes womöglich, und dann, ganz zum Schluß, vielleicht könnte man dann zehn Zeilen schreiben, die gut sind. Denn Verse sind nicht, wie die Leute meinen, Gefühle (die man früh genug hat) — es sind Erfahrungen. Um eines Verses willen muß man viele Städte sehen, Menschen und Dinge ... Und es genügt auch noch nicht, daß man Erinnerungen hat. Man muß sie vergessen können, wenn es viel sind, und man muß die große Geduld haben, zu warten, bis sie zurückkommen. Denn Erinnerungen selbst sind es noch nicht. Erst wenn sie Blut werden in uns, Blick und Gebärde, und nicht mehr zu unterscheiden von uns selbst, erst dann kann es geschehen, daß in einer seltenen Stunde das erste Wort des Verses aufersteht in ihrer Mitte und aus ihnen ausgeht." Aber Rilke schrieb selbst, wie die größten Lyriker, schon in früher Jugend Gedichte. Seine ‚Larenopfer' veröffentlichte er als Zwanzigjähriger. Der jugendliche Dämmerzustand der Gefühle (der allerdings bei unseren gegenwärtigen frühwachen Burschen und Mädchen längst nicht mehr bis in dieses Alter hinaufreicht) findet in der Lyrik die gemäßeste Form. „Solange der Mensch vor den Phänomenen der Welt und des eigenen Lebens wie ein kleines, lernendes, staunendes und spielendes Kind steht, ist der poetische Ausdruck von Empfindungen der angemessenste", sagt Ernst Blaß mit Bezug auf das Gedicht.

Dieser poetische Ausdruck wird nicht erreicht durch einfache Beschreibung, vielmehr ist die Schilderung eines Gangs durch den Wald etwa erst dann ein Gedicht, wenn aus Sprache und Rhythmus die Grundstimmung des Erlebenden uns anweht, die der Wald dann mit seinen sichtbaren Formen und Farben oder mit seinen dem Ohr vernehmbaren Eigenschaften bildhaft zu verstärken und zu verdeutlichen hat. Der Lyriker bekennt also in symbolischer Form, was ihm das Herz bewegt, was an Freude und Qual ihm beschieden. „Nun will ich dir auch noch ein Geheimnis der lyrischen Dichtkunst anvertrauen", schrieb Theodor Storm an Brinckmans Braut: „In den Worten liegt nur der Sinn des Gedichtes; Die Seele aber, die Musik, die Anmut, die liegt zwischen den Worten; in ihrer Stellung, in ihrer Verbindung, das ist ganz ungreifbar; und daher bedarf der lyrische Dichter des feinsten Gefühls und Gehörs, und außerdem der Fertigkeit im Ausdruck, um die Schwierigkeiten der Sprache und des Reims zu überwinden." Oft hat der Dichter um die Ausdrucksform schwer zu ringen, ändert eine Verszeile und ändert sie wieder, bis er endlich sein Gefühl ganz in die Worte eingefangen, bis er sich bis in die letzte Herzensfalte offenbart zu haben glaubt. Schmerzlich und fluchbeladen läßt Sorge im ‚Bettler' den Dichter seine Sendung empfinden: „... zum Wort verdammt zu sein". Und doch ist die „Sinnträchtigkeit der Worte" auch wieder „die Wonne des Dichters". Das erkennt Theodor Haecker in seinem herrlichen Essay ‚Ueber Francis Thompson und die Sprachkunst': „... die dichterische Sprache hat den Klang und das Bild nicht um des Bildes und des Klanges willen, sondern um des Sinnes und der Wahrheit willen, wie der Leib ist um der Seele willen ... Wer den Leib tötet, der tötet nicht die Seele, aber er entzieht sie dem Bereich unserer irdischen Wahrnehmungskraft. Jeder Gedanke, der in Wahrheit vor den Menschen auf dieser Welt treten will, muß es tun im Leib der Sprache,

wiewohl er mehr ist als dieser und dieser vergänglich ist, jener aber ewig. Der schönste und vollkommenste Leib aber ist die Sprache des Dichters."

Sie hat zu allen Zeiten den Menschen ergriffen und beglückt, um so tiefer, je näher die Verse ihrem Herzen waren, je einfacher und schlichter sie aussagten. Stärkste Gefühlsgemeinschaft errangen stets die Volkslieder, die geistliche, politische und Kampflyrik. Aber auch sonst „horchte man" in vergangenen Tagen auf die Lyriker „als Freunde der Götter und Menschen an der Könige Höfen, an den Tischen der Reichen, vor den Türen der Verliebten, indem sich das Ohr und die Seele für alles andere verschloß, wie man sich selig preist und entzückt stille steht, wenn aus den Büschen, durch die man wandelt, die Stimme der Nachtigall gewaltig rührend hervordringt; sie fanden eine gastfreie Welt und ihr niedrig scheinender Stand erhöhte sie nur desto mehr; der Held lauschte ihren Gesängen, und der Ueberwinder der Welt huldigte einem Dichter, weil er fühlte, daß ohne diesen sein ungeheures Dasein nur wie im Sturmwind vorüberfahren würde; der Liebende wünschte seinen Gruß so tausendfach und harmonisch zu fühlen, als ihn die beseelte Lippe zu schildern verstand, und selbst der Reiche konnte seine Besitztümer, seine Abgötter, nicht mit eigenen Augen so kostbar sehen, als sie ihm vom Glanz des allen Wert fühlenden und erhöhenden Geistes beleuchtet erschienen". So berichtet Goethe. Später wurden Gedichte von ihm, Eichendorff, Heine und andern ebenso begeistert von Mund zu Mund gesungen als Lieder des Volkes: „Sah ein Knab' ein Röslein stehn", „Wer hat dich, du schöner Wald", „Wem Gott will rechte Gunst erweisen", „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten".

Gelesen dagegen wurde das lyrische Gedicht immer nur von Einzelnen. Darüber war sich Goethe bereits klar, als er im Gespräch mit Eckermann diesen belehrte: „Liebes Kind, ich will Ihnen etwas vertrauen, das Sie sogleich über Vieles hinweghelfen und das Ihnen lebenslänglich zugute kommen soll. Meine Sachen können nicht populär werden; wer daran denkt und dafür strebt, ist in einem Irrtum. Sie sind nicht für die Masse geschrieben, sondern nur für einzelne Menschen, die etwas Aehnliches suchen und die in ähnlichen Richtungen begriffen sind." Es geht in der Dichtkunst nicht anders als in der Musik. Auch hier werden der ganze Mozart, der ganze Beethoven nie populär werden. Am wenigsten dürfte es ihren kammermusikalischen Werken beschieden sein, die ich, in ihrer Wirkungsmöglichkeit auf einen kleinen, intimen Kreis, mit der Lyrik vergleichen möchte. Das Gedicht setzt bei den Aufnehmenden eine gewisse Stärke des Gefühls voraus, die den Intellekt überflutet, wie ja auch der Schaffende den letzten intellektualistischen Rest seines Erlebnisses im Strom seines Gefühls untergehen läßt. Das echte lyrische Gedicht hat keine pädagogischen Absichten, wenn es nur, den Sinn ahnen lassend, erhebt und begeistert, besteht sein Wert. Der schon erwähnte Theodor Haecker zitiert in seinem Essay einige Verse Klopstocks, um die undefinierbare Magie der Dichtersprache zu erweisen:

„Und entfloh nicht die Seele des blumenähnlichen Toten
In die Gefilde des Lichts,
Zu den Bewohnern des Abendsterns, der Winzerin, Majas,
Oder Apollos empor?
Zu des Arktur, Cynosuras, des Sirius, oder der Aehre,
Asteropens, Celenos empor?"

„Was braucht der Leser," fragt Haecker, „der einen Dichter lesen und verstehen kann, zu erfassen? Einen Sinn immer, wenn es nicht die Sprache des Wahnsinnigen sein soll, also eine Wahnsprache. Aber wie vage, wie wenig! Nur, daß es um Sterne sich dreht. Nichts weiter braucht er zu wissen von Arktur, Cynosura, der Winzerin, der Aehre, von Apollo, Sirius, Asterope, Celeno und Maja, und doch strömt über ihn ein Meer von bleichem, jungfräulichem Licht, so er überhaupt einen Dichter zu lesen

weiß. Warum ist in diesen Worten die schneeige Kühle und geduldige Majestät der Sterne des Himmels, die Unermeßlichkeit des Firmaments? ... Oder ich nehme Verse von Hölty:

O Nachtigall!
Du tönest mir mit deiner süßen Kehle
Die Liebe wach;
Denn schon durchbebt die Tiefen meiner Seele
Dein schmelzend Ach.

Alles wehe Seufzen, alles süße Ach der Kreatur ist in drei Buchstaben, ist substantialisiert in einer substantivierten Interjektion, mit einem Ach mit großem A, welches das Alpha ist dieser Welt. „So weckt der Dichter im Leser der dunklen Gefühle Gewalt, die im Herzen wunderbar schliefen."

Vornehmlich ist es das Herz der Jugend, das er bewegt, wie ja Lyrik, was schon betont wurde, immer die poetische Sprache der Jugend war und sein wird. Auch der ältere Dichter gestaltet mit jungem Herzen, wenn er Gedichte schreibt. Leider haben die Lehrmethoden vergangener Jahrzehnte in der Schule bereits vielen Knaben und Mädchen die Freude am Gedicht zerstört. Man hat die einzelnen Verszeilen wie zarte Blüten zerpflückt, anstatt Farbe und Duft, Bild und Musik in die empfänglichen Gemüter einströmen zu lassen. „Ein Dichter aber wirkt nicht durch formulierte, wägbare Inhalte, sondern durch die unwägbaren, darum nicht nachahmbaren, letztlich auch nicht nachweis- oder beweisbaren Kräfte seines Ausdrucks", betont Lissauer in seiner ‚Sendung des Dichters', „er wirkt nicht durch das, was übrig bleibt, wenn man Musik und Bild abzieht, sondern Musik und Bild selbst sind die eigentliche Substanz, mit der er wirkt." Wo diese fehlt, wie in den expressionistischen Gedichten der chaotischen Dichterjugend um 1910 bis 1920, die oft nichts anderes waren, als mehr oder weniger pathetische Leitartikel und schreiende Manifeste, kann ihr resonanzloses Verhallen nicht wundernehmen. Nur der selber Ergriffene kann ergreifen, nur das mit Herzblut getränkte Wort dringt in die Seele. Alle noch so raffiniert erklügelten und mit sprachlichem Blendwerk schillernden Aufrufe erwiesen sich als subjektivistische Spielereien und darum zweckwidrig. An ihnen vollzog sich nicht das geheimnisvolle Wunder aller echten Lyrik: daß das aus dem Herzen eines Einzelnen ausströmende Gefühl dieselbe Empfindung auch in Tausenden weckt und sie erhebt und wandelt.

Aber der „ewige Vorrat deutscher Dichtung" ist so groß, daß man getrost aus einer vergangenen Epoche schöpfen kann, für eine Stunde der Einkehr, die uns tausendmal mehr nottut, als die oberflächliche Zerstreuung des „Wochenends". Ernst Lissauers Sammlung ‚Der heilige Alltag', deutsche bürgerliche Gedichte aus hundert Jahren (1770—1870), auf die kürzlich schon hingewiesen wurde, sollte nicht übersehen werden. Hier könnte unsere rekordwütige Gegenwart im trauten Kreis mit Eichendorff, Storm, Keller, Mörike, Hebel, Claudius, Chamisso, Uhland, Kerner, Groth, Greif, Droste-Hülshoff, Rückert, Goethe und andern „holdes Bescheiden" lernen. Hier wird dem „bürgerlichen Tag", der sich aus „Morgen und Abend, Tätigkeit und Geselligkeit baut", das Lied gesungen. „Ein Epos wölbt sich von der Geburt zum Grab, von Neujahrs- bis zu den Sylvesterglocken. Das Haus steht da, vom Grundstein zum First mit Wohn- und Schlaf-, mit Vorrats- und Rumpelkammer; Geräte sind erhellt von der Uhr bis zum Reisebecher; der Garten wächst, frühgepflanzte Bäume geben späten Geschlechtern Schatten; die Schwalbe nistet am Haus, das Netz der Spinne zittert in der Sonne. Das menschliche Dasein in festumrissenen Formen rollt sich ab, Kinder wachsen auf, und Greise sterben, und alles dieses ruht ausgebreitet unterm Firmament, überleuchtet mit einem Schein von Ewigkeit." In Gesellschaft mit diesem Buch könnte unsern gehetzten Gegenwartsmenschen zum Bewußtsein kommen, was sie verloren haben. Sie würden Manches schätzen und

Vieles wieder lieben lernen, sofern sie noch Feste in der Familie feiern können und nicht rettungslos auseinandergerissen und dem Sportteufel verfallen sind. Ein zweites Hausbuch, auf das der Schreiber dieses bescheiden hinweisen möchte, ist die Ehe-liedersammlung ‚Die Weggetreuen', die in ihren Gedichten allen dunklen und strahlenden Stunden von dem seligsten Tag der ersten Einung bis zu dem stillen Abend eines heiteren, ruhsamen Alters Klang und Ausdruck geben. Zur Lektüre eines Gedichtes kann auch der zeitärmste Arbeiter kommen, sofern er den guten Willen hat, und er tut besser, als einen grellen Sensationsroman fetzenweise seiner Seele vorzusetzen. Er findet in Lersch, dem „Menschen in Eisen" einen Mitbruder, dessen Gesänge mehr von seinen Bitternissen wissen als hundert laute Politiker, der ihm mehr geben kann, als schöne Reden und Versprechungen. Denn auch beim Umgang mit Büchern behält das Goethewort recht: „Immer lernt man nur von dem, den man liebt." Andere mögen zu den herben, naturnahen Strophen Jakob Kneips, zu den strengen Kirchenhymnen der konvertierten Hugenottin Gertrud von le Fort oder zu Ruth Schaumanns rilkehaft zarten, gottinnigen Versen greifen. Sie können verschwenderisch geben, was der Mensch unserer Tage braucht; und was zu schenken Dehmels größte Sehnsucht war: „Licht in jede Seele, Verklärung jedem Leben."

Es ist nicht unmodern mehr, Lyrik zu lesen, wo unsere Jüngsten unter Willi R. Fehses und Klaus Manns Führung es gewagt haben, ihre „schöne Hingabe an das Gedicht" in einem Sammelband zu bekennen. Vielleicht kommt doch die Zeit wieder, wo junge Mädchen einen schönen Vers in ihr Tagebuch abschreiben oder einer Freundin schenken. Es ist soviel dunkle Verwirrung um uns, die nicht mit hellen Theatersälen und prunkvollen Kinopalästen zerstrahlt wird, sondern nur durch Schenken und Erfreuen von Mensch zu Mensch.

„Ich will die tiefsten Bücher lesen, die herrlichsten Kunstwerke in mich aufnehmen und mich durchströmen lassen von göttlichen Idealen", gelobt Tolstoi, „will hierauf voll des hohen Inhalts hinuntersteigen in die graue Alltäglichkeit, die so verlogen, häßlich und durchfeucht ist, ihr darbringend als Opfer mein Schönstes, verschönend diese dunkle Welt."

Peter Bauer.

Von deutscher Sage*

Mit den Lebenden zu leben,
War mein Dichten, war mein Streben.
Nicht vom Mohne grünt mein Feld.
Doch besonnt vom hellen Tage
Blick ich gern ins Land der Sage,
In das Morgenrot der Welt.

Diese Verse des heute fast vergessenen Schwaben Wilhelm Hertz, der ein ausgezeichneter Kenner deutschen Altertums und dazu ein ganzer Poet war, bezeichnen gut den eigentümlichen Reiz des Geheimnisvoll-Dämmerigen, den Zauber efeuumsponnener Romantik, der aus dem Lande der Sage zu uns herüberweht – so gut wie von Rothenburgs Mauerkranz oder aus den gotischen Fensterbogen zerfallener

* Dem Aufsatz liegen folgende, sämtlich bei Diederichs in Jena erschienene Bücher zugrunde: Innerhalb der Sammlung ‚Stammeskunde deutscher Landschaften': Zaunert, Paul: Westfälische Sagen. Mit 24 Tafeln und 42 Abbildungen im Text. 388 S. 1927. — Lübbing, Herm.: Friesische Sagen. Von Texel bis Sylt. Mit 27 Tafeln und 32 Abbildungen im Text. 284 S. 1928. — Sieber, Fr.: Harzland-Sagen. Mit 21 Tafeln und 57 Abbildungen im Text. 1928. — Als 2. Band der Buchreihe ‚Frühgermanentum': Wolff, Ludwig: Die Helden der Völkerwanderungszeit. Mit 16 Abbildungen. 242 S. 1928.

Burgen. Aber auf diesen Reiz reagiert die Gegenwart, die Epoche der neuen Sachlichkeit, nicht mehr, und nur wenige – und diese gelten als Narren – mag es noch geben, die mit Alexander von Bernus klagen:

Wo sind noch unbetretne Länder,
Wo ist noch unbefahrnes Meer?
Wo schreitet noch der Sechzehnender
Vor Königen und Helden her?
Wo tritt das Einhorn aus den Tannen
Noch vor die Jungfrau hin und kniet?
Wo sind noch Schemen, sie zu bannen,
Wo ist noch heiliges Gebiet?

Wenn also der Verlag Diederichs eine auf dreißig Bände berechnete, glänzend ausgestattete Sammlung der Sagen aller deutschen Stämme ankündigt und schon teilweise vorlegt, so hat ihn Spekulation auf einen Erfolg beim großen Publikum sicher nicht geleitet. Um so verdienstlicher ist das Unternehmen, das mit vielen anderen Bestrebungen desselben Verlages, das Wesen deutscher Volkheit aufzuhellen und festzuhalten, zusammengeht. Denn das wird kein Einsichtiger bestreiten, daß es neben der Religion kein wertvolleres Gut für eine Nation gibt als ihre völkische Eigenart. Ohne sie ist z. B., um bei Deutschland zu bleiben, die Innigkeit des deutschen Volksliedes, die herbe Keuschheit deutscher Minne, der grübelnde Tiefsinn Fausts und die selige Versunkenheit deutscher Mystik nicht denkbar. Nun ist aber die Besonderheit des Volkes und Stammes heute aufs äußerste gefährdet. In der Großstadt ist sie – mit wenigen Ausnahmen – völlig geschwunden. Der Typ des Großstädters ist in Berlin nicht anders als in Neuyork oder Kapstadt. Aber auch in den Mittel- und Kleinstädten und auf dem flachen Lande ist sie stark bedroht. Wo sind die malerischen Trachten früherer Jahrhunderte, wo die schönen, alten Sitten und Bräuche? Auch der Dialekt wird mehr und mehr vom Hochdeutschen (und von was für einem Hochdeutsch oft!) verdrängt. Schlimmer als das ist die Vernichtung der gemüthaften Eigenart eines Volkes. Die immer mehr zunehmende Hast des Erwerbslebens duldet keine Besinnung mehr und nivelliert auch hier alles. Das ist gewiß eine Folge des sich ständig verschärfenden Lebenskampfes, aber auch ein Resultat der materialistischen Welt- und Lebensanschauung, die sich von gewissen Kreisen her mehr und mehr ausbreitet. Der Mensch der Technik, der neue Beherrscher der Welt, will, stolz auf seine Erfolge, nichts von übernatürlichen Bindungen mehr wissen; er vertraut nur auf sich selbst und das Werk seiner Hände, die Maschine. Vor dem „business" tritt alles zurück, und das vielgestaltige Ebenbild des Schöpfers – es wird zum Typ, zum businessman.

Da wird die Lektüre der Diederichsschen Sagenbücher zum mahnenden Spiegel. Die Welt unserer Väter schaut uns daraus an, tausendfarbigen Lebens voll. Treu dem Boden, der sie nährte, schauten sie staunend seine Wunder in den wechselnden Gestalten der Landschaft und deuteten sie mit nimmerversagender Phantasie. Am wunderbarsten aber strahlt aus diesen Büchern die tiefe Ehrfurcht des germanischen Menschen vor der Gottheit, die sich bereits in der heidnischen Zeit in zahlreichen Zügen manifestiert und später im Christentum in veredelter Form aufleuchtet. Wir schauen hinein in eine Zeit, in der Ehre und Treue, Freiheit und Gerechtigkeit noch die Leitsterne deutschen Wesens waren und den Sieg davontrugen über die Gier nach Geld und Genuß. Und wie keusch und herb sind diese Geschichten, wenn sie das Verhältnis der Geschlechter zu einander berühren und die Frau in den Blickpunkt der Leidenschaft rücken. Man vergleiche damit die unverhüllte Lüsternheit moderner Magazine! So schlagen diese Bücher über die gähnende Kluft der Zivilisation hin-

weg eine Brücke in die starke, reine und fromme Welt der Vorväter, sie zeigen dem modernen Menschen die Wurzeln seiner Kraft, sie geben ihm, der in furchtbarer Einsamkeit isoliert zwischen Himmel und Erde schwebt, einen Schimmer des Heimatgefühls zurück. So darf man dem Herausgeber der friesischen Sagen von Herzen zustimmen, wenn er im Vorwort sagt: „Auch im Zeitalter der Technik und des Verstandes braucht das Gemüt einen Platz, wo es sich heimisch fühlt, will die Seele einmal Zwiesprache mit den Geistern der Vergangenheit halten, die zu ihrem heutigen Aufbau mitgewirkt haben. Vielleicht entsteht manchem aus dieser Lektüre größerer und reicherer Gewinn als aus dem Rausch, den ihm die Bekanntschaft mit fremdartigem Blendwerk bringt." – Die Sprache der Sagen ist möglichst unverändert den alten, treuherzigen Berichten entnommen und, wo das nicht anging, mit geschickter Einfühlungskunst dem Volksmäßigen angenähert. Es wäre eine schöne Aufgabe der Heimatbünde und aller auf Volksgesundung bedachten Vereinigungen, diese kostbaren Werke nach Möglichkeit zu verbreiten.

Auf die Bedeutung der Diederichsschen Sagensammlungen für die Wissenschaft der Volkskunde braucht nur kurz hingewiesen zu werden. Sie bringen die Sagen der einzelnen Stämme nicht vollständig. Das hätte den Rahmen der Bücher gesprengt und die Lektüre infolge der unvermeidlichen Wiederholungen zu eintönig gemacht. Sie geben vielmehr eine charakteristische Auswahl und schaffen damit die Grundlage für eine wissenschaftliche Darstellung des Volkscharakters aus dem jetzt leicht zu erreichenden Sagenmaterial heraus. Jedem Bande ist eine große Anzahl von Abbildungen, alten Kupfern und Holzschnitten beigegeben.

Das Buch von Wolff ist keine Sagensammlung, sondern ein wissenschaftliches Werk, gehört aber seiner ethischen Einstellung nach ebenfalls hierher. Es versucht im Sinne Andreas Heuslers (vgl. dessen bahnbrechendes Werk über das Nibelungenlied) die Entstehung der Heldenlieder der Völkerwanderungszeit, und, soweit sie nicht erhalten sind, ihrer späteren Schößlinge durch Aufhellung ihrer geschichtlichen Grundlagen, durch Sonderung ihrer verschiedenen, ineinandergreifenden Motivkreise und der aufeinander folgenden Bearbeitungen zu erklären. Die Interpretation Wolffs ist scharfsinnig und fesselnd; seinen Ergebnissen wird man mehr oder minder wohlwollend gegenüberstehen, je nachdem man seinen Vermutungen eine größere oder geringere Wahrscheinlichkeit zuerkennt. Den letzten Sinn seines Buches aber wird man unbedingt bejahen müssen. Es ist die Darstellung des Edlen und Großen im Charakter des germanischen Helden. Ehre und Treue sind die Ideale, die er verficht gegen widrigste Schicksale, auch beim Untergange von Leib und Leben in seinem Mute ungebrochen. „Dadurch eben wird der Germane zum Helden, daß er die Folgen seines Tuns genau erkennt, die Vernichtung, die es ihm bringen muß, und dennoch dazu schreitet. So nimmt er selbst sein Schicksal in die Hand und wird dadurch frei." Dabei stellt Wolff die sittlichen Begriffe des germanischen Heidentums keineswegs über die des Christentums, wie moderne Odinschwärmer es zu tun pflegen, sondern erkennt sie als zeitlich bedingt an. Und so dürfen wir ihm zustimmen, wenn er am Schlusse seines Buches sagt: „Wir wissen es, daß manches von den Maßstäben einer sittlichen Lebensordnung, die aus dem Geist heidnischen Kriegertums hervorgegangen ist, für uns keine Geltung mehr besitzen kann; vieles freilich steht auch für uns in seinem gebietenden Wert noch ungemindert. Aber nicht die einzelnen als maßgebend anerkannten Sätze sind das Entscheidende. Die große sittliche Persönlichkeit zeigt sich nur in der Unbedingtheit, mit der sie die herrschenden Gebote ohne Rücksicht auf die selbstischen Triebe durchführt. Hierin liegt die unvergängliche Größe des Heldentums, und hierin können die alten Lieder, in denen dieser Geist sich Bilder von leuchtender Klarheit geschaffen hat, auch unserer Zeit noch ihre lebendige Kraft erweisen."

Anton Aulke.

Ruth Schaumann

Das Wesen der Frau verlangt das Organische und sperrt sich gegen das rein Organisierte, drängt nach der Gemeinschaft und lehnt den Uebermenschen ab, bleibt, auch im Besitze schöpferischer Kräfte, stets im Bewußtsein des Geschöpflichen und treibt nicht zum Titanentum. Stets ist sie „coniunx coniugi, membrum membris mysticis, creatura Creatori". So nannte Ruth Schaumann die drei Teile ihres Buches ‚Der Rebenhag'[1] – ein Symbol der Frau im allgemeinen, in besonderer Sublimierung ein Symbol dieser Künstlerin, ob wir sie nun in den hingegebenen Gestalten ihrer Plastiken und Holzschnitte erschauen oder in ihren Versen voll vom Sinn ihres Daseins erleben.

Die oft einander zugewandten Gestalten in ihrer bildenden Kunst, das leicht geneigte Haupt, die flehend feinen und doch so sicher zugreifenden Hände, die ruhig schreitenden Füße offenbaren ebenso stark ihr gläubig aufgenommenes Erlebnis von Natur und Gnade wie das dichterische Wort, das sie gerne in die Form des Sonetts, das die Dynamik ausschließt, einordnet.

„Was Du erschaffen, schafft sich abermals
In mir zum Licht der ersten Schöpfungstage ...
Und was ich selber bin, vergeht darin
Wie Erde in der Halme Aehrenbilden,
Wie Furcht beim Glanz von vielen Engelsschilden,
Wie alle Zeit in Deinem tiefen Sinn.
Und ohne eine Trennung, ganz im Milden
Nimmst Du mich lebend aus dem Leben hin." (‚Der Künstler')

Ruth Schaumann fühlt sich im Besitze ihrer Welt, – und das gibt ihrem Werk die schöne Ruhe und Sicherheit, das bedeutet aber auch die Gefahr ihrer Art, die Gefahr zu starker Passivität, so daß die Spannung fehlt und nicht immer die höchste Wahl im künstlerischen Ausdruck getroffen wird. –

Hingabe an den leidend-erlösenden Gottmenschen ist der Wesenszug des ‚Passional'[2], aber Hingabe im Kleinen, im liebenden Verstehen, nicht im Kampfe mit den Dämonen der Hölle und den schlimmeren des eigenen Herzens.

„Und in der stillen Halle saßen sie
Und in der kühlen Halle aßen sie
Um Dich, o Herre." (‚Abendmahl')

Und jede Sache und jedes Wesen draußen und drinnen wartet wie sie darauf, daß sich die Rechte des Herrn zum Brote ausstrecke. So ist auch im Gedicht ‚Oelberg' die ganze Natur bereit, vor dem Ringen und Beten des Gottessohnes zurückzutreten. Doch vor diesen menschlich göttlichen Kampf zog sie keusch den Schleier: Wir erschauen ihn nicht wie so oft in der religiösen Kunst der Deutschen, der er wesentlicher Vorwurf geworden war, seit durch die Reformation das persönliche Suchen und Forschen nach der göttlichen Wahrheit über die gesicherte kirchliche Lehre gesetzt worden war – seitdem das Verhältnis des Einzelmenschen zu Gott nicht mehr in dem Eingegliedertsein in das Corpus Christi mysticum, sondern isoliert von der kirchlichen Gemeinschaft gesehen wurde. Wie oft hat Dürer – an dieser Zeitenwende schaffend – gerade zu dem Gethsemane-Vorwurf gegriffen, mit seiner Gestaltung

[1] Der Rebenhag. Gedichte von Ruth Schaumann. München, 1927, Verlag Josef Kösel und Friedrich Pustet.

[2] Ruth Schaumann, Das Passional. München, 1927, Verlag Josef Kösel und Friedrich Pustet.

gerungen, bis er endlich 1515 in der Radierung auf Eisen mit dem gottergebenen Knienden zur reifsten Lösung des Themas kam. Auf diesem Blatte fallen vor dem Beschauer alle Zeichen des Menschlichen, das Göttliche, nicht im starren Pflichtbegriff, sondern im Enthusiasmus der Hingabe, beherrscht es ganz. „Vater, nicht mein, sondern Dein Wille geschehe" ist eine freudige, selige Bejahung, so wie sie auch Friedrich Spee im 17. Jahrhundert in seiner Trutznachtigall: ‚In stiller Nacht' fand. Mit dem Dahinschwinden des Offenbarungsglaubens in der Aufklärung setzte naturgemäß eine weitere Steigerung der Persönlichkeit ein, die zur Vergottung des Menschen im 19. Jahrhundert führte. Schwer wehrt sich Annette v. Droste-Hülshoff, Trägerin katholischer Tradition und doch so ganz Kind ihrer Zeit, gegen diese Umklammerung. Das bezeugen ihre religiösen Werke, besonders ‚Das geistliche Jahr'.[3] Sie ringt und kämpft um das ererbte religiöse Gut, um es doch nicht so ganz wie ihre Ahnen zu besitzen. Aus dieser religiösen Grundhaltung der Droste heraus verstehen wir ihr Gedicht ‚Gethsemane':

„Und vor dem Heiland stieg das Kreuz empor;
Daran sah seinen eignen Leib er hangen,
Zerrissen, angespannt; die Stricke drangen,
Die Sehnen an den Gliedern ihm hervor.
Die Nägel sah er ragen und die Krone
Auf seinem Haupte, wo an jedem Dorn
Ein Blutestropfen hing, und wie im Zorn
Murrte der Donner mit verhaltnem Tone."

In wuchtigen Pinselstrichen, die uns nichts des furchtbaren Leidens ersparen, malt sie den Augenblick höchster übermenschlicher Not, hält ihn, bewußt der Kraft ihrer Sprache, im gewaltigen Gemälde fest. Eine weite Spanne liegt zwischen der religiös künstlerischen Welt der Droste und der Schaumann! Doch versuchen wir noch im Hinblick auf das Oelberg-Thema Ruth Schaumann neben der zeitgenössischen Elisabeth Langgässer[4] zu sehen. Diese gibt nicht bildhaft, statisch diese Szene, sondern versucht das Ringen der menschlich-göttlichen Natur durch die dynamische Kraft der Worte zu veranschaulichen – manchmal zu gewollt, zu gezwungen in der Wahl des Ausdrucks. Sie beginnt:

„O Jubel tief erbrauster Bäume!
O Niedersturz uralter Huld,
Vergeßner Anruf dunkler Träume –
Aufrauschst Du, Garten Ohneschuld."

Ueber verstehendes Mitfühlen der einzelnen Stationen in Christi Leidensweg, wobei sie des Judas, des Petrus, der heiligen Frauen nicht vergißt, kommt Ruth Schaumann zur ‚Kreuzigung', worin sie den Sinn der einzelnen Qualen im letzten Akte des Erlösungswerkes offenbar werden läßt und zum ‚Karfreitag', der Mensch und Tier (der bei ihr so oft erwähnte Hund wird nicht vergessen) in einer furchtbaren Erstarrung antrifft, bis endlich zur dritten Stunde ein erschütternder Schrei durch die Lüfte gellt, naturwidrige Dinge geschehen und – ein leiser Frühlingsregen niedergeht.

[3] Eine von tiefem religiösen, menschlichen und historischen Verständnis getragene Bearbeitung der Kunst des ‚Geistlichen Jahres' bringt die in Kürze im Druck erscheinende Bonner Dissertation von Elisabeth Christine Schmitz aus Euskirchen: ‚Zum Formproblem im «Geistlichen Jahr» der Annette von Droste.'

[4] Der Wendekreis des Lammes. Ein Hymnus der Erlösung von Elisabeth Langgässer. 1924. Im Matthias-Grünewald-Verlag in Mainz.

„Alle Härte aber tröstet weich
Eines Frühlingsregens Niedertauen
Und im Wohlgeruch des milden, lauen
War der Herr in seines Vaters Reich."

Segen träufelt nieder – und sie glaubt und hofft und liebt. Ganz anders Annette im ‚Geistlichen Jahr'. Da trauert ‚am Karfreitage' auch die ganze Natur um das Geschehen auf Golgatha, das realistisch anschaulich vor uns ersteht, doch vor allem wird ihr eigen Herz durch einen qualvollen Gedanken zerrissen und zerfetzt:

„Und für wen ist denn gerungen
In den qualenvollen Stunden
Und der heil'ge Leib durchdrungen
Mit den gnadenvollen Wunden?
Herz, mein Herz, kannst du nicht springen
Mit den Felsen und der Erde?
Nur, daß ich mit blut'gen Ringen
Neu an ihn gefesselt werde!

Hast du denn so viel gegeben,
Herr, für meine arme Seele,
Ist ihr ewig, ewig Leben
Dir so wert trotz Schuld und Fehle:
Ach, so laß sie nicht gefunden
Sein, um tiefer zu vergehen!
Laß sie deine heil'gen Wunden
Nicht dereinst mit Schrecken sehen!"

Ganz nackt und unverhüllt steht hier die ringende Seele eines subjektivistischen Zeitalters vor uns, leiddurchfurcht, nur noch der Bitte fähig, sie nicht noch tiefer sinken zu lassen. Doch die Tatsache dieses Gebetes bedeutet schon den Aufstieg aus tiefster innerer Not, zeigt, daß das Schwerste überwunden, wenn auch die Höllengeister noch im Innern toben. Es ist wie in Goethes Iphigenie, wo die bleiche Lippe spricht: „Rette mich und rette Dein Bild in meiner Seele", und damit entwindet sich die zermürbte Frau langsam den Geierklauen der Verzweiflung. Solche Konflikte kennt Ruth Schaumanns Dichtung nicht. Sie fehlen auch der schweren Verskunst der Elisabeth Langgässer, die im ‚Karfreitag' die ganze Bedeutung der Erlösung in philosophischer Sprache uns darbietet:

„Es ist vollbracht – erhalten
Sind trauernd die Gestalten:
Tod, Jammer, Schmerz und Leid.
Doch unter ihrer Hülle
Steigt auf des Wesens Fülle
Aus Bindung, Form und Zeit.

Entrückt Vernunft und Sinnen,
Ward unser dunkles Innen
Von Gottes Tau gesund,
Und, was sich gut entbreitet
Wächst, wunderbar geweitet,
Nur noch aus tiefstem Grund,

Bis endlich, daß vermähle
Sich die erlöste Seele
Der geist-empörten Welt,
Das Drinnen und das Draußen
Sich mit vereintem Brausen
Süß in die Arme fällt."

Das ist das „Ecce lignum crucis, in quo salus mundi pependit" in die Gedankenwelt unserer Zeit übertragen.

Aber wie ihren Karfreitag haben auch alle drei Dichterinnen ihre Ostern. „Es ist bezeichnend," sagt Elisabeth Christine Schmitz, „daß die Westfälin ‚am Ostersonntag' nicht so leicht den Uebergang zu finden weiß vom tiefsten Leid zur höchsten Freude:

„Es ist zuviel, man kann nur weinen,
Die Freude steht wie Kummer da;
Wer kann so großer Lust sich einen,
Der all so große Trauer sah?"

Sie zwingt sich letztlich doch zur Freude durch:

„Ich soll mich freun an diesem Tage:
Ich freue mich, mein Jesu Christ!
Und wenn im Aug' ich Tränen trage,
Du weißt doch, daß es Freude ist."

Trotz innerer Schwierigkeiten meint sie es wahr und ehrlich mit ihrer Osterfreude, unbedingt wendet sie sich vom Leiden als höchstem Persönlichkeitswert ab und zur Freude in Gott hin.

„Der Mensch kann groß, ein Held, im Leiden sein,
Doch göttlich ist er, wenn er selig ist."[5]

So sah auch der unglückliche Kleist Weg und Ziel, er erlitt wie wenige das Ringen seines Jahrhunderts um das Göttliche, das seiner Zeit vermenschlicht war, bis er daran zerbrach, ohne wie die Droste hier das „Exsultet" zu vernehmen. Die Form ihres Ostergedichtes beweist stärker als der Inhalt, daß Freude in ihr ist, der erste Schritt zur Seligkeit. Sie schreibt im schlicht frohen jambischen Viererers, da sie vorher, in den Reflexionen der Kartage, den ernsten trochäischen Achtzeiler wählte. Elisabeth Langgässer greift auch zur Viererstrophe; sie rauscht dithyrambisch dahin, manchmal das ästhetische Maß überschreitend, doch gedankenvoll wie immer:

„Flammende Male — Himmlisch erneuert
Der Wesenheit Los, — Zu irdischem Sein,
Und durch die Tore — Ganz in Verklärung
Der Schmerzen geht groß, — Das Jahve-Werk ein."

Und Ruth Schaumann? Ihr ist auch in diesem Erlebnis kein Ueberschwang in Gefühl und Ausdruck eigen. Sie verzichtet wie die Liturgie des Ostertages auf alles schmückende Beiwerk, doch fehlt ihren Versen die klassische Schönheit der kirchlichen Sprache. Für unser Gefühl setzt sie zu nüchtern ein:

„Nimmer lag die weiße Länge
In den Steinen,
Doch es dufteten Gesänge
In mein Weinen.
Ernstlich war der Ort verwaltet,
Alles Linnen lag gefaltet,
Doch im Grabe sah ich keinen."

[5] Heinrich v. Kleist: Penthesilea. 14. Auftritt.

Dann setzt sich die Feststellung seiner Auferstehung bei ihr in Tat um:

„Aus den Tüchern, aus den Banden
Ist er wahrlich auferstanden.
Und ich lief, es euch zu sagen."

So ganz ist Erkennen und Tun bei ihr verknüpft, sind Erkenntnis und Strebevermögen bei ihr im Uebernatürlichen verankert.

Verweist ‚Das Passional' auf die Quelle künstlerischer Welt- und Lebensanschauung bei Ruth Schaumann, so zeigt ‚Der Rebenhag' die Erfüllung, trägt er doch wie kein anderes ihrer Werke den Charakter der Totalität. Hier lebt ganz die tief religiöse Frau, der die Religion Sein und das Menschentum Werden in diesem Sein ist. Alles Irdische, das Kleinste und das Größte nach unserem Ermessen, hat nur Sinn in seiner Beziehung zum Ewigen und wird, in jenem Licht erschaut, zu einer gewaltigen Einheit in der Vielgestaltigkeit.

Ueber Jahrhunderte hinweg geht der schweifende Blick, in die Entwickelung des Einzellebens mit seinen verschiedenen Phasen dringt er ein, ohne bei erschütternden Welt- und Lebensbildern anzuhalten; denn alles ist ja etwas Selbstverständliches in der großen Schöpfung. Doch die Ruhe, die über diesem Werke schwebt, entbehrt der Buntheit nicht. Altes und Neues Testament, Tatsache und Legende, der Heilige und der Narr, Mann und Weib, alle Lebensalter, Berufe und religiösen Erlebnisse, heilige Zeichen und Naturerscheinungen, Denken und Tun sind hier zu einer großen Gesamtkomposition zusammengefügt, die lebensnah und lebenswarm den Leser ergreift. Religiöses Welterlebnis wurde hier von einer Frau geboren, die ihrer Frucht von ihrem Leben mitteilte; nicht kalte ästhetische Formkraft hat da gewirkt. Es fehlen darum in diesem Orbis pictus einzelne historische Epochen, historische Persönlichkeiten, Räumlichkeiten, die der Verfasserin persönlich zu lebensfern sind, wenn sie andern auch bedeutend erscheinen. Doch was sie heranzieht, erfährt die Deutung von oben her, sub specie aeternitatis, und damit kommt die Einheit und Geschlossenheit:

„Es gibt nur einen Weg
Es gibt nur einen Weg zurück in Deinen Schoß,
Der Weg durch Deine Welt, die um uns wächst und blüht,
Die harft und wieder klagt aus wechselndem Gemüt,
Dir klein und uns so groß.

Es gibt nur eine Nacht, soviel auch Nächte sind,
Die Nacht, wenn unser Herz Dein Bild vergessen hat,
Sonst sehn wir es im Glanz der perlentor'gen Stadt,
Und wären wir auch blind.

Es gibt ein einzig Lied, weit süßer als es singt
Das Licht der Cherubim im Nachtigallenmeer,
Ein Leben Dir zu Lieb, ein Sterben Dir zur Ehr,
Hilf, daß es uns gelingt."

Dieses Gedicht – eines für viele – führt in das Wesen von Ruth Schaumanns Kunst, zeigt sie nach Gehalt und nach Gestalt, in ihrer Stärke und ihrer Schwäche. Wie überall bei ihr, so auch hier, ahnen wir Gott, Ewigkeit. In diesen Werten liegt der Sinn, der sich im Leben offenbart, dessen Formung bei ihr manchmal zu sorglos ist, wie die Wortwahl: „der perlentor'gen Stadt", „Nachtigallenmeer" beweist. Doch bringt gerade der Rebenhag auch Gedichte reifster Vollendung nach Idee und Darstellung. In bezug auf die äußere Form zeigt er die größte Mannigfaltigkeit und kann deshalb auch in dieser Beziehung als Erfüllung mancher früherer Ansätze gedeutet werden. Neben der ihr so vertrauten Sonettform finden sich freiere Verse,

es klingen sogar volksliedartige Töne an, ohne daß Ruth Schaumanns Eigenpersönlichkeit im volkstümlichen Lied aufgehen kann:

„Die Linde

Nun ist der Erde Schlafenszeit,
Licht, Laut und Werk versunken.
Die Linde steht so hoch und breit,
Rauscht Ewigkeit,
Von tausend Sternen trunken.

Laß uns bei ihr im Grase sein,
Eins in des andern Armen,
Und wie die kleinen Vögelein
Am Schlafe schrein
Um unsres Herrn Erbarmen.

Da fällt ein Stern die Nacht entlang
Vom Süden in den Norden,
Da ist mein Herz voll süßem Klang
Und Lobgesang
Ob seinem Flug geworden.

Ward uns ein Zeichen doch geschenkt,
Uns inniglich zu freuen,
Daß Gott dich lenkt
Und mein gedenkt
Zur Stunde noch in Treuen."

Auf den Ton dieses Liedes sind auch viele Blätter der ‚Rose'[6] gestimmt, die Ruth Schaumann im gleichen Jahre wie den Rebenhag herausbrachte. Die Titel beider Bücher bedeuten Wesentliches, tun ihren Inhalt kund. Bringt der Rebenhag die Fülle der Trauben, die, des süßen Saftes voll, erst in den Keltern Gottes zu edlem Wein werden, so zeigt die Rose die Lieblichkeit so mancher flüchtigen Erscheinung im Leben des Kindes, von liebendem Mutterauge gesehen:

„Der Gänsehirt

Und wenn der Himmel regnen will,
So weiß er, was er tut,
Er spielt ein großes Gnadenspiel
Mit seiner warmen Flut.
Er läßt die Läublein sprießen
Auf Bergen und auf Wiesen,
Ja Wiesen.

Und wenn der Himmel Schmerzen gibt,
So ist es recht und gut,
Ich weiß, daß er mich dennoch liebt,
Und habe frohen Mut.
Es wird mir wohl gedeihen
Wie Regenflut im Maien,
Ja Maien.

[6] Die Rose. 24 Holzschnitte mit Versen von Ruth Schaumann. München, 1927, Verlag Josef Kösel und Friedrich Pustet.

Und wenn die Gänslein barfuß gehn,
So hat es Gott gewollt,
Und muß ich als ihr Hirte stehn,
So hab ich es gesollt.
So will ich auf dem Rasen
Der Freude Flöte blasen,
Ja blasen."

Auch in diesem Buch steckt hinter Wort und Linie, hinter jeder Gestalt und jedem Geschehnis das ewige Warum?, doch auch das ewige Deshalb. In dem Gedicht ‚An der Krippe' heißt es in der letzten Strophe:

„Warum ist solches denn geschehen?
Daß wir des Vaters Antlitz sehen,
Ist solches durch den Sohn geschehen."

So ist bei Ruth Schaumann alles metaphysisch verankert, auch jedes Erlebnis im Bereich des kindlichen Lebens. „Für Peter und Esther" ist dieses Buch bestimmt. Aber ist es ein Buch für Kinder? fragen wir uns nach der Durchsicht. Es ist kein Bilder- und Lesebuch für den täglichen Gebrauch, doch in den einzelnen Gedichten und Holzschnitten ein Buch für Feierstunden, in denen das Kind oft soviel leichter, soviel schneller den Odem Gottes spürt als wir, die uns die Materie umklammert hält. Die Schlichtheit des Gotteserlebnisses in diesen Worten, diesen Linien wird beim Kind auf Verständnis stoßen. Und wo die Form nicht allzu klar, wo sie unvollkommen ist, wird es das Leben spüren wie es ist. Den Großen, die sich kindliche Unbefangenheit im Strom des Lebens gerettet haben, wird es Freude bringen in der herben Einfalt seiner Szenen, die Gleichnis für letzte und tiefste Erkenntnisse sind.

Blicken wir auf Ruth Schaumanns Werk, soweit es sich hier vor uns aufgetan, zurück, so sehen wir metaphysische Kunst, die aber des realen Lebens nicht entbehrt. Das Uebernatürliche wird in natürlichen Formen gegeben. Oft nähert sich die Wirkung religiösen Stoffgutes der liturgischen, doch noch nicht in voller Ausdruckskraft, die die Künstlerin da findet, wo sie den Sinn des persönlichen Daseins in seinen Einzelheiten formt. Vom Geiste kommt sie zur Materie, und dieser Weg der Kunst ist dem der Droste, deren Schaffensperiode 100 Jahre zurückliegt, gerade entgegengesetzt. Von dieser sagt Elisabeth Christine Schmitz: „Jene äußerste Naturversunkenheit, die sich in ihrer Naturlyrik ausdrückt, ist gleichbedeutend mit diesseitiger Gottferne. Schonungslos deckt Annette selbst diesen Schaden auf im ‚Geistlichen Jahr' – muß ihn aufdecken zum großen Teil mit den sprachlichen Mitteln ihrer Naturdichtung. Denn Diesseitigkeit, nicht Geistlichkeit, ist es, was ihrer Individualität letzte Prägung gibt. Aber daß sie den Schaden erkennt, erlebt und darüber hinausweist (und zwar, da er in ihr zu einem Aeußersten zugespitzt erscheint: als gesteigertes Diesseitsverfahren des Menschen der materialistischen Krise, der Künstlerin, der naturgebundenen Frau, und gemessen wird an der stärksten gegenteiligen, Anerkennung des Transzendentalen heischenden Geistes- und Seelenmacht, dem Katholizismus) – das gibt ihrer Persönlichkeit eine Größe und Bedeutung, die die geistige Welt des deutschen Realismus überragt."[7] – Aus anderm Wesensgrund ist Ruth Schaumann, die religiöse Frau des 20. Jahrhunderts geboren. Ihr Werk trägt den Stempel der Gottesnähe, des Jenseits, auch da, wo sie noch nicht die reinste Form gefunden.

Maria Beermann.

[7] Die Ursache ihres religiösen Ringens und die ganze Weite der Spannung gibt das Gedicht an: Die ächzende Kreatur.

Martin Andersen Nexö

Martin Andersen – Nexö ist eine selbstgewählte Ergänzung nach einem Ort auf Bornholm – ist im ärmsten Arbeiterviertel von Kopenhagen, in Christianshavn 1869 als viertes Kind von elfen geboren. Der Vater stammt aus einem Bauerngeschlecht, die Mutter ist die Tochter eines Schmieds. Er selbst sagt von seiner Kindheit: „Ich habe gearbeitet seit ich kriechen konnte, ich lief mit Zeitungen umher oder sammelte auf den Bauplätzen Späne, die ich an Herrschaften verkaufte. Ich erinnere mich auch eines Zeitraumes, wo ich vom frühen Morgen bis abends, wenn Mutter heimkam, bei meiner halbjährigen Schwester Kindermädchen sein mußte; ich war damals fünf bis sechs Jahre alt. Dies steht in meiner Erinnerung als die beschwerlichste Arbeit, die ich je im Leben geleistet habe." Als er neun Jahre alt ist, ziehen seine Eltern nach Bornholm; und damit bricht für den Jungen der schönste Teil seiner Jugend an. Zwar ist auch hier sein Leben ausgefüllt mit Arbeit. Außerhalb der Schulzeit hilft er im Winter dem Vater beim Steineklopfen, im Sommer hütet er das Stadtvieh auf den großen Weiden von Nexö. Aber hier kommt er der Natur, dem Meere nahe. Die Erinnerung an diese Zeit läßt er aufleben in der Kindheit Stines und besonders in dem Hütejungen-Dasein des kleinen Pelle. Nach seiner Konfirmation eröffnet ihm der Vater, daß er sich selbst ernähren muß. So wird er zunächst Stallknecht auf einem großen Bauernhof. Obschon er von frühester Jugend an an Arbeit gewöhnt ist, übersteigen die Anforderungen, die man an ihn stellt, seine Kräfte, so daß er manchmal der Verzweiflung nahe ist. Nach einem Jahr gibt er seinen Dienst auf und wird Schusterlehrling in einem Bornholmer Städtchen. Mit hohen Erwartungen zieht er in die Stadt, aber rauh und hart faßt ihn auch hier das Leben an. Arbeiterrecht, Schutz für Minderjährige gibt es in Dänemark in den achtziger Jahren noch nicht. In vierzehnstündiger Arbeitszeit wird der Lehrling bis zum letzten Rest seiner Kräfte ausgenutzt. Trotzdem hält M. A. Nexö seine viereinhalbjährige Lehrzeit und darüber hinaus noch eineinhalb Jahr beim Fach aus und findet sogar noch Zeit, sich durch Selbstunterricht und dann durch Besuch einer Volkshochschule weiterzubilden. Um für das Studium freier zu sein, wird er Maurerhandlanger, besucht durch Vermittlung einiger Freunde längere Zeit regelmäßig die Volkshochschule und wird sogar Lehrer an einer Frei- und Fortbildungsschule. Jetzt aber machen sich die Entbehrungen seiner Kindheit, die Ueberarbeitung seiner Lehrjahre rächend bemerkbar. Um den vollständigen Zusammenbruch zu verhüten, gelingt es, ein Stipendium von 400 Kronen für eine Reise zum Süden aufzutreiben. Und während der zwanzig Monate, die er in Italien und besonders in Spanien verbringt, erwacht er zum zielbewußt lebenden Menschen. Er sieht nicht nur die Schönheit des fremden Landes, er sieht, daß unter der blühenden Oberfläche das Leiden und Hoffen der Armen, denen er von nun an sein ganzes Herz schenkt, überall das gleiche ist. Diese Erkenntnis wird ihm zum Erlebnis. Sie zwingt ihn zu seinen Volksgenossen zurück. „Es ist notwendig," schreibt er, „daß einer der Gesellschaft auch die unbarmherzigen Wahrheiten sagt. Und wer ist geeigneter dazu, als der, der das Elend bis auf den Grund kennengelernt hat." Und ein anderes Mal: „Die Mißbräuche, unter denen ich als Kind gelitten, haben mich gelehrt, gut gegen andere zu sein!" Dies wird der Leitgedanke seiner Schriften, in denen man deutlich das Reifen und die Entwicklung des Dichters und seiner Ideen verfolgen kann. Schon während seiner Reise zum Süden beginnt er mit Aufsätzen und Erzählungen für Zeitungen und Zeitschriften, die zum Teil in den Novellensammlungen ‚Küste der Kindheit', ‚Lobgesang aus der Tiefe' und den ‚Proletariernovellen' enthalten sind.

Dann folgt als erste große Arbeit der Roman ‚Ueberfluß', der in Kleinbürgerkreisen spielt und von allen seinen Werken das unreifste und für unsere Büchereien gänzlich ungeeignet ist. Die eigene Unausgeglichenheit des Dichters, sein

jugendliches Unvermögen, die Rätsel des Lebens zu erfassen oder auch nur annähernd zu verstehen, sind in diesem Roman zum Ausdruck gekommen. Vergeudung, so hätte Nexö das Buch richtiger betitelt, Vergeudung sieht er im Guten wie im Bösen, Vergeudung in der Kraft des Starken – denn der Tod kommt und zerbricht sie, Vergeudung in der Schwäche des Kranken – denn all seine Leiden, seine Qualen sind nutz- und zwecklos, Vergeudung bei den Menschen, Vergeudung in der Natur.

Ja, so wie Nexö das Leben hier darstellt, herrscht nur Willkür, graue Verantwortungslosigkeit. Hier „schlendern die Menschen durchs Leben wie eine Herde Schafe", ohne auch nur einen Gedanken daran zu verschwenden, daß es eine sittliche Pflicht gibt, andern zu nützen. Sein Held, der kränkliche Bauder, hat den Egoismus in Reinkultur gezüchtet. „Ich denke nicht wenig an mich selbst, bisweilen an Dich und gar nicht an andere", so schreibt er seinem Vater. Und der Vater schreibt dem Sohn: „Es ist doch ein größeres Verbrechen, sich selbst zu morden (seelisch) als andere." Von dem Kinde, das Bauder seiner Liebsten schenken will, sagt er: „Ja, und gerade das soll er lernen, daß unser eigenes kleines Glück wichtiger ist als die großen Forderungen der ganzen Welt. Dem Leben in seiner Gesamtheit ist am besten damit gedient, daß jeder einzelne nur an sich selbst denkt." Und als Else meint, daß die Liebe meist anders handle, räumt er großzügig ein: „Gewiß, wir wollen auch aneinander denken. Aber nicht ins Blaue hinein, nur an die, die uns am nächsten stehen. Wenn jeder das tun will, so wird trotzdem der ganzen Welt geholfen." Als Bauder nach langer Krankheit Elses Liebe aufgegeben, „begriff er überhaupt nicht, daß es unglückliche Liebe geben könne, da doch beide Geschlechter so zahlreich vertreten waren".

Kann man sich bei diesen Anschauungen, zu denen noch unglaubliche Ansichten über Ehe und – vereinzelt – über das Christentum kommen, wundern, wenn die Menschen – wenigstens die denkenden unter ihnen –, die ein solches Leben leben sollen, von Ueberdruß und Ekel erfaßt werden, schwarze, verzweiflungsvolle Finsternis vor sich, um sich und hinter sich sehn, von „des Lebens verfluchter Verantwortungslosigkeit allerorten" sprechen, das „lächelnd spielt wie ein kleines Kind, das lebendige Fliegen zerreißt..." Man legt den Roman aus der Hand: Vergeudung! Vergeudung!

In allen andern Werken verficht der Dichter seine sozialen Ideen; und da ist er in seinem ureigensten Element. Mit warmem Herzen setzt er sich für sein Ziel ein, dem Armen und Unterdrückten zu dienen, auch ihm einen Platz an der Sonne zu erobern. Der soziale Kampf ist es auch, den sein einziges Drama ‚Die Leute auf Dangaard' schildert. Der junge Bohn, der angestammte Besitzer von Dangaard, verliert das Gut durch eigene Schuld. Tiefe Tragik haftet der Gestalt seiner Mutter an. Hart gegen sich selbst und andere, herb und herrschsüchtig, aber immer gerecht, sucht sie vergeblich das rollende Rad des Schicksals aufzuhalten. Als sie erfährt, daß der Hof verpfändet ist und in die Verwaltung des Großknechtes und des Gesindes übergehen soll, tötet sie ihren Sohn und gibt sich und die geliebte Heimat den Flammen preis. „Wir nehmen Dangaard mit. Niemand soll kommen – und sich auf Deinem Platz breit machen!"

Wie in diesem Drama, so ist auch in dem Roman ‚Die Familie Frank' eine Frau die beste Gestalt. Auch Frau Frank kann von sich sagen wie die Herrin von Dangaard: „Und ich bin hart, so heißt es. Aber danach fragt niemand, wie man so wird. Man flucht und kommandiert und trumpft hart auf – jawohl. Aber man ist auch einmal eine sanfte Frau gewesen und hat sich mehr danach gesehnt, von freundlichen Händen gestreichelt zu werden, als die Peitsche zu schwingen." – Die Ehe mit dem Schneidermeister Frank, einem erbärmlichen Trunkenbold, der nie versucht hat, Herr im Hause zu sein, der genau weiß, daß der Sohn Thorvald nicht sein Kind, sondern das des Brauers Dam ist, der sich für diesen Betrug hat bezahlen lassen, der sich von seiner Frau prügeln und schuhriegeln läßt ohne zu mucksen, der auf ihre

Kosten faulenzt, ihr mühsam verdientes Geld stiehlt, um zu saufen – diese Ehe hat Frau Frank das ewig keifende, gallige, verbitterte Weib werden lassen, das sie nun zur vorsichtig verhehlten Freude ihrer Nachbarinnen und des ganzen Städtchens ist. Trotzdem sie vom frühen Morgen bis spät in die Nacht schuftet, kann sie nur das Nötigste für den Lebensunterhalt verdienen, da Mann und Sohn sich den ganzen Tag herumtreiben. Bei einer wüsten Prügelei mit einem Knecht, der ihrem Mann Schnaps gegeben hat, wird Frau Frank so heftig auf die Erde geschleudert, daß sie nie wieder ganz gesund wird. Da findet sie zum ersten Male Muße, an sich und ihr Leben und ihre Familie zu denken, und nun schmilzt langsam die Eiskruste, die sich in jahrelanger Verhärtung um ihr Herz gelegt hat. Langsam, ganz langsam findet sie den Weg zu Thorvald, der in seiner rauhen, allen weichen Gefühlen trotzenden Jungenart von da ab für die Mutter sorgt, und beide atmen erleichtert auf, als der seit der Verfassungsfeier vermißte Schneider Frank als Leiche vom Meer angespült wird. So ist der jahrelange vergebliche Kampf gegen die Laster des Schwächlings ausgekämpft, und hart und wortlos wendet sich Frau Frank einem neuen Dasein zu.

Psychologisch ist auch dieser Roman Nexös folgerichtig aufgebaut, ein Musterbeispiel für den Naturalismus, derb, wahr und – niederdrückend, menschliche Unzulänglichkeit, menschliche Schuld kraß beleuchtend. Auch er ist unsern Lesern nicht zu empfehlen.

Brauchbar dagegen, wenigstens für gereifte Menschen mit psychologischem und sozialem Interesse, sind die Proletarier-Novellen, in die der Verlag Albert Langen, München, auch die beiden Einzelerzählungen ‚Der Lotterieschwede' und ‚Das Glück' aufgenommen hat. Die 26 Novellen dieser Sammlung wurden in einer Zeitspanne von 20 Jahren geschrieben und enthalten wahre Meisterwerke Nexöscher Kunst. Sie schildern den Proletarier in seinen Alltagsnöten. Der Kampf ums Dasein, die Ergebenheit in sein unabwendbares Schicksal, der Gleichmut, mit dem er sich treiben läßt, der nicht selten in Leichtsinn und Verantwortungslosigkeit ausartet, sind seine Hauptmerkmale. Es ist nicht das, was der Dichter erzählt, sondern wie er es erzählt, was diesen kleinen Ausschnitten aus dem Leben ihren Wert verleiht. Sonniger Humor durchscheint manchmal den tiefen Ernst, ein Humor, der mit einem Auge lacht, mit dem andern weint (‚Bigum Stelzfuß', ‚Die Zugvögel'; ‚Fliegender Sommer'). Andere Erzählungen sind von erschütternder Tragik. Die Menschen werden vom Schicksal besiegt, sei es durch eigene Schwäche, sei es durch schwere Schuld (‚Der Lotterieschwede', ‚Die Fee der Freiheit', ‚Einen Tag lang König', ‚Das Kind der Liebe'), sei es durch die Ungunst der Verhältnisse (‚La Concha', ‚Brot', ‚Die Mauern', ‚Der Hofsänger'). In wieder andern Novellen läßt Nexö sich von seiner Liebe zu den Armen dazu verführen, in tendenziöser Erbitterung gegen Obrigkeit, Geistlichkeit und vor allem den verhaßten Kapitalismus zu Felde zu ziehen (‚Der Zahltag', ‚Eine Begegnung', ‚Die auf den freien Plätzen Mitreisenden' und ‚Der Wolf und die Schafe', eine Erzählung, die man das Märchen des Sozialismus nennen könnte).

Schwer ist es, die ‚Proletarier-Novellen' in nüchterner Kritik zu zergliedern. Immer wieder fühlt man trotz aller Tendenz die aus gütigem Herzen kommende Liebe des Dichters zu den Unterdrückten, sein Ringen um Verständnis für ihre Schwächen, ja für ihre Laster. So wird man immer wieder versöhnt mit seinem – manchmal – sehr einseitigen Standpunkt, den man nur dann versteht, wenn man bedenkt, daß Nexö mehr und mehr bewußt als Proletarier für den Proletarier kämpft.

Von diesem Gesichtspunkt aus muß man alle seine Werke betrachten, auch seine großen, den Durchschnitt der heutigen Belletristik weit überragenden Romane, ‚Pelle der Eroberer' und ‚Stine Menschenkind', die in großstädtischen Bibliotheken einem sozial gebildeten, urteilsfähigen Leserkreis sicher viel zu sagen

haben. In seiner tiefen, echten Liebe zu den Armen und Elenden gelingt Nexö in diesen Romanen ein Verstehen, ein sich Einfühlen in die Menschen und ganz besonders die Kinder, wie es eben nur ein Dichter haben kann, der selbst an dieser Atmosphäre teilgehabt hat. Die Proletarier, die er hier schildert, seien es Bauern, Handwerker oder Arbeiter, sind keine pathetischen Gestalten; sie sind Menschen, wie das Leben sie schafft, ein Gemisch von gut und böse, unverbildet, derb, listig auf ihren Vorteil bedacht oder vertrauend in den Tag hinein lebend, selten erfolgreich, praktisch oder unpraktisch, unkompliziert und unproblematisch, das Leben lebend wie der Alltag es bringt. Gestalten, mit so warmer Liebe geschildert wie der alte Lasse, wie Lars Peter, der Stiefvater Stines, wie Maren, das kluge, listige und doch so herzenswarme Großchen, die blinde, immer zufriedene Großmutter Kalle, Kalle selbst und später in Kopenhagen das kleine Mädchen, das in der Arche, dem großen Arbeiterhaus, in mütterlicher Liebe für die jüngeren Brüder und auch für Pelle sorgt und ganz besonders Stine Menschenkind mit ihrem angeborenen Mutterinstinkt, ihrer immer nur an andere denkenden, opferbereiten Güte, sich ausnutzen lassend, sich verschenkend, ja sich verschwendend bis über ihre Kräfte – solche Gestalten finden sich in der ganzen Literatur des In- und Auslandes nur vereinzelt. Die Schilderungen Nexös sind bei aller unaufgelösten Erdenschwere, trotz aller mit erdrückender Wucht gezeichneten Schicksale des Proletariers frei von Bitterkeit und ungerechter Schärfe; sie erzählen auch von Jugendglück und von den bescheidenen Freuden und Hoffnungen der Armen. Man denke da an Pelles Geburtstag, wie er beglückt mit seinem neuen Federmesser herumzieht, trotz aller Arbeit nur Sonnenschein sieht und den Tag auszudehnen sucht, indem er den Schlaf so lange wie möglich fernhält. So sonnige Stunden bringt das Leben Nexös Menschen nur wenige, und doch leuchtet über ihrem ganzen Dasein ein warmer Glanz von stiller Zufriedenheit, die trotz Not und Sorge sich immer wieder Bahn bricht. Mit Ergriffenheit liest man die Sterbeszene des alten Lasse, der sich trotz seines nie aus der Armut befreienden Lebens reich und zufrieden gefühlt hat, selbst, als er in seinen alten Tagen noch betteln muß. Herausheben könnte man aus den beiden Romanen noch manche Menschen- und Tiergestalt, jede einzelne mit meisterlicher Schärfe und tief schürfender Liebe gezeichnet. Weniger gelingen dem Dichter die Menschen der gehobenen Klasse, wie die Dienstherrschaften Stines, der alte Brun in ‚Pelle'. Kritisch zu beanstanden gäbe es noch die ein oder andere Stellungnahme des Dichters, aber man sollte Werke, die so viel Reife und Tiefe verraten, nicht zerfasern. Nur zu Nexös religiöser Anschauung muß man sich äußern, um noch einmal darauf hinzuweisen, daß die Bücher trotz ihres hohen Wertes nur für geeignete Leser in Betracht kommen.

Nexös Romane sind erfüllt von natürlicher Menschen-, von wirklich ausgeübter Nächstenliebe, aber sie sind nur diesseitig eingestellt. Alles Metaphysische – abgesehen von einer sehr vagen Gottesidee –, alles kirchliche Christentum ist ihm und seinen Gestalten fremd. „Der liebe Gott ist nur für die Reichen da", sagen seine Proletarier ohne Bitterkeit. „Wie sieht der liebe Gott aus?" fragt Stine den Großvater. Und der Großvater gerät in die größte Verlegenheit. „Ja, . . . sieh mal, er hat beide Hände voll zu tun, das hat er, und doch kann es uns manchmal scheinen, als hätte er mehr übernommen, als er bewältigen kann. Sieh, so sieht er aus." Damit ist Stine zufrieden. Im allgemeinen denkt man nicht über den Zusammenhang der Dinge, den Sinn des Lebens nach. Als Selbstverständlichkeit, als Unabänderliches nimmt man alles hin. Ein Zug von Determinismus geht durch die Romane. „Das Leben hat keinen rechten Sinn für den, der zusieht. Wie z. B. Gut und Böse – was kann man dafür? Garnichts! ... aber die Schuld dafür muß man tragen." Schärfer treten die Ausfälle gegen die Kirche in ‚Pelle der Eroberer' hervor. Lasse sagt sterbend: „Höre nie auf die Geistlichen." Im Gefängnis sitzt ein Pfarrer wegen Sittlichkeitsver-

brechens, ebenso wie es ausgerechnet ein Geistlicher sein muß, der bei der Engelmacherin auftritt. Voll Stolz sagt Pelle in einer Rede an seine Genossen: „Den alten Gott mit seinen tausenden von Pfaffen als Schutz gegen die Ungerechtigkeit kennen wir nicht."

Inhaltlich sind beide Werke Entwicklungsromane, wenn auch rein äußerlich über ‚Pelle der Eroberer' als Tendenz das Werden des Sozialismus steht. Pelle, der so viele Züge der Jugend Nexös selbst zeigt, kommt mit dem Vater, in dem er seinen Beschützer und sein Vorbild, ja seinen Helden sieht, nach Dänemark. Trotz aller Entbehrungen ist seine Jugend voll von Freude und Sonnenschein, leuchtet ihm doch die Liebe des armen, schwachen und doch so herzenswarmen und selbstlosen Vaters Lasse. Nach seiner Konfirmation, die wie alles Religiöse spurlos an dem Jungen vorübergeht, nimmt er Abschied vom Vater, wird Schusterlehrling und beginnt damit seine harten Lehr- und Wanderjahre, die ihn nicht selten an den Abgrund des Versinkens in Verzweiflung und Verkommenheit bringen. Schließlich gelingt es ihm, nach Kopenhagen überzusiedeln, wo er Unterkunft findet in der „Arche", einem großen baufälligen Proletarierhaus, dessen Bewohner in ihrem Leben und Treiben, in ihrer Armut und Not, in ihrem Festefeiern, ihrer nie sterbenden Hoffnung auf das Zukunftsglück und in ihrer steten Hilfsbereitschaft untereinander in nicht zu überbietender Meisterschaft gezeichnet sind. Bald gerät Pelle durch seinen zukünftigen Schwiegervater Schritt für Schritt in den Kampf der Arbeiter gegen die Meister, des Proletariers gegen den Kapitalismus. Es ersteht vor uns das Werden und Wachsen des Sozialismus, das furchtsame Zurückschrecken des einzelnen Mannes vor der angestammten Autorität des Brotherrn, das Bewußtwerden des Machtgedankens in den Massen, das Mitreißen der vielen Urteilslosen durch Versammlungen und Umzüge, der Streik mit seinen furchtbaren Auswirkungen. Pelle setzt sich ganz für die Gemeinschaft ein, opfert der Bewegung seine Karriere, seine kaum begründete Familie, seinen beginnenden Wohlstand und landet – im Zuchthaus, weil die nach den Führern fahndende Polizei in seiner Wohnung eine im Spiel geschnitzte Zehnkronenform gefunden hat. Nach zweijähriger Gefangenschaft entlassen, findet er schließlich den Weg zurück zu seiner tapferen, treuen Frau, die sich und die Kinder mühsam durchgeschlagen hat. Die Arbeiterbewegung hat sich auch ohne ihn weiter entwickelt; man kennt ihn nicht mehr und begegnet ihm mit kaum verhehltem Mißtrauen. Unter schweren inneren und äußeren Kämpfen reiht er sich wieder in die Scharen seiner Mitbürger ein, findet in einem alten reichen Sonderling, in dem Bibliothekar Brun, einen Freund und Geldgeber für seine Ideen, wird mit seiner Hilfe zum Gründer und Leiter einer Produktivgenossenschaft und kommt in einem arbeits- und erfolgreichen Dasein zum beglückenden Ziel.

Nexö gibt durch diesen Schluß des Romans die Erfüllung seines eigenen Ideals, eine Erfüllung, auf die in Wirklichkeit der Sozialismus auch heute noch vergeblich wartet. Diese Lösung ist daher nicht voll befriedigend. Die Produktivgesellschaft, die Pelle einrichtet, ist nur durch das Geld des alten Brun möglich. In der Genossenschaft erhält jeder die gleiche Bezahlung, gleichviel wie hoch die positive Leistung ist. Akkordarbeit wird als unsittlich abgelehnt. Als infolge von Arbeitslosigkeit eine Empörung ausbricht, geben sich die Arbeitslosen zufrieden durch Pelles Hinweis auf die Verantwortung der Bewegung gegenüber. Es läßt sich nicht leugnen, daß in diesem Ausklang des Romans eine Schwäche liegt. Wer wie Nexö so meisterhaft die Wirklichkeit darstellt, sollte nicht im Lande Utopien enden.

In dem weiblichen Gegenstück zu ‚Pelle der Eroberer', in ‚Stine Menschenkind' klingt der Sozialismus nur leise an. Der Roman gibt das Leben der kleinen Stine wieder, ein Leben, das Mühe und Arbeit und Liebe gewesen ist. Unehelich geboren, wächst sie in der treuen Fürsorge der Großeltern auf, und diese warme

Güte „Marens, des guten Großchens", ist für das Kind der Sonnenschein, der noch in seine schweren, einsamen Jahre leuchtet, als es unter fremden Menschen lebt. Die Mutter, eine kalte, berechnende Natur, heiratet den Schinder Lars Peter, neben Stine und dem Großchen die prachtvollste Gestalt des Romans. Der schwere, tappsige Mann lebt sein Leben in unbewußter, selbstverständlicher Güte gegen Mensch und Tier, immer erfolglos, von viel Leid heimgesucht und doch immer wieder zufrieden, mit nie versagendem Optimismus. In seinem Hause bringt Stine arbeitsam und opferwillig viele Jahre zu. Sörine, ihre Mutter, kommt ins Gefängnis, weil sie die alte Maren um lumpiger 200 Kronen willen erstickt hat. Da wird Stine, das halbwüchsige Kind, der gute Geist des Hauses, das Mütterchen der Stiefgeschwister, der vernünftige, tapfere Kamerad des Vaters. Nach der Konfirmation nimmt dieses in aller Not beglückende Dasein ein Ende. Stine kommt auf den Bakkehof als letzte Magd, von allen gehetzt und ausgenutzt. Sie freundet sich mit Karl, dem Hofsohn, an, einem vergrübelten, halt- und willenlosen Jungen, dem sie sich – eigentlich nur aus einer mitleidigen Mütterlichkeit – hingibt. Als die Hofbäuerin merkt, daß der Sohn, der nicht schlecht, aber jämmerlich schwach ist, das Mädchen wegen der Folgen ihrer Verbindung heiraten will, schickt sie Stine erbarmungslos nach Hause. Stine muß ihr Kind schon bald nach der Geburt zu Pflegeeltern geben, um in Kopenhagen selbst ihren Unterhalt verdienen zu können. In einer ganzen Reihe von Stellen als Hausmädchen lernt sie die Härte des Dienens kennen. Abgesehen von dem Aufenthalt bei dem Schriftsteller Vang, einer Episode, die reichlich unwahrscheinlich ist, wird Stine mehr oder minder bewußt ausgenutzt. So lernt sie nach und nach kälter, gefühlloser werden, die vorgeschriebene Arbeit tun, aber nichts darüber hinaus und in den wenigen freien Stunden das eigene Leben leben. Eine neue Neigung erwacht in ihr zu dem gutmütigen, vergnügten, aber zeitweise dem Trunke ergebenen Georg Hansen. Bald haust sie zusammen mit ihm; sie nehmen ein Pflegekind an und führen ein sehr armes, aber glückliches Dasein, bis Georg eines Tages seinem alten Bummelleben verfällt und im Trunke tödlich verunglückt. Das ist ein harter Schlag für Stine; aber wacker sorgt sie weiter für sich, ihren Liebling, den kleinen Peter, ein zweites Pflegekind, die kleine Anna, und dann auch noch für ihr eigenes Kind, das Kind, dem sie einige Monate nach Georgs Tode das Leben schenkt. Die Zeiten sind teuer, die Arbeitsmöglichkeiten selten und doch versteht sie es, sich und die Kinder durchzuschlagen und dazu noch ihre Zimmernachbarin, die alte Rasmussen. Und bei aller Armut, bei aller Arbeit findet sie immer noch die Kraft, Liebe zu geben, wo immer sie ein Wesen findet, das ihrer Liebe bedarf. Plötzlich taucht Karl, der Sohn vom Bakkehof wieder auf. Endlich hat er sich zu dem Entschluß, zu Stine zu stehen, durchgerungen, und nun sühnt er seine Jugendsünde in dienender Liebe. Alles, was er erarbeitet, bringt er Stine und den Kindern, und dankbar vertraut Stine sich und die Kinder seiner selbstlosen Fürsorge an. Nun, da ihr Lebensschifflein in den schützenden Hafen eingelaufen ist, bricht sie zusammen, und ein sanfter Tod erlöst sie von all ihren Mühen und Sorgen.

„Gelang es ihr, Herzen zu erweichen?" So schließt Nexö sein Werk, das letzte und reifste, das er geschrieben hat. Einen weiten Weg hat der Dichter von dem Roman ‚Ueberfluß' bis ‚Stine Menschenkind' zurückgelegt, einen Weg vom krassen Egoismus zu wirklicher, tatenfroher Menschenliebe, die dem christlichen Gebot der Nächstenliebe so nah verwandt ist. Wenn er sich nicht in Kommunismus und Atheismus verliert, wird es auch ihm gelingen, „Herzen zu erweichen".

Maria Conzen.

Im Verlag Albert Langen, München, sind erschienen: ‚Küste der Kindheit' (augenblicklich vergriffen), ‚Die Familie Frank', ‚Die Leute auf Daangard', ‚Die Proletarier-Novellen', ‚Stine Menschenkind'. Im Inselverlag: ‚Pelle der Eroberer'.

Jugenderinnerungen zweier Dichter*

In friedlichem Wettstreit legen seit einer Reihe von Jahren Peter Dörfler und Heinrich Federer ein oder gar zwei Gaben ihres unermüdlichen Fleißes und ihrer bedeutenden dichterischen Begabung dem deutschen Volke unter den Christbaum. Wer von beiden einige Werke gelesen hat, widersteht nur schwer der Versuchung, Vergleiche zwischen ihnen zu ziehen, auf Aehnlichkeiten und Gegensätze zu schauen, zumal sie dem katholischen Priesterstande angehören, also schon des Kleides wegen in der Dichterwelt unserer Tage eine gewisse Figur machen. Wenn beide nun gar noch Bücher der Jugenderinnerungen vorlegen, so charakteristisch, daß sie wichtige Zugänge zu ihrer dichterischen Eigenart erschließen, dann bedarf der Versuch, die beiden Bücher der Kindheit einander gegenüberzustellen und bedeutsame Aehnlichkeiten und Gegensätzlichkeiten herauszuheben, keiner besonderen Rechtfertigung.

Als Vierunddreißigjähriger hat Dörfler sich mit den Kindheitserinnerungen ‚Als Mutter noch lebte' in die Literatur eingeführt. So reif war gleich diese erste Frucht, daß es heute nach sechzehn Jahren beim Blick über eine reiche Ernte keine Unehre und kein Bemäkeln des Ertrages seines dichterischen Schaffens bedeutet, wenn ein großer Teil seines ausgedehnten Leserkreises am liebsten immer wieder zu diesem Buche zurückkehrt. So hoch steht es. Es ist dem dichterischen und volkserzieherischen Gehalt nach bereits die volle Offenbarung des ganzen Dörfler, wie wir ihn jetzt als den schwäbischen Heimaterzähler hochachten. Den ersten Spuren des Dichters der ‚Verderberin', der ‚Neuen Götter' und des ‚Rätsellösers' wird man wohl begegnen, wenn Dörfler uns einmal in seine Jünglingszeit hineinführt. Nun hat der Verlag eine besonders ausgestattete Ausgabe des 53.—54. Tausend herausgegeben. Ich hätte statt ihrer lieber eine billige Volksausgabe und statt der exotischen Holzschnitte der Ruth Schaumann, über deren künstlerischen Wert ich mir kein Urteil zutraue, Bilder nach Art eines Pocci oder Ludwig Richter gesehen, damit dieser Friedel und seine Mutter liebwerte Gäste jedes Hauses würden.

Heinrich Federer legt nach einer reichen Ernte, und nachdem er die Einundsechzig bereits überschritten, seine Kindheitserinnerungen ‚Am Fenster' dem deutschen Volke vor. Indes, nach Altersspuren wird man in dieser für jede Familienbücherei kostbaren Gabe vergeblich suchen. Sie ist ein Federer in der ganzen Frische seiner Eigenart und gleich Dörflers Buch randvoll von pädagogischer Einsicht. Aber während Dörflers ‚Als Mutter noch lebte' die Keime der nachfolgenden Erzählungen birgt, gibt diese Schau vom Fenster aus eine deutliche Rückschau auf manche Eigentümlichkeiten der Federerschen Erzählungen, die man vorher nicht so klar gesehen hat. Zu dem Buche ‚Mätteliseppi' und abgeschwächt auch zu ‚Jungfer Therese' liest es sich geradezu wie ein ausführlicher Kommentar.

Aehnlichkeiten und Gegensätzlichkeiten der beiden Bücher lassen sich kurz etwa so skizzieren:

Dörfler ist mehr reiner Epiker, indes Federer gerne reflektiert, weshalb Dörfler von seinem Friedel und dessen Mutter in der dritten Person erzählt, während Federer in der Ich-Sprechweise prachtvoll plaudert. In ‚Als Mutter noch lebte' wird man den kleinen Friedel nicht in allweg mit Dörfler identifizieren, als er noch im Mädchenrock und in den ersten Bubenhosen steckte, und Friedels Mutter nicht ohne weiteres mit Dörflers Mutter. Beide Dichter erzählen rührend von Mutterssorgen und zeichnen Mütter, wie sie ergreifender und schöner wohl nirgends in der

* Am Fenster. Jugenderinnerungen von Heinrich Federer. Berlin 1927, Grote. 454 S. Br. 5.50 *M*, geb. 7.50 *M* und 11.— *M*. — Als Mutter noch lebte. Aus einer Kindheit. Von Peter Dörfler. 53.—54. Tausend. Mit 15 getönten Holzschnitten von Ruth Schaumann. Freiburg 1928, Herder. 275 S. Geb. 12.— *M*.

deutschen Literatur gestaltet sind. Aber es sind gänzlich verschiedene Frauen. Verena, Federers Mutter, die Konvertitin, welche ihre protestantischen Kinder aus erster Ehe verlassen mußte, ist die resolut das Leben anpackende, mit nüchternem Hausfrauenverstand waltende, den Unterhalt für die Kinder durch unermüdliche Arbeit verdienende Hausfrau, während der Vater als vagabundierender Künstler-Dilettant ihr das Leben entsetzlich schwer macht und schließlich im Irrenhaus stirbt. Friedels Mutter trägt als Bauernfrau auch schwer an der Sorge für das Fortkommen der Familie, aber sie ist die Poesie des Hauses. Ihre Phantasie, ihre Sagen- und Märchenwelt leben im kleinen Friedel weiter. Ihr Geist ist nicht so widerstandsfähig gegen die Härten des Lebens wie der von Federers Mutter. Er verdüstert sich in Schwermut und in dem Wahn vom nahen Weltende. Friedels Leben spielt sich auf einem gänzlich weltfernen bayrisch-schwäbischen Fleck Erde ab, wo das Wort katholisch nie fällt, weil das Katholische das Selbstverständliche ist und eine andere Religion nicht gekannt wird. Alle Arbeiten, Sorgen und Freuden sind bäuerlicher Art. In Federers Kindheit, die im Dorf Sachseln und im Sarner Benediktinerkloster verlebt wird, lärmen ab und zu schon Politik, Touristenwelt und Hotelgetriebe hinein. Katholisch und Protestantisch stoßen bisweilen hart aufeinander, und ebenso schweizerischer Demokratengeist und preußischer Junkerübermut. Der junge Federer sieht an seinem Fenster die Wogen der aus Not nach Amerika Auswandernden vorbeiziehen. Beide Male Dorfleben mit vielem Gleichartigen und doch so verschieden wie schweizerische Alpenlandschaft und stille, bayrisch-schwäbische Hochebene mit etwas Bach und kleinen Hügeln. Von Friedel muß der Leser bei der Mutter Tod zu seinem Leidwesen Abschied nehmen, wo dem Bürschlein der Sinn des Lebens eben aufzudämmern beginnt. An die heldenhafte Verena tritt der Tod heran, nachdem sie ihrem stets asthmatischen Heinrich noch durch die ersten Gymnasialjahre hindurchgeholfen hatte. Ein zweites Buch über den Verlauf der ganzen Studienzeit ist von Federer in Aussicht gestellt. Möge er auch da Dörfler im Wettlauf begegnen!

Hermann Herz.

E. v. Handel-Mazzetti: Johann Christian Günther

Ein neues Güntherbuch! Was Wunder, wenn dieser Schlesier, der ein so schlimmes, typisches Poetenlos an sich erfuhr, immer wieder zu tragischer und romanhafter Gestaltung anstacheln muß. Mindestens vier dramatische Bearbeitungen des Günthersstoffes liegen vor, darunter eine von Ad. Bartels, eine von Max Grube. Noch 1921, also just vor dem 200. Todesjahre Günthers erschien von Anton Ohorn ein Günther-roman, ein warmherziges, biederes, jedoch keineswegs der behandelten Persönlichkeit qualitativ angenähertes Buch.

Christian Günther: Sanguiniker von Natur, liebenswürdig und sonnig, im Kerne grundgütig und edel, von unersättlichem, faustischem Schönheits- und Lebenshunger unstät umgetrieben, weich und nachgiebig und hilflos, wenn der dionysische Taumel seine an Hemmungen arme, kluger Selbstzucht und weiser Mäßigung bare Seele befiel. Dabei ein genialer, siebenfach begnadeter Poet, dessen Kunst in ihren Jugendmanifesten schon – sie konnte nicht ausreifen – die ganze farbige Glut und den Prunk und die quellende Vitalität des Barock besaß, Höhen und Tiefen souverän durchmaß, und – selbst, wo sie nach Brot ging als Gelegenheitssängerin – noch sprühende Funken aus den Alltagskieseln schlug. An der eigenen schuldhaften Maßlosigkeit und der Ungunst der Verhältnisse zerbrach dieser reiche Geist, noch bevor er das dritte Dezennium hinter sich gebracht.

Handel-Mazzettis Buch ist ein rechtes Unikum; unter den sonstigen Werken der Dichterin hat es eine absonderliche Eigenstellung. Es ist ein Experiment, ein gewagtes und sicher zum Teil verfehltes. Obenhin gesehen zerfällt es in einen umfangreicheren ersten und einen kürzeren zweiten Teil. Der erste Teil ist ein unbedingtes Novum. Der naive, voraussetzungslose Leser, der nur das romanhafte Geschehen in dem Buche sucht, wird hilflos und befremdet Blatt um Blatt wenden und erst im zweiten Teile, der Novelle ‚Günthers Tod' sein Genüge finden. Für sich gewertet bedeutet der erste Teil ein beachtliches Dokument. Wie unter dem Zwange, von sich selber sprechen zu müssen und mit einer schier verwunderlich mitteilsamen Art deckt sie die Dynamik und genetische Eigenart ihres Schaffens auf und gestattet so interessante Einblicke in ihre geheime Kunstwerkstatt. Ein gut Teil Autobiographie ist mit hinein verwoben; es will bedünken, als wenn hier ein straffer raffendes Sichbescheiden am Platze und weniger mehr gewesen wäre.

Irgendwie – eine Fügung nennt es bezeichnender Weise der religiöse Sinn der Dichterin – gibt Litzmanns Güntherbändchen in Reclamausgabe, das die Dichterin „als Unterhaltungslektüre" mit in die ländliche Einsamkeit hinausnahm, den Anstoß zum Schaffen. Günthers Lieder haben es der Leserin bald angetan, nehmen sie immer enger und unentrinnbarer gefangen. Geheime Kräfte steigen, bunte Schau- und Bildreihen formend aus der Tiefe. Mitschreitend, miterlebend werden wir Zeugen der innern Gestaltung der Idee und des Werkes, der Seligkeit befruchteten Schöpfertums, dämpfender Zweifel und heißen Ringens um Klarheit, hochgespannter Hoffnungen und weher Rückschläge. Wir sehen, wie der Stoff sich läutert, der dichterische Embryo sich auswächst. Auch erfahren wir, warum das Güntherbuch nicht das ganze Leben des Dichters, sondern nur seinen Abschluß bringt. Günthers Leben birgt Tiefen und Abgründe, in die hinabzusteigen die Dichterin sich versagen muß; mit einem schmerzlichen: Non possumus nimmt sie Abstand. Sie muß einen andern Weg gehen.

In einer Weihnachtskantate Günthers findet sich ein Lob der Jungfrau Maria; er nennt sie „das keusche Weib, das der Schlange den Kopf zertrat". Dieser Anhalt wird der Dichterin zum Grundstein. Man mag ihn gar zu vage finden, doch läßt sich darüber nicht gut mit der Autorin rechten. Sie schreibt dann: „Ein Marienpreis muß die Legende sein ... Schon sehe ich die Grundlinien. Günther und Maria, die Zuflucht der Sünder." Damit – und das ist wieder so ungemein bezeichnend für Handel-Mazzettis Kunst – ist dem Thema die beherrschende religiöse Note gegeben: des sterbenden Günther Entsündigung durch Marias Vermittlung. Diese Lösung hat zweifellos etwas Gewaltsames, nicht absolut Ueberzeugendes an sich.

Wertvoll ist der erste Teil auch wegen seiner meisterhaften, wennschon in Bruchstücken gegebenen Würdigung der Kunst Günthers ... Wichtig ist die Beantwortung der Frage: Wie steht die erste Hälfte des Buches als Teil zum Ganzen? Beide haben eine grundverschiedene Gesetzmäßigkeit. ‚Günthers Tod' ist Dichtung, Teil I dagegen eine Art Vorwort, Materialsammlung, die Gesamtheit der von Teil II geforderten Voraussetzungen und noch so vieles, vieles sonst. Er enthält eminent poetische Partien; da ist z. B. Günthers nächtlicher Besuch in der stillen Poetenstube, aber, als Ganzes genommen ist Teil I zu buntscheckig, zu wenig einheitlich und ausgeglichen. Das einzige bindende Moment zwischen beiden Teilen ist der Güntherstoff. Man kommt nicht darüber hinweg: da ist ein kompositorischer Mangel; es fehlt das harmonisch abgerundete, das organisch stilgleiche Einswerden. Wie ein Nachgeschmack bleibt der Eindruck von etwas Disparatem, Unverschmolzenem.

‚Günthers Tod' könnte man nach Eigenart und Umfang füglich eine Novelle nennen. Die Ereignisse, auf eine knappe Stundenzahl zusammengedrängt, währen vom Nachmittage bis etwa gegen den Frühmorgen. Auf e i n e machtvolle Kontrastwirkung ist alles gestellt; man denkt an den uralten Gegensatz: Poet und Spießer. Die aus

feinen, berechneten Einzelzügen sich zusammenschließende Milieuschilderung, die trotz des in ihr steckenden Antiquitätenstudiums so echt anmutet, läßt das Jena der Barockzeit vor uns erstehen mit all seiner bürgerlichen Respektabilität, mit Professoren und Studenten. In dem stattlichen Patrizierheim der Familie Weigel rüstet man mit allem erlesenen Pomp zur Kindtaufe. Alle Honoratioren sind zu der Taufhandlung und dem darauf folgenden Bankett feierlich eingeladen. Dagegen liegt im Hause des Hofrates von Bronnen der Dichter und Studiosus der Medizin Günther aus Striegau in Schlesien auf den Tod erkrankt darnieder, von der bittern Winterkälte des ungeheizten Raumes durchschauert, von der Qual eines bis zur Unförmlichkeit angeschwollenen, aus offener Wunde eiternden Fußes gepeinigt. Mutterseelenallein, von der Herrschaft nur mit Widerwillen geduldet, ohne Pflege und ärztlichen Beistand quält er sich langsam dahin. Die schlimmere Heimsuchung ist ihm die Hölle seines Gewissens, die schuldbeladene Erinnerung an ein reichbegabtes, schlimm vertanes Leben. Um Seligkeit und Verdammnis geht der Kampf. Die höllische Schlange ballt sich auf dem Boden vor dem Bette zu scheußlichem Knäuel und ängstigt den Kranken. Da öffnet sich die Tür: eine unbekannte Frau aus dem Volke kommt mit ihrem Knäblein, in dessen Füßchen ein böser Dorn in schwärender Wunde sitzt, zu dem Verlassenen. Und er, der sich selbst nicht helfen kann, der aber auch keine lebende Kreatur mag leiden sehn, entfernt den Dorn, von Schwäche und Schmerz fast übermannt. Diese Episode ist in ihrem zarten Legendenton wohl das Beste im ganzen Buche. Was folgt, soll in mächtiger Klimax die Geschehnisse auf die Spitze treiben, Günthers Läuterung in unsäglichem Elend und hilfloser Qual vollenden. Herein schneit, ziemlich unvermittelt, der zufällig in Jena weilende Leydener Mediziner Boerhavius. Dieser, ein fanatischer Vivisektor, hört bei Tisch vom kranken Günther und seinem Fußleiden und verbeißt sich in die barocke Idee, das ungestalte Glied zu amputieren, koste es, was es wolle. Günther kämpft erst wie ein Verzweifelter gegen das unnütze, grausame Vorhaben, dann läßt er schließlich in völliger Gottergebenheit, den Kruzifixus mit den Händen umkrampfend, alles mit sich geschehen. Das Besteck des Chirurgen wird gebracht, Messer an der Fackel erhitzt, und dann schneidet es rauchend ins kranke Fleisch des Sterbenden. Doch Günthers Kampf ist beendet, er ist hinüber... Die ganze Boerhavius-Episode mit ihrer blutrünstigen, schauerlichen Realistik – nichts Seltenes bei Handel-Mazzetti – ist künstlerisch entschieden ein Fehlgriff. Sie wirkt peinlich und abstoßend.

Wie steht das Güntherbuch zu den früheren Werken der Dichterin? Trotz bestem Wollen kann man es keinen Aufstieg nennen, nicht einmal ein Verweilen auf gleichem Niveau, eher einen Abstieg. Der erste Teil mit seinen minutiösen genetischen Exkursen berechtigt zu hochgespannten Erwartungen, die leider, wie es in ähnlichen Fällen zu gehen pflegt, am Ende unerfüllt bleiben. Letztlich fehlt das elementare sympathetische Feuer, das dem großen Kunstwerk innewohnt, und das das Gemüt des Lesers entzündet. In anderen Werken der Handel-Mazzetti lebt und lodert es, im Güntherbuche glimmt es nur wie ein mühsames, karges Flämmchen.

Wilhelm Tholen.

Künstlerisches Schaffen und Geisteskrankheit

Man muß kein Bekenner des Lombrososchen Satzes „Genie und Wahnsinn" sein (das Ergebnis eines unrichtigen Schlusses aus einem unvollständigen und nicht vorurteilsfrei gesammelten Beobachtungsmaterial) und kann den Nordauschen Plattheiten vollkommen ablehnend gegenüberstehen: und sich doch die Freiheit vorbehalten zum Geständnis, daß zwischen künstlerischem Schaffen und Geisteskrankheit ein geheimnisvoller Zusammenhang möglich ist. Dadurch sind allerdings noch nicht die durchschnittlichen Pathographien gerechtfertigt, die Künstler als Versuchskaninchen mißbrauchen, die, voll geheimem Haß gegen alle geistige Größe, gegen alles, was das psychiatrische Ideal, die belanglose Mittelmäßigkeit, überragt, triumphierend aufzeigen, dieser oder jener große Mann hätte an dieser oder jener Geisteskrankheit gelitten – und dadurch sei das ganze Werk dieses Mannes verdächtig und der bürgerlichen (oder proletarischen) Hygiene unzukömmlich.

Das Problem des geisteskranken Künstlers läßt sich aber auch von einem anderen Standpunkt aus betrachten. Denn in ihm öffnen sich Seelenabgründe, die sonst verborgen bleiben, die tiefe Einblicke gewähren in die Psyche des Künstlers überhaupt und in den Verlauf des künstlerischen Schaffens. Literaturgeschichte wie Aesthetik können auf diese Weise viel lernen, besonders die letztere, da sie fast stets von der (latenten) Dogmatik eines absolut Schönen ausgeht und eine Gedankenarchitektur ohne wirklich tragfähige Fundierung errichtet. Dem Anatomen kann das noch so genaue Studium eines Körpers nicht jene Aufklärungen vermitteln, die er durch die Sektion erhält. Dem Psychologen und Aesthetiker ist der Zugang zu den Geheimnissen und Gesetzen der Seele – die bekanntlich noch von keinem Operateur gefunden wurde – nur auf wenigen Wegen möglich. Einer der bedeutendsten ist die Betrachtung der geisteskranken Künstler (die aber natürlich nicht als Argument gegen den Geist gebraucht werden darf, wenn man nicht von vornherein seine Untersuchung nutzlos und töricht machen will).

Man hat bisher den großen Fehler begangen, bei dergleichen Untersuchungen auch Fälle heranzuziehen, bei denen die psychische Erkrankung eine rein physische Ursache hat, z. B. paralytische Fälle. Dadurch ist das an sich sehr schwierige Problem verfälscht und verwirrt worden. Es hängt dies mit der (nun überwundenen) echt materialistischen Meinung zusammen, die Seele hätte ihren Sitz im Gehirn, wäre sozusagen mit diesem identisch, oder sei wenigstens eine Funktion dieses sehr komplizierten Apparates. Die Entdeckung der Bedeutung des Unterbewußten, der eigentlichen Schicksalskomponente jedes Menschen, hat uns belehrt, daß das Gehirn nur eine Kontrolle darstellt, die nur im Wachzustand tätig ist und auch dann durch die Mächte der Tiefenseele überwältigt werden kann. Wir wissen nicht, was „Seele" ist, wir können keine Definition von ihr geben; aber wir wissen – gerade die naturwissenschaftlich orientierte Psychoanalyse hat das bewiesen –, daß sie vorhanden ist. Durchaus verborgen ist uns auch der Zusammenhang der Psyche mit dem Körper, den sie vollkommen beherrscht und nicht dieser jene.

Nur im Gleichnis ist das Verhältnis von Seele und Leib, von Geist und Materie erfaßbar. Instrument und Spieler machen zusammen die Musik. Die Musik des Lebens entsteht durch das Instrument (jenen Körperteil, den wir Gehirn nennen) und durch den Spieler, über den wir nichts wissen, von dem wir nicht sagen können, ob es ein „Ich" oder ein „Es" ist. Die Musik des Lebens wird mißlingen, wenn das Instrument fehlerhaft gebaut wurde oder eine Beschädigung erlitt. Aber die Lebensmelodie wird sich auch bei dem besten Instrument nicht erfüllen können, wenn das Geheimnisvolle, das sie bewirkt (das mit dem Gehirn so wenig identisch ist wie der Geiger mit der Geige), den Bogen nicht führen kann. Nur in solchen Fällen können wir psychologische Einsichten von Bedeutung gewinnen.

Ihrer psychischen Konstitution nach zerfallen die Menschen in zwei Gruppen, in die cykloiden und schizoiden Typen. Obwohl sich die psychischen Typen sozusagen ausschließen, schwankt doch jedes gesunde Individuum zwischen ihnen, wird in der Jugend mehr cykloid und im Alter mehr schizoid orientiert sein. Aber auch eine ausgesprochen einseitige Anlage hat noch durchaus nichts Krankhaftes. Es muß erst eine bestimmte Grenze überschritten werden, damit sich die mano-depressive Geisteskrankheit, bzw. Schizophrenie und Dementia praecox entwickeln kann.

Auch die Künstler lassen sich in die oben angedeuteten Gruppen einteilen.

Die cykloiden Künstler weisen ein sehr empfängliches Temperament auf, das auf die Eindrücke der Außenwelt stark reagiert und das sich stets in einem oszillierenden Zustand erhält. „Himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt" ist die klassische Formel für sie. Ihr Weltbild ist fast stets energetisch; daher finden sich sehr oft Dramatiker unter ihnen. Shakespeare und Kleist (den man trotz allem als geistig gesund bezeichnen kann, näherte er sich auch sehr dem Krankhaften) sind gültige Beispiele. Ihre Kunst ist Befreiung, Ventil für eine ungeheure Lebenskraft, die sie stets unter einem ungeheuren Druck hält und ihre Werke zu notwendigen Explosionen macht, ohne die sie sich selbst vernichten würden (was ja bei Kleist tatsächlich der Fall war). Weil sich die Ueberfülle ihrer Lebenskraft nicht auf anderen Gebieten ausgeben konnte, wurden sie Künstler, Dichter. Hebbels Wort über Shakespeare, daß er hätte Mörder werden müssen, hätte er nicht Mörder geschaffen, enthüllt Abgründe.

Doch es kann vorkommen, daß die Lebenskraft so groß ist, daß die Kunst keine Befreiung mehr gewährt, daß die Hand entweder den Bogen nicht mehr führen kann oder das zu hart gepackte Instrument zerstört. Dann wird die cykloide Hypomanie zur Krankheit, zu mano-depressiver Verrücktheit, die sich u. a. gewöhnlich in einer übereizten, hemmungslosen Erotik äußert. Esaias Tegnér und Reinhold Michael Lenz sind als Opfer ihrer Ueberbegabung zu nennen; beide starben in geistiger Umnachtung, an einer Geisteskrankheit, die rein psychische Ursachen hat.

Auch für die schizoiden Künstler bedeutet ihr Werk Befreiung aus der Macht einer unharmonisierten Lebensproblematik. Aber die Ursachen sind ganz andere. Die Schizoiden leiden am Dasein, dem sie sich nicht gewachsen fühlen, das sie nicht beherrschen können, da sie zu schwach sind. Ihnen ist ein typisches Minderwertigkeitsgefühl eigen, die Ueberzeugung einer tiefen Verschuldung. Ihre ganze Sehnsucht, ihr unerfülltes Glücksverlangen, jedes brennende Leid, den schmerzhaften Zwiespalt zwischen Traum und Wirklichkeit legen sie in ihr Werk, das sie für kurze Zeit aus ihren Qualen erlöst. Flaubert und E. T. A. Hoffmann dürfen als Vertreter dieser Gruppe genannt werden, die viel größer ist als die cykloide (der letzteren aber gehören dafür die größten Geister der Menschheit an).

Doch es ist nicht allen Schizoiden gegeben, die Lebensmelodie so hervorzurufen, daß sie den inneren Schmerz stillen kann. Dann schreiten sie über ihre Grenze ins große Dunkel, wie C. F. Meyer oder der schwedische Lyriker Gustaf Friding. Dann fallen sie der Schizophrenie und der Dementia praecox anheim. Ihre Neurose kann nicht mehr durch ihre Kunst abreagiert werden.

Wendet man diese Betrachtungsweise auf eine große Anzahl von künstlerisch begabten Individuen bedeutenden Formates an, so zeigt sich (gleichgültig, ob der psychische Habitus cykloid oder mano-depressiv ist), daß die Mehrzahl der in Betracht kommenden Personen sich zwar mehr als die Durchschnittsmenschen der Grenze des Krankhaften nähern, daß sie eine eigentümliche Labilität, ein ausgesprochen nervöses Temperament besitzen, das eben als die Vorbedingung für schöpferisches Künstlertum betrachtet werden muß. Doch nur sehr Wenige verfallen geistiger Krankheit, weil sie die Kunst nicht vor dieser bewahren kann, die sonst die Retterin aus den Nöten der Neurosen ist. Damit ist das Schlagwort „Genie und Wahnsinn" (das bezeichnender-

weise alle geistfreie Mittelmäßigkeit, die auf ihre verdienstlose Gesundheit stolz ist, entzückte) auf die richtige Bedeutung reduziert.

Der wissenschaftliche Mensch, der die Kontrolle seines Unterbewußtseins sehr energisch ausübt, der die aus dem Unterbewußten aufsteigenden schöpferischen Synthesen zu willensbetonten Gedankenkonstruktionen umarbeitet, hält sich von den krankhaften Grenzen des Mano-Depressiven wie des Schizoiden gleichmäßig fern, er befindet sich in einem relativ-harmonischen Zustand. Doch gerade deswegen ist er eigentlich nicht schöpferisch; aus ihm werden die großen Gedanken und hehren Empfindungen der Menschheit nicht geboren, er gestaltet sie nur aus und systemisiert sie. Er arbeitet im Vergleich zum Künstler regelmäßig und überlegt, obwohl auch er Perioden schöpferischer Indifferenz hat, da er sein Werk aus dem Bewußtsein ausschalten muß, um dem Unterbewußten die Möglichkeit zu geben, es zu nähren und zu gestalten.

Aber es gibt noch eine dritte Gruppe von Künstlern, die anscheinend dem wissenschaftlichen Menschen sehr verwandt sind. Diese Künstler zeigen eine ungewöhnlich gesunde Konstitution ihrer geistigen Anlage, sie treten sehr selten auf, sind Ausnahmeerscheinungen in jeder Hinsicht, und die größten genialen Persönlichkeiten, die wir kennen. Gewöhnlich nennt man sie Universalgenies. Bei jeder Nation, in jedem Kulturkreis sind sie nur ganz vereinzelt vorhanden. Sie zeigen trotz aller künstlerischen Berufung eine starke wissenschaftliche Begabung und wirken gerade deswegen zusammenfassend, synthetisch. Ohne Zögern kann man bei den Deutschen nur Goethe nennen. Er schwankt zwischen dem mano-depressiven und dem schizoiden Typus; der erstere ist der vorwaltende. Aber niemals nähert er sich den krankhaften Grenzen so wie die typischen (wenn auch gesunden) Vertreter der beiden Gruppen. Dadurch erklärt sich Manches: Goethes instinktive Abneigung gegen Kleist, seine Angst vor Shakespeare („der ihn zerstören könnte") und das typische Zurückweichen vor der letzten Konsequenz der Tragik („ich bin eine zu weiche, konziliante Natur"); seine Antipathie gegen ausgesprochen schizophrene Dichtung (wie etwa der Hoffmanns), seine Meisterschaft als großer Epiker und Lyriker, trotzdem er auch Vollblutdramatiker war (denn Epos und Lyrik fordert kein energisches Weltgefühl, sondern Lauscherfähigkeit); seine intensiven wissenschaftlichen Neigungen, die zwar über die Depressionen des Künstlers hinweghelfen, aber im Lebenswerk nicht als bloßes Füllsel betrachtet werden dürfen, Neigungen, die übrigens auch auf seine Kunst den stärksten Einfluß ausübten; und endlich sein Streben nach Harmonie, seine vielberufene und vielgescholtene Lebenskunst, die darin bestand, daß das Oberbewußtsein die dämonischen Kräfte des Unterbewußtseins zähmte, aber nicht unterdrückte. Instrument und Geiger ergänzten sich restlos, in der Lebensmelodie klang aller Jubel des Kraftüberschusses, klang alles Leid des Unerreichbaren, floß sanfte Versöhnung.

Goethes Leben und Werk hat – wie nur noch das Leonardo da Vincis – vorbildlichen Wert, aber es ist ein Ausnahmefall sehr glücklicher Verhältnisse, kein Typus.

Das Tiefste des Künstlers ist unabhängig vom Oberbewußtsein, von der Intelligenz (die freilich fördern kann, aber auch zu schaden vermag). Aus dem Unbekannten, Unbegreiflichen kommt sein Werk, etwas Unbekanntes und Unbegreifliches ist es für ihn, wenn er es vollendet hat. Er trägt es wie die Mutter das Kind, das aus ihrem Blute wächst und das ihr bei aller Verbundenheit doch ein Fremdes und Unbegreifliches werden muß.

Am Strande des Meeres der Ahnungen und der Geheimnisse wird dem Künstler die große Eingebung, dort erlebt er den weihevollen Traum. Dort lebt er sein tieferes Leben, das auch seiner zerquälten Außen-Existenz Sinn und Beruhigung schenken kann. Aber einige zieht das Meer zu sich hinab.

Ernst Alker.

Neue Dürerliteratur

Als Heinrich Wölfflin 1905, dreißig Jahre nach Thausings grundlegendem Werk, seine nun schon klassisch gewordene ‚Kunst Albrecht Dürers' (Bruckmann, München) herausgab, gewann das seit den Tagen der Romantik reichlich verschwommene und verfälschte Dürerbild endlich eine klarere und der wissenschaftlichen Nachprüfung besser standhaltende Gestalt. Es ist dies die Auffassung von Dürer als dem „Mann des Schicksals für die deutsche Kunst", dem Italien, italienische Formanschauung zum grundlegenden Erlebnis seines Schaffens wurde, der aber, da ihm die Liebe zu nordisch-krauser Linienrhythmik und Phantastik zu tief im Blute lag, einen lebenslangen Kampf um das Ziel seiner innersten Sehnsucht, das Gesetz der absoluten Schönheit, um die große harmonisch restlos durchgeklärte Bildform führte und der sich am Ende „bei der Meinung beschied, der Bahnbrecher einer neuen Kunst zu sein, nicht der Vollender". Der äußere Anlaß des Dürerjubiläums wird wohl kaum unsere Vorstellung von Dürer wesentlich verändern; alles, was getan werden kann, muß vor allem in der Richtung liegen, daß man das Werk des großen Nürnberger Meisters durch möglichst originalgetreue Reproduktionen und zusammenfassende Darstellungen seines Schaffens und seiner menschlichen Persönlichkeit dem kunstempfänglichen Volke zugänglich macht.

Glücklicherweise sind wir nicht darauf angewiesen, uns den Menschen Dürer, der jedem lieb und vertraut geworden ist, nach den in seinen Werken gegebenen Anhaltspunkten mühsam zu rekonstruieren. Wir müssen immer wieder dankbar dafür sein, daß die schriftliche Ueberlieferung über Dürers Person und seine näheren Lebensumstände so reichlich fließt. Stellte man einmal Dürers Briefe, Tagebuchaufzeichnungen, seine Reisenotizen und Reime zusammen und fügte noch alles das hinzu, was Zeitgenossen und Spätere über ihn berichten, dann müßte sich ein überaus lebendiges Bild vom Wesen und Leben Dürers in der Form einer fast lückenlosen Erzählung geben lassen. Einen solchen Versuch macht mit viel Glück Paul Th. Hoffmann in dem innerhalb der wertvollen Schriftreihe ‚Deutsche Volkheit' erschienenen Bändchen ‚Das Leben von Albrecht Dürer' (Eugen Diederichs Verlag, Jena 1928). Hoffmann wollte offensichtlich ein möglichst reiches, unverfälschtes Bild vom Menschen Dürer bieten, deshalb verschweigt er briefliche Derbheiten Dürers und gewagte Späße nicht; um aber bei Laien, die kulturhistorisch nicht vorgebildet sind, keine falschen Eindrücke zu erwecken, hätte er hinzufügen müssen, daß Dürer in solchen Aeußerungen Kind seiner Zeit ist, die vielfach grob und derb war und an unflätigem Gerede eine naive Freude hatte. Dieser kleine kritische Einwand soll jedoch den Wert des Buches mit seinen 20 vortrefflich ausgewählten Bildbeigaben nicht herabsetzen, das eine ungemein lebensfrische Vorstellung vom Leben und Wesen Dürers vermittelt, die zum rechten Verständnis seiner Werke eine unerläßliche Vorbereitung und Vorbedingung ist.

Unter den Reproduktionen, die bisher anläßlich des 400. Todestages Dürers erschienen sind, verdienen die rund 300 Kunstpostkarten, die der Kunstverlag F. A. Ackermann, München, herausbringt, eine besondere Beachtung. Durch Anschaffung dieser mustergültigen Wiedergaben auf bestem holzfreiem Karton hat jeder die Möglichkeit, sich nach und nach für wenig Geld ein kleines privates Dürermuseum zusammenzustellen. Vor allem aber stellen diese Karten ein überaus wertvolles Bildungs- und Erziehungsmittel für Schulen und Vereine dar. Neben zahlreichen Gemälden und Handzeichnungen sind in Ackermanns Sammlung vollständig enthalten die volkstümlichen Holzschnittwerke Dürers, die Apokalypse, die 2 Passionen und das Marienleben, außerdem sämtliche Kupferstiche. Freilich — die ganze Wucht und Gewalt der Dürerschen Holzschnittkunst wird nur vor Nachbildungen völlig erlebbar,

die, was Papier, Druck und vor allem das Format angeht, in so hohem Grade originalgetreu sind, wie die 346 reproduktionstechnisch schlechthin vollkommenen Blätter in dem Monumentalwerk des Holbeinverlags (München) ‚Albrecht Dürers sämtliche Holzschnitte'. Im Textteil dieses Werkes beschränkt sich der Herausgeber, Willi Kurth, auf eine in zeitlicher Anordnung gegebene Katalogisierung der Holzschnitte und „eine möglichst vollständige Aufzählung der kritischen Literatur", verfährt aber selbst, soweit seine eigene Meinung zum Ausdruck kommt, derartig unkritisch, daß jeder unbefangene Beurteiler den Kopf schütteln muß. Jedenfalls kann ich die schnellfertige Art, mit der Kurth die bisher völlig unerweisbare Tätigkeit Dürers für den Holzschnitt während seiner Nürnberger Lehrzeit aufzuhellen sucht, indem er ihm anonyme Holzschnittfolgen der Zeit, wie z. B. die Illustrationen zur ‚Geschichte des Pfarrers vom Kalenberg' zuweist, nicht anders als einen extremen Fall jener hemmungslosen Zuschreibungssucht der Kunstgelehrten bezeichnen, der man heute in fast jeder kunsthistorischen Publikation begegnet. In dem Geleitwort, das Campbell Dodgson, der bekannte englische Forscher, dem Texte von Kurth voranstellt, steht der besonnene und beherzigenswerte Satz: „Ich bin der Ueberzeugung, daß die Zeit noch nicht dazu reif ist, um, statt das Wahrscheinliche nur anzudeuten, sich mit positiven Behauptungen festzulegen." So wird die Wissenschaft zu dem nicht sehr erfreulichen Textteil dieser großzügigen Dürerpublikation noch manches Wort zu sagen haben; mit um so größerer, reinerer Freude kann sich Kenner wie Laie dem überwältigenden Reichtum der Reproduktionen nach den mehr als 250 einwandfrei gesicherten Holzschnitten Dürers ergeben, die in einzigartiger Weise den Entwicklungsgang des Graphikers vor Augen führen, seinen Weg von den frühen Blättern, wo es „wie ein Sturm durch das Lineament braust, und die Form fast zufällig unter dem sinnlos aufgeregten Emporzüngeln der Linie zu entstehen scheint" (Worringer) bis zur klassischen Typik und beruhigten Größe der späten Wappen und Humanistenportraits.

Als ein, was den knappen klaren Text und die Auswahl der Bildbeigaben angeht, im besten Sinne volkstümliches Dürerbuch ist das liebenswürdige Schriftchen ‚Dürer als Künstler und Mensch' von Hermann Josef Lux (Verlag kathol. Bücherstube, Nürnberg) zu bezeichnen, das nur auf Seite 7 einen Irrtum aufweist, wo behauptet wird, Dürer hätte während seiner Nürnberger Lehrzeit bei Wohlgemut „als das Wertvollste und Wichtigste die genaue Kenntnis der Formschneidekunst empfangen". Wie Flechsig neuerdings in seinem großen, wissenschaftlich überaus bedeutsamen Dürerwerk mit guten Argumenten nachgewiesen hat, wurde im Mittelalter das Zeichnen für den Holzschnitt, also die eigentlich schöpferische Tätigkeit, und das Umsetzen der Zeichnung in die Holzschnitt-Technik niemals von ein und derselben Hand ausgeübt. Der Zeichner, in diesem Falle Dürer, ist der Erfinder und wirkliche Meister eines Holzschnitts, der Schneider nur ausführendes und reproduzierendes Organ. In dem ebenfalls allgemeinverständlich und volkstümlich gehaltenen ‚Albrecht Dürer'-Heft von Joh. Damrich (Allg. Vereinigung für christl. Kunst, München) ist dieser Sachverhalt, der für das Verständnis der Schaffensweise Dürers wichtig ist, richtig dargestellt. Dafür ist dem Autor ein anderer Irrtum unterlaufen, wenn er behauptet, die Münchener Apostelbilder seien als Flügel für ein nicht zur Ausführung gekommenes Mittelbild von Dürer gedacht gewesen, eine Behauptung, für die sich wissenschaftlich einwandfreie Argumente wohl kaum beibringen lassen. Damit wird natürlich auch die religiöse Interpretation, die Damrich den Apostelbildern gibt, hinfällig, wenngleich diese Deutung, auf Dürers allgemeine religiöse Haltung angewandt, zu Recht besteht, nämlich: daß er sich ebensosehr zu einer durchgreifenden Reform der Kirche im Sinne der anfänglichen reformatorischen Bewegung bekannt wie als gläubiges Kind seiner Mutterkirche gefühlt habe.

Von den vorliegenden zusammenfassenden Darstellungen der Kunst Dürers und seiner menschlichen Persönlichkeit möchte ich der schönen Einführung von Otto Fischer den Vorzug geben, die der Einhorn-Verlag (München und Leipzig) mit 100 Reproduktionen nach Gemälden, Stichen, Holzschnitten und Zeichnungen vorzüglich ausgestattet hat. Fischer findet die einzig richtige Einstellung zu Dürers Kunst, wenn er sagt, sie sei „nicht Jubel und Rausch, nicht Ausbruch und nicht Verströmen", vielmehr „Glut und hoher Flug, Arbeit, Bändigung, Meisterschaft. Sie will erworben sein, man muß sich ein wenig die Mühe nehmen, hineinzudringen, so findet man ihren großen Reichtum, so ergräbt man erst ihre Tiefe. Glühend und streng hat Dürer seine Welt geschaffen". Und hat doch zugleich, trotz aller Schwere seines Wesens, gelegentlich auch zu improvisieren, mit der zeichnenden Feder zu tändeln gewußt. Man sollte diesen Zug in Dürers Kunst, wofür das übermütige Schnörkelwesen der viel zu wenig bekannten Randzeichnungen zum Gebetbuch Kaiser Maximilians das schönste Beispiel ist, nicht, wie es meist geschieht, übersehen. In dem reich (auch farbig) bebilderten Buch von Kurt Pfister (Amalthea-Verlag, Wien und Leipzig) findet man die Gebetbuchrandzeichnungen vollständig reproduziert, leider, was Format und Farbton angeht, nicht durchaus befriedigend; auch war es kein glücklicher Gedanke, an die Stelle der in kräftigen gotischen Typen gedruckten Psalmen des Gebetbuches einfach den kunsthistorischen Text zu setzen, denn Letternfeld und Randdekoration, die im Original der Form wie dem Inhalt nach eng zusammengehören, stehen sich nun völlig beziehungslos gegenüber. Pfisters Text bringt den „tiefgreifenden Dualismus im Wesen Dürers" gut zum Ausdruck, den nie „vollkommen überbrückten Zwiespalt zwischen Phantasie und Gestalt, Natur und Form, Tradition und Zeitgesetz". Nicht zugestimmt werden kann der Begründung, mit der Pfister das bekannte Münchener Selbstportrait, das meistens in die Zeit der zweiten italienischen Reise gerückt wird, auf 1500 festsetzt; er sagt: „Es erscheint unmöglich, das im Geist gotischer Typik und Abstraktion konzipierte Werk mit den auf der zweiten italienischen Reise entstandenen Bildnisschöpfungen in Zusammenhang zu bringen." Was hier „gotische Typik und Abstraktion" genannt wird, hat man bisher immer als italienische Größe der Form und des Aufbaues empfunden. Wölfflin hat angesichts dieses berühmten Bildes den Satz geprägt, daß es Dürer ohne Italien nicht möglich gewesen wäre, „im Typus so hoch zu greifen, daß es der vollkommenste Ausdruck einer Stimmung sei, die überall das Zufällige auf das Ewige beziehen möchte". Sollte es erweisbar sein, wie es Pfister und mit besseren Argumenten neuerdings auch Flechsig andeutet, daß Dürer auch ohne die entscheidenden Eindrücke der zweiten italienischen Reise „so hoch im Typus greifen konnte", so wäre damit eine nicht unwesentliche Verschiebung des Wölfflinschen Dürerbildes angebahnt. Freilich – der Laie wird sich, und das ist sein gutes Recht, um derartige fachwissenschaftliche Probleme – jedenfalls, so lange sie noch nicht einwandfrei geklärt sind – wenig kümmern. Er wird sich und soll sich an das in Dürers Kunstwelt halten, was jeden Empfänglichen unmittelbar anspricht: an die seelische Ausdruckskraft seiner Gestalten, das Monumentale seiner Form, das Heldische seiner künstlerischen Gesinnung. Von diesen entscheidenden Wesenszügen Dürers handelt das charaktervolle Schriftchen ‚Dürer als Führer' von Julius Langbehn, das Momme Nissen, der getreue Freund und Mitarbeiter des Rembrandtdeutschen, im Verlag Josef Müller (München) neu herausgibt. 80 glücklich ausgewählte Bilder in Kupfertiefdruck (leider sind einige etwas zu dunkel geraten) ergänzen den Text, der ein interessantes Dokument des Rembrandtdeutschen ist und zugleich eine der besten volkstümlichen Gaben zum Dürerjubiläum darstellt.

Reinhold Lindemann.

Jugend und Abenteurerbuch

Unter einem Abenteuer versteht man gemeinhin ein Ereignis, das aus dem Rahmen des Alltäglichen und Herkömmlichen herausspringt. Das deutet auch die Herkunft des Begriffes: advenire = sich ereignen, an. Die Lust an solchen Begebenheiten liegt dem Menschen im Blute. Sie reden gerne von ihren Abenteuern und lesen mit Vorliebe Geschichten, die von außergewöhnlichen Taten handeln. Doch ist das, was sie als abenteuerlich empfinden, verschieden nach der Natur des Einzelnen. Während dem differenzierten Menschen schon der Besuch bei einem Antiquar, das Stöbern in einer Bibliothek zu einem Erlebnisse von besonderer Stärke werden kann, sind andere erst dann von den Ereignissen befriedigt, wenn sie mit außergewöhnlichen Begleitumständen verbunden sind. Diese Meinung ist die herkömmliche, und sie bezeichnet auch dem Sprachgebrauche nach das Abenteuer. Dennoch kann man nicht bei jeder außerordentlichen Tat von einem Abenteuer sprechen. Wenn die Jäger der primitiven Naturvölker mit ihren kläglichen Werkzeugen (die freilich nur von oberflächlichen Menschen als solche angesehen werden) auf den Wildfang auszogen, dann mag sie kaum der Schauder des Abenteuerlichen überrieselt haben, was doch ohne weiteres geschähe, wenn wir auch nur einige Tage ein Leben dieser Art führen müßten. Der Arbeiter wiederum, der mit seiner winzigen Kraft gigantische Maschinen bändigt, mag für den, der unsere Welt nicht kennt, eine recht abenteuerliche Gestalt sein. Der Arbeiter selber wird kaum diesen Eindruck von seinem Tun haben. Es muß zu der besonderen Tat noch das Moment des Losgelöstseins kommen, der Befreiung von allen Bindungen des gewöhnlichen Lebens, der besonderen Gefahr und der außergewöhnlichen Kraft der Ueberwindung. Der Abenteurer muß die gemächliche Behaglichkeit des ruhigen, bürgerlichen Lebens aufgeben, um als solcher zu gelten. Deshalb werden die Berufe, die als besonders gefahrvoll und zugleich in ihrer ganzen Lebensgestaltung als außerhalb der gewöhnlichen Ordnung stehend angesehen werden, als abenteuerlich betrachtet. Man meint damit vorzüglich die Seeleute, Soldaten und Forschungsreisenden, eine Anschauung, die von den Angehörigen dieser Berufe nicht ohne weiteres anerkannt wird, denn innerhalb dieser Gruppen gibt es eine besondere Ordnung, mag sie auch von den Außenstehenden nicht beachtet werden. Noch ist es mir lebhaft in der Erinnerung, wie wir als Soldaten uns darüber belustigten, was für große Worte die Kriegsberichterstatter gebrauchten und uns ironisch mit: „Sei gegrüßt, wackrer Held", begrüßten. Diese Meinung findet ihre Bestätigung in allen Kriegsbüchern, die von den Kämpfern selbst geschrieben sind. Es gibt wohl kaum ein Buch, in dem weniger von Abenteuern die Rede ist, als in einem der besten Kriegsromane, den wir Deutschen haben, im ‚Soldat Suhren' des Georg von der Bring. Auch die Seeleute denken viel nüchterner als es nach den vielen Seegeschichten den Anschein hat. Die meisten sind froh, wenn sie einen ruhigen Posten an Land bekommen können. Jack London spricht im Sinne der meisten, wenn er die Ansicht eines Kapitäns über die See wiedergibt: „Er rang ihr seinen Lebensunterhalt ab, und sie bedeutete ihm nichts als seine Arbeitsstätte, wie andern Männern die Mühle, der Laden oder das Kontor." Wer die schlichte, sachliche Art der Forscher kennen lernen will, der braucht nur die Werke Sven Hedins zu lesen, um zu lernen, daß diese Männer zu sehr Wissenschaftler sind, um etwas anderes zu lieben als ihre Arbeit.

Trotzdem wird sich die Meinung nicht so leicht ausrotten lassen, daß diese Berufe besonders für ein abenteuerliches Leben prädestiniert sind. Sie haben damit nicht ganz unrecht. Dennoch: Abenteuerlichkeit als Beruf und Dauerzustand ist etwas Unmögliches. Dem mag entgegengehalten werden, daß die großen Abenteurer des 18. Jahrhunderts, die Cagliostro, Casanova usw., manche modernen Verbrechergestalten und die Landsknechtnaturen, die nach dem Kriege im Baltikum weiter

machten, ihre ganze Existenz auf abenteuerliche Grundlagen aufbauten. Von außen gesehen wirken sie farbig und bunt. Die ganze Fadenscheinigkeit des aufgemachten Glanzes enthüllt Casanova in einer anonym erschienenen Broschüre, die er im Alter, als er in der Bibliothek des Grafen Waldstein ein Unterkommen gefunden hatte, veröffentlichte. Und wieviel Not hinter den modernen Abenteurern steht, das hat Domela in seiner Selbstbiographie aufgedeckt. Vom rechten Abenteurer verlangen wir eine besondere Heldenhaftigkeit. Nichts ist langweiliger als die Schilderung eines Lebens, in dem das Abenteuer zum Berufe geworden ist, wie es Jack London in den ‚Abenteuern des Schienenstranges' zeigt.

Auf die Tat selber kommt es nur in bedingtem Maße an. Der gleiche Zustand kann von zwei verschiedenen Menschen ganz verschieden beurteilt werden. Da gab es ungeheure Schwierigkeiten zu überwinden, Hunger und Durst, Kälte und Hitze. Unzufriedenheit und Mißmut lastete auf den Männern. Ungeheure Energien mußten gelöst werden, um dem Tode zu begegnen und Menschentücke und List zu überwinden. Durch Klugheit und Verschlagenheit galt es, die Widerstände zu beseitigen. Alle diese Opfer brachten Verdrießlichkeiten und Unbequemlichkeiten mit sich. Darum werden sich auch die meisten im Augenblicke der Tat kaum der Abenteuerlichkeit des Unterfangens bewußt. Nachher schwinden freilich die Unlustgefühle. Im Augenblicke der Entspannung kommt es erst richtig zur Erkenntnis dessen, was man da getan hat. Dann schafft die Phantasie das Erlebte neu, die Unzulänglichkeiten schwinden aus dem Bewußtsein und man freut sich seiner Heldenhaftigkeit. Nicht alle Menschen besitzen die Fähigkeit des starken Nacherlebens. So kommt es, daß mancher, der nach gewöhnlichen Begriffen ein abenteuerliches und abwechselungsreiches Leben geführt hat, den Eindruck erweckt, als habe er nichts Besonderes geleistet, weil er niemals davon erzählt. Andere wieder können aus der kleinsten Begebenheit ganz unerhörte Dinge gestalten. Sie brauchen nur über die Straße zu gehen, um in außergewöhnliche Situationen verwickelt zu werden. Darum ist es kein überraschender Umstand, daß die besten Abenteurergeschichten von Dichtern geschrieben sind und ein reines Spiel der Phantasie darstellen. Bei den nüchternen und sachlichen Berichten der Forscher über ihre kühnen Fahrten, ist es der Leser, der den Bericht intensiv nacherleben muß, um den Eindruck von der Abenteuerlichkeit der Reise zu bekommen.

Wenn unsere heutige Welt, die so stolz auf ihre verfeinerte Kultur ist, sich von den starken und großen Geschehnissen abwendet, die Abenteurergeschichte in Verruf bringt und sie als eine Literatur der Minderwertigen bezeichnet, deren Lektüre man nur ungern eingesteht, so ist das kein Zeichen der Größe, sondern des Niederganges. Was an die Stelle der kräftigen und unterhaltsamen Erzählung von den Taten besonderer Menschen getreten ist, die Darstellung komplizierter Seelenregungen, die oft das Gebiet des Pathologischen streifen, kann im Grunde niemanden befriedigen. Wenn nun die Abenteurergeschichte aus dem Bereiche der großen Literatur verbannt wurde und in die Hände der Unzulänglichen geriet, wo sie entartete, so war das die unmittelbare Folge eines Zustandes, der mit der ungesunden Entwickelung unserer Zeit zusammenhing. Das Bedürfnis nach großen Erlebnissen ist dem Menschen angeboren. Alle große und ursprüngliche Literatur ist abenteuerlich. Ob man die Siegfriedsage nimmt oder das Volksmärchen, ob es sich um die Abenteuer Parzivals handelt oder um die Erlebnisse des Simplizius Simplizissimus: der Kern der Handlung, der getragen ist von dem starken Ethos eines großen Künstlers, ist bis zum Ueberquellen geladen mit bedeutsamen Ereignissen. Erst das bürgerliche Zeitalter brachte eine Wendung. Es entdeckte die Abenteuer der Seele, die gewiß nicht ohne Bedeutung waren. Die Literatur hat dadurch eine bedeutsame Bereicherung erfahren. Aber schließlich wurde das Prinzip derart überspitzt, daß man über das Eine das Andere vergaß.

In den Ländern, welche diese Entwickelung der europäischen Literatur nicht mitmachten, in Amerika, dessen Weiten Raum boten für außergewöhnliche Unternehmungen, und teilweise auch in England, das in seinen Kolonien Platz für den Ueberschuß an Kraft bot, wurde die Abenteurergeschichte von großen Künstlern gepflegt. Sie haben sie auf eine Stufe gebracht, die Deutschland bisher noch nicht erreicht hat. In jüngster Zeit versuchen Frankreich und auch Deutschland auf diesem Gebiete einen besonderen Platz zu erwerben. Bei uns versteckte man sich in die Hinterstube. Dort saßen abends die Männer beieinander, um dem vielgereisten Wanderer oder dem Soldaten zu lauschen, der einiges mehr erlebt hatte als sie selbst. Sie verziehen ihm die fatalste Aufschneiderei und die Formlosigkeit der Darstellung, wenn er nur spannend zu erzählen wußte. Die Sucht nach dem Außergewöhnlichen ist ein Zustand, der leicht seine Erklärung findet. Je eintöniger das Leben selbst verläuft, um so größer ist das Verlangen nach dem Ausgleich. Das Verlangen wächst mit der stärkeren Mechanisierung des Daseins. Darum war der Verbrauch an Abenteurerliteratur in England und Amerika viel größer zu einer Zeit, als dort die Industrialisierung weiter fortgeschritten war als bei uns. Die latent ruhenden Seelenkräfte wollen einmal befreit sein. Solch eine Erzählung ist wie eine Auflockerung; denn bei dem Gedanken an die ungeheuren Möglichkeiten des Lebens, bei dem Fluge in eine andere Welt, in der die natürliche Ordnung der Dinge nicht so verwickelt ist, wo Mut, Stärke und Aufopferung als besondere Tugenden gelten, wo der starke und gütige Held siegt und belohnt wird - aus diesem Wunschbilde kann der Hörer Beruhigung und Aufmunterung schöpfen. Es ist sein Gegengift gegen das niederdrückende Grau des Alltags.

Das gilt besonders für den heranwachsenden Menschen. Auch er ist von der Mechanisierung unseres Daseins ergriffen und leidet darunter noch mehr als der Erwachsene. Ihm fehlen noch die Schutzmittel, mit denen sich im Laufe der Zeit jeder Mensch umgibt. In der Oede städtischer Mietskasernen, unter dem Drucke der wirtschaftlichen Verhältnisse, die sein junges Leben vergiften, muß der Geist verkümmern. Täglich hört er von den Sorgen der Erwachsenen - wenn er nicht selber mitverdienen muß. Da wächst seine Sehnsucht über die bedrückende Enge der Höfe, die für Spiele keinen Raum haben, in die unendliche Freiheit des Abenteuers hinaus. Aber auch der höhere Schüler, der keine Armut kennt, hat seine besondere Not. Die Anforderungen, welche die Schule an ihn stellt, vermindern seine Bewegungsfreiheit. Auch er möchte dem Einerlei entfliehen in eine Umgebung, die herrlichere Gefahren bietet als die Aussicht, beim Mogeln abgefaßt zu werden oder sich eine Strafpredigt zu holen, weil man bei der Wiederholung der unregelmäßigen Verben versagte. Welch ein gewaltiger Unterschied ist doch zwischen den kläglichen Tageserlebnissen und der herrlichen Welt, die Karl May aufbaut. Da gibt es noch Kerle, die sich sehen lassen können! Sie stecken so tief in den Abenteuern, daß sie ganz darin leben, hinausziehen, um ein Zeltleben zu führen und sich die Namen ihrer Helden geben. So intensiv erleben sie alles nach. Aber auch die Landjugend - wenn auch in geringerem Maße - die doch draußen sich tummeln kann, hört gerne von den Abenteuern in fremden Ländern.

Doch treiben nicht allein die äußeren Lebensumstände den Heranwachsenden dazu, in der Abenteurererzählung Befreiung zu suchen. Die Sehnsucht nach dem Außergewöhnlichen ist ein Teil seiner besonderen Veranlagung. Er ist noch ein Werdender, der von der Wirklichkeit unklare Vorstellungen hat. Wenn er aus der Seligkeit des Märchenzeitalters erwacht, und die strengen Anforderungen des Tages ihn überfallen, wenn sich das erträumte Bild von der Welt, das er sich gemacht hatte, als trügerisch erweist, dann rettet er sich durch die Flucht aus der Wirklichkeit vor der Verzweiflung. In diesen Geschichten ist sein Idealbild von Treue und Kraft noch Wirk-

lichkeit. Wenn es noch so etwas gibt, solche hervorragenden Menschen - er nimmt die Geschichten als Tatsachen - dann kann die Welt nicht so abgrundschlecht sein.

In jedem Menschen lebt der Trieb, seine Persönlichkeit zur Geltung zu bringen. Auch im Kinde steckt der Geltungsdrang. Wie oft aber erleidet es Niederlagen. Eltern, Lehrer und Freunde bereiten ihm Demütigungen, die ein Junge nur schlecht erträgt. Nichts ist ihm peinlicher, als vor anderen ausgescholten zu werden und ewig als unmündiges Kind zu gelten. Diese Verstimmungen werden ins Unterbewußtsein verdrängt. Das Verlangen, die Ich-Größe zu steigern, die Minderwertigkeitskomplexe zu kompensieren - häufig ist es auch angeborene Schwäche des Körpers oder des Geistes, die das Kind verbergen möchte - treibt es dazu, alles Männliche und Starke mit besonderem Eifer zu suchen, und da ist es die Abenteurergeschichte, die so herrliche Bilder schenkt. Es identifiziert sich mit den Helden, nimmt sie als Vorbilder für sein Handeln und beschäftigt sich in seinen Spielen außerordentlich viel mit diesen Erscheinungen. Es fühlt sich selber gehoben, wenn es mit glühenden Wangen von den kühnen Taten lesen kann. Es ist darum kein Zufall, daß man bei schwächlichen Kindern und solchen, die ihr Selbstbewußtsein durch das viele Herumnörgeln verloren haben, die eifrigsten Leser findet. („Die armen Herzen, die an ihren Büchern elend werden, das sind selten die Tatmenschen. Die zahmsten Jungen lesen die meisten Räuber- und Indianergeschichten", sagt Severin Rüttgers mit Recht.) Man soll es ihnen darum nicht so sehr verübeln, wenn sie in den Flegeljahren ein besonders betontes männliches und rauhes Gehaben zur Schau tragen.

Dieser Grund, die Flucht ins Abenteuerliche als Protest gegen die Minderwertigkeitsgefühle, ist nicht der einzige, der die Jungens zu dieser Lektüre treibt. Es gibt robuste Naturen, die viel zu kräftig sind, um jeden geringen Anlaß als Entwertung ihrer Persönlichkeit zu nehmen. Ihre überschüssige Kraft verleitet sie zur Tat. Es sind die geborenen Führer der Jungenshorden. Es treibt sie zur Gemeinschaft. Ihr Sinn ist auf das Große gestellt. Kleinigkeiten übersehen sie gerne. In ihrem unbewußten Drange suchen sie sich Vorbilder für ihr Verhalten. Das sind nicht die Neunmalklugen, die Bedächtigen, die auch ans Ziel kommen, ein Ziel, das sie vorderhand nicht lockt, sondern die kraftvollen Helden, die das Leben mit kühnem Schwunge meistern. Dagegen kommt ihnen die grämliche Weisheit des Alters schal und abgestanden vor. Ein Kerl wie Old Shatterhand kann sie begeistern, weil der noch Leben in sich hat. Gerade bei den aktiven Naturen liegt die Gefahr vor, daß sie den Blick für die Wirklichkeit verlieren. Dann landen sie eines Tages in einer Hafenstadt, mit einem Revolver und wenig Bargeld in der Tasche, wo sie durch die Hafenpolizei unangenehm aus dem Traume erweckt werden.

Zwischen diesen beiden Extremen nun bewegt sich die große Schar der helläugigen und aufgeweckten Jungen, die aus der ganz naiven Freude am Gefahrvollen und Unbekannten lesen. Es ist eine Neugier nach dem Leben, nach dem Großen und Schönen, was sie nach den Büchern greifen läßt. Die Freude am bunten Geschehen, der Reiz der Spannung tritt bei ihnen in den Vordergrund. Bei manchen mögen noch ideale Gründe mitsprechen, das Verlangen, mit den heldischen Taten vorzüglicher Menschen bekannt zu werden. Je einfacher aber das Seelenleben des Jugendlichen ist, um so mehr drängen sich untergeistige Motive vor. Bis dann auf der untersten Stufe der Lesenden nur noch die grelle Handlung einen Anreiz bietet. Das sind die Menschen, die noch als Erwachsene auf dem gleichen Standpunkte verharren. Bei ihnen gibt es kein Wachstum, weil die Anlage dazu, das geistige Interesse, nur schwach entwickelt ist. Jedem sensationellen Rummel laufen sie nach. Man trifft sie sowohl bei den Sechstagerennen wie in den Verschleißläden der bunten Schundhefte. Alles das bietet ihren Nerven einen sinnlichen Reiz, einen Kitzel, der durch keinen geistigen Vorwand versteckt zu werden braucht.

Bei den Mädchen gibt es eine ganze Reihe von begeisterten Leserinnen der Abenteurergeschichten (was auch Rumpf in seinem bekannten Buche nachweist). Bei einem Teile spielt die Verdrängung eine erhebliche Rolle. Häufig kommt es vor, daß die Mädchen sich zurückgesetzt fühlen, daß sie den Jungens gegenüber sich benachteiligt glauben. Es gibt Familien, in denen die Schwestern die Aschenbrödelrolle spielen müssen, während die Jungens bevorzugt werden. „Das Mädchen wird sich gegen die Entwertung auflehnen, der Trieb nach oben wird eine Degradierung unter keinen Umständen zugeben. Das Mädchen wird den Knaben an Wildheit noch zu übertreffen suchen; es wird bestrebt sein, noch besser klettern und springen zu können, es wird demonstrativ sich männlich benehmen, wird wenig nett und bescheiden, sondern rechthaberisch, vorlaut und herrisch sein. Das Einsetzen des Aggressivtriebes, der im Dienste des Primärtriebes (Wille zur Macht und Ich-Größe) steht, gegen die Herabsetzung und Entwertung des Persönlichkeitsgefühls nennt Adler den ‚männlichen' Protest" (Dr. Erhard, Seelische Ursachen und Behandlung der Nervenleiden. Herder, 1925). Diese Mädchen bevorzugen dann auch die gewagtesten Abenteurergeschichten, weil sie darin sich ganz nach ihrem Sinne ausleben können. Andere wieder träumen sich hinaus in eine herrliche Welt, die edler und besser ist als die gewohnte, und ein Rest ist dann noch da, der kein Verhältnis zur Abenteurergeschichte gewinnt, weil das Gefühl der erwachenden Mütterlichkeit ihnen andere Aufgaben zuweist. Das sind die Mädchen, die am liebsten von Kindern lesen, weil das Andere ihnen zu roh und laut ist.

In der Darstellung unterscheidet sich das Abenteurerbuch von der mündlich vorgetragenen Geschichte. Der Erzähler wählt in der Regel die Form der Anekdote, die auf eine Pointe zueilt und ein kurzes Crescendo der Handlung gibt. Der Schreiber hingegen ähnelt in seinem Tun einem Menschen, der eine Treppe besteigt. Jede einzelne Handlung ist eine abgeschlossene Tat, die mit einem Höhepunkte endigt. Der Schreiber reiht nun ein Geschehen an das andere, und von jeder einzelnen Tat verlangt man, daß die nachfolgende die vorhergehende übertrifft, sonst würde die Spannung nachlassen. Durch eine kluge Oekonomie der Zwischenhandlung wird das Ereignis jedesmal in der rechten Weise vorbereitet. Diese Nötigung zur dauernden Steigerung ist für die meisten Verfasser die Klippe, an der sie scheitern. Weil ihre Erfindungskraft nicht ausreicht, ganz natürliche Fälle zu ersinnen, wählen sie Sensationen. Die wirken auf jeden Fall als Steigerung, aber dadurch machen sie sich unmöglich. In diesem Punkte gibt es kein Paktieren. Jede verantwortungsbewußte Kritik muß sie ablehnen. Bücher, die das notwendige Maß vermissen lassen, in denen bewußt die Grenzen verletzt werden, welche das Gebot der künstlerischen Wahrhaftigkeit aufgerichtet hat, sind einfach undiskutabel. Das Bedenkliche dabei ist, daß es nur eine ganz geringe Anzahl von Büchern gibt, auf welche dieser Vorwurf keine Anwendung finden kann. Und damit sind auch die Grenzen der Verwendungsmöglichkeit gegeben. Nicht die Gattung als solche ist schlecht - das sei noch einmal betont -, sondern die Entartung. Durch die verwirrende Fülle der Abenteuer, durch den sensationellen Aufputz wird - es liegt nun einmal in der Natur des Menschen, eine Steigerung zu verlangen - der Hang zum Grellen und Sensationellen gestärkt. Er verlangt nach immer kräftigerer Dosierung der aufregenden Begebenheiten. Am Ende sucht er nur noch das Aufregende und verliert den Sinn für das Geistige. Es ist ähnlich so wie mit dem Gebrauch der verschiedenen Rauschmittel. Wie verhängnisvoll das für die Entwickelung des Jugendlichen werden kann, ist leicht einzusehen. Solche sind für die gute Literatur meistens endgültig verloren.

Bei anderen Menschen wieder bewirken die Geschichten eine Trübung des Weltbildes. Was ihnen da an Unwahrscheinlichkeiten geboten wird - wohl verstanden, in der schlechten Abenteurergeschichte, die man zum Schund rechnet -, das nehmen

sie für bare Münze. Ihre Maßstäbe verwirren sich. Sie werden unzufrieden und mißmutig, phantastische und unbrauchbare Menschen, die jedem Phantome nachrennen. Gerade in unseren politisch immer noch nicht zur Ruhe gekommenen Tagen ist das sehr wichtig. Es wäre sicher nicht ohne Interesse, wenn eine Erhebung darüber veranstaltet würde, was man in den Kreisen der jugendlichen Nachläufer der extremen Parteien mit Vorliebe liest. Ich habe schon manchen der jungen Burschen mit einem recht sensationellen Romane in der Hand gesehen.

Es bleibt noch ein Einwand gegen die schlechten Abenteurerbücher zu erwähnen übrig, der früher über Gebühr in den Vordergrund geschoben wurde. Das ist der Vorwurf, daß die verbrecherischen Neigungen dadurch geweckt würden. Gewiß ist es schon vorgekommen, daß Jugendliche sich Verbrecher als Helden erwählt haben, und daß sie ihnen nachgeeifert haben. Schon Chesterton hat mit gutem Humor diesen Vorwurf zurückgewiesen. Die unzeitgemäße Lektüre ist wirklich nicht die alleinige Ursache für die Kriminellität der Jugend. Die hat ganz andere Ursachen. Daneben spielt die Lektüre nur eine bescheidene Rolle.

Aus dem Gesagten geht zur Genüge hervor, daß das Problem der Abenteurerliteratur kein ganz einfaches ist. Die Jugendlichen lesen sie gern und mit Begeisterung. Und doch sind die Gefahrmomente hierbei so groß, daß man in der Auswahl recht vorsichtig sein muß. Das Natürliche ist ja, daß man die Jugendlichen vom Vielleſen abhält. Man schaffe ihnen Daseinsbedingungen, die ihrem jugendlichen Tatendrange die Möglichkeit zum Ausleben läßt. Vieles wäre anders, wenn die sozialen Verhältnisse in den Großstädten besser wären. Doch da es nicht in unserer Hand liegt, hier Wandel zu schaffen, müssen wir uns danach umsehen, wie die Schäden gut gemacht werden können. Man gebe der Jugend Gelegenheit zum Austoben, Spielplätze und Unterkunftshäuser. Doch der Sport allein tut es auch nicht, wenn auch Busse anerkennt, „daß der sportliebende Teil der Jugend anscheinend weniger der Schundliteratur verfällt, ja überhaupt geringeres Lesebedürfnis zeigt als der übrige". Man wandere mit ihnen und lasse sie die Schönheiten des Vaterlandes sehen. Aber daneben kümmere man sich auch um die Lektüre. Es sei ihnen gestattet, gute Abenteurerliteratur zu lesen. Daneben versäume man aber nicht den Anschluß an die andere Literatur. Wo es angängig ist, da sammle man die Jugendlichen und führe sie ein in die Schätze der deutschen Literatur. Dann werden sie bald diese gefährliche Periode überwinden und Freude an anderen Büchern haben. Wenn sie dann in späteren Jahren wieder zu dieser Lektüre zurückkehren, dann hat es wenig Gefahr mehr, weil sie dann nicht mehr so naiv, so unvoreingenommen lesen, und weil ihnen dann auch die menschlichen Qualitäten eines Buches nicht mehr so gleichgültig sind.

Für den Bibliothekar erhebt sich nun die schwierige Frage, welche Bücher er einstellen darf. Wenn er davon überzeugt ist, was auch Busse betont: „Die Abenteuergeschichte kommt dem Erlebnishunger entgegen durch die besondere Art ihres Erlebnisablaufs mit seinen Prinzipien der Spannung und der Wunscherfüllung, wie auch durch die Art des Erlebnisinhaltes mit den Qualitäten der Fülle und der Ungewöhnlichkeit", dann wird er sie nicht grundsätzlich ausscheiden. Ohne Barmherzigkeit muß freilich alles ausgeschlossen werden, was formal den berechtigten Ansprüchen nicht genügt und was inhaltlich zu sensationell aufgebauscht ist. Ein Anfang läßt sich schon dadurch schaffen, daß man die Berichte der Forschungsreisenden einstellt. Vorzuziehen sind solche, die nicht in erster Linie exakte, wissenschaftliche Ergebnisse bieten, sondern mehr von den Gefahren der Reise, von den Wundern der Welt und von den Eigentümlichkeiten fremder Völkerschaften zu berichten wissen. Fast alle Büchereistatistiken beweisen die Beliebtheit der Reisebücher. Unbedenklich sind auch die meisten geschichtlichen Erzählungen. Bei diesen sind es nicht so sehr die geschichtlichen Fakta, die das

Interesse wecken, sondern die Abenteuer der Helden und die besonderen Verhältnisse der vergangenen Zeit. Dem verdankt ‚Lichtenstein' seine Beliebtheit bis auf die heutigen Tage, die Bücher von G. Freytag, von Herwig (Heldenlegende), Kümmel und Hofmann. Daneben erfreuen sich die klassischen Abenteuergeschichten, der ‚Robinson', ‚Lederstrumpf', Stevensons ‚Schatzinsel' unverminderter Beliebtheit. Mit einigem Abstand davon sind auch Sealsfield und Gerstäcker zu nennen. Eine Streitfrage ist immer noch, ob man Karl May aufnehmen soll. Ich glaube kaum, daß sie jemals gelöst wird. Ich persönlich bin ohne jeden Schaden durch die Karl-May-Periode gekommen und ich weiß es auch von vielen anderen. Trotzdem würde ich, wenn ich vor die Entscheidung gestellt würde, im Zweifel sein, ob ich ihn einstellen würde. Neben seinen unleugbaren Vorzügen, die ihn zum Liebling der Jungens machen, zeigt er so viele Schwächen, daß ich erst alle anderen Möglichkeiten gute Abenteuerbücher zu bekommen ausnützen würde, ehe ich zu Karl May griffe. Matthießen hat neulich im ‚Herrn mit den 100 Augen' (Herder, Freiburg) den nicht übel gelungenen Versuch gemacht ein Buch zu schreiben, das imstande ist, Karl May zu verdrängen. Sonst ist die Auswahl gering. Einiges was bei Herder erschienen ist, bei Schaffstein und auch bei Frankh kann man gebrauchen. Dann ist man bald am Ende. Wer als Erwachsener Abenteuerliteratur lesen will, der muß schon bei Kipling, Wells, Conrad, London und Stevenson nachsuchen. Da ist die Qualität, die man bei uns noch vergebens sucht. Die können erzählen, während die Deutschen viel zu sehr reflektieren und dadurch den Reiz vermindern. Immerhin lassen sich in letzter Zeit bei uns Ansätze zu einer Besserung feststellen. Hoffentlich wird die Entwickelung dahinführen, daß man in Zukunft nicht mehr so lange unter den deutschen Büchern zu suchen braucht, bis man ein passendes Abenteuerbuch findet. Das ist doch das Natürliche. Und dann wird dieses Kapitel nicht mehr so schwierig und delikat sein.

Georg Schäfer.

Das Buch im Krankenzimmer

Das Wort: „Die größten Wohltäter und Uebeltäter der Menschheit sind die Bücher" kann sich, in Beziehung zu der leidenden Menschheit gebracht, ein eigenes Wahrheitszeugnis im Krankenzimmer holen. Hat das Buch den Zweck oder die Absicht, durch Nachhaltigkeit seines Eindrucks im Leser fortzuleben, dann steht es zum Kranken meist in einem besonders günstigen Verhältnis. Wenn anders die physischen Leiden nicht nach dem Lesen die geistige Kraft und Regsamkeit lähmen oder hemmen, bleibt der Kranke gewöhnlich länger mit seinem Buch in enger Fühlung als der Gesunde. Dafür sorgt zunächst die durch die Krankheit gesteigerte Empfindsamkeit des Gefühls. Dem Einfluß des Gelesenen gibt sich dies stets leichter preis, selbst, wenn Wille oder Gewissen des Kranken das Buch ablehnen. Die vom werktätigen Leben, den ablenkenden Interessen und Geschehnissen der Wirklichkeit mehr oder weniger abgekehrte Einsamkeit des Krankenlebens ist dann weiter der beste Nährboden für Frucht und Saat des Buches. Der Kranke hat Zeit und Ruhe, diese durch nachlesende, nacherntende Denkarbeit restlos einzuheimsen. Er kann sie prüfen und sichten, sie zum innern Eigentum machen und, wenn er will, sich vom Geiste des Buches beherrschen lassen. Und wollte er dies auch nicht: ganz gleichgültig wird er diesem Geiste gegenüber nicht bleiben, höchstens dem ihm langweilig und fade dünkenden.

Ganz von selbst ergibt sich hieraus die Pflicht für den Kranken und alle, die ihm Bücher leihen oder schenken wollen, mit Sorgfalt nur solche zu wählen, die in wenigstens einem Sinne als Wohltäter anerkannt werden können. Die edelsten ihrer

Art sind naturgemäß die religiösen und seelisch-erzieherischen Bücher. Der Kranke ist wohl von manchen Eindrücken des Außenlebens, die schädliche Keime für die Seele in sich bergen, abgeschlossen, ebenso aber auch von den religiös-erneuernden und befruchtenden Veranstaltungen seiner Kirche: Gottesdienst und Predigt. Langes, körperliches Kranksein bringt oft genug auch der Seele eine Ansteckung zu. Der oft beneidete „Krankenzimmerfriede" ist nicht immer wirklich vorhanden oder wird doch oft erst nach langem, innern Kampf mühsam errungen.

Die Seele des Kranken braucht Freunde und Helfer! In den Leidenszeiten: daß sie ihr Trost und Arznei bringen; in ihrer Genesung: daß sie ihr Stütze und Kraft sind; in der Gesundheit: daß sie ihr das Gewonnene bewahren. Das religiöse Buch ist manchem Kranken beides geworden. Unentbehrlich für jede Krankenstube sind kirchlich gutgeheißene Auslegungen der Heiligen Schrift und ansprechende Schilderungen des Lebens und Leidens Christi von bewährten Schriftstellern. Ein das katholische Kirchenjahr und seine Feste verständnisvoll und anschaulich behandelndes Werk soll gleichfalls helfen, den christlich-katholischen Geist im Kranken wach und rege zu erhalten. Bücher der Seelenkultur, die der Willensbildung, dem Tugendleben und besonders dem Geist der Ergebung dienen, sind, ob auch meist für Gesunde geschrieben, tüchtige Hilfskräfte der Krankenseelsorge. Es gibt ihrer so viele und gute, daß jeder Kranke und Krankenfreund das rechte Werk in seinem Falle findet.

Eine besondere Bedeutung kommt der einschlägigen Krankenliteratur zu. Ihr soll man weitgehende Aufmerksamkeit, aber auch Vorsicht entgegenbringen. Weiß der Kranke, daß ein Buch eigens für Leidende geschrieben wurde, erwartet er von ihm mehr als von einem andern Verständnis für seinen Ausnahmezustand, ein Einfühlen in seine Stimmungen und seelischen Schwierigkeiten, ein Miterleben seiner, dem Gesunden fremden Enttäuschungen und Hoffnungen. Löst das Krankenbuch feinfühlig diese Aufgabe, dann darf es gewiß sein, daß der schmerzgeplagte Leser gern auch die Anregungen und Ermahnungen zur Geduld und Ergebung, zur seelischen Erstarkung aufnimmt und befolgt. Mißtrauisch, zuweilen voll Bitterkeit steht er dagegen den Werken gegenüber, die zwar mit gutgemeinten Trostworten und Winken nicht sparen, aber den Geist taktvollen Verstehens für die Hemmungen und Kämpfe des Krankenlebens vermissen lassen. Die berufensten Verfasser von fruchtbaren Krankenbüchern sind wohl die schriftstellerisch veranlagten Seelsorger, die meist den tiefsten Einblick in die Seele des Kranken tun dürfen, mehr gewöhnlich als Arzt und Pfleger. Mir ist z. B. Kepplers ‚Leidensschule' mit seiner unsentimentalen und doch mitfühlenden Einstellung zum geistigen Arzt geworden. Einer Leidensgenossin gab das zwar etwas schwerer faßliche Büchlein: E. Krebs: ‚Was kein Auge gesehen' Mut und Freude zum Sterben.

Zuweilen gelingen auch dichterisch begabten Kranken, wenn sie alle Stadien langjährigen Leidens erfahrungsweise kennen und zur inneren Ruhe und Abgeklärtheit gelangt sind, vorzügliche Schriften für die Krankenzelle. Andern und mir haben Henriette Breys: ‚Wenn es in der Seele dunkelt', besonders aber Emmy Giehrls: ‚Kreuzesblüten' und ‚Der Kreuzweg auf dem Krankenbette' eine seelische Bereicherung gegeben. Beide Verfasserinnen schrieben auf langjährigem Krankenlager für ihre Leidensgenossen. Besonders Emmy Giehrl wendet sich in ihren Schriften ausdrücklich an Kranke. Sie tröstet ohne falsches Mitleid, erzieht ohne Härte. Jeder Kranke wird die ganz schlichten Bücher liebgewinnen, wenn er das Leben dieser seltenen Frau kennt. M. Müller erzählt es uns in der Biographie: ‚Emmy Giehrl' (‚Tante Emmy').

Braucht schon der gesunde, nach seelischer Vornehmheit strebende Mensch Vorbilder, bei denen er Mut und Vertrauen zur Nachfolge holen kann: der doppelt

geschwächte Kranke braucht sie doppelt. Die Krankheit entbindet ihn nicht von der Pflicht, sich zu veredeln, sie erschwert sie nur. Der einsam Ringende soll darum wissen, daß er nicht allein eine Last trägt, daß vor ihm Andere gleiche oder größere Bürde geschleppt, hart wie er oder härter gekämpft und doch gelernt haben, der Seele zum Siege zu verhelfen. Lebensbeschreibungen heilig gewordener Kranken und Dulder in dem ‚christlichen Sternenhimmel' von Alban Stolz waren beispielsweise einem alten, kranken Mann immer wieder ein Ansporn zur Geduld. Ein junges Mädchen lernte durch die ‚Leidensbraut' von A. v. Krane ihr Kreuz ergeben umfassen; einer Ordensfrau gab das ‚Leben der heiligen Theresia von Jesu' die Kraft, mit siechem Körper mehr im Dienste der Nächstenliebe zu leisten als mancher Gesunde. Mir ist die vorgenannte Biographie ‚Emmy Giehrl' besonders wertvoll geworden. Das Leben der bekannten Jugendschriftstellerin, die von ihren 78 Lebensjahren 52 auf dem Krankenlager verbrachte, ist so ganz menschlich, ganz erdennahe, ganz kampfvoll. Es weiß nichts von Stigma, Ekstase und außermenschlichen Werken, aber die Kranke hat es durch Geduld, Ausdauer und Opfermut zu einem arbeits- und nutzreichen ausgebaut, hat es durch Gottesehrung und dienende Nächstenliebe geadelt. Dieses Lebensbild mag manchem Leidenden zu innerer Ein- und Umkehr werden. – Doch seien nicht einseitig nur die Lebensbeschreibungen irgendwie bedeutender Kranken berücksichtigt: im Krankenzimmer soll auch dem Leben und Wirken edler und hervorragender Persönlichkeiten nachgespürt werden, die ihren Weg in wirklicher oder doch wenig gehemmter Gesundheit gehen durften. Die Gefahr, daß derartige Lektüre den Kranken peinlich an die eigene Unfähigkeit zur Nachahmung – auch im Kleinsten – solcher Menschen erinnert und bedrückt, wird durch den wahren Gedanken behoben, daß das einzig erstrebenswerte Ziel: die Hingabe an Gott, auch auf dem Krankenbett erreicht werden kann. Im Uebrigen lenkt das geistige Mitwandern im Tatleben großer Seelen von den körperlichen Beschwerden, den inneren Enttäuschungen und Verstimmungen wohltätig ab. Jedenfalls sind solch wahrheitsgetreue Schicksalsschilderungen von ungleich größerem Wert für den Kranken als die meiste Unterhaltungslektüre. Gewiß soll die schöne Literatur nicht fehlen. Sie muß aber ausgezeichnet sein durch tiefen Gehalt, Lebensechtheit und Formschönheit. Der Kranke soll auch durch sie innerlich reicher werden, nicht aber verflacht oder gar vergiftet. Bücher, die zwar als Kunstwerk hoch zu werten sind, aber als eine Verneinung des religiösen und moralischen Gewissens und Geistes gelten müssen, seien unbedingt abgelehnt. Nervenschwachen sollte man auch keine aufregenden kriminellen oder zu realistischen Romane bringen. Für jugendliche, unheilbare Kranke sind Bücher mit betont erotischem Einschlag oft eine Gefahr. Selbst die sich auf diesem Gebiete in feinerer oder versteckterer Art bewegenden Werke sind für den Geist der jungen Patienten oft eine ungesunde Nahrung. Sie lassen ihn manchmal den Verzicht auf die Vorteile der Gesunden schwerer empfinden, machen ihn reizbar und unzufrieden und nicht selten bringt die durch derartige Lektüre aufgestachelte Phantasie der Seele Schaden oder Wunden bei.

Wird aber im Roman ein Seelen- oder Lebensschicksal von zuverlässigen Autoren würdig und überzeugend behandelt, kann das Buch dem Einsamen zum Genuß auch Nutzen bescheren: Erweiterung der Lebens- und Menschenkenntnis, Verständnis für die Not vieler Gesunden, für ihre Bedrängnisse und Kämpfe.

Wahre Freudenbringer sind auch die Reisebeschreibungen. Vor ihnen weichen die Wände des Krankenzimmers und machen ihren erzählten Schönheiten Platz, die der Kranke gewöhnlich mit den Farben seiner Phantasie übermalt, abtönt. Und darüber ist unvermerkt eine Schmerzensstunde verronnen!

Interessierte und bildungsfähige Kranke werden die Gaben der Klassiker, werden Lyrik, Epik und Drama nicht missen wollen, doch muß auch hier zu vorsichtiger Aus-

wahl gemahnt werden. Nie darf übersehen werden, daß Bucheindrücke, die dem starknervigen Gesunden schadlos vorübergehen, dem sensiblen, feinnervigen und leicht erregten Kranken zum quälenden Erlebnis werden können. Namen jedoch, die Gewähr leisten für die gute Dichtungsart ihrer Träger, sollten keinem Kranken fremd bleiben. Gern gesehen ist meist auch heitere Lektüre, sie soll aber gewürzt sein mit geist- und gemütvollen Gedanken. Nur dann wird sie ein gesundes Lachen erzeugen, das wie eine gute Arznei wirkt, die dem Kranken wahrhaft wohltut. Auch mundartliche Schriften seien beachtet. Sie vermitteln oft echtes Volksgut und erhalten im Krankenzimmer das Interesse an Heimat und Volkswesensart, oder führen in den Geist anderer Volksstämme ein. Doch darf der Dialekt nicht so schwer verständlich sein, daß das Lesen den Kranken ungewöhnlich anstrengt.

Ein besonderes Wort noch dem Krankenheilbuche. Naturgemäß verlangt jeder Leidende nach Aufschlüssen über seine Krankheit, nach Ratschlägen zur Behebung, und greift gern nach Büchern, die scheinbar oder wirklich beides bieten. Aber es wird mit solchen Werken viel Unheil in dem Krankenzimmer angerichtet. Der Patient wird zu intensiv mit seinem Krankheitsbild vertraut, vielfach auf irrige Weise. Seine Aufmerksamkeit konzentriert sich auf sein Leiden in schädlichem Maße. Er täuscht sich und wird enttäuscht, er ängstigt sich und regt sich auf, wo ihm vernünftige Ablenkung Ruhe und damit oft Besserung bringen könnte. Im allgemeinen soll der Kranke sich nur der Leitung eines verständigen Arztes oder Pflegers überlassen, nicht den papierenen Führern. Ausnahmen gibt es auch hier zu machen. Wenn ein Buch in ganz ruhiger, sachlicher Art allgemeine Ratschläge für unkomplizierte Krankheitsfälle oder vernünftige Abhärtungsmethoden zum Nutzen der geschwächten Organe und Nerven bietet, mag es in manchen Fällen eine Hilfskraft des Arztes sein. Doch soll dieser es kennen. Nervenkranke können sich manche Beruhigung aus dem Werk Dr. Bergmanns: ‚Selbstbefreiung aus nervösen Leiden' holen, wenn sie es ruhig abwägend zu lesen verstehen. Ein schwer an Neurasthenie Leidender dankte dem Buche: Alfred Laub, ‚Nervenkraft durch Gottes Geist' neuen Lebensmut.

Alle in dieser Anregung aufgezählten Bücher sollen nicht als die durchweg besten für den Kranken überhaupt geltend gemacht, sondern nur ihrer günstigen Erfahrungen wegen genannt werden. Eine größere Aufstellung von Büchern erübrigt sich darum, weil ja dem Geschmack, Bildungsgrad und Aufnahmevermögen des einzelnen Kranken Rechnung getragen werden soll. Immerhin ist es den meisten Borromäus-Volksleih- und Krankenhausbibliotheken möglich, eine besonders für Kranke geeignete Buchgruppe zusammmenzustellen. Seelsorger, Angehörige und Freunde des Kranken sollen mit dem Leihen oder Schenken des möglichst sorgfältig gewählten Buches nicht warten, bis der Leidende, von Langeweile geplagt, selbst darum bittet. Denn meist hat die Langeweile dann schon schädlich gewirkt. Oft erstickt auch eine seelische Depression das Interesse am Buch. Da weckt manchmal schon die Wahrnehmung des Kranken, daß die Gesunden an seine Einsamkeit gedacht und ihm mit einem Buch darüber weghelfen wollen, wohltätig eine neue Freude an der Wiederaufnahme geistiger Tätigkeit, an der Prüfung der geistigen Spannkraft. Damit ist oft auch dem Körper wohlgetan.

Agatha Vossebrecker.

Das Buch in China und das Buch über China

Chinesische Schrift und chinesisches Buchwesen sind dem Europäer eine fremde Welt. So mannigfaltig sind die chinesischen Zeichen, daß sich in ihnen gleichsam eine chinesische Mauer auftürmt, die das Eindringen in den Geist Chinas hemmt. Und doch hat das Abendland von frühen Zeiten an großes Interesse für jenes Land im fernen Osten mit seiner vieltausendjährigen Kultur gehabt, und es ist erstaunlich, wieviel Material nicht nur aus der Kunst, sondern auch aus dem Buchwesen Chinas in abendländischen Bibliotheken sich findet. Den Versuch, dieses Material einmal gesammelt zur Anschauung und Schrift und Buchwesen Chinas dem Verständnis näher zu bringen, bedeutete die Ausstellung Das Buch in China und das Buch über China während der Monate Januar und Februar ds. Js. in den Räumen des alten Bundespalastes in Frankfurt a. Main, der heute das Museum für Völkerkunde, das China- und das Afrika-Institut beherbergt. Angeregt war die Ausstellung von dem Leiter des China-Instituts, Prof. Rich. Wilhelm in Frankfurt; veranstaltet wurde sie von dem genannten Institut und der Preußischen Staatsbibliothek in Berlin. Außer diesen beiden hatten noch andere deutsche Bibliotheken, so besonders München, Leipzig, Frankfurt, ihre hierhergehörigen Bestände zur Verfügung gestellt. Von ausländischen Ausstellern seien genannt: Nederlandsch Chineesche Vereeniging, Amsterdam, Ecole nationale des langues orientales vivantes, Paris, Institut des langues orientales vivantes, Leningrad. Zahlreiche Verleger hatten ihre auf China Bezug habenden Verlagserzeugnisse zur Schau gebracht. So kam eine ansehnliche Menge von Büchern und Schriften zusammen, und wenn diese Ausstellung auch nicht erschöpfend und vollständig (namentlich was das Buch aus China angeht) sein konnte, so war sie doch ein begrüßens- und sehr anerkennenswerter erster Versuch, bei dem es sich herausstellte, wie stark Europa sich immer für China interessiert hat und wie lebendig dieses Interesse im Besuche der Ausstellung sich zeigte. Ein wertvoller Katalog der Ausstellung ist von R. Wilhelm unter Mitarbeit von anderen herausgegeben worden; er bringt außer einem gut geordneten Verzeichnis der ausgestellten Schriften (S. 59—152) einige Abhandlungen mit nützlichen Einführungen (S. 1—58), von denen im Folgenden noch die Rede sein wird. Die Ausstellung selbst war in Schaukästen sehr geschickt und übersichtlich angeordnet.

Im Folgenden sei auf einige bemerkenswerte Einzelheiten der verschiedenen Abteilungen hingewiesen; die Angaben hierzu sind zumeist dem Kataloge entnommen, vor allem dem Aufsatze Wilhelm's „Die Entwicklung des Buches in China" (S. 26 bis 33) und dem „Ueberblick über die chinesischen Werke der preußischen Staatsbibliothek", den Prof. H. Hülle, der Leiter ihrer ostasiatischen Abteilung, in einem Vortrage bei der Eröffnung der Buchausstellung gegeben hat (S. 1—8).

Die erste Abteilung umfaßte das original-chinesische Buch und brachte in einer Sondergruppe einen knappen, aber lehrreich ausgewählten Ueberblick über die Entwicklung des Buches und der Schrift in China, der an Originalwerken und an Modellen geboten war. Dieser Ueberblick berücksichtigte die beiden Faktoren, die zum Werden eines Buches zusammenwirken: die Entwicklung der Schrift bis zum Druck, der mechanischen Reproduktion, und die Entwicklung des Materials, auf das gedruckt wird. Die chinesische Schrift reicht über das erste vorchristliche Jahrtausend hinauf. Auf Laotse geht die Mitteilung zurück, daß man in alten Zeiten Stricke geknotet habe, um sich gegenseitig zu verständigen. Solche Knotenschriftstricke, die man auch heute noch bei primitiven Völkern findet, fand man auch auf den Liukiu-Inseln. In der Ausstellung findet sich ein „Okinawa", ein Bastgeflecht als Merkmittel beim Schweineverkauf. Aber vor und auch gleichzeitig mit der Erfindung der Schrift waren noch Symbole im Gebrauch, die Zeichen für einen Gedanken darstellen, so z. B.

die Rang-Insignien aus Nephrit, die aus zwei Stücken bestanden, von denen eines die belehnten Fürsten hatten, das andere damit zusammenpassende vom König aufbewahrt wurde. In derselben Vitrine waren auch einige sogenannte Orakelknochen zu sehen; sie stammen teilweise aus der Shang-Dynastie (1766—1122 v. Chr.), und die auf ihnen eingeritzten Schriftzeichen sind die ältesten, die uns bis jetzt bekannt sind. Eine große Anzahl von ihnen wurde in Honan gefunden.

Außer diesen ganz alten Zeugen der chinesischen Schrift waren Typen von Bambusbüchern ausgestellt, die aus dünnen Bambustäfelchen bestanden, die gerade für eine Zeile Raum boten und auf denen die Schriftzeichen mit einem ehernen Stylus eingeritzt wurden. Die Bambustäfelchen wurden am obern Ende durchbohrt und mit einem Lederriemen verbunden. Aehnliche Bambusbücher sind aus Vorder- und Hinter-Indien und aus Java bekannt.

Zwei für die Entwicklung des Buchs wichtige Erfindungen wurden in der Han-Zeit (206 v. Chr. bis 220 n. Chr.) in China gemacht, die später über Vorderasien nach Europa gekommen sind: Papier und Druck. Die Erfindung des Haarpinsels (220 v. Chr.), das Schreiben auf Seide mit einem schwarzen Lack führten zu der Buchrolle. In der schon für 255 v. Chr. erwähnten Anwendung des Siegels hat man eine Quelle des Buchdruckes zu sehen. Um die christliche Zeitwende wurde das erste Papier aus Seidenabfällen hergestellt; im Jahre 105 n. Chr. glückte die Bereitung des Papiers aus Maulbeerrinde, Hanf, Lumpen und alten Fischernetzen. Das Lumpenpapier erscheint also als eine chinesische Erfindung. Eine andere Quelle, aus der der Buchdruck sich entwickelte, waren die Abklatsche, die man von den Steinen machte, in die 175 n. Chr. die konfuzianischen Klassiker in ihrer endgültigen Form eingemeißelt wurden, um einen beständigen zuverlässigen Text zu sichern.

In seinem Bestreben, möglichst weite Propaganda in China für seine Lehren zu machen, hat der Buddhismus in großem Ausmaße des Buchdrucks sich bedient und so diesen gefördert. 883 wird zum ersten Male das Drucken erwähnt; in den Jahren 932—953 erfolgte die erste Akademie-Ausgabe der chinesischen Klassiker. Die darauf folgende Sung-Zeit ist das klassische Alter des Buchdrucks in China; damals wurde aus der Buchrolle ein Faltbuch in Gestalt eines Leporelloalbums, und in dieser Zeit sind buddhistische Texte, bald aber auch die taoistische Tempelliteratur erschienen. Die Sung-Zeit hat auch die für Gestaltung des Buches klassische Form gebracht, die heute noch in China üblich ist: zwei Seiten werden zusammengedruckt, dann gefaltet; sie bilden also eine Vorder- und eine Rückseite, die allein bedruckt sind; die zwei Seiten, die bei dem Falten nach innen gewendet sind, sind unbedruckt. Auf der offenen Seite werden diese Blätter mit Seide zusammengestochen; ihnen wird vorn und hinten ein Deckblatt aus kräftigem Papier zugefügt. (In einer Form, die der eines solchen chinesischen Buches, das Ben genannt wird, soweit es geht, ähnlich ist, ist auch der Katalog der Ausstellung gedruckt.)

Erst von Europa her dringt ein neuer Buchtypus ein: das lithographierte und mit Bleilettern gedruckte Buch. Aber auch in dem Drucken mit beweglichen Lettern sind die Chinesen den Europäern zuvorgekommen: von 1041—1049 wurden in China zum ersten Male bewegliche Typen benützt, die aus Ton hergestellt und in einem eisernen Rahmen zusammengehalten waren. Später goß man Typen und Rahmen aus Ton und auch Typen aus Zinn. Wilhelm gibt eine Mitteilung A. Waley's, daß unter den Dun Huang Funden sich buddhistische Bilder mit datierten Unterschriften finden, die mit beweglichen Typen gedruckt sind und auf das Jahr 607 n. Chr. zurückgehen. Heute hat auch China den Maschinendruck und wie seinerzeit der Buddhismus, der aus Indien kam, zum Buchdrucke geführt hat, so importierte die in China eingeführte europäische und amerikanische Zivilisation auch das Maschinenbuch. Die unter national-chinesischer Leitung stehende Commercial Preß in Shanghai ist ganz modern einge-

richtet und, was die Menge der gedruckten Werke anlangt, die größte Druckerei der Welt.

Die Ausführungen Wilhelms, auf die wir uns bei obigen Angaben stützen, werden ergänzt durch den Vortrag Hülles, der für die aufeinanderfolgenden Typen des chinesischen Buches, soweit sie in der Ausstellung vertreten waren, z. B. auf vier Drucke aus der Sungzeit, deren Holzplatten 1182, 1195, 1212 und 1257 hergestellt worden sind, für die Beispiele alter Drucke mit Holz- und Kupfertypen (vom 14. bis 17. Jahrh.) erläuternde Hinweise bot.

Vom religionshistorischen Standpunkt verdienen besondere Aufmerksamkeit die ausgestellten Proben der Klassiker-Ausgaben und der großen Kultausgabe des buddhistischen und des taoistischen Kanons aus der Mingzeit, wie überhaupt die große Zahl von älteren, neuen und neuesten Drucken von Teilen des buddhistischen Kanons die aktuelle und große Bedeutung dieser Religion für die Völker Ostasiens anschaulich dartut, außerdem ein mohammedanisches Glaubensbekenntnis in arabisch mit chinesischem Kommentar zwischen den Zeilen; einige Exemplare von Uebersetzungen der alt- und neutestamentlichen Schriften in das Chinesische. Hier ist es sehr zu bedauern, daß in der Ausstellung nicht die reichen Schätze der vatikanischen Bibliothek mit herangezogen worden sind. Bemerkenswert waren in der Abteilung des originalchinesischen Buches noch die ausgestellten Teile der großen chinesischen Enzyklopädien, der Veröffentlichungen der Taip'ing-Regierung (1851—1855), die Handschrift eines Lehrbuchs der Pekinger Dolmetscher-Schule, ferner eine in ethnographischer Hinsicht bedeutsame Bilderhandschrift mit einer Schilderung des Lebens der Lolo- und Miaotzustämme vor etwa hundert Jahren. Der Kuriosität halber seien von den chinesischen Uebersetzungen europäischer Werke noch erwähnt: Die Leiden des jungen Werther und eine japanische Uebersetzung des bayrischen – Steuergesetzes.

Viel umfangreicher war die Ausstellung in dem, was sie von dem Buche über China brachte, und auch hier fesselte vor allem die historische Abteilung mit den Werken über frühe Reisen nach China, über die Missionen und die wissenschaftliche Tätigkeit der Jesuiten und anderer Orden in China, über den Ritenstreit, über chinesische Sprache und Literatur. Gerade für diese Punkte wird der Katalog ein nützliches bibliographisches Hilfsmittel sein. Dies gilt auch für die Gruppe „Werke über China seit 1900", in der unter den Stichworten: Allgemeines; Literatur; Geschichte; Kunstgeschichte (aus diesem Gebiet waren aus den letzten Jahren ganz ausgezeichnete und glänzend ausgestattete Veröffentlichungen europäischer Verleger in der Ausstellung zusammengebracht); Philosophie und Religion; Reisebeschreibungen und geographische Werke; Wirtschaft und Sozialwissenschaft; Folkloristik; Sprachwissenschaft; Mission alle wesentlichen Erscheinungen im Katalog aufgeführt sind (S. 80—135, und S. 137—150 das Verzeichnis der zahlreichen russischen Schriften aus den letzten Jahren, die des politischen Beigeschmackes nicht entbehren).

In der Abteilung „Das Buch über China" war eine Sondergruppe eingefügt, die für Frankfurt eine besondere Bedeutung hatte: „Goethe und die chinesische Literatur." Darüber hat E. Beutler im Katalog einen einführenden Aufsatz beigesteuert (S. 54—58). Er weist darauf hin, daß in wirksamer Weise Goethes Interesse für China erst in Weimar geweckt wurde; dort wurden in der Manier der chinesischen Schattenspiele am Hofe Aufführungen veranstaltet. In den 90er Jahren hat Goethe in Jena Werke über China und seine Kultur studiert. An der Universitäts-Bibliothek in Jena und an der Landesbibliothek zu Weimar sind die Ausleiheregister erhalten, und nimmt man deren Eintragungen mit den Tagebuchvermerken und den Briefen Goethes zusammen, so kann man heute noch feststellen, wie er sich mit dem Studium der chinesischen Kultur bemüht hat. Mit dem Studium über China be-

schäftigte sich Goethe in den Wochen vor der Schlacht bei Leipzig. Erst im späten Alter formte er unter dem Anreiz einer Sammlung chinesischer Lyrik Gedichte wie das auf See-Jaou-Hing oder die Verse der Mei-Fe „Du sendest Schätze mich zu schmücken", und die Gedichtsammlung: ‚Chinesisch-deutsche Jahres- und Tageszeiten.' In der Ausstellung waren nun jene oben erwähnten Ausleihe-Register, die Werke über China und die Sammlung der chinesischen Lyrik, die Goethe studiert hat, sowie die Handschriften der von ihm unter diesem Einfluß verfaßten Gedichte und auch die Notizen aus Briefen und Tagebüchern, in denen er von seinen chinesischen Studien spricht, mit der liebevollsten Sorgfalt zusammengebracht.

Erwähnen wir noch aus dem Katalog einen trefflich in den Geist der chinesischen Sprache und Schrift einführenden Aufsatz des Chinesen Mau Chun: ‚Die Struktur der chinesischen Schriftzeichen' (S. 9—25) und schließen wir mit der Feststellung, daß diese Buchausstellung ein Verdienst war und daß der Katalog einen über die Dauer der Ausstellung hinaus bleibenden Wert hat.

Friedrich Andres.

Das schöne Buch in aller Welt

Ein Rückblick auf die Leipziger Internationale Buchkunst-Ausstellung 1927

Wenn auch diese Blätter hauptsächlich dem Inhalt des Buches gelten, so ist es doch gelegentlich angebracht, auch seiner Form, seiner buchgewerblichen und buchkünstlerischen Gestalt zu gedenken. Denn gerade in unserer Zeit ist *sie* mehr denn je berufen, mitzuhelfen zum Inhalt zu führen. Unsere Augen sind, nachdem all die Nöte minderwertigen Materials und technisch gehemmter Ausführung der Kriegs- und Nachkriegszeiten behoben sind, es wieder gewöhnt, die Erzeugnisse der Druckpresse und Einbandwerkstatt in bester Form entgegenzunehmen. Der Aufschwung buchkünstlerischer Betätigung in den Jahren nach dem Weltkriege – von der Pseudokunst für Inflationsgewinner muß abgesehen werden – ließ es gerechtfertigt erscheinen, auch in Form einer internationalen Ausstellung den Faden da wieder aufzunehmen, wo er 1914 in der „Bugra", der Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik, nach glänzender Blüte so jäh abgerissen war. So ward vom Verein deutscher Buchkünstler im vorigen Sommer in Leipzig unter der tatkräftigen Führung von Prof. Hugo Steiner-Prag eine Internationale Buchkunst-Ausstellung geschaffen, deren vornehmste Aufgabe nach seinen Worten war, „den Anteil der Künstler an der Gestaltung des schönen Buches zu zeigen, die Freude am Buch zu erhöhen und das Interesse am Buchbesitz neu zu beleben". Das Untergeschoß des Museums der bildenden Künste am Augustusplatz gab den weitläufigen Raum, der in vornehmer Weise in stimmungsvolle Säle und Kabinen eingeteilt und den besonderen Zwecken der Ausstellung angepaßt war. Der Gesamteindruck war restlos befriedigend, besonders die deutsche Buchkunst konnte sich in dem ganzen Reichtum und Hochstand ihrer Leistungen zeigen, zumal sie auch hinsichtlich der Quantität der Ausstellungsstücke gegenüber dem Ausland sehr stark im Vordertreffen war.

Einen guten Ueberblick und eine dauernde Erinnerung an diese prächtige Schau bildet der „*Amtliche Katalog*" (Leipzig: Insel-Verlag 1927), der schon wegen seiner eigenen schönen Ausstattung – schmiegsamer Ganzleinenband, klarer Druck mit reichem Bildmaterial im Text und auf über 50 Doppeltafeln – ständige Beachtung verdient und dokumentarischen Wert besitzt. Wer sich ein Bild von der Buchkunst der Gegenwart machen will, darf an dieser prächtigen und dabei billigen Veröffentlichung nicht vorübergehen. Die Ausstellungsleiter der einzelnen Länder berichten jeweils in ihrer Sprache, die dann außerdem in deutscher Uebersetzung wiedergegeben ist, über

den Stand der Buchkunst ihres Landes und die Absichten ihrer Abteilungen. Gehen wir dem Alphabet der Staaten nach. Henry van de Velde zeigt für Belgien, daß dort die alte Tradition der Holzschneider bewußt gepflegt wird – Frans Masereel, Josef Cantré und Joris Minne sind die bekanntesten Vertreter –, daß dagegen die moderne Typographie dort noch im Entwicklungsstadium sich befindet. Dänemark kann mit einer größeren Zahl von jungen Künstlern aufwarten, die in den Spuren der älteren wandeln und doch auch bewußt neue Wege gehen. „Die Bemühungen um die künstlerische Gestalt des gedruckten Buches in Deutschland sind", wie Hans Bockwitz feinsinnig bemerkt, „alt und jung zugleich: alt wenn wir an Gutenbergs und seiner Jünger Zeit zurückdenken, jung, wenn wir von der Buchform sprechen, wie sie sich im letzten Vierteljahrhundert entwickelt hat. Dort die Fortsetzung einer bereits zu hoher Blüte gelangten Buchkultur, eine Umwandlung von edler Schreibkunst in gleichermaßen edle typographische Formen, hier der Bruch mit einer in Unkultur versandeten Buchmacherei und zugleich ein Wille zu neuen Zielen." Es kann an dieser Stelle nicht auf Werk und Wesen all der zahlreichen deutschen Typographen, Illustratoren, Kunstbuchbinder usw. eingegangen werden, die zu eigner Würdigung und zur Ehre ihres Landes eine köstliche Fülle überraschend schöner Buchkunstwerke in bunter Mannigfaltigkeit ausgestellt hatten, es würde eine Darstellung des gesamten Gegenwartsschaffens auf diesem Gebiete ergeben. Drum sei nur erwähnt, daß außer den gemeinsamen Gruppen eine größere Zahl in eigenen Kabinen Zeugnis ablegen konnten von ihrem Werden und Wirken. Gerade darin lag ein besonderer Vorzug: daß man einzelne der Bekanntesten in ihrer Entwicklung verfolgen konnte, so Hugo Steiner-Prag mit feinen Illustrationen, Rudolf Koch mit zahlreichen Proben seiner charakteristischen Schrift in mannigfachster Verwendung, den stilsicheren Erich Gruner, den farbenfreudigen Georg A. Mathéy und vor allem den produktiven Fritz Helmuth Ehmcke mit dem disziplinierten Stift seiner Schriften, Zeichnungen, Einbände usw., daneben noch so manchen anderen das Innere und Aeußere des deutschen Buches gestaltenden Künstler. Zwei beachtenswerte Sondergruppen schlossen den Ueberblick über deutsches Schaffen ab. Die eine: Das Werk Gerhart Hauptmanns in der Entwicklung der deutschen Buchkunst – ein guter Gedanke, diese Entwicklung einmal am Gesamtwerk eines Vielgelesenen durch mehrere Jahrzehnte zu verfolgen in einer Sammlung: Drucke Hauptmannscher Werke, Zeitschriften und Sammelwerke, Hauptmannsche Dichtungen in fremden Sprachen, Bücher über Hauptmann, Manuskripte, Bemerkenswerte Theaterzettel. Die literarische Angelegenheit der letztgenannten Abschnitte erhob sich wieder zur buchkünstlerischen mit Käthe Kollwitz' aufwühlenden Bildern vom Weberaufstand, Heinrich Vogelers strichfeinen Illustrationen zur Versunkenen Glocke, Ferd. Staegers duftigen Radierungen usw. Das Beiwerk Hauptmann in der Karikatur und zahlloser Porträts in allerlei Posen mochte man je nach Einstellung als willkommen, überflüssig oder aufdringlich hinnehmen. Die andere Sondergruppe: Die Sammlung Dr. Karl Klingspor-Offenbach a. Main im „Zimmer eines Bibliophilen", köstliches Idyll, Ruhe- und Höhepunkt des Ganzen. Das edle afrikanische Rosenholz, die weißrotgestreiften Möbel, der farbige Gobelin G. A. Mathéys und die zarten Beleuchtungskörper gaben in feiner Harmonie würdigen Rahmen für all die erlesenen Stücke edler Buchkunst, die von ersten Meistern – oft als Unika – geschaffen dort in reicher Fülle in gläsernen Schreinen ruhten.

Wir treten nach diesem erhebenden Genuß einer letzthin aus deutscher Innerlichkeit entsprossenen Sammlung wieder ins Ausland. Finnlands graphische Kunst gründet ihr Wesen auf das schlichte Wesen seines Volkes und auf die maßvolle Natur, die alles, was Sensation erregt, meidet. Frankreich überrascht durch die Fülle der Einzelerscheinungen, bedingt durch zahlreiche ausstellende Künstler. Es

zeigt sich ihr Streben, von der Unkultur loszukommen, in die seltsamerweise auch das französische Buch im 19. Jahrhundert zum Teil zurückgefallen war, wie sie in den Einführungsworten von Frantz Jourdain zum französischen Abschnitt des Katalogs geschildert wird: „In Frankreich war seit dem Glanze des so einfältig verschrienen Romantismus, seit den Illustrationen eines Delacroix, die Tradition der Moreau, Eisen, Fragonard, Debucourt und Gravelot verschwunden, begraben unter Gleichgültigkeit, Egoismus, Unverständnis und niedrigstem kaufmännischen Interesse. Die meisten Verleger kümmerten sich weder um Druck, Papier, Illustration, Einband noch Ausstattung eines Werkes. Es gab keinen Zusammenhalt zwischen den verschiedenartigen Elementen, welche gemeinschaftlich an dem schönen Buche als an einem harmonischen Ganzen gearbeitet hätten." Daß hierin auch in Frankreich ein großer Wandel eingetreten ist, zeigten die mannigfaltigen Proben von Buchillustrationen – der Holzschnitt fällt besonders angenehm auf – und Einbandkunst. England's Buchkunst hält sich fern von übermäßiger Dekoration, alles atmet strenge Sachlichkeit, der englische Künstler fühlt sich nur als Kommentator und Erläuterer des Textes, er nimmt aber auch wenig Rücksicht auf die technische Durchführung der Buchgestaltung. Immerhin muß auf die alte führende Kelmskott-Presse und die Doves-Presse hingewiesen werden, dann auf die Vale-Presse von Charles S. Ricketts, die ihre Tätigkeit aber bereits lange eingestellt hat. Unter den neuen Illustratoren nimmt Will Owen eine herrorragende Stelle ein, unter den Buchbindern Douglas Bennet Cockerell, der Theoretiker moderner Einbandkunst. In Italien ist Raffaello Bertieri durch Beispiel und Unterricht ein Apostel der Aesthetik des Buches geworden, ferner G. Fumagalli durch seine Scuola del Libro in Mailand. Es kam vor allem darauf an, den bisher notwendigen Bezug von Buchstaben und Zierstücken aus dem Auslande auszuschalten und in Anlehnung an die alten Meister neues typographisches Material zu schaffen. Es fehlt leider noch viel am Zusammenklang von Druck und Illustration, so sehr sich auch die 1925 gegründete Vereinigung „Liebhaber des Buches" um diese Harmonie bemüht. Die Einbandkunst lag lange Zeit ganz im Bann der prächtigen Vorbilder der Vergangenheit, versucht aber auch jetzt eigene Wege zu gehen. Erwähnenswert ist die Anregung einer großen Buchbinderei, der Cartiera Binda, die Serien von Schulheften in den Handel gebracht hat, deren Umschlagdeckel Künstler von Rang entworfen haben. Japan, das nur wenige Proben aus deutschen Bibliotheken ausstellte, hat durch die Einführung der Druckmaschine und der europäischen Buchbindekunst viel an seiner eigenen Buchkultur verloren, die sich durch die Feinheit der Kalligraphie auszeichnete. Erfreulicherweise versucht es, die gerade bei uns so geschätzte bodenständige Farbenholzschnitt-Technik wieder mehr buchkünstlerischen Zwecken dienstbar zu machen. Jugoslaviens Buchkunst ist noch jung, versucht aber schon mit Erfolg auf eignen Füßen und eigne Wege zu gehen. Die Niederlande, die lange Zeit im Illustrativen meist recht willkürlich sich überboten, dabei allerdings im Holzschnitt Charakteristisches leisteten, zeigen bedeutende Erfolge auf typographischem Gebiete, wozu ihnen vor allem ihre Schriftkünstler Hendrik de Roos und J. van Krimpen verhalfen. Norwegen zeigte leider in seiner matten Auswahl nicht alles, was es an wirklichen Werten zu bieten hat, mehr drucktechnische als buchkünstlerische Leistungen; hervorzuheben sind hier die aus der Zusammenarbeit mehrerer hervorgegangene illustrierte Uebersetzung von Snorri Sturlusons (13. Jahrhundert) großem Geschichtswerk Heimskringla, die Publikation des Osebergfundes u. a. Heiter und aufgeschlossen tritt Oesterreich auf den Plan. Es hat zahlreiche Künstler des Buches an Deutschland abgegeben und mit ihm naturgemäß in der Formensprache und Idee viel überein, aber doch auch wieder eine eigene Note wie bei allem Kunstgewerblichen, wir brauchen nur an die Wiener Werkstätten zu denken. Ganz führend ist es auf dem Gebiete der

Schriftbildung durch seinen Meister Rudolf v. Larisch mit dessen Assistentin Hertha Ramsauer. Viele österreichische Buchkünstler kommen eigentlich von einem anderen Kunstgebiet her, aber einige Namen mögen andeuten, wie sie sich auch auf unserem bewähren und gut eingelebt haben: Alfred Coßmann, Robert Haas – der Begründer der Officina Serpentis –, Josef Hoffmann, Rudolf Junk, Alfred Kubin, Erwin Lang, Ferdinand Schmutzer u. v. a. Erfreulich ist der künstlerische nationale Wille Polens, das auf gute Tradition zurückgeht und lebendig Neues schafft, der Dichter und Maler Stanislaw Wyspranski gab die ersten Anregungen, Krakau und Warschau sind die beiden Hauptpunkte der Betätigung. Schwedens buchkünstlerisches Schaffen ist so lebendig und produktiv, daß es bereits im Frühjahr 1927 mit einer reichhaltigen Sonderschau in Leipzig aufwarten konnte und auch auf der Internationalen Ausstellung mit zahlreichen erstklassigen Stücken sich zeigte. Beachtlich ist das Wirken einer gepflegten Tradition. Sie wird weiterentwickelt vornehmlich durch Akke Kumlien sowohl auf dem Gebiete der Illustration wie des Einbandes. Auch hier zeigt sich der Holzschnitt in besonders guter Entwicklung. Beachtenswert der von orientalisch-präraffaelischem Stilstreben erfüllte Olle Hjortzberg mit seiner neuen Bibelausgabe. Die Schweiz hat im 15. und 16. Jahrhundert auf dem Gebiete des Buchgewerbes eine bedeutende Stellung eingenommen, dann kamen Zeiten völligen Stagnierens, jetzt aber sind wieder erfreuliche Anfänge zu neuer Blüte festzustellen, die besonders der zähen Arbeit der Züricher Kunstgewerbeschule verdankt wird. Neben bekannten Illustratoren wie Kreidolf und Walser fällt vor allem auch die stattliche Reihe tüchtiger Kunstbuchbinder auf, von denen wenigstens Kretz, Nabholz jr. und Sulzer genannt seien. Spanien konnte infolge allzu kurzer Zeit für die Zusammenstellung des Materials nicht in der Geschlossenheit aufwarten, die es selbst gewünscht hätte. Doch zeigen auch die wenigen Proben, daß es auf guten Wegen voranschreitet. Es kann hinweisen auf Castro Gil mit seinen Radierungen zu „Las Hogneras de Castilla", auf den „Quijote del Centenario" von der Hand verschiedener Künstler, Beachtung verdient sowohl wegen ihrer allgemeinen Verlagstätigkeit wie buchgewerblichen Leistungen die altberühmte Benediktinerabtei auf dem wildromantischen Monserrat, deren Druckerei bereits 1499 von dem Deutschen Luschner begründet ist und 1918 ganz modern eingerichtet wurde. Die Tschechoslovakei ist mit nur Proben tschechischer Buchkunst vertreten. „So lockend die Aufgabe gewesen wäre," heißt es in einer Vorbemerkung des amtlichen Katalogs, „in einer eigenen Abteilung auch die Arbeiten der aus den Ländern der Tschechoslovakei stammenden deutschen Buchkünstler vorzuführen, so mußte doch dieser Gedanke fallen gelassen werden, weil die stärksten Begabungen, die sudetendeutschem Boden entsprossen sind, in Deutschland oder Oesterreich künstlerisches Heimatrecht erworben haben und nun entweder in eigenen selbständigen Kollektionen – wie z. B. Walter Klemm, Alfred Kubin, Emil Orlik, Hugo Steiner-Prag – oder im Rahmen der deutschen und österreichischen Buchkunst ausstellen. Hier wären zu erwähnen: Josef Hegenbarth, Walter Trier, Ferdinand Staeger, Karl Stratil und Richard Teschner." Was von eigentlich tschechischer Seite ausgestellt wird, zeigt kein einheitliches Gesicht, aber viel individuelle Begabung, besonders auf dem Gebiete des Einbandes. Erst im Jahre 1925 sind selbständige tschechische Typen geschaffen, deren Kompositionsrhythmus schon mit den Strichen, Häkchen und der Wortstruktur der tschechischen Sprache rechnet. Ungarns Buchkunst ist größtenteils retrospektiv, aber in dieser Verwertung historischer Stile liegt hier Pflege des Volkstums und nationaler Charakter, der aber auch moderne Formen nicht verschmäht und sie lebensfroh verwertet, Josef Gróf, Almos Jaschik und Ludwig Kozma seien als Graphiker, Elisabet Kner und Josef Galamb als Kunstbuchbinder hier genannt. Ganz aus dem Rahmen der bei aller Nationalität im Gesamtbild international erscheinenden

Völker fällt die Union der sozialistischen Sowjet-Republiken. Hier merkt man das bewußt Andersseinwollen und Neuheitssuchen, das sich in photomechanischer Typographie und perspektivisch konstruierter Graphik austobt. Die rein konstruktiven Formen Elj Lissitzkijs sind charakteristisch für das erstgenannte Prinzip – in einer gewissen Reinigung haben sie (leider?) auch bei uns schon Eingang gefunden –, Alexander Tischlers Holzschnitte für das zweite. Auffallend ist die große Zahl buchkünstlerisch tätiger Kräfte Rußlands, von denen doch einige, wie Andrej Gontscharoff, Wladimir Favorskij u. a. noch in „altrussischem" Geiste schaffen und ihn durch die modernsten Kühnheiten durchscheinen lassen. – In der Buchkunst der Vereinigten Staaten von Nordamerika endlich sind vor allem führend Daniel Berkeley Updike und Bruce Rogers, die Bibliophilie wird in Klubs und Gesellschaften vornehmlich gepflegt, von denen der Grolier-Klub in New York und das American Institute of Graphic Arts die wichtigsten sind, die auch die Auswahl für die Leipziger Ausstellung getroffen haben. Wie in England zeigt sich auch hier eine große Vorliebe für das rein Typographische, die Illustrationstechnik ist stark konservativ. Die Wirkung in die Breite, die man bei der deutschen Buchkunst in den letzten Jahren doch verspüren kann, fehlt beim buchkünstlerischen Schaffen Amerikas sehr. Aber wenn bei allem amerikanischen Tempo gerade im Buchschaffen etwas Tradition gewahrt bleibt, so hat doch auch dies sein Gutes.

Der größte Teil der Nationen, die bisher in ihren eigenen Abteilungen andeutend behandelt wurden, hatte sich auf einem neutralen Boden noch einmal zusammen getroffen, im Reiche des Kindes. Die Schau „Das Kinderbuch aller Völker", vorwiegend von Karl Hobrecker, dem eifrigen Sammler auf diesem Gebiete, gestaltet, bot mit das Reizvollste der ganzen Ausstellung. Wie im allgemeinen, war auch hier Deutschland am reichsten vertreten, wichtig ist dabei die Feststellung der Tatsache, daß die besten Künstler unserer Tage es nicht verschmäht haben, das Reich ihrer Ideen dem Phantasiereichtum des Kindes anzupassen und dienstbar zu machen, Namen wie Gulbranssson, Horst-Schulze, Kubin, Kleukens, Meid, Steiner-Prag, Schiestl, Slevogt mögen genügen, aus der Schweiz sei Ernst Kreidolf genannt.

Die Internationale Buchkunst-Ausstellung von 1927 – einen großen Teil wird man wohl auf der „Pressa" zu Köln in diesem Jahre wiederfinden – war eine würdige Fortsetzerin der Bugra von 1914. Sie zeigte in feinstem Rahmen und klarster Form, daß und wie das schöne Buch in aller Welt an Geltung und Pflege immer mehr gewonnen hat. Möchte dies nun auch immer mehr ein Führer werden zum guten Buch!

Joseph Theele.

Ein Sachkatalog

Ein ganzer Tag war beim 15. Kursus im Borromäushaus dem Katalog gewidmet. Das zeigt schon rein äußerlich, wie aktuell die Frage des Katalogs ist. Es gab einmal eine Zeit, wo man „gute Bücher" einstellte, es gab einmal Leser, die damit zufrieden waren. Es gab einmal ganze Serien von Büchern „für Volk und Jugend". Als wenn sich Volk und Jugend mit solchen Brosamen begnügen könnten und müßten. Heute haben wir Jugendbüchereien und Volksbüchereien, die den Namen wirklich verdienen. Heute haben wir keinen Mangel mehr an wirklich wertvollen Büchern, die wir der Jugend und dem Volke in die Hand geben können. Das zeigt schon ein Blick auf einen neueren Katalog: nicht mehr wenige Verfasser mit seitenlangen Serien und Sammlungen, sondern mehr Verfasser mit dem ausgesucht Besten, was sie geschrieben haben. Es steckt ein gutes Stück Arbeit in solch einem Katalog. Aber es muß weiter gearbeitet werden. Gerade dieser eben geschilderte Katalog hat einen großen Nachteil für den Leser, der nicht literarisch geschult ist, und das sind wohl die meisten unserer Leser. Sie finden sich nicht mehr zurecht in all den verschiedenen Verfassern und Büchern. Es geht ihnen wie dem Menschen, der zum erstenmal ein großes Warenhaus betritt. Aber findet man nicht grade in den großen Warenhäusern eine sorgfältig durchgearbeitete Teilung und Unterteilung? So müssen auch wir in unserm Katalog dem Leser das Suchen erleichtern durch praktische Teilung und Unterteilung des Bücherbestandes. Da ergeben sich zwei Wege, die beide versucht worden sind. Wieweit diese Wege für uns gangbar sind, möchte ich im folgenden darlegen, bemerke aber ausdrücklich, daß ich aus der Praxis und für die Praxis unserer Pfarrbüchereien schreibe.

Erster Weg. Zunächst kann ich einen bestimmten Leser oder meinetwegen Lesertyp nehmen und ihm einen bestimmten, für ihn ausgewählten Teil der Bücherei zur Auswahl bereitstellen, während ihm die übrigen Bücher vorenthalten bleiben. Diesen Weg haben wir in der Jugendbücherei beschritten. Wir haben heute genügende Auswahl in speziellen Jugendschriften. Und wenn die Jugendschrift noch eines Anwaltes bedurfte, so hat sie in Dr. Rumpf einen Verteidiger gefunden, der ihre Berechtigung und ihren Wert überzeugend nachgewiesen hat (Dr. A. Rumpf, Kind und Buch. 2. Aufl. 1928). Wir sind also auf dem richtigen Wege, wenn wir in unseren Büchereien besondere Abteilungen für die Jugend einrichten. Aber auch die speziellen Jugendbücher darf man nicht wahllos in die Hände der Jugendlichen geben. Ihr Verständnis und Interesse ist nach Alter und Geschlecht verschieden, wie Erfahrung und Statistik beweisen. Also muß das Buch dem Alter, dem Verständnis, dem Interesse des jugendlichen Lesers angepaßt sein, so daß er es mit Genuß und Nutzen lesen kann. So kamen wir dazu, die Jugendbücherei nach Alter und Geschlecht zu gliedern. Meine Jugendbücherei enthält fünf Abteilungen mit getrennten Verzeichnissen: I. Abt. für 9-jährige, II. Abt. für 10—12-jährige, III. Abt. für 12—14-jährige, IV. Abt. für 14—16-jährige, V. Abt. für 16—18-jährige Leser. Die Kennzeichnung der Mädchenbücher beginnt in der II. Abt. und erweitert sich in der V. Abt. zu einer besonderen Abteilung Mädchenbücher. Ein Wort noch über die V. Abt.: sie soll den Uebergang zur Erwachsenenliteratur vermitteln; sie enthält daher manche Bücher, die auch im Katalog für Erwachsene stehen (vgl. im Bonner Katalog die Bücher, die mit einem Stern gezeichnet sind, d. h. die auch von Heranwachsenden mit Nutzen gelesen werden können). Ich darf wohl hinzufügen, daß ich hier keine Theorien aufstelle, sondern das Ergebnis jahrelanger Ausleihearbeit vorlege; bereits lange vor dem Kriege habe ich damit begonnen und allmählich auch die V. Abt. hinzugefügt, weil dieselbe sich als notwendig erwies. Die Erfahrungen ermutigten zu immer weiterem Ausbau des Systems. Jedoch darf es nicht zu einer Zwangsjacke für die Leser werden, und dies

in doppelter Hinsicht. Wenn ich zunächst die Abteilungen zusammenstelle, darf ich in der I. Abt. (Märchenalter) nicht etwa nur Märchenbücher einstellen und dann in der II. und III. Abt. gar keine Märchen mehr. So scharf sind die Grenzen niemals zu ziehen. Zum zweiten darf ich bei der Ausleihe nicht nur das Geburtsdatum zu Grunde legen, auch nicht dem Mädchen ein Knabenbuch verweigern, nach dem es verlangt; also keine Schablone, nur Richtlinien, Wegweiser sollen die Abteilungen sein. Aus meiner Erfahrung kann ich bestätigen, daß die Jugend sich einen solchen, nicht schablonenhaften Zwang gerne gefallen läßt. Ein gewisser Zwang liegt, wenn wir ehrlich sein wollen, immerhin in diesem System, auch wenn es vernünftig gehandhabt wird. Je reichhaltiger die Abteilungen ausgestattet sind, desto weniger wird dieser Zwang fühlbar werden. Aber daß es ohne einen gewissen Zwang bei der Jugend nicht geht, wird jeder vernünftige Erzieher einsehen.

Zweiter Weg. Für erwachsene Leser halte ich den ersten Weg nicht mehr für gangbar, d. h. die Aufteilung nach Lesertypen. In ganz großen Bibliotheken mag es der Fall sein; darüber kann ich mangels eigner Erfahrung nicht urteilen. Ich habe nur unsere Pfarrbibliotheken im Auge, bei denen ja eine gewisse Einschränkung gegeben ist durch unsere Weltanschauung; wir stellen grundsätzlich kein Buch ein, das unserer Weltanschauung widerspricht. Darin liegt m. E. nicht nur eine Einschränkung, sondern eine sehr heilsame und vorteilhafte Einschränkung, was gegenüber andern Bibliotheken mit weltanschaulich gemischtem Lesepublikum wohl zu beachten ist. Das soll aber auch der einzige Zwang sein, den wir den erwachsenen Lesern auferlegen und auferlegen müssen. Denn wenn auch schließlich jeder Leser mal den Bibliothekar um Rat fragt, wenn auch jeder Leser dankbar ist für einen gelegentlichen Hinweis, auf die Dauer läßt sich der erwachsene Leser nicht gern bevormunden. Und wir Bibliothekare wären doch wirklich die Letzten, die darin einen Idealzustand erblickten. Nein, wir wollen doch den Leser zur Selbständigkeit erziehen, so daß er in der Lage ist, aus dem Bestande der Bibliothek das für ihn Passende herauszusuchen. Dazu müssen wir ihm nur helfen durch zweckmäßige Ordnung unseres Bücherbestandes. Es bedarf wohl keiner Erörterung mehr, daß unsere bisherige Ordnung den zu stellenden Anforderungen nicht genügt hat. Mehr Uebersicht, mehr Teilung ist notwendig.

Am einfachsten liegt die Sache bei der belehrenden Literatur. Ist dieselbe nicht sehr umfangreich, so dürfte die Teilung in Erdkunde, Geschichte, Naturkunde, Religion genügen, wenn nur die Titel der einzelnen Bücher, wo es notwendig ist, etwas ausführlich angegeben werden (z. B. Baumberger, Juhu! – Juhu! verlangt den Untertitel: Appenzellerland und Appenzellerleut). Wo aber der Bücherbestand größer ist, empfiehlt sich eine Unterteilung. Als Beispiel führe ich die Titel meines neuen Katalogs an:

Erd-, Länder- und Völkerkunde, Reisen und Jagden.

1. Allgemeines
2. Einzeldarstellungen
   - Afrika
   - Amerika
   - Asien
   - Ozeanien
   - Polarforschung
   - Europa
   - Deutsche Heimatbücher

Geschichte

1. Aus der Welt- und Völkergeschichte
2. Aus dem Leben bedeutender Männer und Frauen

Naturkunde

1. Aus der Natur
2. Aus der Technik

Religion

1. Die Heilige Schrift
2. Die Religion nach der kirchlichen Lehre
3. Die Religion bei Andersgläubigen und Konvertiten
4. Die Religion in der Geschichte
5. Die Religion im Leben
6. Aus dem Kloster- und Ordensleben
7. Aus den Missionen.

Diese Unterteilung bietet keine Schwierigkeiten. Das Sorgenkind des Bibliothekars ist aber die unterhaltende Literatur. Sie umfaßt den größten Teil des Bücherbestandes und war bisher meist nur nach Verfassern alphabetisch geordnet; allerdings war meist hinter dem Buchtitel noch eine kurze Kennzeichnung (bibl., hist., hum.) angefügt. Das dürfte heute wohl nicht mehr genügen. Es fehlt auch nicht an Versuchen, jedem Buchtitel eine kurze Charakterisierung bzw. Kritik anzufügen. Die Erfahrung lehrt aber, daß hier der goldene Mittelweg zwischen Zuviel und Zuwenig, zwischen Theorie und Praxis schwer zu finden ist. Zudem vergrößert ein solches Verfahren den Katalog mindestens auf den vierfachen Umfang. Das wird für uns zu kostspielig und für den Leser m. E. zu umständlich. So muß uns denn die eigene Praxis den richtigen Weg weisen. Kommt ein Leser zurück mit einem Buche, das ihm gepaßt und gefallen hat, dann fragt er: Haben Sie nicht etwas Aehnliches? Das zeigt uns den Weg. Wir müssen das Aehnliche zusammenstellen. Dabei ist es an sich ganz gleichgültig, wieviele Abteilungen wir machen und wie wir sie benamsen. Die Hauptsache ist, daß der Leser das Aehnliche beisammen findet. Alles andere richtet sich nach dem Bücherbestande; je größer der Bestand, desto mehr Unterteilung.

Im folgenden gebe ich die Unterteilung meines neuen Katalogs. Ich bemerke aber im voraus, daß ich mich im obigen Sinne nach meinem Bücherbestand und den Wünschen meines Lesepublikums gerichtet habe, und daß ich nicht den Ehrgeiz hatte, ein fein logisch ausgeklügeltes System zu finden. Zunächst teile ich nach der zeitlichen Reihenfolge, aber nicht im schulmäßigen Sinne, weil es sich hier um Kulturgeschichte handelt, die sich nicht in Jahreszahlen pressen läßt. Voran stelle ich die Bibel und die Urzeit, dann die ersten christlichen Jahrhunderte, die Zeit des untergehenden Heidentums und des aufstrebenden Christentums mit seinen glorreichen Martyrergeschichten. Dann bringe ich die einzelnen Völker in ihrer Geschichte, auch die deutsche Geschichte nur in einer Abteilung; das Jahrhundert läßt sich bei jedem Buche angeben. Als letzte Abteilung folgt der Weltkrieg und die Nachkriegszeit, die sog. Zeitromane.

Aus der Bibel (Altes Testament – Neues Testament)
Aus der Urzeit
Aus den ersten christlichen Jahrhunderten
Aus der englischen Geschichte
Aus der französischen Geschichte
Aus der vlämischen Geschichte
Aus der polnischen Geschichte
Aus der deutschen Geschichte
Aus dem Weltkrieg und der Nachkriegszeit.

Nun folgen die eigentlichen Heimatromane, also für meine Leser Köln und Rheinland (einschließlich der historischen), dann die Romane, deren Schauplatz die Ferne ist.

Aus der Heimat (Aus der Stadt Köln – Aus dem Rheinland)
Aus fernen Ländern und Meeren.

Weitergehend teile ich alles unter dem Stichwort „Leben" auf:

Aus der Jugendzeit
Aus dem Frauenleben
Aus dem Ehe- und Familienleben
Aus dem Landleben und Jägerleben
Aus Wirtschaft, Industrie und Technik
Aus Handwerker- und Bürgerkreisen
Aus Adels- und Gesellschaftskreisen
Aus dem Künstler- und Schauspielerleben
Aus dem Lehrerleben
Aus dem Priester- und Ordensleben
Religiöse Romane, Erzählungen, Legenden
Aus der Gesellschaft – Soziale Romane
Aus dem Alltag des Lebens
Von der Sonnenseite des Lebens – Humor
Von der Schattenseite des Lebens – Schuld und Sühne

Die einzelnen Titel bedürfen wohl keiner näheren Erklärung. Unter diesen Titeln habe ich meinen ganzen Bücherbestand unterbringen können. Der neue Katalog (für Jugend und Erwachsene) liegt jetzt gedruckt vor. Selbstverständlich bin ich bereit, denselben gegen Erstattung der Unkosten allen Interessenten zur Verfügung zu stellen und so mein Teil beizutragen zur praktischen Auswertung der Erörterungen des letzten Kursus.

Kaplan Rüth, Köln-Deutz.

Chronik

75 Jahre Borromäus-Verein in der Diözese Hildesheim

Seit dem Jahre 1925 hat der Borromäus-Verein in der Diözese Hildesheim, d. i. das Gebiet der Provinz Hannover östlich der Weser mit Einschluß von Braunschweig, einen Diözesan-Verband. Das bedeutet den Abschluß einer Entwickelung, die im Laufe von 75 Jahren geworden ist. Wir dürfen behaupten, daß es sich um ein organisch gewachsenes Gebilde handelt, das auch in seiner weiteren Fortentwickelung, die durch die moderne Volksbüchereibewegung geboten ist, seine inneren Qualitäten, seine Bodenständigkeit und Heimatberechtigung beweisen wird.

Was immer wieder vom Borromäus-Verein im allgemeinen zu betonen ist, gilt auch von unserem Diözesan-Verband. Seine weltanschauliche Grundlage, sein Persönlichkeitsziel, sein wesentlicher Aufbau brauchten im Laufe der Jahre nicht geändert zu werden. Die katholische Weltanschauung und die Förderung der seelischen Persönlichkeit durch das gute Buch in der Heim- und Leihbücherei gaben unserer Arbeit eine feste Ziellinie. Wenn bis heute daran nichts geändert zu werden brauchte, so bedeutet das die Garantie, daß der Borromäus-Verein auf dem rechten Wege war, und daß die moderne Zeit ihn freudig bejahen und von ihm lernen kann.

Von Bonn aus kam er 1851 nach der Stadt Hildesheim. Schon 1853 wurde er in Duderstadt auf dem Eichsfelde eingeführt. 1859 finden wir ihn auch in Hannover, 1860 im höchsten Norden der Diözese, in Harburg a. d. Elbe. Bedeutend später, 1898, wurde ein Zweig des Borromäus-Vereins nach dem östlichen Braunschweig verpflanzt.

Von 1851 bis 1870 entstanden 13 Vereine, von 1871 bis 1890 dagegen nur 11 Vereine. Im Jahre 1900 war die Zahl auf 36 angewachsen, das Jahr 1920 rechnete mit 100 Vereinen. 1927 schnellte die Zahl auf 115 empor und erreichte damit eine vorher nie dagewesene Höhe.

Das Bistum Hildesheim weist trotz seiner Ausdehnung nur 152 selbständige Seelsorgsstationen auf, von denen mehr als der dritte Teil erst in den letzten 75 Jahren errichtet wurde. Die Schwierigkeiten, mit denen in 132 Pfarreien und Vikarien der Borromäus-Verein eingeführt wurde, liegen auf der Hand. Wenn heute die Diözese nur 115 Vereine zählt, so brauchen wir uns nicht über den Verlust von 17 Vereinen zu wundern. In 20 Seelsorgsbezirken konnte unsere Bücherorganisation überhaupt noch keinen festen Boden gewinnen. So unscheinbar diese absoluten Zahlen sind, so gewinnen sie Leben, wenn wir sie in Prozenten ausgedrückt in Vergleich setzen würden zu den übrigen deutschen Diözesen. Es dürfte derer nur wenige geben, die mehr als 77% aller Seelsorgestellen im Borromäus-Verein organisiert haben.

Nach dem Jahre 1850 wurden 57 Stationen mit eigener Seelsorge gegründet. Davon genießen nur vier die Wohltaten des Borromäus-Vereins noch nicht, während die restlichen 16 Orte, in denen er noch nicht besteht, bereits vor 1850 eigene Seelsorge hatten. Diese Tatsache berechtigt zu dem Schluß, daß wenigstens die moderne Diaspora-Seelsorge ohne Borromäus-Verein und Bücherei praktisch undenkbar ist. Wollen wir einen Schritt weiter gehen und sagen, daß die Seelsorge heute überhaupt nicht und nirgends ohne eine moderne Bücherei im guten Sinne auskommt, dann würden wir nur die Einsicht der besten und eifrigsten Seelsorger wiedergeben. Wenn man bedenkt, wie durch das schlechte Buch – dazu muß man nach dem Urteil des Dürer-Bundes 70% alles Gedruckten rechnen – ein großer Teil unserer kulturellen, sozialen und seelischen Not verursacht wird, dann muß man auch durch das gute Buch wenigstens einen Teil dieser Not beseitigen helfen. Es wäre töricht, sich diesem Gedanken zu verschließen, in einer Zeit, wo sich die neutralen Bücherei-Organisationen

mit ihren besten Kräften in den Kampf gegen Schmutz und Schund stellen durch Errichtung von Volksbüchereien.

In der Mitgliederbewegung hat auch die Diözese Hildesheim den allgemeinen Weg durchlaufen müssen. Vom Jahre 1900 an ging die Mitgliederkurve mit unbedeutenden Schwankungen stark aufwärts bis 1920. Das Jahr 1900 wies 1769 Mitglieder auf. 1920 verdreifachte sich diese Zahl, um dann im Jahre 1924 auf den Stand von 1904 mit 2500 Mitgliedern zeitweise zurückzugehen. Auch hier bewahrheitet sich, daß wir durch den Krieg im Aufstieg um 20 Jahre zurückgeworfen sind. Das Jahr 1927 schließt mit der Zahl 3591 Mitglieder, d. h. 1,72% der katholischen Bevölkerung Osthannovers gehört zum Borromäus-Verein. Obwohl dieser Prozentsatz relativ günstig ist, so weist er doch hin auf die noch zu leistende Arbeit, wenn wenigstens 5% aller Katholiken, wie man heute fordern muß, dem Borromäus-Verein angeschlossen sein sollen. Diese Forderung erscheint auch erreichbar, da nicht wenige Orte des Bistums über 5%, ja 10% und 15% der katholischen Bevölkerung als Vereinsmitglieder aufweisen.

Was hat nun im Laufe seines Bestehens auf den Borromäus-Verein in der Diözese Hildesheim hemmend oder fördernd gewirkt?

Ganz deutliche Spuren haben in seinem Bilde die geschichtlichen Ereignisse, wie der Kulturkampf, der Weltkrieg und die Inflation hinterlassen. Das zeigt sich im Wachsen und Abnehmen der Vereins- und Mitgliederziffern. Einzelheiten interessieren kaum im Rahmen dieses Aufsatzes. Es sei nur darauf hingewiesen, wie schon im Anfang erwähnt, daß in der Kulturkampfzeit von 1871 bis 1890 nur elf neue Vereine entstehen konnten.

Ein anderes Hemmnis, das mancherorts heute auch noch besteht, war die immerwährende Geldnot. Typisch dafür ist der Schriftwechsel eines Hildesheimer Bibliothekars aus dem Jahre 1884, aus dem hervorgeht, daß er nicht in der Lage war, ein Reklameflugblatt dem Sonntagsboten beilegen zu lassen, dessen Kosten ℳ 10.— betrugen. Wir lächeln heute darüber und müssen den Büchereiverwalter als ungeeignet ablehnen, der es nicht versteht, die Mittel zu beschaffen, die zum zeitgemäßen Aufbau und zur Erhaltung der Bücherei notwendig sind. Wege dazu sind genug gewiesen. Wir wissen, daß zur guten Leitung einer Bücherei nicht bloß Literaturkenntnis, sondern auch ein Stück praktisches kaufmännisches Wissen gehört, um den Etat einer Bibliothek zu bilanzieren. Wie für jedes andere Unternehmen, ist auch hier nötig, daß Einnahmen vorhanden sind, damit Ausgaben gemacht werden können. Voranschlag über Einnahmen und Ausgaben gehören auch unbedingt dazu. Mir sind Fälle bekannt, wo man sich mit einer einmaligen Aufwendung von ℳ 200.— für Bücheranschaffungen begnügte, und glaubte, auf Lebenszeit für die Bücherei genug getan zu haben. In einem Falle war dann die Bücherei bei der guten Bücherauswahl in wenigen Jahren zerlesen und ofenreif, in einem anderen Falle, bei ungeeigneter Bücherauswahl, stand sie nach Jahren noch tadellos und unbenutzt da. Daß jährlich für Neuanschaffungen, Buchbinder usw. Ausgaben gemacht werden müssen, ist selbst heute noch manchem Büchereiverwalter nicht aufgegangen, ebensowenig daß rücksichtslos unbrauchbare Bücher auszuscheiden sind.

Die Neuzeit hat verlangt, daß die Bücherei volkstümlich, die Bücher erlebensnahe sein sollen. Ob nicht auch in dieser Richtung schon von Anfang an Ursachen zu suchen sind für die „Verständnislosigkeit" so vieler, die wir gern für das gute Buch gewinnen möchten? Man hört noch heute so oft die Klage: Bei uns kann man die Leute nicht zum Lesen bringen. Volkstümlich bedeutet sicher nicht, daß jedes Glied des Volkes das Buch findet, was es verlangt. Das hieße sich abfinden mit den tatsächlichen Geschmacksverirrungen und Zugeständnisse an den Zeitgeist machen. Dann würde nie Volksbildungsarbeit geleistet. Volkstümlich heißt aber ebensowenig, ohne Rücksicht

auf die Lesertypen und Lesergruppen eine Anzahl Bücher zusammenstellen, die irgendwo und irgendwie angepriesen werden, oder neu erschienen sind, oder die man selbst unter ganz anders gearteten Zeit-, Orts-, Wirtschafts-, Gesellschafts- und Bildungs-Verhältnissen für sich einmal lesenswert gehalten hat. Volkstümlich ist die Bücherei aufgebaut, die echtes Kultur- und Volksgut unter Berücksichtigung der örtlichen Bildungsverhältnisse und Lesergruppen enthält und zwar so, daß das geeignete Buch im gegebenen Augenblick an den rechten Leser herangebracht werden kann. Damit ist auch ausgedrückt, daß die Bücher echt, wesenhaft und erlebensnahe sind. Es dürfen nur Bücher sein, die ein möglichst hohes Persönlichkeits-, Familien- und Volksideal im Sinne der christlichen Weltanschauung hervorzubringen imstande sind. Zur Volkstümlichkeit gehört auch ein volkstümliches Heim der Bücherei und Bibliotheks-Personal, das mit dem Volke verbunden ist. Mancherorts ist wenigstens zeitweise zu wenig Rücksicht darauf genommen zum Nachteil der Büchereien. Möge die Jetztzeit nicht dieselben Fehler machen, sondern die Erfordernisse des Augenblicks begreifen. Sollen alle Borromäus-Büchereien so gestaltet werden, dann ist noch ein gut Teil Arbeit zu leisten.

Wie eine Befreiung aus einer Zwangslage wirken seit 15 Jahren die Schulungskurse für Leiter und Mitarbeiter in unseren Büchereien. Wenn unsere Bücherei-Arbeit so langsam Fortschritte machte, sogar mancherorts wieder unterging, so lag das nicht zuletzt an dem Mangel an geeigneten Bibliothekaren und Mitarbeitern, an der unzureichenden Vorbildung für den Bibliothekarberuf, an der wirklichkeitsfremden Buchberatung und Buchbeschaffung und an der Systemlosigkeit der technischen Einrichtungen. Bei dem häufigen Wechsel in der Büchereileitung mußte all das verheerend wirken. Heute wäre mit einem Schlage diese Hemmung beseitigt, wollte man sich überall großzügig nach geeigneten Mitarbeitern umsehen, die Schulungskurse besuchen, das technische System der Bonner Zentrale einführen und seine staatliche Buchberatungs- und Beschaffungsstelle benutzen. Die Diözese Hildesheim verfügt heute bei der Zahl von 115 Büchereien über fast 100 durch Kurse geschulte Leiter und Mitarbeiter, d. h. 50 % des Bibliothekspersonals.

Nun zu den fördernden Elementen. Auch heute noch spürt der Bibliothekar, was von jeher das Volk mit dem Borromäus-Verein verband und ihm seinen Bestand und sein Gedeihen sicherte: das unbedingte Vertrauen zu seinen Führern, die weltanschaulich mit ihm verbunden, nicht nur über bedeutende Literaturkenntnis und gesunde Kritik verfügten, sondern sich auch verantwortlich fühlten, wie für die Gesamtheit, so für die Einzelpersönlichkeit. Dieses Vertrauen gilt uneingeschränkt heute dem Bibliothekar am Orte, wie auch der Zentralleitung in Bonn. Es wäre nicht nur Bruch mit der langjährigen Tradition, sondern auch der Ruin unserer Volksbibliotheken, wollte man das Band lösen, das sie mit dem katholischen Priester und Lehrer verbindet. Niemals würde das Volk dasselbe Vertrauen auf Büchereien übertragen, die sich in Gegensatz zur Kirche stellten, oder auch nur losgelöst davon arbeiten wollten.

Wie weit die Borromäus-Sonntage zum Erstarken des Büchereigedankens bei uns mitgewirkt haben, läßt sich für die Vergangenheit nicht mehr ganz feststellen. Nach einem Schriftwechsel zwischen der Zentrale in Bonn und dem Bischöflichen Ordinariate in Hildesheim aus dem Jahre 1854 wurde schon damals der Borromäus-Sonntag im November mit Hochamt, Predigt und Segen feierlich begangen. Die Erfahrung der Jetztzeit, die an der Ueberlieferung festhält, lehrt, daß davon eine bedeutende Werbekraft für das gute Buch und den Borromäus-Verein ausgeht. Diese Tatsache berechtigt zu der Annahme, daß der Borromäus-Sonntag auch in der Diözese Hildesheim auf die Entwickelung des Borromäus-Vereins nachhaltigen Einfluß ausgeübt hat.

Die Persönlichkeit spielt in der Geschichte jeder Organisation eine Hauptrolle, auch beim Borromäus-Verein. Mag sie an der Zentrale wirken, oder in der Diözese, von ihrem Einfluß hängt das wachsende Gebilde ab. Beispielsweise stieg in den Jahren 1905 – 1914 die Zahl der Vereine von 50 auf 100. Interessante Briefwechsel aus der damaligen Zeit lassen klar erkennen, daß der damalige Diözesanbischof Dr. Adolf Bertram, sowie der Generalsekretär in Bonn, Hermann Herz, zu diesem Wachstum in erster Linie beigetragen haben. Steigen wir von der Diözesan-Organisation zum Lokalverein herab, dann finden wir dieselben Wechselbeziehungen. Lag die Leitung des Vereins in guten Händen, dann ging es vorwärts, Interessenlosigkeit schaffte Ruinen. Nomina sunt odiosa!

Es ist undenkbar, im Rahmen vorliegender Abhandlung alle Entwickelungsfaktoren zu berühren. Wir können nur die wichtigsten erwähnen. Dazu gehören aber sicher die Buchgaben für die Mitglieder und die Vereinsgaben für die Bücherei. Damit wird der stark egoistische Zug der menschlichen Natur als ausgezeichnetes Werbemittel bestätigt. In dieser Form ist er gesund und berechtigt. Wäre der Borromäus-Verein auf dem bloßen Geschäftsprinzip aufgebaut, hätte er schwerlich den Einfluß gewonnen. Es ist gut darauf hinzuweisen, daß er in allen seinen Einrichtungen allzeit nur auf den Dienst am Volke eingestellt war.

Der letzte Gedanke mag in den Jahren 1847—1869 der Postverwaltung Veranlassung gewesen sein, die Büchersendungen vom Hauptverein in Bonn an die Hilfsvereine in der Diözese und von diesen an die Lokalvereine portofrei zu befördern. Das hat der damals jungen Bewegung in den Entstehungsschwierigkeiten Mut, Festigkeit und Rückhalt gegeben. Seitdem besteht die Portofreiheit nicht mehr. Dafür erfreut sich das Volksbüchereiwesen und speziell auch der Borromäus-Verein in der Diözese Hildesheim, wenn auch noch nicht überall, so doch im wachsenden Maße der Förderung durch die staatlichen und kommunalen Behörden. Die öffentlichen Mittel, die alljährlich der Borromäus-Bücherei zufließen, bedeuten für die Diözese einen schätzenswerten Beitrag für den neuzeitlichen Aufbau der Büchereien, was aber mehr wert ist, die Anerkennung ihrer volkstümlichen Büchereiarbeit.

Unverkennbar hat die moderne Volksbüchereibewegung die Zentrale in Bonn zu neuen Leistungen angetrieben und damit auch in die Lokalvereine neues Leben geleitet. Die Schulungskurse in Bonn, die Bibliothekarschule, die staatliche Buchberatungs- und -beschaffungsstelle, die Buchgemeinde mit ihren Qualitätsleistungen, der Literarische Ratgeber, die Listen ‚Das neue Buch', die Diözesankonferenzen sind ein Ausschnitt aus dem neu flutenden Leben. Alles das ist erst im Anfangstadium, wie die ganze Volksbüchereibewegung überhaupt. Aber dieser Anfang läßt wie ein sommerlicher Sonnenaufgang einen herrlichen Tag erwarten.

Hildesheim. Diözesanpräses Dr. J. Bydolek.

Besprechungen

Religion

Landersdorfer, Simon: Die Bücher der Könige, übersetzt und erklärt. (Die Heilige Schrift des Alten Testamentes, übersetzt und erklärt. In Verbindung mit Fachgelehrten herausgegeben von Franz Feldmann und Heinr. Herkenne, 3. Bd., 2. Abt.) 251 Seiten. Bonn, 1927, Hanstein. Brosch. 7.50 *M*, geb. in Leinen 9.— *M*.

Der Abt von Scheyern, der sich durch seine Veröffentlichungen auf orientalistischem und alttestamentlichem Gebiete in der gelehrten Welt einen klangvollen Namen erworben hat, bietet uns in diesem Buche eine Uebersetzung und Erklärung der Bücher der Könige, über die wir uns aufrichtig freuen dürfen. Er vertritt den Standpunkt, daß der Verfasser derselben, der im Exil lebte und offenbar bald nach 562 schrieb, schwerlich der Prophet Jeremias sein kann, höchstwahrscheinlich aber dem Kreise dieses Propheten angehörte. Vielleicht war er dessen Schüler. „Diese Annahme erklärt zur Genüge die Uebereinstimmung der Gedanken wie auch die zuweilen auffallende Aehnlichkeit im sprachlichen Ausdruck" (S. 6). Der Auszug der Israeliten ist nach ihm ins Jahr 1448 v. Chr. zu verlegen, „ein Datum, das nicht nur nicht unmöglich, sondern sogar sehr wahrscheinlich ist" (S. 41). Jedoch die Behauptung, daß dieses Datum einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit für sich hat, dürfte zu weit gehen. Denn es ist Tatsache, daß andere und zwar bedeutende Forscher mit guten Gründen Merenptah (1225-1215 v. Chr.) als Pharao des Auszuges bezeichnen. In der Sinaifrage hat er sich die Annahme Grimmes (Sinai 1923, S. 87—90) zu eigen gemacht, daß als Sinai das Felsplateau von Serabit el-Chadem zu gelten habe. In dem Massiv von Magara, das im Süden damit zusammenhängt, „dürfte auch der Berg Sinai bezw. Horeb zu suchen sein" (S. 118/9). Unsere Zustimmung findet er, wenn er die Mesainschrift für echt hält (S. 144); sie ist aber nach dem Funde der Inschrift des Ithobaal aus Byblos aus der Zeit um 1250 v. Chr. nicht mehr „die älteste hebräische Inschrift, die wir besitzen".

Zum Schlusse sei nochmals betont, daß die Bearbeitung der Bücher der Könige durch Landersdorfer eine vorzügliche Leistung ist.

Bad Godesberg. H. J. Heyes.

Bertrand, Louis: Der heilige Augustinus. Paderborn, 1927. Ferd. Schöningh. In Leinen gebunden 6.50 *M*.

Was Emil Baumann tat, um das Leben des heiligen Paulus zu schreiben, das tat auch Louis Bertrand, um eine Lebensgeschichte des heiligen Augustinus zu geben, er ist den Fußpfaden des Heiligen an den Orten seines Lebens und seiner Wirksamkeit nachgewandert. Dabei war der Franzose in dem Vorteil, daß er sich durch sein lateinisches Erbe, das er als Romane im Blute und in der Seele trägt, dem größten Lateiner des christlichen Abendlandes innerlich tief verwandt fühlte. Daraus erwächst dem Biographen immer wieder beim Schreiben die Versuchung, St. Augustin einseitig für die lateinische – soll heißen romanische – Kultur zu beschlagnahmen. Der heilige Augustinus ist aber mehr als das. Bertrands Geschichte erweist es ja von Seite zu Seite. Er steht auf der Wende der Antike zur Neuzeit. Er vereinigt als letzter großer Enzyklopädist das gesamte Wissen der alten Welt und hat zugleich durch seine visionäre Geschichtsphisophie das ganze folgende Jahrtausend beeinflußt. Die Welt ist eigentlich nie von Augustinus los gekommen, auch heute besinnt man sich wieder auf ihn, besonders auf seine von platonischem Geist durchwehte christliche Denkkunst und auf seine tiefe Mystik. Wie Augustinus sich zu diesem Geistesheros und zu solchem Heiligen durchgekämpft hat, das hat Louis Bertrand mit fast dichterischer Feder und mit der leidenschaftlichen Anteilnahme eines begeisterten Romanen geschildert. Und hinter dem heiligen Protagonisten entsteht eine farbenprächtige blühende Szenerie der Kultur des untergehenden römischen Reiches und der neuen gärenden Kraft der von Norden einfallenden Völker. Da hilft die Geschichte Bertrands manchmal dem subjektiv gezeichneten Bild der Confessiones und der Lebensbeschreibung des heiligen Possidius nach, indem sie aus dem objektiven Zeitgeschehen und aus der Wirklichkeit des Naturbildes Afrikas kräftige Farben untermischt, so daß ein moderner Leser es wirklich leicht hat, mit etwas Phantasie das wirkliche Leben des großen Heiligen und Denkers mitzuleben. Und dabei macht er die Entdeckung, daß St. Augustin trotz des afrikanischen Blutes in die Gegen-

wart passen würde, die ebenso chaotisch ist wie seine Zeit, daß sein Christentum eben überzeitlich ist, ewig, göttlich. Wenn dann mancher dazu geführt würde, zu den Schriften (besonders seinen „Bekenntnissen") zu greifen, um den Heiligen selbst zu hören, dann hat die Biographie ihr Ziel erreicht. Dem Uebersetzer Max E. Graf von Platen-Hallermund kann man für die Gabe aus dem heute wieder so fruchtbaren Magazin der katholischen Publizistik Frankreichs von Herzen dankbar sein.

Düsseldorf. Albert Mecklenbeck.

Newman, John Henry Kardinal: Kirche und Wissenschaft (Idea of University). Deutsche Uebertragung aus dem Englischen von Dr. Else Gutermuth (John Henry Kardinal Newman, Ausgewählte Werke, hsg. von M. Laros Bd. IV) XII und 383 Seiten. Mainz 1927. Matthias-Grünewald-Verlag; Auslieferung bei Verlag Herm. Rauch, Wiesbaden. Halbleinenband 10.—*M*.

Dieser neue Band in der Ausgabe der ausgewählten Werke des englischen Kardinals ist wiederum ein echter Newman, gewachsen auf der gereiften Höhe seines literarischen Schaffens und groß geworden mit der gefestigten Volljährigkeit des zur katholischen Kirche Heimgekehrten! Den vielseitigen Inhalt dieser an der damals neuerrichteten katholischen Universität Dublin gehaltenen Vorträge können wir hier nur andeuten. Die sichere Durchdringung der Beziehungen der Theologie zu den Profanwissenschaften, die glänzende Entfaltung des Verhältnisses zwischen Wissen und religiöser Pflicht, die tiefbohrende Aufhellung der Aufgaben der Kirche gegenüber der Wissenschaft im allgemeinen sowie zu den klassischen Studien und zur Naturwissenschaft im besonderen enthalten prachtvolle Gedanken: in gewissem Sinne eine für die Mitte des 19. Jahrhunderts in ihrer Art einzig dastehende, überragend umfassende und überraschend schlagende Grundlegung einer philosophisch-theologischen Systematik! Schade, daß der ob der Not der Zeit einzuschränkende Raum des Buches die Aufnahme einiger weiterer Nummern, darunter der über ‚University preaching', nicht zuließ! Mögen sie in einem anderen Sammelbande nachgeholt werden! Auch ohne diese wird man aufs neue inne, mit wieviel begründeter Bewunderung die Zeitgenossen in Newmans Wesen etwas Uebersensitives finden konnten oder, besser gesagt, ein selten Intuitives spüren mußten; und man wird wieder und wieder an das Wort seines Freundes Hurrel Froude erinnert, daß „Newman die Entwicklung um ein Jahrzehnt" - wir dürfen heute sagen, um ein Jahrhundert - „vorausfühlt". Dies ist von uns nicht bloß nach der Seite der religiösen Entwicklung gemeint. Ganz ebenso hat es Geltung im Lichte der seit Jahren sich fortbewegenden, von Papst Pius XI. neuerdings in den Mittelpunkt der Betrachtung gestellten Idee von der katholischen Universität als solcher: in diesem Zusammenhang ist das Werk doppelt anziehend zu lesen und nicht minder lehrreich im Zusammenhalt mit den das letztverflossene Jahrzehnt ununterbrochen ausfüllenden Erörterungen über den heutigen Sinn und die neuen Aufgaben der Universität in der Gegenwart. Die Zeitgemäßheit von Newmans Vorträgen erweist sich somit zugleich von selbst. Hier ist, um ein Lieblingswort von ihm auf den vorliegenden Band selbst anzuwenden, hochgeadelte „Kultur des Intellekts"!

Tübingen. Stephan Lösch.

Geschichte

Ziekursch, Johannes: Politische Geschichte des neuen Deutschen Kaiserreiches. Band I: Die Reichsgründung. Brosch. 10.— *M*, Ganzleinen geb. 12.— *M*. Band II: Das Zeitalter Bismarcks. Broschiert 11.— *M*; Ganzleinen geb. 14.— *M*. Frankfurt a. M., 1927, Frankfurter Societätsdruckerei, Abtlg. Buchverlag.

Von dem Geschichtswerk des Kölner Historikers Ziekursch, das den Gesamttitel ‚Politische Geschichte des neuen Deutschen Kaiserreiches' trägt, liegen bisher die ersten beiden Bände mit den Untertiteln ‚Die Reichsgründung' und ‚Das Zeitalter Bismarcks' vor. Der Verfasser geht von der Behauptung aus: „Dem Geist der Zeit entgegen wurde die stolze Burg des neuen deutschen Kaiserreiches erbaut" (I. S. 3) und sucht durch die Darstellung der Geschichte die Richtigkeit seiner Behauptung nachzuweisen. Die Tragödie, „was der politische Genius im Widerspruch mit seiner Zeit zu leisten vermag, aber auch, wie die Zeit den Stärksten überwindet" (I. S. 4), ist der Inhalt des Werkes. Mit großer Sachlichkeit läßt Z. die Tatsachen reden; so hämmert sich dem Leser Seite für Seite, immer fester, die Ueberzeugung ein, daß die Be-

hauptung des Verfassers richtig ist. Bereits nach der Lektüre der beiden vorliegenden Bände erscheint es jedem als erwiesen, daß die Gründung des genialen Kanzlers an den „unausgeglichenen Widersprüchen zwischen dem alten Preußen und dem neuen Deutschland" gescheitert ist und scheitern mußte.

Es ist das zweifellose Verdienst des Verfassers, mit allen überkommenen Vorurteilen einer früheren Zeit aufgeräumt zu haben und den Tatsachen, so, wie sie sind, offen ins Auge zu sehen. Durch eine nüchterne Sachlichkeit, wie sie dem Historiker eignet, ist der Verfasser der Gefahr entgangen, vom Historiker zum Parteimann zu werden.

Z. ist, wie sein Werk beweist, ein besonders guter Kenner der Innenpolitik im neuen deutschen Reich. Im zweiten Bande ist daher die Hälfte des Buches der Darlegung der inneren Geschichte unter Bismarck gewidmet. Keine der bisher vorliegenden Darstellungen der deutschen Geschichte hat die inneren Verhältnisse in Deutschland in allen ihren Verzweigungen so eingehend gewürdigt. Ueberraschende Schlüsse zieht Ziekursch z. B. immer wieder aus den Zahlen, besonders aus den Ergebnissen der Wahlen zum Reichstag nach 1870. Bis in die Arbeitsräume des Kanzlers und in die Gemächer der Diplomaten, Generäle, ja, der Herrscher selbst führt der Verfasser seine Leser durch das in die Darstellung eingefügte Aktenmaterial.

Dabei bleibt Z. keineswegs bei der Innenpolitik allein stehen. Fast noch größer ist seine Gabe, das innere und äußere Geschehen in Beziehung zueinander zu setzen, das eine aus dem anderen zu erklären und verständlich zu machen. Die Sicherheit, mit der Z. die wahrlich unter Bismarck doch sehr verwickelten Verhältnisse der europäischen Staaten untereinander beherrscht und auch darzulegen versteht, ist erstaunlich. In größter Anschaulichkeit entrollt sich bei der Lektüre vor unseren Augen das stets veränderte Bild der Staatenkarte Europas, so wie Bismarck es einst stets im Kopfe hatte.

Zu diesen Vorzügen der Darstellung kommt noch die Z. eigene großartige Personencharakteristik. Bald werden die Persönlichkeiten mit wenigen, aber treffenden Worten scharf charakterisiert (z. B. Moltke), bald zeichnet der Verfasser eingehend ein Bild der handelnden Personen. Hervorragend sind so z. B. Bismarck (I. S. 73 ff.) und die Generäle des Krieges von 1866 (I. S. 188) dargestellt. Einzelne Stellen, so z. B. die eingehende Beschreibung der Teilnehmer am Berliner Kongreß (II. S. 83 ff.) sind geradezu als stilistische Kabinettstücke zu bezeichnen.

Uns Katholiken interessiert besonders lebhaft die Behandlung des Kulturkampfes, der Z. die Kapitel 1 und 6 im zweiten Buch des zweiten Bandes widmet. Im allgemeinen wird Z. auch hier wieder allen Teilen gerecht. Die Behauptung freilich auf S. 232, „daß die deutschen Klerikalen über den Zusammenbruch ihrer großdeutschen Ideale jegliche Fühlung mit der Außenpolitik verloren hatten", dürfte übertrieben sein. Nicht einverstanden erklären können wir uns dagegen mit der S. 244 sich findenden Bemerkung „Das Jesuitengesetz beantwortete der Papst mit maßlosen Schmähreden". Wenn Papst Pius IX. in gerechter Empörung über die Zustände in Deutschland Bismarck beschuldigte, sich in einen wahnsinnigen Kampf gegen die Wahrheit und die Kirche eingelassen zu haben, so können diese Aeußerungen nur als berechtigte Beschwerden, denen Bismarck leider nur zu spät nachgab, nicht als Schmähreden bezeichnet werden.

Abgesehen von diesen Beanstandungen ist das vorliegende Werk in Form und Inhalt eine glänzende Leistung. Das Buch sollte in unseren Bibliotheken nicht fehlen. Es ist als Ganzes genommen und auch als Nachschlagewerk für einzelne Perioden der inneren und äußeren deutschen Geschichte gleich wertvoll. Dem noch ausstehenden dritten Bande darf man mit Spannung entgegensehen.

Bad Godesberg. H. Hopmann.

Staats- und Gesellschaftslehre

Rommen, He'nrich: Die Staatslehre des Franz Suarez S. J. M.-Gladbach, Volksvereinsverlag. XV u. 383 Seiten.

In einer fleißigen und systematisch gut durchgeführten Arbeit stellt Rommen die Staatslehre des großen Jesuiten dar. Im I. Abschnitt, der als die Grundlage des Werkes anzusehen ist, werden zwei ‚Praeambula' der Staatslehre behandelt. Der II. Abschnitt enthält die eigentliche Lehre vom Staate mit den Teilfragen nach Wesen und Ursprung, Ziel und Zweck des Staates, wobei ganz besonders ausführlich die Lehre von der Staatsgewalt untersucht wird. Der III. Abschnitt ist

dem Verhältnis von Staat und Kirche und dem jus gentium gewidmet.

Die Schwierigkeiten für das Verständnis und die Darstellung der Staatslehre von Suarez sind groß. Es gehört eine eingehende Kenntnis der Theologie, der Philosophie und der Jurisprudenz dazu. Rommen versucht sehr oft mit neuzeitlichen Begriffen Suarez zu begreifen. Die Beziehungen zwischen Theologie und Jurisprudenz sind nicht immer scharf erkannt. Manche historische Exkurse hätten fortbleiben dürfen oder straffer gefaßt werden können. Mitunter fehlt die juristische Praezision der Begriffe. Doch sollten die kleinen Schwächen nicht abschrecken das Buch gründlich zu lesen. Die aufgewandte Mühe wird reichlich belohnt.

Bonn. Bernhard Klein.

Oppenheimer, Franz: Soziologische Streifzüge. Gesammelte Reden und Aufsätze. 2. Bd. 352 S. München, 1927, Verlag Max Hueber. Brosch. 8.50 *M*, Leinen 11.— *M*.

Franz Oppenheimer ist eine Kampfnatur. Darum läuft er Sturm gegen schwankende, von Tendenz getragene Begriffe und Wandlungen des sozialen Lebens. Er will sie dann auf eine logisch ziemlich scharf abgegrenzte Formel bringen. Wenn damit auch nicht immer ein endgültiges Urteil gegeben sein kann, der Weg, den Oppenheimer geht, bietet soviel wichtige Ausblicke, daß er nicht nur belehrt, sondern vor allem anregt.

Den Historiker interessieren die beiden ersten Aufsätze: ‚Soziologie und Geschichte' und ‚Das Gesetz der zyklischen Katastrophen'. Wie der Soziologe der Geschichtswissenschaft gegenübersteht, darf nicht verwundern; denn die Geschichtsschreibung ist vor wie nach dem Kriege zu sehr Ideallehre vom Standpunkt einer gewissen Gruppe. Daher arbeitet sie mit Axiomen, die dem soziologischen Geschichtsforscher nicht objektiv glaubwürdig erscheinen können. Der zweite Aufsatz nimmt solch ein Axiom besonders vor. Dabei ergeben sich verschiedene Erklärungen für das Gesetz der Katastrophen, die wiederum den verschiedenen Gruppen entsprechen. Besonders treten hervor die politische Theorie und die Rassentheorie. Der Aufsatz ‚Der Staat und die Sünde' rechnet scharf ab mit der Voreingenommenheit, wie der Staatsbegriff tendenziös umschrieben wird. Dadurch, daß der Staat die herrschende Klasse über eine ausgebeutete stellte, wurde er Ursache der Sünde. Diese Sünde ist eine Handlung, die aus dauernder antisozialer Einstellung des Täters hervorgeht. Dabei bemerkt Oppenheimer aber nicht, daß er die Begriffe: Sünde, civitas Dei, civitas diaboli ebenso für seine Theorie deutet, wie die von ihm bekämpften Theoretiker andere Begriffe für ihre Theorie deuten. Er hat kein Verständnis für das Seelisch-sittliche, das diesen Begriffen innewohnt. Eine reiche Gedankenfülle bietet ‚Sozialismus und Liberalismus'. Schon die französische Revolution rückte beides nebeneinander: die Erklärung der Menschenrechte war liberal, die Verfassung von 1793 war demokratisch-jakobinisch. Dabei zeigte sich schon, wie die Demokratie eines starken Staates bedarf, nicht aber der Liberalismus. Wehe nun, wenn der starke Staat ersetzt wird durch ‚Gesellschaft' (Rousseau). Diese Gesellschaft knebelt die Individuen! Dann wird der Liberalismus verpfuscht durch den Kapitalismus und die Entstehung der Klassen. Nach Oppenheimer ist der Mensch vierfach gebunden: weltanschaulich durch die Entwicklungslehre, politisch durch die stets wachsende Staatsmacht, sozial durch die Klassenzugehörigkeit, wirtschaftlich durch die Abhängigkeit vom Kapitalismus oder vom Sozialismus. Wir aber stellen die Frage: Gibt es denn nichts Höheres im menschlichen Leben als diese Fesseln? – Der Aufsatz ‚Demokratie' säubert den behandelten Begriff von allen einseitigen Entstellungen und wertet ihn in seiner Kulturkraft aus. – Einige Charakteristiken (Adolf Wagner, Ernst Abbe, Rudolf Virchow) führen zum Schluß des Buches. Den Schluß selber bildet eine ‚Rede am Sarge Paula Dehmels', der Schwester Oppenheimers. Die Rede ist ein Gedicht in Prosa; aus ihr spricht eine Gemütswärme, die in anderen Gedankengängen des Verfassers, besonders in seiner Polemik nicht mitschwingt.

Bonn. Johannes Peters.

Zeitwende

Guardini, Romano: Briefe vom Comer See. 112 Seiten. Mainz. Matthias-Grünewald-Verlag. Leinenband 4.— *M*.

Das Buch ist ein Beitrag zur Lösung der heute so akuten Kulturkrise. Nur muß man beim Lesen sich gegenwärtig halten, daß die Briefe zuerst von 1923 bis 1925 in den ‚Schildgenossen' erschienen sind. Wenn sich

Guardini heuer von neuem entschließen würde, das Kulturproblem aktiv anzugreifen, würde er sicher die im neunten Brief roh angedeuteten Linien zur positiven Gestaltung unserer zivilisierten Welt weiter ziehen müssen und käme vielleicht mit Hilfe der wertvollen Arbeiten anderer religiöser Denker zu einem geschlossenen Bilde. So nun ist das Buch eine feine Propädeutik für jeden, der den Kulturwandel der Gegenwart anfängt zu spüren und nach geistiger Klärung verlangt. An den herrlichen Gestaden des oberitalienischen Sees erlebt der Verfasser das Spannungsverhältnis zwischen Natur - Kultur - Technik. Man merkt den Verfasser des ‚Gegensatzes'. Mit seiner Einfühlungsgabe weist er, soweit sich das überhaupt in Worten fassen läßt, die Grenzlinie auf, bis wie weit der Mensch der Natur und ihrer ungestümen Lebendigkeit zu Leibe gehen darf, ohne sie zu zerstören, jenes eigentümliche schmale Gebiet geistgeformter Natur, wo Kultur wird. Er erlebt einen Kosmos. Nicht den alten götterbewohnten, sondern den durch Rationalismus, der, wie er, einig mit Eugen Rosenstock (‚Das Alter der Kirche'), richtig sagt, erst durch das Christentum möglich geworden ist, vom Aberglauben befreiten Weltkosmos, als dem Menschen „zugewiesener Lebensraum, als seinen Erkenntnis- und Schaffenskräften zugeordnetes Feld". Aber weil die durch die frohe Botschaft frei gewordenen seelischen Kräfte des Menschen in Eroberung und Entdeckung jene zarte Gehaltenheit von Natur und Kultur zu Gunsten des Geistigen und seiner Abstraktion, des Technischen, immer mehr verdrängten, ist dieser Kosmos für den Menschen, der innerlich nicht mit kam, wieder ein Chaos geworden. „Dieses Neue wirkt zerstörend, weil es auf einen Menschen trifft, der ihm nicht zugehört. Genauer: Es ist chaotisch und wirkt zerstörend, weil der Mensch, der zu ihm gehört, noch nicht da ist." Im letzten Briefe sieht er diesen neuen Menschen prophetisch kommen. Es ist Weisheit, wenn Guardini, sich begnügend mit dieser tief gläubigen Sehnsucht, die Feder hinlegt und die Aufweisung der neuen schöpferischen Kräfte den Jungen überläßt, die nicht mehr versucht sind, romantisch in ein geschwundenes Kulturreich zurückzuschauen, sondern die, in der Gegenwart verwurzelt, ohne Zagen zu der neuen Kreatur der Technik Ja sagen können, auch zur Bewußtheit, zu der uns die Zeit gezwungen hat, und dann erst mit kindlichem Gottvertrauen darüber hinaus an die Erlösung - besser Lösung - dieser neuen vorläufig noch chaotischen Werte in der Allgewalt der Gnade glauben und damit einen neuen gottgewollten Kosmos heraufführen helfen. Die alte Generation ist zu dieser Aufgabe wohl nicht mehr fähig, sie kann nur darüber schwermütig und zugleich hoffnungsfroh reflektieren, sie bleibt gebrochen. Dafür aber wird sie der feste starke Schottergrund als Fundament für die junge Generation - das sind schon nicht mehr die Kriegsteilnehmer -, die die Erkenntnisse der Alten nicht bloß im Kopfe, sondern im Herzen hat und wie aus neuem Lebensdrang die neue Kultur schafft.

Düsseldorf. Albert Mecklenbeck.

Thalmann, Marianne: Henrik Ibsen, ein Erlebnis der Deutschen. 66 S. Marburg a. d. Lahn, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung, G. Braun. Geh. 2.50 *M*.

George, Stefan: Sämtliche Werke IV: Das Jahr der Seele. Mit Photographie und Handschriftproben. 141 S. Berlin, Georg Bondi. Geh. 450 *M*, geb. 6.50 *M*.

Man erlebt bei der Lektüre dieser beiden Bücher die große europäische Wende unserer Tage: den Zusammenbruch einer alten Welt und das Aufdämmern einer neuen. Mit einer staunenswerten Kraft des Verstandes und des Wortes, mit scharfem Blick für den typischen Einzelzug und die Ausdruckswerte der Form begreift M. Thalmann in ihrer kurzen, aber durchaus führenden Abhandlung den zum 100. Geburtstag wieder vielerörterten und vielgespielten Ibsen als Liquidator des Bürgertums, als letzten Ausläufer der Renaissance mit ihrer Vergötzung des Individuums, als Dichter der Herbstwitterung, der die Uebermüdung des Herzens, den seelisch zerfressenen Uebermenschen gestaltet hat; in seinem Werk bricht die Selbstvergötterung des humanen Menschen in die Entgötterung der Welt, in die Ichpest und das Verwesungsstadium einer Kultur auf (63); seine Menschen sind leer und unruhig, da sie nicht mehr die Einordnung in das Ueberpersönliche kennen, keine Liebe ohne Probleme und keinen Gott hoch über dem Menschlichen. Die Vertrautheit mit Ibsens Dramen vorausgesetzt, empfängt man von dieser Schrift darum eine weite Sicht, weil sie auf die fundamentalen Ereignisse unserer Zeit gerichtet ist. Nur *eine* Ergänzung wünschte man noch von der Verfasserin, daß sie nämlich Ibsen nicht nur als Einheit sähe, sondern auch auf seinem Weg; grade in seinen letzten Stücken ist er ahnungs-

voll erschüttert und verwirrt vom religiösen Bereich, dem er wieder nahe kommt, der nun seine Enge zu einer unsicheren Weite hin öffnet. Genau das Gleiche: ahnungsvolle Erschütterung und Verwirrung in der Nähe des Religiösen erleben wir beim späten Strindberg und unvergleichlich tiefer beim endenden Nietzsche... Zeichen des Endes und eines neuen Beginns.

Der von der Ibsenschen Haltung ganz gelöste Werkschöpfer der Zukunft tritt uns in Stefan George entgegen. Der nun vorliegende 4. Band der Gesamtausgabe enthält ihn bereits in seiner ganzen Größe: ‚Das Jahr der Seele' hat den Deutschen in neuer Sprache eine neue Art der Naturdichtung geschenkt. Von seinen verhüllten und gedämpften Versen aus versuche derjenige sich George zu nähern, dem die folgenden Werke zu dicht und die vorangehenden zu abseitig erscheinen. Dieses Buch kann auch der Katholik annehmen, der sich von der in späteren Büchern entwickelten Gottesanschauung Georges in Ehrfurcht abwenden muß. Hier ist der Mensch nicht mehr vereinzelter, sondern atmet den Atem der wachsenden und sterbenden Natur mit; nicht daß er sein Auge impressionistisch an sie verlöre oder sie romantisch seinen eigenen Gefühlen anfälschte - ein eigener und mit ihr gemeinsam, lebt er den Zusammenhang des Jahres und der Seele. In unerschöpflich tiefen und schönen Gedichten, wie sie Deutschland seit Goethes Tod nicht mehr gehört hat, werden die Urgeheimnisse von Blühen und Fruchttragen webendes oder strahlendes Wort. Der Weg des Menschen durch das Jahr ist ein Weg zur Meisterung und zur Reife; denn aus aller dunklen Schwermut und Wirrnis der Liebe gelangt er zur Festigkeit, zu ihrem dauernden Sinn: der Bescheidung im Glücksverlangen und der wissenden Dankbarkeit für jene Weite, Glut und Vollendung, die sie brachte, und in aller Süße der Liebe vergißt er nicht das, was höher steht als das persönliche Glück: die Berufung zu einer tieferen Erfassung des Weltganzen. Voll leiser Unruhe, voll Aufbruch ist dieses Werk, das wie alle Bücher von George nicht eine lockere Sammlung von Gedichten, sondern einen dichterischen Gesamtbau darstellt: im sicheren Wissen um eine noch unerfüllte Zukunft begibt er sich aus dem frohen Verweilen heraus wieder auf den Weg. So haben wir denn den Menschen vor uns, den Ibsen im Untergang als gut und notwendig ahnte: einen, der sich wieder den Weltkräften verbunden fühlt, und der aus sich heraus auch die von Fraglichkeiten umdrohte Liebe festigt, so daß sie ihm das Menschliche mehrt und weitet.

Bonn. Heinrich Lützeler.

Lebensbilder

Ludwig, Emil: Kunst und Schicksal. Vier Bildnisse. 249 Seiten. Berlin 1927. Verlag Ernst Rowohlt. Geh. 7.— *M*, geb. 10.— *M*.

„Die Welt ist klug, der Künstler ist ein Narr." So steht zu lesen am Anfang des Vorwortes, das Ludwig seinen vier Bildnissen (Rembrandt, Beethoven, C. M. von Weber, Balzac) vorausschickt. – Schlußfolgerung? Ludwig kann, da er sehr klug ist, kein Künstler sein. Auf derselben Seite aber steht die Behauptung, daß nur ein Künstler „Menschen als Vorbild und Warnung seiner Zeit" schildern könne. Das Buch beweist sicher, daß Ludwig kein Künstler ist, also...?

Gewiß spielt das Schicksal eine Rolle im Lebenslauf und Schaffen der vier Großen, denen das Buch gewidmet ist. Aber bei der Prüfung des Begriffs lesen wir aus Ludwig nur heraus: Schicksal ist die Gesamtheit der Umstände, die von außen auf den Menschen eindringen, die ererbte menschliche innere und äußere Konstitution und die gegenseitige Beeinflussung dieser beiden Reiche. Aber diesen Umständen gegenüber mußte die künstlerische, geistgeschaffene, seelische Architektur der Größe eines Mannes herausgearbeitet werden. Hier läßt Ludwig uns im Stich. In allen Charakteristiken waltet die lebendige Skizzierung des Milieus vor. Gewiß kommt der Lebenskampf dabei - oft etwas aufdringlich - zur Darstellung; aber es fehlt die Betonung der in sich gekehrten künstlerischen Ruhe und Erhabenheit. Am besten gelang noch der Essay: Balzac. Die naturalistische Art Ludwigs paßt eben noch einigermaßen zu diesem Romanschriftsteller. Aber auch bei Balzac entwickelt sich - wie bei den drei andern - erst aus Milieu und künstlerischem Formen das Schicksal in höherem Sinne. Hier hätte das Wort: „Ernst ist das Leben, heiter die Kunst", den Weg weisen müssen. – Diese Deutung mangelt vor allem den Musikerbildnissen, und ganz besonders der Charakterisierung Beethovens. Die Vorrede zu ihr überstolpert sich recht reklamehaft. Und der eigentliche Essay ist nur eine Aneinanderreihung von Brief- und Tagebuch-

stücken. Zwei für den Meister wertvolle Personen, Neese und Schindler hätten auch in so kleinem Rahmen genauer gewürdigt werden müssen. – Die Deutung der Musik Beethovens geht zu sehr ins Programmatische. Die Beurteilung der letzten Klaviersonaten ist oberflächlich. Auf S. 167 steht: „Er (Beethoven) blieb fern der Konfession, für die er schrieb". Hier fragt man sich doch: wie soll man denn die Missa solemnis deuten? Sollte mit dieser Seite 167 auch Seite 185 verwandt sein? Da wird der Eindruck erweckt, als ob Beethoven die Sterbesakramente als „Komödie" bezeichnet hätte. Wenn das wirklich von Ludwig ernst gemeint ist, brauchen wir uns über die Unzulänglichkeit dieser vier Bildnisse nicht zu wundern. – Bei Weber ist das fruchtbar und volkstümlich Romantische zu wenig gewürdigt. Ebenso bei Balzac die im Aufruhr des Lebens seiner Romane stets betonte sittliche Kraft und Norm. Also kurz gesagt: auch hier fehlt die Herausarbeitung der Gesinnungstüchtigkeit des großen Mannes. In allen vier Bildnissen hätte aus dieser ethischen Kraft die Kunstübung und die Bewältigung des Schicksals sich herausentwickeln müssen. Das Beethovenjahr 1927 wurde mit diesem Buch wirklich nicht bereichert. – Seite 179 muß es heißen: „Heiliger Dankgesang ..."

Bonn. Johannes Peters.

Aus Gottfried Kellers glücklicher Zeit. Der Dichter im Briefwechsel mit Marie und Adolf Exner. 176 Seiten, Großoktav. Mit 12 Bildbeigaben. Wien. F. G. Speidelsche Verlagsbuchhandlung. Leinen 11.— *M*.

Der fünfzigjährige Dichter wechselt Briefe mit einem feinen und frohen Wiener Geschwisterpaar bis unmittelbar vor seinen Tod. Vor allem zieht ihn Maria an, die als Mädchen und Frau trotz aller Sorgen mit unbändiger Freude „das gute schöne Leben" liebt. Ohne jedes Pathos, ohne Erregung und betonte Tiefe, in zarter Sorgsamkeit steht sie zu dem berühmten Schriftsteller, der mit krausem Humor von seinen Kneipereien und der Tyrannei seiner Schwester berichtet. Vorzügliche Wiedergaben Kellerscher Aquarelle und andere Bilder machen das unbeschwerte liebenswürdige Buch besonders wertvoll.

Bonn. Heinrich Lützeler.

Berger, Louis: Der alte Harkort. Ein westfälisches Lebens- und Zeitbild. 5. Auflage. Herausgegeben von Prof. Dr. Aloys Meister. Mit 8 Abb. VI, 572 Seiten, 8°. Leipzig, 1926. Brandstetter. Brosch. 12.— *M*, Ganzleinenband 14.— *M*, Halbfranzband 18.— *M*.

Dies Buch, das mehrere Jahre vergriffen war und durch den Herausgeber eine durch Bildbeigaben bereicherte Neubearbeitung erfahren hat, stellt einen wertvollen Beitrag dar zur Geschichte unseres Vaterlandes namentlich Westfalens. Wir erfahren interessante Einzelheiten über die großen Geschehnisse des 19. Jahrhunderts sowohl auf politischem, wirtschaftlichem als auch auf kulturellem Gebiet (Freiheitskämpfe, Kampf um Verfassung und Reichseinheit, Einführung von Eisenbahn und Maschine, Volksschule, Arbeiterbildung u. a. m.). Es ist ein breiter Hintergrund, auf dem das Leben des alten Harkort gezeichnet wird. War er doch wie wenige eng verflochten mit den Ereignissen seiner Zeit, nicht nur als einer, der Interesse daran nahm, sondern als einer der bedeutendsten Förderer und Vorkämpfer für wirtschaftlichen und kulturellen Fortschritt. Er ist Bahnbrecher der weltbekannten Industrie an der Ruhr wie überhaupt der Entwicklung Deutschlands zum Industriestaat. Lange vor Friedrich List, der als der Vater der deutschen Eisenbahn gilt, hat er sich für die Einführung der Eisenbahn eingesetzt, ohne aber bei den maßgebenden Stellen etwas zu erreichen. Die Verbesserung der Volksschule, die damals in einem wahrhaft jämmerlichen Zustand war, hat ihm immer am Herzen gelegen und oft hat er seine Feder im Kampfe für sie geführt. Obwohl selbst Großunternehmer, hat er sich doch stets mit Eifer für das Wohl der arbeitenden Klassen eingesetzt, ist mit Nachdruck gegen die Ausnutzung der Kinder als billige Arbeitskräfte sowie gegen die lange Arbeitszeit eingetreten. Andererseits hat er aber auch Gleichmacherei und Kommunismus energisch zurückgewiesen. Seine Schriften wirkten um so mehr, als er in ihnen als echter Westfale geradeaus und ungeschminkt seine Meinung sagte in einem volkstümlichen Ton, der noch heute erfreut und zu Herzen geht. Da ziemlich spürbar preußisch-protestantischer Geist das Buch durchweht, setzt es einen kritischen Leser voraus, denn der Gutgläubige könnte manchen Irrtum daraus lernen. Z. B. wird das Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes vom Verfasser gleichgesetzt mit Herstellung des päpstlichen Absolutismus, weshalb es dringend notwendig würde, die Aufsicht über die Schule aus der Hand der Kirche in die des

Staates zu legen, weil der Staat „im Kampfe gegen Rom der Mitwirkung der Schule und Lehrer dringend bedurfte". Eine ausgesprochen antikatholische Tendenz jedoch hat das Buch nicht.

Bonn. Thekla Heffening.

Cardauns, Hermann: Ernst Lieber. Der Werdegang eines Politikers bis zu seinem Eintritt in das Parlament (1838-1871). Aus dem handschriftlichen Nachlaß bearbeitet. Mit sechs Bildern. Wiesbaden, 1927. Hermann Rauch. Gebunden 5.— *M.*

Dem treuen Freunde hat Hermann Cardauns ein schönes Denkmal gesetzt, indem er dies Jugendbildnis des berühmten Parlamentariers schuf, über den bisher nur wenig geschrieben worden ist. Es stützt sich auf die zahlreichen Briefe und Tagebuchaufzeichnungen, die Lieber hinterließ. Man erkennt in dem jugendlichen Konterfei schon deutlich die Züge des männlichen Charakterkopfes: seinen scharfen Verstand, den idealen Schwung seiner Gedanken, seinen rastlosen Arbeitsdrang und vor allem die Geradheit und Uneigennützigkeit seines Wesens. Der zeitliche Hintergrund ist in Gestalten und Ereignissen nur soweit skizziert, als es die Charakteristik erheischte. Darum liest man das - auch im äußeren Format! - schöne Buch mit hohem Genuß und würde sich freuen, wenn es in einer umfassenden Würdigung des bedeutenden Politikers und sympathischen Menschen bald die notwendige Ergänzung fände.

Linnich (Rhld.). August Schmitt.

Franke, Ilse: Die Weisheit der Kinderstube. Gereimtes und Ungereimtes aus Kindermund, erlauscht und erlebt von einer Mutter. 128 Seiten. München. Georg Müller.

Carossa, Hans: Eine Kindheit. 158 Seiten. Leipzig. Insel-Verlag. – **Verwandlungen einer Jugend.** Ebenda. 260 Seiten.

Langewiesche, Wilhelm: Jugend und Heimat. Erinnerungen eines Fünfzigjährigen. 325 Seiten (80. Tausend). Ebenhausen bei München. Wilhelm Langewiesche-Brandt.

Drei Bücher, die sich mit der Kindheit dichterisch auseinandersetzen. Die Dichterin Ilse Franke tut es als Mutter und objektive Beobachterin im eigenen Heim. „Wie Kinder denken, fühlen, reden, handeln, spielen, wie das kleine Seelchen sich an die große, unbekannte Welt anzupassen sucht - dazu sollte diese Sammlung einer Mutter von Kinderaussprüchen einen anspruchslosen Beitrag liefern. Manches wehte mir der Tag von außen zu, und es formte sich dann zum Reim. Das allermeiste ist erlebt und erlauscht in eigener und befreundeter Kinderstube." Diese Sätze der Einführung sagen recht treffend, worauf es bei dem Buche ankommt; es ist ein Buch für Väter und Mütter und steht jenseits der Prüderie und der Pikanterie. Vieles erweckt herzliches Lachen.

Hans Carossa gestaltet uns seine Kindheit. Ja, er gestaltet sie, so daß sie wie ein funkelnder Kristall wieder vor uns liegt. Aus träumerischem Erwachen der Seelenknospe entfaltet sich das Arztkind aus dem Bayerlande zu einem Buben, der mit grübelndem Geist hinter die Erscheinungen der Umwelt zu kommen sucht, dem Zauber nicht nur in Blume und Baum winkt, der auch den Märchenzauber sinnfällig erleben will und durch einen seltsamen Onkel spielerisch dazu verleitet wird. Des Vaters Kunst über Krankheit und Gebrest wirkt mit, Schule und eine katholische Umgebung sind deutlich vernehmbar. Was aber die Dorfschule nur leise und ahnungsvoll vermag, das Erstarken zum Eigengewächs, das erreicht die Erziehung im Landshuter Gymnasium, dessen Wirkung der 2. Band erzählt. Man ahnt es schon im ersten Buch, daß die künstlerischen Dinge einmal entscheidend dieses Kind ergreifen werden. Hier in den „Verwandlungen" findet man es bestätigt. Unendlich fein, überzeugend ist dieser Prozeß dargestellt; die Arreststunde, mehr noch das Maskenfest im Internat sind die Angelpunkte, in denen sich das Knabengeschick wendet. Ueber dem Ganzen des Buches liegt es wie ein kühler Hauch, etwas wie feiner, frischer Duft über einer klaren Gebirgslandschaft; die herrliche Prosa schlürft man wie eine Köstlichkeit ein und denkt an hohe Muster der deutschen Dichtung, mit denen sich diese Autobiographie messen darf.

Wilhelm Langewiesche, der uns seine bergische Jugend und Heimat aufleben läßt, ist gegen den Lyriker Carossa der behagliche, im Reiz glücklicher, strebsamer Kindheit und Jünglingszeit verhaftete Epiker. Ein tüchtiges Menschenalter vor der Kriegszeit ersteht, der bergische Schlag, knorrig und zielfest, wirkt und feiert Feste, ein ehrenhaft protestantisches Kirchentum ist gezeichnet, und eine große Zahl menschlicher Schicksale zieht an uns vorüber. An dem Buch werden sich

zumal ältere Leser erfreuen, weil sie das alles „miterlebt" haben, und die Jungen sollen daraus sehen, daß es auch damals Tüchtigkeit, Humor und Erfolg gab, und daß sie eigentlich auf dem kernhaften Alten nur weiter zu bauen hätten, dann ging es in der Welt gar nicht schlecht.

Köln. Laurenz Kiesgen.

Literaturgeschichte

Berendsohn, Walter A.: Selma Lagerlöf. Heimat und Leben / Künstlerschaft, Werke / Wirkung und Wert. 8°. 372 Seiten. Albert Langen. München 1927.

Bücher über die schwedische Dichterin gibt es bereits mehrere. Doch alle sind mehr oder weniger dünne Gelegenheitsschriften ohne größere Bedeutung. Auch die Arbeit der Niederländerin Christine Doorman „Selma Lagerlöf, haar werken en haar leven op Morbacka", die vor ein paar Jahren herauskam und die etwas tiefer schürft, genügt infolge Mangels jeder Kritik nicht. Professor Berendsons Werk aber hat Recht auf gründliche Beachtung. Das große Wissen und der Fleiß des Mannes der Wissenschaft vereinigt sich hier mit feinsinniger Einfühlung in das Leben und Schaffen der Dichterin, tiefgründige Analysen mit Bekanntschaft und Liebe zu schwedischem Land und Volk. Man liest dieses Buch mit reicher Belehrung, man sieht manche Werke der Lagerlöf nach der Lektüre mit anderen Augen an (auch dann, wenn man den ästhetischen Werturteilen des Verfassers nicht immer zustimmen kann), man erfährt viel Interessantes über ihr Verhältnis zur Bühne und zum Film. Obwohl durchaus ein wissenschaftliches Werk – und als solches von Bedeutung – kann es auch den gebildeten Laien, der anspruchsvollerer Lektüre nicht ausweicht, fesseln. Für die weiteren Schichten des Volks ist es allerdings zu schwer und zu umfangreich. Berendsohn würde ein gutes Werk tun, wenn er einen Auszug erarbeiten würde, der in einfachen, klaren Linien von der schwedischen Dichterin berichtet, die das deutsche Volk beinahe als eine der ihrigen betrachtet. Es würde dies eine wertvolle Förderung der Volksbildungsarbeit bedeuten: denn gerade die häufigen (und nicht ganz mißlungenen) Verfilmungen der Werke der Lagerlöf bieten eine prächtige Gelegenheit, das Volk vom Lichtspiel zum Buch zu führen.

z. Zt. Stockholm. Ernst Alker.

Kunst

Steindorff, Georg: Die Kunst der Aegypter. Bauten - Plastik - Kunstgewerbe. Mit 17 Abbildungen im Text und 200 Bildtafeln. 328 Seiten. Leipzig, 1928, Insel-Verlag. Gebunden in Leinen 14.— *M.*

Der bekannte Leipziger Aegyptologe Georg Steindorff hat es unternommen in diesem Werke einen Ueberblick zu geben über die Entwicklung der ägyptischen Kunst während eines Zeitraumes, der im vierten Jahrtausend v. Chr. beginnt und sich bis in die römische Kaiserzeit hinein erstreckt. Nach einer kurzen Einleitung verbreitet er sich über die Bauten und zwar die Wohnbauten, die Gräber und Tempel, dann über die Plastik und zuletzt über das Kunstgewerbe. Eine Uebersicht der ägyptischen Geschichte beschließt den Textteil des Buches. Es folgen alsdann 200 vorzügliche Bildtafeln, die dem Leser eine plastische Vorstellung von den Erzeugnissen der ägyptischen Kunst vermitteln. Ein Verzeichnis der Bildtafeln am Schlusse des Bandes enthält kurze Angaben zu denselben sowie den dargestellten Gegenständen, für die sowohl der Wissenschaftler als auch der Kunstfreund dankbar sind.

Das Werk kommt einem längst empfundenen Bedürfnis entgegen, indem es eine Lücke in der Literatur ausfüllt. Jedem Gebildeten, der sich schnell und sicher über die Kunst der Aegypter orientieren will, sei dasselbe warm empfohlen. Der Name des Verfassers bürgt dafür, daß es ein zuverlässiger Führer auf dem Gebiete der ägyptischen Kunst ist.

Bad Godesberg. H. J. Heyes.

Heimat-, Länder- und Völkerkunde

Westfalenland. Eine Landes- und Volkskunde Westfalens. Herausgegeben von Th. Wegener, Münster. 4. Bd. Beiträge zur westfälischen Heimatkunde. 152 Seiten. Mit 8 Tafeln und 21 Textabbildungen. Paderborn, 1927, Verlag Ferdinand Schöningh. 7.— *M.*

Eine Stammes- und Heimatkunde von wirklichem Wert kann nur auf Grund umfassender Vorarbeiten geschaffen werden. Darum geht die vorliegende Sammlung den einzig richtigen Weg, zur geeigneten Zeit wichtige Teilergebnisse heimatkundlicher Wissensgebiete zu veröffentlichen. Der 4. Band des großen Werkes, das jeder Heimatfreund mit lebhaftem Danke entgegennehmen wird, bringt die Vorträge, die von Kennern der einzelnen Gebiete gelegentlich einer Münsterschen Heimatwoche gehalten wurden. Sein Wert besteht darin, daß hier die Stimme des Wissenschaftlers klar, eindringlich und allgemein verständlich spricht. Im einzelnen kommen folgende Gebiete in mehr oder weniger ausführlichen Darstellungen zur Behandlung: Geologie der Münsterschen Ebene; Landschaftstypen und Landschaftseinheiten Niedersachsens; Stammeseigentümlichkeiten und Lebensanschauung; frühgeschichtliche Burgen im nordöstlichen Westfalen; Römerfunde; Grundlagen der Sprachgeschichte Westfalens; Volkstumsgeographie von Nordwestdeutschland, vornehmlich Haus-Geographie; Westfalen im Rahmen des preußischen Staates; Dichtung auf Roter Erde im neunzehnten Jahrhundert; die werdende Ruhrstadt. Wertvolle Tafeln, Textabbildungen und Literaturnachweise erhöhen die Brauchbarkeit des vortrefflichen Werkes.

Münster. Heinrich Luhmann.

Haefeli, L., Syrien und sein Libanon. Ein Reisebericht. XVI, 362 S., mit 1 Kte. u. Ill. 8°. Luzern und Leipzig. Räber u. Cie.

Der bereits aus seinem Palästinabuch ‚Ein Jahr im Heiligen Lande' bekannte Schweizer Geistliche schenkt uns hier einen neuen ausgezeichneten Reisebericht (1921) durch Syrien und besonders durch den Libanon, durch jenes Land, in dem die Geschichte der Christen nur eine einzige Leidensgeschichte, eine Geschichte von Kampf und Abwehr ist. Mit offenem Blick für die heutigen Verhältnisse der dortigen Christenheit zieht er stets in lebendiger, nicht ermüdender Weise die Berichte des Alten und Neuen Testamentes heran, sowie Flavius Josephus, dessen jüdische Geschichte des Verfassers Spezialgebiet ist. Er versteht es, die alt- und neutestamentlichen Ereignisse in plastische Beziehung zu der Landschaft und zu den archäologischen Funden zu setzen. Man kann diesem ausgezeichneten, mit zahlreichen vorzüglichen Abbildungen ausgestatteten Buch nur die weiteste Verbreitung unter den Freunden des Heiligen Landes wünschen.

Bonn. Wilhelm Heffening.

Hassanein Bey: Rätsel der Wüste. Mit 46 Abbildungen und 1 Karte. 319 Seiten. 8°. Leipzig. Brockhaus.

Eine Wüstenreise wird hier in ungeschminkten Worten geschildert, mit all ihren Entbehrungen und Strapazen, mit ihren tagelangen Märschen auf wasserlosen Wegen, mit ihren Sandstürmen, die wie Nadelstiche Gesicht und Hände treffen. Die Wüste schweißt Mensch und Tier der Karawane zu enger Kameradschaftlichkeit zusammen, entweder überstehen sie glücklich die gemeinsamen Gefahren oder sie gehen gemeinsam elendiglich zu Grunde; ist doch jeder einzelne, der von der Karawane abirrt, in dem heißen Wüstensande hofflungslos vor Hunger und Durst dem grausigen Tode preisgegeben. Trifft einen Beduinen dies Mißgeschick, so hüllt er sich zuletzt in sein Gewand, empfiehlt sich Gott und wird vom Sandsturm lebendig begraben. Aber auch die Romantik und Schönheit der Wüste spricht aus diesem Buch, die herrlichen Sonnen-Auf- und Untergänge, die sternenklaren Nächte, die Ruhe und stille Einsamkeit der Wüste und das stets gegenwärtige Bewußtsein von der Nähe des Todes, das die Seele läutert und reinigt. Der Verfasser, ein in England erzogener Aegypter, reiste im Jahre 1923 von der Kyrenaika durch die lybische Wüste nach Darfur. Auf diesem Wege berührte er den Hauptsitz der Senussi, die Oasen-Gruppe Kufra, die bisher nur von drei Europäern besucht wurde, und entdeckte die noch unbekannten Oasen Arkenu und Uenat. Die zahlreichen wohlgelungenen Photographien erhöhen noch den Reiz dieses ausgezeichneten Buches.

Bonn. Wilhelm Heffening.

Close, Upton: Die Empörung Asiens. Aus dem Englischen übertragen und bearbeitet von C. Zell. Mit 69 Abb. und 2 Karten. 197 S. 8°. Zürich–Leipzig–Wien, 1927, Amalthea-Verlag.

Als die Völker Westeuropas mit ihren Schiffen hinausfuhren, um die Welt zu erforschen und zu erobern, fanden sie in den Ländern Asiens kaum Widerstand und ohne sonderliche Mühe konnten sie sich der wertvollsten Teile dieses Kontinents bemächtigen. Die Macht und das Ansehen Europas wuchs in dem gleichen Maße, als es sich die fremden Länder dienstbar machte und sie zu eigenem Vorteil auszubeuten verstand. Kein Einsichtiger wird aber leugnen können, daß sein Machtstern heute schon im Niedergange ist. Neben der Rivalität, die sich zwischen den Mächten im Laufe der Zeit in immer schärferen Formen geltend machte, trug hierzu nicht zum wenigsten der Umstand bei, daß die Eroberer die abhängigen Gebiete zu stärkerer Ausbeute zu organisieren und zu bilden begannen. Dadurch entwickelte sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrh. in Asien eine neue Intelligenzschicht, die die günstige Gelegenheit nicht versäumte, „die Waffen des Weißen zu ergreifen und ihn damit zu bekämpfen". War der Westen zunächst noch zu mächtig, um verdrängt werden zu können, so ließ doch der Weltkrieg, der Europas Schwächen in grellster Weise enthüllte, „im Bewußtsein der asiatischen Führer die tröstliche Ueberzeugung erwachsen, daß der Tag der Abrechnung mit dem weißen Manne angebrochen ist". Gefestigt wird diese Ueberzeugung noch durch die Tatsache, daß Rußland zu Ende des Krieges aus dem europäischen Völkerkonzern ausgeschieden ist und sich wieder nach Asien zurückgezogen hat. Schon insofern ist dies eines der weitreichendsten Ergebnisse des Weltkrieges, als es „das Kräftegleichgewicht der Rassen und Kontinente vollkommen verändert hat". Ganz Asien ist heute in Empörung gegen die Welt des weißen Mannes, und in einer Zeit, in der dieses gewichtige Problem immer offener in die Erscheinung tritt und wir den Emanzipationsprozeß des Ostens vom Westen - mag er sich noch so langsam vollziehen - beobachten, ist ein Buch, das die ganze Frage eingehend behandelt, hochwillkommen.

Der Verfasser, dessen wirklicher Name Joseph Washington Hall ist, kam als junger Zeitungsreporter nach China „und wurde nach Ausbruch des Weltkrieges dem Geheimdienste der amerikanischen Diplomatie zugeteilt". So konnte er einen tieferen Einblick in die politische Weltlage gewinnen, er wurde Journalist und „diplomatischer Agent"; zur Zeit ist er Lektor für ostasiatische Politik an der Universität Washington. Das vorliegende Buch enthält in der Hauptsache die Ergebnisse seiner letzten Informationsreise, die er bei Ausbruch der asiatischen Unruhen unternommen hat. In einer Reihe interessanter Kapitel behandelt es die ganze asiatische Frage und gibt eine Uebersicht über die verschiedenen Formen und Auswirkungen der asiatischen Empörung von den Gestaden Japans bis zu den Ufern des Nil, und insofern darf es wohl zu den wichtigsten Veröffentlichungen dieser Art gerechnet werden. Mag sein, daß sein Verfasser aus naheliegenden Gründen die Asienpolitik der Vereinigten Staaten etwas zu günstig und zu selbstlos hinstellt und auch vielleicht manches andere nicht ganz richtig gesehen hat, so hindert das doch nicht, das Buch all denen zur Lektüre, ja zum Studium zu empfehlen, die sich für dieses aktuelle Problem interessieren. Manche politischen Ereignisse der letzten Jahrzehnte werden sich dem Leser in etwas anderem Lichte enthüllen.

Der Stil ist klar und verständlich und die deutsche Uebertragung gewandt. Die Bildbeigaben, die nur in der deutschen Ausgabe enthalten sind, sind geschickt ausgewählt und bilden ein gutes Anschauungsmaterial. Die Ausstattung befriedigt alle Ansprüche.

Godesberg. W. Kirfel.

Jegerlehner, Johannes: Günters Schweizerreise. Köln, 1927, Hermann Schaffstein. 211 S.

Ein neuartiger und sehr reizvoller ‚Bädeker' der Schweiz! Günter, ein Berliner Sekundaner, hilft seiner von der Großstadtluft leicht angekränkelten Gesundheit durch einen mehrmonatigen Aufenthalt im Lande Tells wieder auf. Unter der Aegide eines lieben, wenn auch etwas bärbeißigen Maleronkels lernt er dabei, seinem natürlichen Wissensdrange folgend, Land und Leute der Schweiz gründlichst kennen und erzählt davon frisch, flott und humorvoll in seinem Tagebuche. Jegerlehner versteht es wirklich, seine schöne Heimat mit den aufnahmefreudigen und begeisterungleuchtenden Augen der Jugend zu schauen und darzustellen. Das weist diesem Führer unter seinen vielen Brüdern einen besonderen Platz an. Dabei wird man es nicht allzu tragisch

nehmen, daß Günter, sonst ein lieber und bescheidener Junge, manchmal für seine Jahre ein wenig ‚hoch' redet. Er ist ja auch Berliner! Dafür sieht und schildert er manche Eigenarten der Schweiz, die man anderswo vergeblich sucht. Schöne Aufnahmen zieren das Werkchen.

Rheine, Westf. Anton Aulke.

Naturkunde / Technik

Meierhofer, Hans: Feierstunden in der Natur. Laiengedanken eines Naturfreundes. 16 Tafeln in Kupfertiefdruck. 23 ganzseitige Federzeichnungen des Verfassers. 8°, 219 S. Stuttgart 1928. Julius Hoffmann. In Leinen gebunden 9.50 *M.*

Den verschiedensten Gebieten sind die kleinen, packend geschriebenen Aufsätze entnommen. Das Buch ist sicher geeignet, dem Leser Feierstunden zu bereiten, wenn er sich die Wunder der Natur vergegenwärtigt, die hier so anschaulich geschildert werden. Manche Abschweifungen auf das Gebiet der Bibel und Theologie wären besser unterblieben. Ein Beispiel: Der Verfasser spricht so schön von der Unsterblichkeit, aber plötzlich kommt die Wendung, die uns die Freude an diesen Ausführungen verdirbt, „warum soll nicht auch der Geist... über den Tod triumphieren: in unseren Kindern, an die wir die Seele weitergeben, in unseren Taten und Werken, in denen unser Geist weiter wirkt..." S. 179. Ist damit der Materialismus überwunden? „Der mittelalterliche Scholastiker, der aus Bibelstellen berechnen will, wie groß die Augendistanz Gottes sein müßte, damit er gleichzeitig das Weltall übersehen könne" S. 214. Was muß der unkundige Leser von der Scholastik denken, wenn er solche Worte liest? Heißt man das der Wahrheit dienen?

Freiburg i. Br. Alois Schmitt.

Dominik, Hans: Triumphe der Technik. Mit 203 Abbildungen. Kl. 8°, 387 Seiten. (Bongs Jugendbücherei.) Berlin und Leipzig. Rich. Bong. Preis geb. 5.— *M.*

Es ist unmöglich, die Riesenfortschritte der Technik zu überschauen, wer aber nichts von ihnen versteht, der lebt wie ein Fremdling in seiner Zeit. Hans Dominik hat die Gabe, schwierige Dinge - und schwierig sind die technischen Fragen fast immer - in solcher Form, mit solcher Hervorhebung des Wesentlichen darzubieten, daß der Leser, teilweise freilich nur mit angestrengter Arbeit, wirklich ein Bild von der Sache bekommt. Gefrorene Musik (Grammophon), lebende und sprechende Bilder (sprechender Film), Verflüssigung der Kohle, Kreiseltechnik, Bildtelegraphie und Fernsehen, künstliche Seide, Telephonwähler, Rechenmaschine sind die wichtigsten Gegenstände, welche in diesem Buche besprochen werden, und zum Schlusse kommt auch noch die Phantasie zu ihrem Rechte in einer Reise nach dem Monde. Für Städtische Volksbibliotheken zu empfehlen.

Freiburg i. Br. Alois Schmitt.

Thienemann, J.: Rossitten. Drei Jahrzehnte auf der Kurischen Nehrung. Mit 153 Abbildungen und 5 Karten. 8°, 326 Seiten. Neudamm. J. Neumann. Leinwandbd. 10 *M.*

Sitten und Gebräuche im Volksleben auf der Kurischen Nehrung werden vom Verfasser in humorvoller Weise geschildert, bevor er an den eigentlichen Gegenstand des Buches geht: die Darlegung der Geschichte und der Arbeiten der berühmten Vogelwarte. Wer würde sich nicht gerne unterrichten lassen über das, was die neuere Forschung, an der Thienemann besonderen Anteil hat, uns über den geheimnisvollen Vogelzug zu berichten weiß! Scharfe Beobachtungsgabe, ruhiges Urteil, Liebe zu seinen ziehenden und kommenden Vögeln setzten den Verfasser instand, ein Buch zu liefern, das jedem Vogelfreund freudige Stunden bereiten kann. Auch in ländlichen Volksbibliotheken dürfte das Buch manchen Leser finden.

Freiburg i. Br. Alois Schmitt.

Schöne Literatur

1. Märchen

Die schönsten Märchen der Welt für 365 und 1 Tag. Herausgegeben von Lisa Tetzner. Mit 10 farbigen Tafeln und 138 Textabbildungen von Maria Braun. Zweiter Band. 610 Seiten, Großoktav. Jena 1927. Eugen Diederichs. Leinen 15.— *M.*

Der zweite Band dieser einzigartigen Märchensammlung, die an dieser Stelle bereits warm empfohlen wurde, bringt die Märchen für die letzte Jahreshälfte. Er hält durchaus, sowohl im textlichen als auch im illustrativen Teil, was der erste versprach. Lisa Tetzners Auswahl, durch Erzählen vor Kindern auf ihre Wirksamkeit erprobt, trägt eine Fülle des abenteuerlichsten, buntesten und schönsten Märchengeschehens aus allen Völkern der Welt in das deutsche Haus. Man bekommt einen Begriff von der Reichhaltigkeit auch dieses Bandes, wenn man bedenkt, daß außer deutschen und österreichischen Märchen, dänische, norwegische, schwedische, englische, irische, isländische, lettische, livländische, finnische, russische, kaukasische, balkanische, griechische, tschechische, türkische, französische, italienische, sizilische, afrikanische, chinesische, buddhistische, malaiische, turkestanische, japanische Märchen von den Südseeinseln, Zigeuner- und Indianermärchen in guter Eindeutschung gebracht werden. Nicht alle Stoffe, aus fremden Kulturen erwachsen, sind gleich kindsgemäß und aus der heimatlichen Anschauungswelt zu erfassen. Die kraftvolle und neuartige Bildkunst von Maria Braun, die die Märchenhelden aus romantischer Krausheit und sentimentaler Weichlichkeit zu vollsaftigem, meist bäuerlich derbem Leben erweckt, lockt Kinder außerordentlich. Dennoch ist diese Sammlung nicht als Lesestoff für Kinder des Märchenalters gedacht, sie wird es erst dem reifenden Alter. In erster Linie ist sie zur Auswahl für die Mutter da. Darüber hinaus ist sie ein Hausbuch und eine Art Kulturbibel, in der auch die Erwachsenen mit Nutzen und Ergötzen lesen werden.

Münster. Heinrich Luhmann.

Krausbauer, Theodor: Aus meiner Mutter Märchenschatz. Neue Volksmärchen. Mit farbigen Vollbildern und Textillustrationen von Auguste Langbein-Mährlen. Herborn, 1926, Oranien-Verlag. 154 Seiten. Leinen 4.— *M.*

Hier ist schlichte, wirklich kindertümliche Kost für das Märchenalter, treuherzig und mit dem echten, am Klang der Brüder Grimm geschulten Ton gegeben. In den Motiven wird freilich nicht viel Neues geboten. Erinnerungen an unsre bekannten Volks- und Kindermärchen schimmern überall durch, aber die Jugend wird heimisch in dieser schlichten Welt der armen Gänsemädchen und Geisbuben, der verwunschenen Prinzessinnen und verzauberten Königssöhne, der Schäfer, Holzhauer, Köhler, Spinnerinnen und lustig tollpatschigen Schneider. So fröhlich es sich fabuliert, es geht im Tiefsten um sittliche Werte, die sich gottlob nicht in moralischer Nutzanwendung breit machen, sondern unaufdringlich vom Herzen aufgesogen werden: Lohn der Kindesliebe, dem Opfersinn, der Treue, der Verschwiegenheit, dem Mitleid; Strafe dem Geize, der Herzensverhärtung. Das Werkchen, hinter dem mehr der gute Wille und die Liebe zum deutschen Kinde als dichterisches Können und Gestalten stehen, wird auch in den zum Teil farbigen, gemütvollen Bildern manches junge Herz erfreuen, das für seine Schlichtheit noch Sinn hat.

Münster. Heinrich Luhmann.

Deutsche Märchen aus dem Donaulande. (Märchenschatz der Weltliteratur.) Hrsg. von Paul Zaunert. Mit 16 Abbildungen. 343 Seiten. Jena, 1926, Eugen Diederichs-Verlag. Pappband 5.— *M*, Halbleder 7.50 *M*, Ganzleder 13.— *M*.

Diederichs große Sammlung ‚Märchen der Weltliteratur' erhält durch diese deutschen Märchen aus Oesterreich eine wertvolle und schöne Bereicherung. Sachlich ist an dem prächtigen Märchenbuche, in dem die ganze süddeutsche Seele lebt, die Steiermark mit 25, Kärnten mit 19, Ober- und Niederösterreich mit 13, Tirol und Vorarlberg mit 17, das Heanzenland mit 6, Siebenbürgen mit 17 Märchen beteiligt. Die Bedeutung dieser Märchen liegt vor allem darin, daß sie neu sind, nicht nur in dem Sinn von neuaufgezeichnet und unveröffentlicht - für Steiermark und Kärnten stellt das Buch die erste Märchensammlung überhaupt dar -, sie sind auch, wenigstens zum weitaus größten Teil, in ihrem Inhalte neu. Auch da, wo wir einem Motiv,

einem Typ schon einmal begegnet, sind sie so ins Volksleben dieser Aelpler übergegangen, so aus ihrem innersten Wesen wiedergeboren, und vor allem so lebendig frisch, herzlich, schalkhaft und treu wiedererzählt, daß sie eben Neuschöpfungen gerade dieses Volksstammes geworden sind. Die fromme Gläubigkeit des österreichischen Volkes offenbart sich oft, aber eben deshalb werden auch freimütig geistliche Sachen, Pfarrer, Eremiten, Heilige ins Märchen hineingezogen und müssen sich Spaß und Derbheit gefallen lassen. Den meisten Lesern wird dieses Buch die kostbare Ueberraschung bringen, daß nach den Brüdern Grimm der deutsche Märchenquell noch in frischer Reinheit sprudelt. Der Dialekt ist des allgemeinen Verständnisses halber stark gemildert. Ganz besonders dankbar empfindet man die kurzen Anmerkungen zu den einzelnen Märchen, die über Herkunft und Sammler berichten, unter denen Viktor von Geramb, J. R. Bünker, P. Romuald Pramberger, Siegfried Troll und Adolf Schullerus für die einzelnen Landschaftsgebiete zeichnen. Das Buch hat in hohem Grade wissenschaftliches Interesse, ist aber auch eine treffliche Gabe ans Volk und gibt in Auswahl unsern immer märchenhungrigen Kindern wertvolles Neues zum Lauschen.

Münster i. W. Heinrich Luhmann.

Terramare, Georg: Eginhardt im Märchenland. Mit Bildern von Alfred Hagel. 82 Seiten. München, 1927, Verlag Joseph Kösel u. Friedrich Pustet. Leinen 8.— *M.*

In diesem Märchen setzt sich die bei den Romantikern beliebte Art fort, den Stoff eines Volksmärchens weiter zu spinnen, mit Verhältnissen der Gegenwart zusammenzubringen, und in diesem Spiel der Phantasie mit „romantischer Ironie" die alten und neuen Geschehnisse durcheinander zu wirbeln. Wir haben heute wenig Verständnis für Tiecks ‚Gestiefelten Kater' und lieben das schlichte Kleid des alten Märchens mehr als all den romantischen Aufputz, unter dem man die Seele nicht mehr erkennt. Terramare bleibt einfacher, respektvoller, wahrt den schlichten Kinderton und macht sein Märchen nicht zur Satire, in der sich das literarische, politische und gesellschaftliche Zeitgeschehen widerspiegelt. Sein Held, der Knabe Eginhardt, erlebt seine Wunder im Schloß der Prinzessin Aschenbrödel, die, in Untätigkeit versunken, von dem Drachen Langewiel geplagt wird. Er erlöst sie, ihre Stiefmutter und ihre Stiefschwestern, die im Spinnetz des Radiorieſen Antennarius gefangen sind. Diese bunte, also auch aus unsrer Gegenwart gespeisten Märchengeschehnisse, die mir in den Szenen vom Antennarius am wenigsten glücklich scheinen, verdecken nur leicht tiefere Menschendinge: die aus dem schaffenden Tag kommende Frau wird als Gattin des reichen Mannes müde im Hinleben und sehnt sich nach Lebenserfüllung. Daher ihre Erlösung durch ein Kind und ihre Beglückung im Kinde. Terramare nennt sein Märchen selbst eine Gabe für Heranwachsende. Damit ist diese Dichtung an die rechte Stelle gesetzt. Im allgemeinen kann man von ihr sagen, daß das schwere Wagnis gelungen ist, einen alten Stoff phantasievoll und doch beherrscht, schlicht und doch wirksam fortzuführen. Die prächtige Aufmachung mit sechs reizvollen Vierfarbendrucken von Alfred Hagel machen das Werk auch äußerlich wertvoll.

Münster. Heinrich Luhmann.

2. Gedichte

Kneip, Jakob: Bekenntnis. Berlin-Grunewald, 1927. Horenverlag. In Leinen gebunden 6.— *M.*

Lyrisch starke Selbstbekenntnisse einer religiösen Seele, die in leidenschaftlich beschwingter reflexiver Schau „die frühe Zeit", „Ausfahrt", „Gewalten" und „Wandlung" als ihre vier großen Lebensphasen von neuem erlebt. Der der Natur tief verbundene Dichter wird Großstädter und wird in ihr stoffliches und geistiges Chaos hineingeworfen, die größte Prüfung seines kosmischen Lebensgefühls. Aber er bewahrt sich seine innere religiöse Bindung an Ihn, den großen Ordner, den er kaum zu nennen wagt, dessen hinweisendes Fürwort er nur immer mit Majuskel schreiben muß, Gott. Aus allen, auch den vitalsten Situationen, leuchtet dieser Name. Die Gottessehnsucht empfängt ihren Impuls von einer ungeheuren Liebeskraft. Der Eros dieser kämpfenden Seele umfängt alles Geschaffene in Natur und Kultur und will es in sich hineinreißen. Aber in der liebenden Umarmung spürt er den irdischen Wert schmelzen und vergehen, und nur Er bleibt übrig. Alle Werte geben dem Druck dieser religiösen Liebe nach. Daher wird sie erst ruhen, wenn sie Ihn ganz hat. Das will die letzte Strophe

sagen mit ihrem Schlußsatz: „Drüben in der großen Stille, drüben ist die warme Fülle aller Wesenheit zu finden." Kneip hat, ohne daß es ihm eigentlich selbst zum Bewußtsein kommt (und diese unreflektierte Ursprünglichkeit zeigt gerade den echten Dichter) den Mensch gewordenen Gott geschildert, Jesus Christus, obwohl er sich immer mit ganz majestätischen Hinweisen auf Gott begnügt. So hat das heilige Opfer auf ihn eine so starke Macht. Er spürt mit allen Fibern die ungeheure Spannung zwischen Leib und Seele, zwischen Natur und Geist. Und er sucht trotz aller Versuchung zur Skepsis mit unerschüttertem Glauben eine Harmonie und er findet sie im Gestalt werdenden Gott, aber immer nur in feierlichen visionären Augenblicken. Die Sehnsucht bleibt, und damit der Lyriker.

Düsseldorf. Albert Mecklenbeck.

Kneip, Jakob: Der Lebendige Gott. Berlin-Grunewald, 1927. Horenverlag. In Leinen gebunden 6.— *M.*

Der im ‚Bekenntnis' errungene Glaube an die Wirklichkeit Gottes, an seine Gestaltwerdung, an seine Fleischwerdung wird in diesem Bändchen mit getragener lyrischer Epik zur frohen Botschaft für Volk und Natur. Heilige, Bauern, Pflanzen und Tiere treten in eine Reihe und beginnen einen Reigen zur Ehre des Schöpfers, auch wenn sie in Sünde und Schuld abseits gehen, ja selbst wenn der Teufel auftritt, ist es am Ende immer zu Seinem Ruhm. So sind die Gedichte umflutet von der goldigen Leuchtkraft der alten Legenden, die Figuren stehen so klar und greifbar nah, und doch wieder so überweltlich fern einem gegenüber, wie die Gestalten auf dem strahlend gepunzten goldigen Hintergrund mittelalterlichen Holzgetäfels. Das ist in der Tat deutsche Dichtung, die im Vordergrund abgewogene Klassik hat, in den Hintergründen aber unerforschliche Geheimnisse, die sie nicht bloß nennt, sondern soweit das einem religiösen Menschen überhaupt möglich ist, zur dichterischen Schau erhebt. So wagt sich Kneip selbst an das Mysterium iniquitatis, das Geheimnis der Schuld. Er begeht da nicht den Fehler anderer (z. B. auch Wittigs), daß er es mittels der Barmherzigkeit Gottes verflüchtigt. Die Sünde bleibt Sünde, aber darüber schwebt das ewige befreiende Leuchten Gottes. Das kann nur ein echter Dichter wagen, der Glauben hat, den Glauben eines Christen, dessen Zeichen das Kreuz ist.

Düsseldorf. Albert Mecklenbeck.

Bertram, Ernst: Der Rhein. Ein Gedenkbuch. 3., vermehrte Auflage. Leipzig 1927. Insel-Verlag.

Die 1. Auflage dieses Buches erschien im Jahre 1922 (im Georg-Müller-Verlag in München), die 2. im Jahre 1924 (im Verlag der Nietzsche-Gesellschaft, München).

Die 3. Auflage wurde gegenüber der 2. um 36 Gedichte erweitert, eines, ‚Die Heilandsküche' fiel weg, ohne eine Lücke in dem Ring des Flußlaufes zu lassen. Vom Felsenquell bis zur ‚Felsenheimkehr' läßt Ernst Bertram uns den deutschen Schicksalstrom verfolgen. Der Rheingenius lebt in seinen schwer dahinrollenden Versen.

„Er ward Herr allein,
Der Duldendste, der Bruder unsrer Pein,
Der Mosisquell aus Schöpfers ältstem Stein,
Taufschale unsrer Kinder, und Gesang
Des Ahns vom Hort im strömend klaren Schrein
Und seiner Felsen drohendem Lurlei'n,
Der Vater unsres Bluts, der Gott, der Rhein."

In jedem Einzelvorwurf des kreisenden Rades offenbart sich das Wesen des Rheines, doch nur mit diesseitigem, klassischem Maß gemessen, nicht von übernatürlicher Warte geschaut. Das schloß die Vergottung der ewigen Bewegung, des Stromes aus. Wir anerkennen die Geschlossenheit der Einstellung. Wir sehen aber auch die Unzulänglichkeit der Gesamtschau. Es gelingt nicht, den Geist in seiner Totalität zu erwecken z. B. bei Städten wie Basel, Freiburg, Speier, Worms, Mainz, Köln, Xanten. - Wie immer bei Ernst Bertram ist auch hier die Form ganz aus dem Wesen geboren: Ueberindividuell, nie Gemeingut, konkret ohne jede Erdfestigkeit, schwer durch die Fülle des Geistes und für das Verständnis. Stets wird nur ein enger Kreis den Sinn dieses Totenopfers - das Werk ist als Gedenkbuch der Toten gedacht - erfassen. Die Zahl derer, die es im Geiste ganz miterleben, wird ob der Einstellung des Künstlers und der Gestaltung seiner Ideen noch kleiner sein.

Bonn. Maria Beermann.

3. Romane / Erzählungen

Dörfler, Peter: Die Schmach des Kreuzes. Roman. 1. Band. 327 Seiten. Kempten, 1927. Kösel. Broschiert 6.— *M*, gebunden 8.— *M*.

Dörfler will in dem Roman die Zurückeroberung des Kreuzes durch Kaiser Heraklius aus den Händen des Perserkönigs Chosroa erzählen. Wie in den ‚Neuen Göttern' erprobt er sein Erzählertalent am historischen Roman großen Stiles. Wie es verfehlt wäre, ein endgültiges Urteil über ein erst halbfertiges Bauwerk abzugeben, so auch, wenn es sich um eine erst halbvollendete Dichtung handelt. Der erste Band berichtet den Sturz des Kaisers Phokas durch Heraklius und die Vorbereitungen des neuen Kaisers bis zum Zeitpunkt, wo sein Heer in den Kampf zur Besiegung Chosroas ausziehen kann. Wer auf Grund des vorliegenden ersten Bandes Dörflers meisterhafte Sprachkultur, seine ungewöhnliche Erudition und sein großes Talent rühmt, die Vergangenheit lebendig werden zu lassen, berichtet über des Dichters Begabung nur bereits allgemein Anerkanntes. Daß die Lektüre des Romans sich lohnt, weiß man, sobald man sich in einige Kapitelchen vertieft hat. Aber wohl begründet ist der Wunsch, es möchte dem Schlußband ein Verzeichnis der griechischen Termini und ein Plan der Stadt Konstantinopel aus der Zeit des byzantinischen Kaisertums beigefügt werden.

Dettlingen. Hermann Herz.

Heinrich, Karl Borromäus: Maria im Volk. Erzählungen. 147 Seiten. Lex. Okt. M. Gladbach 1927. Volksvereins-Verlag. In Pappband 3.— *M*, in Ganzleinen 5.— *M*, Geschenkausgabe 10.— *M*.

Aus den vielen Marienlegenden hat der Dichter vierzehn ausgewählt und sie neu gefaßt. Frömmigkeit und Kunst sind sich bei diesem Werke begegnet. Hier hat ein Meister der Sprache gezeigt, daß das schlichte Volksdeutsch eben doch das Deutsch ist, das Deutsch, welches am meisten Schönheit ausstrahlt. In etwa drängt sich eine Tendenz auf, nämlich die fromme Meinung, daß von Jesus alle Gnaden durch Maria gegeben werden, für die heutzutage sich eine gewisse Richtung stark einsetzt, wofür aber im Neuen Testament und in der Vätertheologie sich keine Grundlage findet.

Noch ein Wort an den Verleger: ‚Maria im Volk' ist geeignet, ein Volksbuch zu werden wie selten ein Buch. Aber ein Volksbuch und Pappband! Und die anderen Einbände sind zu teuer. Möge der Volksverein durch solche gewiß sehr vornehme aber teuere Buchausstattung nicht das Sprichwort an sich wahrmachen: lucus a non lucendo.

Dettlingen. Hermann Herz.

Schröder, Eduard: Karl Borromäus Heinrich. Eine Auswahl, mit einer Einführung. 169 S. M. Gladbach, Führerverlag.

Der Werdegang und das Schaffen dieses Dichters, der wirklich weiß um Gnade und katholische Gläubigkeit, beides ist in der Einführung und in der Auswahl aufgezeigt. Zunächst überwiegt das Schicksalhafte, in das zumal das Leben höchster Kultur leicht verflochten ist, wohl sind es Menschen, von Gottes Gnaden abhängig, später sind es Heilige, die in Gottes Gnade leben und glücklich sind. So kam Heinrich zu den Heiligenlegenden. Sein früher an Thomas Mann gemahnender feiner Stil formte sich immer mehr zu der volkstümlichen Sprache, die ein Zeichen tiefer Verwurzelung mit den selbstverständlichen Kräften des Volkstums und des Glaubens ist. Heinrich darf uns eine große Hoffnung sein. Was er uns bisher geschenkt, erglänzt in schöner Sprache, zuletzt volkhaft schlicht.

Bonn. Josef Zimmermann.

Grogger, Paula: Die Sternsinger. Eine Legende. 136 Seiten. Breslau 1927. Ostdeutsche Verlagsanstalt. 4.50 *M*.

So ganz eigen ist diese Dichtung: sie hat an sich wenig von klarer, straffer Komposition, ein Fabuliertalent ist am Werk, das sich wie etwa beim Märchenerzählen von einer Grundstimmung erfassen läßt und dann nachtwandlerisch sicher seinen Weg geht. Dazu kommt diese so ganz aus der Mundart lebende Sprache, die alles viel farbiger, sichtbarer macht als das allzu klare, sachliche Hochdeutsch. Eine Legende ist's eigentlich nicht, wohl aber leben die Kinder auf einmal in einer solchen Welt, als sie vom Heidenbischof hören, den schwarzen Kaspar sehen, als Sternsinger das Dreikönigslied singen vor dem alten, sterbenden Bischof, dem Josephle, von dem die Urgroßmutter so oft spricht. Aus der Kinderwelt treten Thomas und Notburg in die Jugend wie eine sich langsam öffnende Knospe; die harte Zucht der Urahne und die Sehnsucht nach dem lockenden Leben, das wie

verzuckertes Obst neben dem Dreikönigsgewand des Frommseins in der Truhe des Lebens liegt, all das Werden einer Jugend ist sehr fein geschaut. Es ist fast, als ob diese Kinder auch für sich das Dreikönigslied vom Karwendel in Innsbruck sängen: „Wir knien uns nieder mit unserer Schuld, / Und bitten, Herr Jesus, um deine Geduld. / O lösche den Steren am Himmel nicht aus, / Damit wir erreichen Gottvatern sein Haus!" Jeder Leser, der sich still versenken kann, sollte sich an den Sternsingern erfreuen.

Bonn. Josef Zimmermann.

Sick, Ingeborg Maria: Minnesang. Bilder von einst. Uebersetzung aus dem Dänischen von Pauline Klaiber-Gottschau. Stuttgart, 1927, J. F. Steinkopf. Geb. 6.— *M.*

Ingeborg Maria Sick, die dänische Katholikin, ist als Persönlichkeit aller Achtung würdig. Doch gegen einen großen Teil ihrer literarischen Produktion muß man ernstliche Einwände erheben. Sicher, sie verfügt über eine gewisse erzählerische Berufung, es gibt in ihren Büchern Stellen, die sich dem Dichterischen nähern, sie schreibt in der besten Absicht und mit einer Anständigkeit, die ganz unzeitgenössisch ist; aber was sie bietet, ist oft genug Zuckerwasser, frauenzimmerhafte Sentimentalität, d. h. Verfälschung des Daseins durch eine unrichtige gemütische Einstellung. Mit Rücksicht auf die Verfasserin sagt man das ungern, aber gerade weil sie viel gelesen wird – und mehr wegen ihrer abzulehnenden als guten literarischen Eigenschaften (die, das sei betont, in nicht geringem Grad vorhanden sind) –, muß man es sagen. Doch in dem vorliegenden Buch, dessen Stoff an sich für ihre Eigenart bedenklich ist, hat sie sich von ihren Schwächen manchmal auf anerkennenswerte Weise ferngehalten. In dem Becher, den sie bietet, ist ein herberer Trank als Zuckerwasser. Es will mir dünken, als hätte Ingeborg Maria Sick mit Erfolg Sigrid Undset gelesen. In ‚Minnesang' wird von einer Frau berichtet, die in eine tiefe erotische Verschuldung geistiger Art gerät, da sich in ihrer Ehe das Sehnen nach großer edler Minne nicht erfüllen konnte. Aber sie gewinnt nach schweren inneren Kämpfen die Kraft und den Mut, den Dornenweg der Reue und Buße und jener heroischen Entsagung zu gehen, die ihr allein ihr freier Wille und ihr Glauben auferlegt. Diese edle und reine Frauengestalt ist durchaus glaublich. Ihr Gegenspieler aber gar nicht. Seine Wandlung vom Nur-Mann zum Entsagenden bleibt unbegreiflich. Landschaft (Südtirol) und historischer Hintergrund ist gut, manchmal sogar sehr gut herausgebracht: viel besser jedenfalls, als man es erwartete; freilich werden sich wohl manche Einwände gegen ihre Auffassungen erheben lassen, z. B. ihre Darstellung der Beichte und der Heiligenverehrung.

Stockholm. Ernst Alker.

Gobineau, Graf Arthur: Die Abenteuer des glückhaften Gefangenen. Uebersetzt von Ernst Levy. Hermann Schaffstein, Köln. Preis 7.50 *M.*

Wir kennen den Gobineau der Renaissanceszenen, wir haben von dem Rassetheoretiker Gobineau gehört, doch unbekannt ist uns der Abkömmling der gascogner Adelsfamilie, der uns in diesem Roman das aussterbende französische Rittertum und den Anbruch neuer Zeiten in so warmer Menschlichkeit, so unbekümmerter Erzählkunst schenkt. Auch hier ist seine Atmosphärenkunst auf der Höhe: Wir erleben mit dem jungen Jean von la Tour-Miracle, dem kopflosen Liebhaber, aber kühnen, klugen Haudegen, die Jahre der ersten Hugenottenkämpfe. Wir sehen seinen etwas griesgrämigen ritterlichen Vater, der vergangene Heldentat in einem neun- oder mehrbändigen Memoirenwerk festhält, neben ihm Prior und Pfarrer in großem Interesse - doch alle drei bereit für den Schein einer Tat die friedliche Stille zu verlassen -, dann die skrupellosen Bedienten, Pierrot und Barbillon, diese Schurken, die aber ihrem Herrn so ergeben sind - der hinterlistige Fuchs Castillac mit der lieblichen, tugendsamen Tochter und jenes Heer von Roten und Weißen, von Katholischen und Hugenotten, die gegeneinanderstehen, roh, kriegerisch und doch nicht frei von Menschlichkeit. Wir schauen das Leben jener Tage - und werden von seiner Problematik nicht beschwert, obgleich die Abenteuer uns in die obersten politischen Kreise und an bedeutende Ereignisse, wie die Ermordung des Herzogs von Guise am 18. Februar 1563, führen. Eine Halsbandgeschichte hält uns in Atem - das Schloß der schönen Diane von Poitiers läßt uns eine Zeitlang in friedlicher Ruhe und angenehmer Geselligkeit, wie nur französische Salonkunst sie schaffen kann, verweilen. Auch die „Uebersetzung" hemmt das Spiel unserer Phantasie nicht, das ein Zauberer wie Gobineau so geschickt zu lenken versteht.

Bonn. Maria Beermann.

Griese, Friedrich: Winter. Roman. 404 S. Lübeck, 1927, Quitzow.

Not auf Not richtet ein einsames niederdeutsches Dorf zugrunde, Plagen, Mißernte, Winter brechen herein. Zwei Menschen, Jona und Grita, retten sich hindurch. Das Ganze ist ein Sinnbild für ein sterbendes Geschlecht, nur „die Erde und ihre Kraft blieb" (S. 400) und die Menschen, die auf ihr allein aufbauend neu das Leben gestalten. Jona ist der Sohn einer Hoftochter und eines landfremden Knechts, dem sie sich, zu triebhaft-erdhaftem Leben erweckt, hingab. Tiefverwachsen mit Erde und Tier wächst er auf und Grita findet über alle Konvention den Weg zu ihm. Wie triebhafte Menschen der Urzeit stehen sich Thord, der Grita zu sich zwingen wollte, und Jona gegenüber, der Sieger Jona nimmt sie zu sich. Es steckt in diesem ernsten Buche etwas von der Epik alter Mythen, wie das Werk ja auch ein Mythos von der Erde und den Kindern der Erde sein will. All das Triebhafte findet keine Bändigung, Veredlung durch das Religiöse, trotz des Ernstes, der das Werk auszeichnet. Manches ist zu breit angelegt, manchmal schleppt sich die Handlung dahin, aber die Sprache ist von einem Schaffenden gemeistert, der die Erde und das Leben wirklich sieht, während das Gespräch wie ein fernher kommender, verhaltener Ton wenig zum Klingen kommt. Die Erde und ihre Kraft scheint diesem Dichter alles zu sein.

Bonn. Josef Zimmermann.

Griese, Friedrich: Die letzte Garbe. 161 S. Lübeck, 1927, Otto Quitzow.

In diesen drei Novellen ist das Schicksal der Erde und der Menschen, über die ein Krieg dahinbraust, knapp und packend dargestellt. In der ersten Novelle erleben wir das Geschick eines totgeglaubten Heimkehrers aus dem Kriege 1870 mit dem Enoch-Arden-Motiv Tennysons: sein Weib ist das eines Anderen geworden. Er ist zu gutmütig und auch zu schwach, um sein Recht geltend zu machen gegenüber einem Manne, der durchaus sein Widerpart ist. So wird ihm der Rat: Du bist tot, Mann. – Die Titelnovelle schildert die Rache und die Sühne eines Bauern für die geschändete letzte Garbe, für seine Tochter und den Knecht: mit einer Hacke erschlägt er die trunkenen Reiter, wie man Unkraut aushackt. – ‚Die Pflüger': ein Bild von der Erde und den Menschen, die zu neuem Leben nach den dreißig Kriegsjahren erwachen, wundervoll gesehen wie ein Mythos von der Erde und ihrer Kraft. Dem gebildeten Leser haben diese meisterlichen Novellen vieles zu geben.

Bonn. Josef Zimmermann.

Griese, Friedrich: Wittvogel. Erzählung. 79 Seiten. Leipzig, Reclam.

Es ist hier das Geschick eines Mädchens geschildert, das wie seine Mutter bittere Enttäuschung erlebt, als es zum Leben erwacht und allzu vertrauend sich Trieben hingibt, bis es um anderer Glück willen verzichten lernt. Blut und Trieb kommen, enttäuscht durch die Roheit anderer, langsam zur Ruhe.

Bonn. Josef Zimmermann.

Brinckmann, John: Kaspar-Onkel und ich. Nach dem plattdeutschen Roman ‚Kaspar-Ohm un ick' frei bearbeitet von Hippolytus Böhlen. Wiesbaden 1928. Herm. Rauch. 236 Seiten. Leinenband 4.50 *M*.

Immer noch ist Brinckmans (nicht Brinckmanns!) Meisterwerk ‚Kasper- (nicht Kaspar!) Ohm un ick' vielen Deutschen, selbst vielen Niederdeutschen unbekannt. Die knorrige, von zahlreichen Seemannsausdrücken durchsetzte Sprache dieses Mecklenburger Erzählers schreckt sogar Plattdeutsche von der Lesung dieser prachtvollen Seemanns- und Jungensgeschichte ab. Und ich habe es immer für das kleinere Uebel gehalten, einen mundartlichen Meister in einer guten hochdeutschen Uebertragung als gar nicht zu lesen. Der ‚Kasper-Ohm' (warum dafür ‚Kaspar-Onkel'?) ist schon mehrfach hochdeutsch bearbeitet worden. Eine Fassung von Kohlmetz, ‚Schwänke und Abenteuer des Kapitän Knurrhan und seines Neffen', ist vergriffen; sie war ebenso eine Jugendausgabe wie das noch viel mehr verkürzte Buch ‚Kapitän Pött', eine Nacherzählung von O. Gantzer (erschienen im Verlag von Hegel & Schade in Leipzig).

Jetzt ist nun diese größere Volksausgabe herausgekommen, die inhaltlich vollständig ist, nur stilistisch etwas gekürzt worden ist. Natürlich liegt einer der Hauptreize dieser Erzählung gerade in Brinckmans kernigem, saftigem, von einem echten niederdeutschen Schelmenhumor durchwärmten, mit volkstümlichen Redensarten gespickten Plattdeutsch; und für den, der die Urdichtung kennt, ist auch diese gute Uebersetzung nur „Ersatz". Doch für die vielen, allzuvielen, die sonst nie an das köst-

liche Werk herankommen würden, vermag diese Bearbeitung eine gewisse Vorstellung zu vermitteln von dem Zauber, dem Humor des Romanes. Es ist für die hochdeutschen Lande ein treffliches Volks- und Jugendbuch.

Bad Münster a. Stein. F. Wippermann.

Blunck, Hans Friedrich: Die Weibsmühle. Ein Roman aus Brasilien. 231 S. Jena, 1927, Eugen Diederichs. Brosch. 4.— *M*, gebunden 6.50 *M*.

Dieser Roman mit dem unglücklichen Titel - es ist nichts von Schwüle darin, wohl aber tiefer Ernst - führt uns zu den deutschen Siedlungen in Brasilien. Diese märchenhaft bunte, wildbewegte Welt, die wir in Bildern von verblüffender Unmittelbarkeit und Frische miterleben, ist der Schauplatz, auf dem sich das Geschick des Helden abspielt. Heinrich Molter ist einer jener schwerblütigen norddeutschen Menschen, wie sie Blunck öfter gezeichnet hat, die in peinvoller Selbstquälerei nur hart und langsam über sich selbst ins Klare kommen. Nach mannigfachen inneren Nöten und äußeren Kämpfen, die in atemlosem Wirbel, in leidenschaftlich bewegten Auftritten, in farbenglühenden Bildern an uns vorüberrauschen, gewinnt er Glück und Frieden wieder.

Blunks Sprache ist dramatisch belebt - er schreibt durchgehends in der Zeitform der Gegenwart -, und überreich an dichterischen Bildern, aber auch nervös, zerhackt, nicht selten gesucht (das häufige „irgendwie" fällt einem auf die Nerven).

Die ‚Weibsmühle' ist keine Alltagslesung; manche ernste Lebens- und Volksfragen werden in dem Buche angefaßt, vielfach freilich nur leise angeschlagen, wie das Werk überhaupt bei all seinem Werte nicht den hohen Gehalt von Blunks großen Romanen aus der Geschichte seines Niedersachsenvolkes besitzt.

Bad Münster a. St. F. Wippermann.

Isemann, Bernd: Mein Garten. Ein Buch der Lebensfreude und der Naturliebe. 206 S. Köln, 1927, Hermann Schaffstein.

Die Handlung dieses stillen und gesunden Buches ist nicht viel und doch wieder sehr viel für unser hastendes und nach Sensation lüsternes Geschlecht von Bücherlesern. Sie ist eine wahre Nervenruhe und Seelentröstung. Dieser Garten, den der Dichter für sich, sein Weib und Kind gewinnt, wird zum Paradies, in dem das Leben neu beginnt mit jedem Tage, der ihnen aufgeht. Die alte Erde strahlt ihre reinen und heiligen Kräfte in dies dreifache Leben aus, segnet es mit Fruchtbarkeit, durchtränkt es mit Regen, durchschüttelt es mit Wind und überhellt es mit Sonne. Jedes Pflänzchen, das unter den sorgsamen Händen ans Licht steigt, singt mit in dem großen Lied von der Schönheit der Natur, von der Größe der Einsamkeit und vom Glück des Sich-Bescheiden-Könnens. Denn es ist ganz auf das innere Leben eingestellt, dies Buch, in dem ein junges Ehepaar lebt und ein erwachendes Kind. Die Welt bleibt vor dem Zaune stehen und die Tragik, die eine Mitbewohnerin in das Haus trägt, kommt, gegen das eigene stille Glück gestellt, nicht recht zur Auswirkung. Es ist nicht eigentlich ein Roman, trotz bewegten menschlichen Schicksals, mehr ein Tagebuch aus der Stille. Wer Zeit gewinnt, dies Leben in beschaulicher Stunde nachzuleben, wird Genuß haben.

Münster. Heinrich Luhmann.

Zahn, Ernst: Brettspiel des Lebens. Roman. 298 S. Stuttgart, 1928, Deutsche Verlags-Anstalt. 1.—20. Tausend.

Der Verleger hat das Buch gleich in 20 000 Exemplaren drucken lassen. Das ist ein Beweis dafür, daß er der Kraft des Namens Ernst Zahn vertraut. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird er nicht enttäuscht werden. Es wäre unbillig, von Zahn etwas grundlegend Neues zu erwarten. Aber er findet für seine Weise immer wieder eine neue Variation. Fünf Personen sind in das Spiel dieses Buches einbezogen; der gutherzige Vater, sein querköpfiger Bruder und der Sohn, die niedliche Suse und die Pflegetochter des Hofes. Fast unbemerkt stellen sich Spannungen ein. Der Junge fährt gern in die Stadt, wo er mit Suse zusammentrifft und mehr Geld ausgibt als er verantworten kann. Der Vatersbruder nörgelt darüber. Aus der anfänglichen Verstimmung wächst der Haß des Jungen. Durch seine Schuld verunglückt der Alte tödlich. Reumütig verläßt er den Hof. Suse, die doch mehr ist als ein albernes Gänschen, tritt an seine Stelle; denn einst muß er zurückkehren. Das alles ist in der schlichten, unpathetischen Weise erzählt, die wir bei Zahn kennen und die von vielen geschätzt wird. Die werden auch an dem Buche ihre Freude haben.

Emden. Georg Schäfer.

Frank, Leonhard: Das Ochsenfurter Männerquartett. Roman. 297 S. Leipzig, 1927, Inselverlag. Leinen 6.— *M.*

Das Buch spielt in der letzten, noch stark unter den Folgen der Inflation leidenden Gegenwart und berichtet mit psychologischer Tiefe und dichterischer Gestaltungskraft die Schicksale von vier Kleinbürgern und ihrer Familien. Die einstigen Jugendfreunde, der Wirt, der Zugführer, der Gärtner und der Schreiber verlieren Besitz und Stellung. Am Rande der Verzweiflung angelangt, spielen sie nun mit ihrer Tragik ein köstliches Spiel, über dem alle Lichter deutschen Humors leuchten. Sie schließen sich zu einem Quartett zusammen, erleben dabei in bunt verschlungener Handlung wiederum Tragisches und Komisches in lebenswahrem Gemisch, singen auf den Dörfern für Geld und erlangen endlich infolge ihres unbesiegbaren Lebensmutes ihre kleine bürgerliche Sicherheit zurück. Hinter diesem Geschehen steht die uns noch nahe Zeit so deutlich und doch künstlerisch gebändigt, wie sie kaum in einem Dichtwerk schon erweckt sein dürfte. Alle Gestalten treten aus ihr hervor, von ihr belastet und beschenkt: das Schneiderpaar mit dem Elend eines Kindes, dessen Beerdigung von einer fast realistischen Mystik umwittert wird, der fremde Arzt, der Richter und besonders die beiden jungen Menschen, das Mädchen und der Jüngling. Leider ist die erwachende Erotik der Sechzehnjährigen so unverschleiert dargestellt und so ins Verstiegene, ja Abstoßende hinaufgetrieben, daß man bedauert, das sonst so köstliche, wahre und dichterische Buch für unsere Bibliotheken und für junge Menschen nicht empfehlen zu können.

Münster. Heinrich Luhmann.

Jünemann, Igna Maria: Lebenswellen. Roman aus jüngstvergangenen Tagen. Hildesheim, Franz Borgmeyer. Brosch. 2.50 *M*, geb. 4.— *M*.

—: **Die Kommilitonin.** Roman. Ebenda. Brosch. 2.— *M*, geb. 3.50 *M*.

Zwei Bücher leichter Unterhaltungslektüre, die in der Wahl ihrer Stoffe recht geschickt sind. In Lebenswellen pulst der ganze Hexensabbat der Inflations- und Schieberzeit, die einem russischen Großfürsten und einer Erzherzogin harte Nüsse zu knacken gibt, zumal, nachdem sie sich aus Liebe geheiratet haben. Er ist nacheinander Chauffeur eines holländischen Fleischers, Halter eines verdächtigen Spielklubs, Hoteldirektor in Prag, Besitzer einer Kokaïnstube in Berlin, mit der Frau Tänzerpaar im Variété und verunglückt kurz vor der Aussicht, eine zusagende Stellung zu erringen. Manche der wie Fresken hingeworfenen Gemälde haben unleugbar Schmiß. — Die zweite Geschichte ist eine richtige Liebesgeschichte, genauer eine Erörterung des Heiratsproblems. Sie spielt in Universitätskreisen; die Medizin-Studentin Josefa Frenssen hat sich mit dem Professor Therdt verlobt und steht im Zwiespalt, ob die Heirat oder ihr Studium aufzugeben ist. Soll der Mann in ihr eine ebenbürtige Arbeitsgehilfin oder lediglich die Hausfrau finden? Mit ernster Erörterung verbinden sich geschickt gestaltete Handlung und warmer Ton der Darstellung.

Köln. Laurenz Kiesgen.

Neumann, Alfred: Rebellen. Roman. 385 Seiten. Stuttgart, 1928. Deutsche Verlags-Anstalt.

Mit großer technischer Sicherheit sind hier die Unruhen geschildert, die seit 1830 in Italien von denen hervorgerufen wurden, die an die Stelle der Kleinstaaterei die in sich geeinte Nation setzen wollten. Die führenden Menschen im Herzogtum Toskana, die Vertreter der alten Staatsform wie die Anhänger des revolutionären Gedankens, verlebendigt Neumann mit bekannter zuverlässiger Kunst. Aber man fragt sich vergebens, warum das alles geschieht; denn nicht einmal die nationale Idee, die für uns an sich schon reichlich historisch ist, wird dadurch in ihrem Sinn besonders klar gestellt, da die ihr dienenden Hauptpersonen, die uns vorgeführt werden, sie weniger aus sachlichen als aus persönlichen Gründen der Liebesbindung (zweimal sogar einer blutschänderischen) vertreten. Der Roman schließt mit der Verhaftung des Rebellen Guerra, nach dem der noch zu erwartende zweite Band des Werkes genannt ist.

Bonn. Heinrich Lützeler.

Umschau

Hinweis oder Anregung bieten will diese Umschau mit ihren kurzen Notizen, die zur Deutung der geistigen Lage im Literaturleben oder zur praktischen literarischen Erziehungsarbeit beitragen wollen. Nur Beiträge wollen sie sein, die über den Tag hinaus von Interesse sind, aber damit nicht gleich auf hoher Warte stehend das Zeitleben bewerten. Das muß einzelnen, gründlichen Erörterungen vorbehalten bleiben. Mit Absicht beschränkte sich diese Umschau auf kurze Notizen und Anregungen.

Aus dem Leben des Vereins

Die bedeutsamen Vorträge unseres Herbstkursus über Dichtung und Weltanschauung sind nunmehr in einer Broschüre erschienen: ‚Unser Weg. Vorträge des 15. Kursus für Leiter und Mitarbeiter von Volksbüchereien des Borromäusvereins.' Herausgegeben von Johannes Braun. 128 Seiten, Bonn 1928, Verlag des Borromäusvereins. (Preis *M* 1.50 für Vereine, Ladenpreis *M* 1.80.) Das Werk enthält die Vorträge von Dr. Gustav Keckeis, Prof. Dr. Steinbüchel, Franz Herwig, Dr. Froberger, Pater Dr. C. Schröder, die Diskussion, die Vorträge von Dr. Stahl und Dr. Hetta Wolff. Uns scheint heute vor allem tiefe Liebe zur Dichtung in allem Streit der Meinungen, bei aller Grundsatztreue notzutun, damit der Dichter in der Sphäre des liebenden Vertrauens zu leben glaubt, und so darf wohl das Wort von Dr. Keckeis diese Schrift geleiten: „Wenn wir dem Künstler etwas auf seinem dornenvollen Weg mitgeben können, so ist es Teilnahme aus derselben Gottes-Ebenbildlichkeit heraus, welche die Kunst schaffen heißt, und der brüderliche, vertrauende Pilgergruß: ama et fac quod vis!" In diesem Geiste sei die Schrift der Oeffentlichkeit zur Erörterung übergeben. – Auch die beiden Vorträge über ‚Lesertyp und Sachkatalog' sind erschienen. Der Verein hat die Anregung des Kursus, die Neuerscheinungen in der Liste ‚Das neue Buch' nach Sachgebieten zu ordnen, in Liste 8 für die Schöne Literatur durchgeführt. Somit wird die Ordnung der Büchereikataloge nach Sachgebieten bedeutend erleichtert. Wir verweisen besonders auf das Schema zum Sachkatalog in Liste 8. – ‚Die Volksbibliothek auf dem Lande' ist eine Zusammenstellung geeigneter Literatur mit kurzen Besprechungen. (Bonn 1927, Verlag des Borromäusvereins. *M* – .50.) Demnächst erscheint in ähnlicher Ausstattung ein Jugendschriftenverzeichnis, das ein positives Hilfsmittel im Schundkampf ist und durch Billigkeit allen zur Verfügung stehen kann.

Vom 29.—31. Mai 1928 findet im Borromäushaus ein Kursus zur Bekämpfung von Schund und Schmutz statt, der am Schluß dieses Heftes noch besonders angekündigt ist. Die Notwendigkeit dieser Tagung ergab sich aus der Tatsache, daß allgemein die geringe Wirksamkeit des Gesetzes zur Bekämpfung von Schund- und Schmutzschriften beklagt wurde.

Der Erweiterungsbau des Borromäushauses, der Bibliothekarschule und Fernleihbücherei aufnehmen soll, ist soweit vorgeschritten, daß er anläßlich der Mitgliederversammlung zu Pfingsten eröffnet werden kann. Der große Vortragssaal wird für den diesjährigen Herbstkursus zur Verfügung stehen.

An Kursen und Konferenzen wurden in den letzten Monaten abgehalten: in Hildesheim vom 21.—23. Nov. 1927 ein Kursus von 100 Teilnehmern, in Speyer (2. bis 4. Januar 1928) ein Kursus des katholischen Büchereiverbandes für die Pfalz. Hierüber wurde im ‚Gral' (Febr. 1928) berichtet, im Märzheft des ‚Gral' ein Vortrag von Dr. J. Froberger ‚Literarische Tiefen und Höhen' abgedruckt. In Süddeutschland wurden planmäßig Konferenzen abgehalten, so fünf Konferenzen vom 24.—28. Oktober 1927 in der Diözese Mainz, vom 7.—17. Nov. 1927 in der Erzdiözese Freiburg, vom 5.—14. März 1928 in der Diözese Rottenburg, vom 17. bis 19. April 1928 ein Kursus in Mainz mit fast 200 Teilnehmern. Ferner wurden Konferenzen abgehalten in Waltrop, Bottrop, Bochum, Warendorf, Vorträge wurden gehalten im Kölner Priesterseminar, bei der Dechantenkonferenz in Trier. Es ist wohl dies alles ein Zeichen, wie ernsthaft das Generalsekretariat an der literarischen und volksbildnerischen Durchbildung der Bibliothekare und ihrer Helfer arbeitet und wie sehr sich die Einzelvereine ihrer Aufgaben bewußt geworden sind.

Unsere „Buchgemeinde" hat jetzt neben ihren Pflichtbänden noch 24 Wahlbände, außerdem gibt sie für ihre Mitglieder eine Vierteljahrsschrift ‚Die Buchgemeinde'

heraus mit Nachrichten und Proben aus ihren Werken. Besonders sei noch auf eine Legende von Karl Borromäus Heinrich ‚Der heilige Serapion' in Heft 1 verwiesen.

Auf der „Pressa"-Ausstellung 1928 in Köln, am 12. Mai 1928, wird auch eine katholische Abteilung eingerichtet mit dem Leitgedanken: Zwanzig Jahrhunderte katholisches Schrifttum. Der Borromäusverein wird hier in Abteilung VIa (19. Jahrhundert) und in Abteilung VIb (Die katholische Aktion der Gegenwart im Schrifttum) vertreten sein. Ueber die Ausstellung selbst, die wir unsern Leitern und Mitarbeitern zum Besuch empfehlen, läßt sich heute noch kein Urteil fällen, da bei der Niederschrift dieser Zeilen nur ein allgemeiner Ausstellungsplan mir vorlag. Jedenfalls dürfte die Ausstellung einen wertvollen Ueberblick über das Pressefchrifttum bieten, der sonst nicht so leicht zu gewinnen ist. Auch ist im Frühsommer eine katholische Kulturwoche mit Vorträgen und sonstigen Darbietungen geplant. Ueber die „Pressa" werden wir später eingehend berichten.

Aus Zeitschriften

Die Zeitschrift ‚Orplid' bringt ein wertvolles Heft ‚Neue religiöse Dichtung' (Febr./März 1928) mit charakteristischen Proben und vor allem eine Abhandlung von Peter Wust über ‚Die seelische Katharsis des schöpferischen Menschen', auf die besonders hingewiesen sei, da sie eine philosophische Erörterung über das künstlerische Schaffen ist und eine bedeutsame philosophische Ergänzung zu dem Vortrag von Dr. Keckeis ‚Die Tat des Künstlers' bietet. In diesem Zusammenhang sei noch genannt Reinhold Lindemanns Aufsatz ‚Der moderne Künstlermensch und der christliche Künstler' im Aprilheft 1928 des ‚Hochland'. Hermann Herz stellt im ‚Heiligen Feuer' (Febr. 1928) die Frage: „Lessing ein katholischer Dichter?" und trägt hier bei zur Klärung der Frage, wer ein katholischer Dichter sei. Ausdrücklich sei auf diesen Aufsatz verwiesen, da eine kurze Darlegung seines Inhaltes aus Raummangel unmöglich ist.

Prof. Dr. Hermann Platz schreibt im ‚Hochland' (Febr. 1928) über ‚Kulturkunde und Schule' unter besonderer Berücksichtigung des Französischen. Er weist besonders hin auf die bedeutsamen katholischen Schöpfungen Claudels, z. B. ‚Annonce faite à Marie' und auf den oft von uns empfohlenen Roman Louis Hémons ‚Maria Chapdelaine' (deutsch bei Rascher in Zürich), „dessen tausend Auflagen die beste Gewähr dafür sind, daß auch der Geschmack des Volkes dem Frivolen und Mondänen in etwa entwöhnt ist und sich einer vergessenen Wirklichkeit zuzuwenden beginnt".

Zu der umstrittenen Frage: „Bühnenvolksbund und katholische Vereine" schreibt Emil Ritter in der ‚Volkskunst' (Januar 1928) und erwartet stärkere Fühlung des B. V. B. mit den wirklichen Bedürfnissen der katholischen Vereine.

In der Zeitschrift ‚Lehrer und Volk' (März 1928, Volksvereinsverlag) äußert sich Pfarrektor W. Ohlerth über ‚Pfarrgeistlichkeit und Lehrerschaft in ihrer Gemeinschaftsarbeit an der ländlichen Volksbildung'. Er betont besonders die Mitarbeit der Lehrerschaft in der Borromäusbücherei und gibt für die praktische Zusammenarbeit Anregungen.

Praktisch von Interesse ist die ‚Volkskunst' (Febr. 1928), wo Konrad Peters einführend über ‚Literaturpflege im Verein' schreibt. In demselben Heft findet sich eine Stoffauswahl über das Thema ‚Vater und Sohn'. Abgesehen von biblischen Texten und guter Gedichtauswahl, die hier dargeboten wird, dürften wohl noch mehr Prosastücke erwünscht sein, weshalb auf die Zusammenstellung für Vorlesestunden in der ‚Bücherwelt' (1927, Heft 11) verwiesen sei.

Jos. Antz gibt in einem Aufsatz ‚Landvolk und Buch' (‚Der Pflug', 1927, Heft 4) eine Charakterisierung des ländlichen Lesers, die lebendig geschaut ist und auch die eigengewachsene Einzelpersönlichkeit ins Auge faßt.

In ‚Bücherei und Bildungspflege' (1928, Heft 1) schreibt Dr. R. Joerden (Stettin) über den ‚Verkehr mit dem Leser', Dr. Wilh. Eggebrecht über ‚Die bildungspflegliche Bedeutung der Abenteuerliteratur'. Diese Frage wurde katholischerseits von Georg Schäfer in diesem Heft unserer Zeitschrift behandelt.

Josef Zimmermann.

Kursus des Borromäusvereins

zur Bekämpfung von Schund und Schmutz

im Borromäushause in Bonn am Rhein vom 29. bis 31. Mai 1928

Dienstag, den 29. Mai:

10 Uhr: Schmutz und Schund in ihren vielfachen Erscheinungsweisen.
Generalsekretär Dr. Calmes, Volkswartbund, Köln.

4 Uhr: Lektüre und Tat. Amtsgerichtsrat L. Clostermann, Bonn.

Mittwoch, den 30. Mai:

9 Uhr: Zur Geschichte des Schundgesetzes.
Frau Ministerialrat Hel. Weber, Berlin.

11 Uhr: Kommentierung des Schundgesetzes vom 18. Dezember 1926.
Landgerichtsdirektor Dr. A. Hellwig, Potsdam.

4 Uhr: Die übrigen Maßnahmen im Schundkampf.
Landgerichtsdirektor Dr. A. Hellwig, Potsdam.

Donnerstag, den 31. Mai:

9 Uhr: Stellung und Aufgabe der Katholiken gegenüber den Fragen des Schundes.
Apostol. Administrator Prälat Kaller, Schneidemühl.

11 Uhr: Die Aufgaben des Borromäusvereins im Schundkampf.
Direktor Braun, Bonn.

Anmeldungen zur Teilnahme bis zum 20. Mai erbeten.

Die Teilnahme am Kursus ist kostenlos. Unterkunft zu den ortsüblichen Preisen ab RM 3.50 pro Tag ohne Pension (mit Pension ab RM 6.—) vermittelt die Zentrale. In beschränktem Maße stehen Mittel zur Verfügung, für bedürftige Bibliotheken die Fahrtkosten teilweise ersetzen zu können. Nur bei Entfernungen über 100 km kommen solche Zuschüsse in Frage. Entsprechende Anträge sind bis zum 20. Mai durch die Herren Diözesanpräsides bei der Zentrale einzureichen.

Anerkannte Fachleute sprechen über die heute so dringlich zu beantwortende Frage des Schundkampfes. Am ersten Tag wird der Schmutz und Schund in seiner Erscheinung und Wirkung auf die Jugend behandelt, am zweiten Tag wird das Gesetz dargelegt, am dritten Tag behandeln wir die Aufgaben der Katholiken im Schundkampf. So wird dieser Kursus dieses schwierige Thema ausgiebig behandeln und für die praktische Arbeit Wege weisen.

Verzeichnis der besprochenen Bücher

Ackermann, Dürer-Kunstpostkarten 188
Bauer, Die Weggetreuen 165
Berendsohn, Selma Lagerlöf 225
Berger, Der alte Harkort 223
Bergmann, Selbstbefreiung aus nervösen Leiden 200
Bertram, Der Rhein 231
Bertrand, Der heilige Augustinus 217
Blunck, Die Weibsmühle 234
Brey, Wann es in der Seele dunkelt . . . 199
Brinckmann, Kaspar-Onkel und ich 234
Cardauns, Ernst Lieber 224
Carossa, Eine Kindheit 224
— Verwandlungen einer Jugend 224
Close, Die Empörung Asiens 227
Damrich, Albrecht Dürer 189
Dominik, Triumphe der Technik 228
Dörfler, Als Mutter noch lebte 181f
— Die Schmach des Kreuzes, 1. Bd. . . . 232
Albrecht Dürers sämtliche Holzschnitte, herausgegeben v. Kurth-Dodgson 189
Federer, Am Fenster 181f
Fischer, Albrecht Dürer 190
Frank, Das Ochsenfurter Männerquartett . . 236
Franke, Die Weisheit der Kinderstube . . . 224
George, Sämtliche Werke, 4. Bd.: Das Jahr der Seele 221
Giehrl, Kreuzesblüten 199
— Der Kreuzweg auf dem Krankenbette . . 199
Gobineau, Die Abenteuer des glückhaften Gefangenen 233
Griese, Winter 234
— Die letzte Garbe 234
— Wittvogel 234
Grogger, Die Sternsinger 232
Guardini, Briefe vom Comer See 220
Haefeli, Syrien und sein Libanon 226
Handel-Mazzetti, Johann Christian Günther . 182ff
Hassanein Bey, Rätsel der Wüste 226
Heinrich, K. B., Maria im Volk 232
Hoffmann, Das Leben von Albrecht Dürer . . 188
Jegerlehner, Günters Schweizerreise 227
Internationale Buchkunst-Ausstellung 1927. Amtlicher Katalog 205
Isemann, Mein Garten 235
Jünemann, Lebenswellen 236
— Die Kommilitonin 236
Aus Gottfried Kellers glücklicher Zeit . . . 223
Keppler, Leidensschule 199
Kneip, Bekenntnis 230
— Der Lebendige Gott 230
Krane, Leidensbraut 199
Krausbauer, Aus meiner Mutter Märchenschatz 229
Krebs, Was kein Auge gesehen 199
Landersdorfer, Die Bücher der Könige . . . 217
Langbehn-Rissen, Dürer als Führer 190
Langewiesche, Jugend und Heimat 224
Laub, Nervenkraft durch Gottes Geist . . . 200
Lissauer, Der heilige Alltag 164
Ludwig, Kunst und Schicksal 222
Lübbing, Friesische Sagen 165ff
Lux, H. J., Dürer als Künstler und Mensch . 189
Meierhofer, Feierstunden in der Natur . . . 228
Müller, Emmy Gierhl 199
Neumann, Rebellen 236
Newman, Kirche und Wissenschaft 218
Nexö, Ueberfluß 175
— Die Leute auf Dangaart 176
— Die Familie Frank 176
— Proletarier-Novellen 177
— Pelle der Eroberer 177ff
— Stine Menschenkind 179ff
Oppenheimer, Soziologische Streifzüge . . . 220
Pfister, Dürers Randzeichnungen zum Gebetbuch Kaiser Maximilians 190
Rommen, Die Staatslehre des Franz Suarez S. J. 219
Schaumann, Passional 168
— Der Rebenhag 172
— Die Rose 173
Schröder, Karl Borromäus Heinrich 232
Sick, Minnesang 233
Sieber, Harzland-Sagen 165ff
Steindorff, Die Kunst der Aegypter 225
Terramare, Eginhardt im Märchenland . . 230
Tetzner, Die schönsten Märchen der Welt für 365 und 1 Tag, 2. Bd. 229
Thalmann, Henrik Ibsen, ein Erlebnis der Deutschen 221
Thienemann, Rossitten 228
Wegener, Westfalenland 226
Wilhelm, R. u. A., Das Buch in China und das Buch über China 201
Wolff, Die Helden der Völkerwanderungszeit 167
Zahn, Brettspiel des Lebens 235
Zaunert, Westfälische Sagen 165ff
— Deutsche Märchen aus dem Donaulande . 229
Ziekursch, Politische Geschichte des neuen deutschen Reiches, 1. Bd. 218

Verantwortlicher Schriftleiter: Bernhard Achtermann, Bonn. Alle redaktionellen Zusendungen an die Schriftleitung in Bonn, Wittelsbacher Ring 9. Alle Rechte für sämtliche Beiträge vorbehalten.

Allen Geschäftsführern des Borromäusvereins wird die „Bücherwelt" regelmäßig von der Druckerei Hermann Rauch in Wiesbaden durch die Postzeitungsstelle zugesandt. Adressenänderungen möge man unverzüglich der Zentralstelle in Bonn mitteilen. Die anderen Bezieher bestellen bei der Post oder bei den Buchhandlungen. Bezugspreis halbjährlich RM 3.—.

Zur Gegenwartslage der christlichen Kunst

„Es ist noch nie so viel über Kunst geredet und geschrieben worden, wie in unseren Tagen, ein Zeichen, daß wir sie für notwendig halten, auch wenn sie, wie eben gegenwärtig, nicht die Stellung im Leben der Gemeinschaft einnimmt, die ihr gebührt." Dieser Satz, den wir der 201. ‚Flugschrift zur Ausdruckskultur' des Dürerbundes entnehmen, dem anregenden Schriftchen ‚Zeitwende der Kunst' von Kurt Fischer, gilt in eminentem Sinne für die Gegenwartslage der christlichen bildenden Kunst. Christliche, kirchliche Kunst, Malerei, Plastik und kultisches Kunstgewerbe wird allerorten geschaffen, aber nur die wenigsten dieser Kunstprodukte erwecken den Eindruck, daß sie in einem durchaus notwendigen, von innen heraus gewachsenen Verhältnis (negativer oder positiver Art) zu unserem christlichen Gemeinschaftsleben stehen. Die Erklärung für diesen Tatbestand ist einfach genug: unser Gemeinschaftsleben ist zu zersplittert, entbehrt zu sehr der allesverbindenden Mitte, als daß es tragender Nährboden einer geschlossenen Kunstepoche sein könnte. Und dennoch, sagt Kurt Fischer mit Recht, müssen wir schaffen, „als ob" Gemeinschaft schon möglich wäre, damit sie möglich wird. Daß heute schon Keimzellen eines neuen Gemeinschaftsgeistes, auch innerhalb unserer christlichen Welt, innerhalb der Kirche, sichtbar sind, sieht leider Fischer nicht. Sonst hätte er neben Worpswede, Hellerau, Keyserlings Schule der Weisheit, Johannes Müllers Gemeinschaft usw. vor allem auch die von Maria Laach ausgegangene liturgische Bewegung nennen müssen. Aber inmitten mancher Ausführungen, die wir ablehnen müssen, so z. B. die Bemerkung über „die neue Religion der Immanenz", über „die Kraft und Berufung des europäischen Menschen zur Selbsterlösung", zitiert Fischer einige Sätze aus dem ‚Jahrbuch der jungen Kunst', die man angesichts der komplizierten Gegenwartslage der christlichen Kunst beherzigen sollte: „Kind seiner Zeit sein und das Beglückende im Gegenwärtigen empfinden, trotz grimmiger Absage an die Niedertracht des Zeitgeistes: das heißt uns nicht Gebot der Stunde, sondern innerstes Bedürfnis unseres Menschseins. – Vorbei ist es mit dem schwächlichen Rückwärtsblicken auf Zeiten angeblicher Paradiese; wer sich dem Historismus verschreibt, hat im höchsten Sinne keine Daseinsberechtigung."

Sieht man von dem Uebertriebenen, Zugespitzten dieser Sätze ab, so bleibt ein sehr berechtigter Kern: der Historismus, in dem ein großer Teil unserer christlichen Künstler noch immer befangen ist, das ängstliche Sichanlehnen an vergangene Kunstformen, das Hinstreben vor allem nach einem Stil, der klassische Harmonie bedeuten möchte und doch zumeist nichts weiter ist, als ein kalter leerer Klassizismus – dies alles hat bis heute jede wahrhaft aus dem innersten Gegenwartserleben geborene christliche Kunst unmöglich gemacht. Unsere Künstler haben vergessen, daß das Herauswachsen jeder Kunstform, des besonderen Stilcharakters ihrer Werke aus gegenwärtigem Erleben und Empfinden mindestens ebenso wichtig für das Werden eines neuen christlichen Kunststils ist, wie die innere und äußere Uebereinstimmung des Geschaffenen mit dem Geiste der Kirche und der kultischen Brauchbarkeit. Die Kirche ist ebensosehr immer in der Zeit wie sie über den Zeiten steht. Einen allgemein gültigen christlichen Kunststil braucht es drum nicht zu geben und gibt es auch nicht. er wird in jeder neuen Gegenwart neu geboren. Nur künstlerische Impotenz kann daran zweifeln und sich mit einer gewissen kunstgewerblichen Gefälligkeit bei christlichen Kunstwerken zufrieden geben. Man mache sich diese Gedankengänge doch einmal an einem historischen Beispiel klar, etwa an Hand der Entwicklung der altchristlichen Kunst. In seiner Schrift vom ‚Wesen und Wollen der christlichen Kunst' hat Josef Sauer (Verlag Herder) über diesen Punkt eingehend gesprochen. Er weist nach, wie unter Anknüpfung an spätantike Formelemente, also an das

damalig „Moderne", nach und nach aus einer reinen Dekorationskunst eine Inhalts- und Bedeutungskunst wird und wie sich mit der Auflösung aller natürlichen Wirklichkeit in eine metaphysische Gedankenwelt eine stilistisch völlig neue Formgestaltung ausbildet. Hätten die altchristlichen Künstler die ihnen als gegenwärtig gegebene Formenwelt der Spätantike einfach abgelehnt wie heutige Künstler die vor ihren Augen werdenden neuen Kunstformen ihrer Zeit glauben oft verdammen zu müssen, so wäre es wahrscheinlich niemals zu einer altchristlichen Kunstepoche gekommen. Der unmittelbaren Fühlungnahme mit der Geistigkeit und also auch mit den Kunstformen seiner Epoche kann sich der christliche Künstler immer nur auf Kosten seiner schöpferischen Spannkraft entziehen. Diese lebendige Spannung und dichte Gefülltheit der Kunstform, die sich nur aus intensivem Erleben der religiösen und künstlerischen Gegenwartslage gewinnen läßt, vermißt man schmerzlich in den zwölf Bildern zum ‚Marienleben' von Martin von Feuerstein (Verlag des Sakramentskalenders in Lindenau, 1926). Aus diesen Bildern spricht ein sanfter, leer gewordener „Historismus", eine unangenehme Glätte und dekorative Gefälligkeit, die wohl kaum dazu geeignet ist, einen gegenwärtigen Menschen künstlerisch und religiös irgendwie zu ergreifen. Feuerstein's Schaffen gehört der gleichen Stilzone an, aus der auch die Werke eines Gebhard Fugel stammen, die heute noch in einem Maße Eingang in die Kirchen und in die Privathäuser finden, daß man angesichts von so viel Mangel an Sinn für religiöse und künstlerische Gestaltungskraft allen Grund hätte, an einer Renaissance der christlichen Kunst ernstlich zu zweifeln. Auch der Radierungsfolge ‚Sursum Corda' von Bruno Zwiener (Verlag des kathol. Sonntagsblattes, Breslau 1927) kann ich keinerlei gegenwärtige Bedeutung zusprechen, nicht zuletzt deshalb, weil die Reproduktionen derartig schlecht und verschwommen sind, daß feinere Linien- und Tonwerte, worauf es bei Graphik immer ankommt, nicht mehr wahrgenommen werden können. Der Text von H. Hänel verfolgt erbauliche Absichten, die aber den ungünstigen Eindruck der Bilder in keiner Weise verwischen können. J. Calvet, französischer Theologe, Literaturprofessor und Autor eines scharfsinnigen Buches über das Problem einer katholischen Literaturkritik, hat einmal ein hartes, aber wahres Wort gesprochen, das man jedem Schöpfer erbaulicher Bücher oder Bilder in den Sinn hämmern möchte. Nämlich: Welche metaphysische Notwendigkeit kann es geben, daß ein erbauliches Buch auch ein mittelmäßiges ist?

Auf eine weit höhere Ebene christlicher Kunstgestaltung führt das Buch von Miek Janssen über Jan Toorop (Führer-Verlag, München Gladbach), der kürzlich gestorben ist. Vieles bei Toorop mutet uns sicher heute schon fremd an, aber bei der Bewertung seines Schaffens muß der Gesichtspunkt maßgebend sein, daß er seine Werke mit einer vorbildlichen Ehrlichkeit aus dem künstlerischen Formbewußtsein seiner Zeit herauswachsen ließ und zugleich doch dies zeitbedingte Formgut in die christliche Glaubenswelt emporhob und so mit neuem Ausdrucksgehalt erfüllte (Zusammenhänge, die man leider in dem allzu verherrlichenden Text von Janssen vermißt). Viele Werke Toorops tragen unverkennbar Jugendstilelemente an sich, aber diese Elemente waren das Signum seiner Epoche, mit der er sich künstlerisch auseinanderzusetzen hatte. Besonders stark wirken seine Portraitzeichnungen, was erklärlich wird, wenn man hört, wie hoch Toorop die Portraitkunst aufgefaßt hat. Er sagt einmal: „Man muß, wenn man reine Kunstwerke hervorbringen will, viele Portraits zeichnen, dabei Gott aus dem Menschen zum Vorschein zu bringen suchen und die eigene Phantasie schweigen heißen. Linien und Form müssen wahr und rein die Person zum Ausdruck bringen. Das bringt den Künstler der reinsten Kunstäußerung immer näher." Würden unsre christlichen Künstler von Heute in diesem Sinne Toorops mehr vom Konkreten, Gegenwärtigen ausgehen, anstatt bei religiösen Darstellungen historisches Lokalkolorit (Feuerstein u. Fugel z. B.) anzustreben oder sich um einen sogenannten

„überzeitlichen" christlichen Kunststil (Beuroner Schule, auch manches von sogenannter liturgischer Kunst) zu bemühen – um unser gegenwärtiges christliches Kunstschaffen stünde es zweifellos besser. Daß schon hier und dort hoffnungsvolle Ansätze zu einem wirklich neuzeitlichen christlichen Kunststil vorhanden sind, soll damit keineswegs geleugnet werden, doch das Häuflein derartiger Künstler ist noch klein und hat schwer um Anerkennung und den Zugang in die Kirchen zu kämpfen.

Wir möchten nicht mißverstanden werden; nichts liegt uns ferner, als einen Radikalismus irgendwelcher Art zu predigen, etwa ein einseitiges Herausstreichen sogenannter expressionistischer Kirchenkunst. Was gefordert wird, ist nur dies, daß der christliche Künstler von Heute sich den künstlerischen Gegenwartsströmungen nicht entziehen soll und darf und daß seine Kunst stark, unmittelbar, inhaltlich und formal voll von Spannung sei, damit sie den Menschen unserer Zeit, dem Volk in seiner Gesamtheit, wieder etwas zu sagen habe. Wie wundervoll unbekümmert – unbekümmert um irgendwelche Stilnorm –, wie „radikal" gerade die ausgesprochene Volkskunst starker Zeitalter immer war, lehrt ein Blick in die wertvolle Schriftenreihe des Delphinverlags (München) ‚Deutsche Volkskunst'. Der IX. Band, ‚Westfalen', von Rudolf Uebe, liegt jetzt vor, der, besonders textlich, zu den besten der Reihe gehört. Von den herrlichen westfälischen ‚Hungertüchern' z. B. könnte das oft allzu dekorativ gefällige kirchliche Kunstgewerbe der Gegenwart manches lernen, ebenso wie der moderne Grabmalkünstler aus der sehr instruktiven Sammlung von Hans Eitel ‚Alte Eichstätter Grabmale' (Verlag des Verfassers, Würzburg) wertvolle Anregungen schöpfen wird, ohne sich freilich diesen prachtvollen Zeugnissen einer vergangenen „Volkskunst" unbedingt verschreiben zu dürfen. Volkstümlich im besten Sinne und zugleich nach Ausdruck und Stilhabitus durchaus „gegenwärtig", das heißt: nicht in irgendeinem leeren „Historismus" befangen, wirken die acht Holzschnitte von Rudolf Schiestl zum ‚Tod von Basel' (Verlag Fritz Heyder, Berlin-Zehlendorf). Angesichts dieser erquicklichen (allerdings nicht durchweg gleichstarken) Blätter möchte man wünschen, daß sich dieser Künstler einmal an eine ganz große Aufgabe wagte, etwa an eine Holzschnittpassion, von der man sagen könnte, hier sei wenigstens wieder ein Stück von jener Sprache einer umfassenden Volkstümlichkeit erreicht, die Dürers Passionsdarstellungen für die damalige Zeit besaßen. Ein solches Werk würde für uns als das sicherste Anzeichen eines neuen lebendigen christlichen Kunstgeistes in der Gegenwart gelten.

Wie schon gesagt: trotz aller Kritik – wir glauben an das Werden eines solchen neuen christlichen Geistes. Daß er, oft in der Stille noch, im Wachsen begriffen ist, dafür sind uns nicht zuletzt manche bemerkenswerte Stimmen aus dem Ausland Beweis und bestätigendes Zeugnis. Das ‚Schweizerische Jahrbuch für christliche Kunst, 1928' (Verlag Gebr. J. u. F. Heß, Basel) enthält im Text und in der Reihe der Bildbeigaben manchen Beitrag, der unsere Hoffnungen stützt; wir denken vor allem an das schöne Titelblatt von Hans Matt (Herz Jesu-Holzschnitt) und an den scharfsinnigen, mutigen, nur hier und da etwas überspitzten Aufsatz von Hermann Baur ‚Um den neuen Kirchenbau'. Eine bedeutsame Stimme aus der Schweiz zur Gegenwartslage der christlichen Kunst ist auch die kleine Schrift von Alexander Cingria über den ‚Verfall der kirchlichen Kunst' (Uebersetzung bei Benno Filser, Augsburg). Hier wird offen und klar die Langweiligkeit, Gedankenlosigkeit, Trägheit und Verlogenheit (dies einige Kapitelüberschriften) unserer offiziellen Kirchenkunst aufgezeigt und kritische Arbeit geleistet, die leider heute noch genau so gilt wie 1917, als das Buch erstmals in Lausanne erschien. Das von tiefstem Ernst erfüllte Vorwort verfaßte Paul Claudel, der unter anderm die folgenden unvergeßlichen Worte schreibt: „Wenn jemand unsere modernen Kirchen recht zu betrachten wagt, so können sie Teilnahme

und Rührung wecken, wie eine schwere Beichte. In ihrer Häßlichkeit werden da all unsere Sünden und all unsere Fehler sichtbar nach außen zur Schau getragen, Schwächen, Dürftigkeit, Verschüchterung des Glaubens- und Empfindungslebens, Verhärtung der Seele, Widerwille gegen Uebernatürliches, Vorherrschaft der leeren Formeln und Regeln, übertriebene und ungeordnete Privatandachten, rein weltlicher Luxus, Habsucht, Großtuerei, Unfreundlichkeit, Pharisäismus und Aufgeblasenheit."

Diese Worte eines der bedeutendsten und ernsthaftesten Katholiken Europas müßten als Motto über jeder kritischen Auseinandersetzung mit dem Verfall der christlichen Gegenwartskunst stehen. Von diesem großen Gefühl der mea culpa, mea maxima culpa sollte alle Kritik künstlerischer Mißstände innerhalb der katholischen Kultur- und Geisteswelt getragen sein und zugleich aus solch gläubigem Schuld- und Verantwortungsgefühl die Kraft zu Hoffnungen für die Zukunft schöpfen. Auch die vorstehende kritische Studie möchte, und gerade dort, wo sie hart und unnachsichtig anmuten mag, aus diesem Wissen um die Mitschuld Unser Aller am Niedergang christlicher und kirchlicher Kunst begriffen sein. Reinhold Lindemann.

Anmerkung. Eine ausführliche philosophisch-ästhetische Begründung des hier eingenommenen kritischen Standpunktes findet man im II. Teil meines im Aprilheft 1928 des ‚Hochland' erschienenen Aufsatzes „Der moderne Künstlermensch und der christliche Künstler", der die gleiche Grundidee enthält wie die im Rahmen der vorstehenden Bücherschau gegebenen kritischen Erörterungen, nämlich: einen Protest gegen den ‚Historismus', gegen die ‚klassizistische' und kunstgewerbliche Verflachung der offiziellen christlichen Gegenwartskunst.

Albrecht Schaeffers: „Helianth"

Albrecht Schaeffer hat seinen großen Roman „aus dem Leben zweier Menschen und aus der norddeutschen Tiefebene", um ein gutes Viertel seines ursprünglichen Umfanges verringert, zum zweiten Male vorgelegt, und eine Besprechung dieses außerordentlichen Werkes hat wieder mit dem Ausdrucke des Respektes vor seiner hohen Qualität, vor der klaren Schönheit und dem sinnlichen Reichtum seiner Sprache und nicht zuletzt vor der Klugheit, Sicherheit und Bewußtheit seiner Komposition zu beginnen; alles Dinge, die die Form- und Gestaltungskraft des echten Künstlers über alle Technik hinaus (die zu verachten Schaeffer allerdings der Letzte wäre) erweisen. Die Veränderungen machen den Roman, indem sie ihn gleichzeitig verkürzen, straffer, klarer, runder und geschlossener; wir bemerken, ohne zu fürchten, uns dem beliebten Vorwurf moralisierender Kleinlichkeit auszusetzen, mit Befriedigung das Wegfallen einiger (wenn auch nicht aller) Stellen, die dem weniger psychoanalytisch interessierten Leser anstößig erscheinen mögen, wie jener ausführlichen Schilderung des ersten Liebeserlebnisses Georgs.

Zwar ist es nicht richtig, daß – wie die Ankündigung des Verlages[1] vorgibt – diese Bearbeitung Schaeffers der ähnlich sei, die Goethe an seinem Wilhelm Meister oder Gottfr. Keller an seinem Grünen Heinrich vorgenommen hat; der Weg, den die Handlung des Romanes geht, wie auch seine ganze Atmosphäre ist gänzlich unverändert, die Veränderungen, die geschehen sind, beruhen auf einer Tätigkeit, die Schaeffer selbst mit der eines „vernünftigen Gärtners" vergleicht, der mit „entschlossener Schere" eine Beschneidung des Ueberwachstums vornimmt; die Veränderung des Titels, der das Buch nun nicht mehr als „Bilder aus dem Leben zweier

[1] Dem Inselverlage sollte man das eigentlich nicht vorzuhalten brauchen.

Menschen von heute“ bezeichnet, hatte der Leser von heute wohl schon selbst vorgenommen; wieviel sie für Schaeffer bedeutet wissen wir nicht, uns scheint jedoch nach seinen letzten Hervorbringungen zu urteilen, nichts Entscheidendes.

Der Vergleich mit dem Wilhelm Meister und dem Grünen Heinrich bleibt aber auch so bestehen. Wir stehen nicht an, Schaeffers Buch jener sehr hohen Sphäre der deutschen Literatur, in der diese beiden Romane ihren Platz haben, nahe zu rücken.[2] Es ist ein Bildungsroman: dargestellt ist der Weg eines Menschen, der durch den Rausch und das Leid der Erfahrung der sich entfaltenden Kräfte seines Ich, durch die Auseinandersetzung mit den Gewalten und Mächten der Welt, durch das Suchen nach Gesetz und Sinn des Lebens, zum Werke in der Welt, zum tätigen Leben der reifenden Gestalt geführt wird. Sein Thema ist ein Allgemeingültiges: der Mensch in der Mitte zwischen Himmel und Erde, wirkend, um den Stoff der Welt nach dem Bilde des Ewigen zu formen und so eine menschliche Welt – gemeinhin mit dem Begriffe der Kultur bezeichnet – zu schaffen. Die Konzeption des Menschenbildes ist eine, die uns eine tiefere Eigentümlichkeit des deutschen, vielleicht auch des abendländischen Charakters zu sein scheint: als des tätigen, des eigentlich herrscherlichen[3] Menschen, den der Drang seiner Seele zur Unterwerfung und Beherrschung der Welt durch einen auf die Verwirklichung des Ewigen und Geistigen, der Idee oder des Gesetzes gerichteten Willen, in dessen Erfüllung er die Freiheit der Person allein garantiert sieht, zu nie endendem, sei es triebhaft unruhigem, sei es bewußt verantwortungsvollem formendem oder forscherlichem Wirken treibt.

An einer entscheidenden Stelle in Schaeffers Roman stehen diese Worte: „O, aber wie willst du eingehen können in die ewige (Liebe) dorten, wenn du in die zeitliche Liebe hier nicht schon weit und tief eingedrungen bist. Und ach, so wende dich ab von jenem unsicheren Sein in den schönern Himmeln, das du nur dein nennst in der Hoffnung, dein im Verzicht, dein aus deiner irdischen Kraftlosigkeit ... Wenn auch alles die Zeit daran setzt, dir immer wieder den Faden zu zerreißen, den du liebend von Augenblicke zu Augenblick deines Lebens legen willst: lerne ihn immer wieder knüpfen, verliere nie aus dem Auge seinen einzigen Schein von Gold, und um so süßer verlockend das Wort ‚von Ewigkeit zu Ewigkeit‘ dir im Herzen ertönt: sprich dagegen: ‚von Augenblicke zu Augenblick‘ knüpfe ich und webe ich das einzige Kleid meines Lebens. Ob es Gottes Hand einmal aus der meinen nehmen wird, mich für immer hineinzukleiden oder ob sein ganzer Sinn ist, von mir gewoben zu werden, das ist zu wissen nicht not. Not ist zu tun. In dem Tun wird die Liebe, in der Liebe das Wesen, in dem Wesen das Leben sein, das weder zeitlich noch ewig, sondern in der Liebe ist.“

Wir finden in diesen Sätzen die tiefsten und mächtigsten Motive des abendländischen Denkens wieder. Wo immer es sich bemühte, Sein und Sinn zu deuten und das Angelegtsein der menschlichen Seele auf etwas Transzendentes, außer ihm wahrer und reiner Seiendes bedachte, stößt es auf jene Kraft der Seele, sich über die Beschränktheit ihrer irdischen Existenz zu erheben, die Platon den Eros nannte. Der Eros ist zugeordnet dem höchsten vollkommenen Sein und in seiner Sphäre geschieht alles in irdischer Weise Vollkommene: die Erkenntnis, die vom Lichte des Wahren durchstrahlt ist; der Willen und das Tun, die die glühende Kraft des Guten durchströmt; das Schaffen, dem die vom Abglanze vollkommener Schönheit durchleuchtete

[2] Die respektlosen Anpreisungen, in denen die Gleichstellung mittelmäßiger und selbst niedrigster Schriften unserer Zeit mit den großen Werken unserer Literatur vielen unserer Rezensenten als stilistisches Mittel dient, machen fast notwendig zu betonen, daß ein solcher Satz ernsthaft gemeint ist.

[3] Georg, die Mittelpunktsgestalt in Schaeffers Roman ist so der Sohn eines Herzogs, selbst zur Regierung und zum Herrschen berufen.

Gestalt geschenkt wird. Die Wirkungsweisen der Seele werden durch ihn über das der sinnlichen Faßbarkeit Gegebene erhöht, der Seele wird durch ihn das Mysterium der Schöpfung ahnbar.

Doch erfährt die Seele die Unzulänglichkeit und die Gestörtheit ihres Willens, die Beschränktheit ihres Lebens in der endlichen unvollkommenen Wirklichkeit des Werdens und Vergehens, ihren Abstand vom höchsten und vollkommenen Sein. Und so naht ihr die Versuchung, zu fliehen aus der Wirklichkeit in das Reich der Ideen, aus dem ihr zugemessenen Sein, in „jenes unsichere Sein in den schöneren Himmeln". Sie verleugnet die dem Eros zu eigene Kraft der Zeugung, der Zeugung von werthaftigem Leben in dem ihr zugemessenen Raume ihrer irdischen Existenz. Sie verachtet die Wirklichkeit des Menschen, die Leib und Seele in sich begreift und die Welt, die um ihn ist. Guardini hat vor kurzem unvergleichlich schön von dieser Gefahr des Platonikers gesprochen[4], die Schaeffers Worte zu beschwören suchen.

Der ‚Helianth' – Helianthus ist der Name der dem reinen Lichte zugewandten Sonnenblume – hat aus diesem Begreifen des Kulturproblems seine Tiefe und seine Weite, der Adel und das Wertvolle seiner Gestalten kommt aus der Atmosphäre des platonischen Eros, die um sie ist. So wird er seinen Platz in der Reihe der großen Dichtungen des „erotischen Realismus" – wenn es erlaubt ist, dieses Wort zu prägen – einnehmen, in denen der abendländische Kulturwille seinen Ausdruck gefunden hat.

Als ein Dokument der Zeit freilich, bei dem es uns nötig erscheint, vom Christlichen her auch die Gefahr und die Beschränktheit seiner Erfassung des Kulturproblems aufzuweisen. Nicht umsonst zeigt sich Schaeffer als ein tiefer Verehrer der Gestalt Stefan Georges und der Lebenshaltung, die sich in seinem Werke und in den Aeußerungen der Männer, die seinem Kreise nahestehen, ausdrückt; Erscheinungen, die uns, freilich reif, vollendet und adlig, mehr den Abschluß einer gewissen Entwicklung des deutschen (und abendländischen) Geistes zu bedeuten scheinen, als einen neuen keimkräftigen Anfang. In der Deutung des Georgeschen Werkes sagt Gundolf einmal, daß ihm die Idee keine Realität bedeute, es sei denn, daß sie in der vollendeten Gestalt verwirklicht sei, und daß es neben dem in der vollkommenen irdischen Erscheinung faßbaren keinen realen transzendenten Wert gebe. Nichts anderes meint der Spruch der im Siebten Ring, jener Dichtung, die der Feier des auf der Erde in Gestalt eines Jünglings erschienenen Gottes und der Trauer über sein Abscheiden geweiht ist, steht von der „Verleibung des Gottes und der Vergottung des Leibes."[5]

Uns scheint als ob hier der Subjektivismus des modernen Denkens seinen äußersten, aufs höchste idealisierten Ausdruck in der Vergöttlichung der Schöpferkraft gefunden habe, als ob mit der Umwandlung aller metaphysischen Begriffe in ästhetische, die hier stattfindet, die Tragödie des deutschen Idealismus (dessen Bedeutung indessen eine europäische ist) einen – jedoch erhabenen – Abschluß gefunden habe. Nach George sind kaum Steigerungen möglich, sein Erbe ist nicht höher hinauf entwicklungsfähig.

Wo der Inbegriff des höchsten Wertes die vollkommene Gestalt ist – für George real geworden in der Erscheinung Maximins –, ist die Gefahr der Flucht in das Reich der Irrealität „in die schöneren Himmel" endgültig beschworen, beschworen freilich zugunsten eines Ausweichens vor der ganzen Realität des Metaphysischen ins Reich des Aesthetischen, dessen Kategorien höchste und absolute Geltung erhalten haben. Hier gebührt der höchste Rang dem schöpferischen Menschen, dessen Wirkungsweise auf die Verwirklichung des höchsten ästhetischen Wertes, der Gestalt, hingeordnet ist, dem

[4] Hochland, März 1928. 25. Jahrgang, 6. Heft.

[5] Die Konsequenz für die Ethik zieht Herm. Drahn in seinem Buch über George, der als die Quelle aller ethischen Normen die beispielhafte Gestalt des göttlichen großen Menschen nennt, den Künder, Helden oder Täter.

Künstler; ihm zunächst steht der Held und Täter, dessen Handeln Verwirklichung bedeutet; der Erkennende, der Weise aber hat in dieser Welt eine zweifelhafte untergeordnete Funktion, denn seine Wirkungsweise, soweit sie auf das Transzendente gerichtet ist, hat es mit keiner Realität zu tun und bleibt, soweit sie auf die wirkliche Welt gerichtet ist, eine nachträgliche ordnende oder beschwichtigende.

Dies ist auch die Welt von Schaeffers Roman. Sein Held Georg der Suchende, Irrende, Werdende ist von drei Kreisen von Menschen umgeben. Als die höchste und vollkommendste Gestalt steht neben ihm Renate, nach Schaeffers eigenem Wort die Verleiblichung des Göttlichen bedeutend, die ihm freilich unerreichtes Ideal und Ziel ist, Gegenstand einer Liebe, die den Besitz nie zu erlangen vermag. In Goethes Natalie oder in Novalis Sophia etwa hat sie ihre Vorgängerinnen in der deutschen Literatur, sie ist vom selben Range wie Georges Maximin. Ihre Schönheit ist ewig „unwandelbar".

Ihrem Kreise zunächst stehen Bogner der Maler, unwandelbar wie sie in seiner schöpferischen Kraft, und die zarteste und rührendste Gestalt des Romans vielleicht, Jason Al Manach, der Kluge, Wissende, Deutende und Ordnende, dessen gleichfalls „unwandelbarer" Besitz die Kraft der Vernunft ist. Bogner und Jason sind die einzigen Männer des Romanes, die Renate nie lieben werden; Bogner, die höchste Werthaftigkeit immer selbst zeugend, ist unbedürftig des Ideals, immer wieder im Werke selbst befriedigt; Jason aber ist unzeugerisch, sein Amt ist nicht Schöpfung und Werk, sondern Ordnung, Deutung und Beschwichtigung. In ihm ist Schaeffer eine der ergreifendsten und liebenswürdigsten Gestalten des Romans gelungen, die Verstörtheit und Verzweiflung, die milde Weisheit und das so rührende Unvermögen des Vernünftigen dem Schaffenden und ursprünglich Lebenden gegenüber ist, wo Jason auftritt, wunderschön gespiegelt.

Vier Menschen, die Renate lieben und zwischen denen Renate schwankend, zu wem sie sich hinneigen soll, steht, bezeichnen den nächsten Kreis: Saint Georges, der Historiker, der Nachschaffende, der Nachempfindende, der von allen am tiefsten um Renates Wesen weiß, der am hingegebensten um sie wirbt und dessen Kraft in dem Augenblicke, als sich Renate ihm zuneigt und sich ihm geben will, erschöpft ist und sie nicht halten kann; der Herzog dann, der Realpolitiker, der edle, kluge diesseitig-tätige Mensch, der Renate einen Augenblick erwirbt, in einem Augenblick, der ein neues höheres Leben mit der letzten Erfüllung verspricht, aber auch ihm ist sie nicht geschenkt, denn er stirbt kurz darauf, getötet durch einen blinden unsinnigen Zufall; Josef Montfort, eine rätselvolle Gestalt, nicht schöpferisch, kalt und bewußt, nach Schaeffers Wort, das eigentlich Unbegreifliche, Dämonische und Bösezerstörerische der Welt darstellend, schön wie Luzifer, mit der geheimen Anziehungskraft und der verzweifelt-spöttischen Liebe des Bösen zum Vollkommenen, die einen Augenblick selbst Renate in seine Gewalt bringt, und endlich die stärkste elementarste Gestalt des Romans, sein Bruder Erasmus, der, mehr wie Georg, der eigentlich Suchende, Irrende, der triebhafte dumpfe und leidenschaftlich das Licht suchende Mensch ist. Er hat früher Renate, als sie beim Tode ihres Vaters in tödliche Erstarrung fiel, durch Untertauchen in das lebenerzeugende Element, das Wasser, zum Leben erweckt und so besitzt er sie nach wildem Kampfe mit sich selbst, am Ende als Einziger rechtmäßig und unverlierbar.

Um sie herum ist eine Fülle von Gestalten, die zu deuten zu weit führen würde, die die Dichtung mit Reichtum, Weite und Fülle des Lebens durchwirken. Auch in ihnen, in anderer, niederer Ordnung ist das Einzelne zum Typischen gesteigert, das Typische aber hat Leben und Wirklichkeit und wird nirgends leere Abstraktion: die Kraft des echten Dichters erweist sich so.

Es ist ein streng durchgeführtes Mittel der Darstellung des Romans, daß die Welt und alle Personen nur durch die Augen Renatens und Georgs gesehen sind, d. h. unter

dem Urteil vom Strebenden und von der Vollkommenheit aus stehen. Uns scheint aber die so ausgedrückte Mittelpunkthaftigkeit der Gestalt Renatens und die Beziehung der Gestalten zu ihr die wichtigere und für diese Betrachtung aufschlußreichere zu sein. Denn die (schon geschilderte) Rangordnung und die Sinnordnung dieser Welt wird an ihr deutlich. Sie ist eine ästhetische und nur in der Absolutierung der vollkommenen Gestalt, die sie mit der Welt Stefan Georges gemein hat, sucht sie sich vor einem alles Feste verwischenden Subjektivismus und Relativismus zu retten. Ihr Gesetz ist das des schöpferischen und zeugenden Menschen, das Gesetz des Werkes und der Gestalt; das Fruchtbare ist wahr, gut und echt. Eine transzendente Ordnung gibt es nicht. Was aus dem alles beherrschenden Gesetze der Liebe in dieser Welt wird, ist besonders bezeichnend.

Unter dem Gesetz des Schöpferischen stehend ist das Kriterium ihrer Echtheit und ihre einzige Bindung und Verpflichtung der schöpferische Auftrieb, den sie verleiht. Georgs Liebe zu Magda und Cora ist deshalb, in verschiedenem Grade freilich, illegitim, die zu Cordelia und zu Cornelia Ring, die ihn schließlich aufnimmt, aber ist rechtmäßig, schön und erlaubt. Die Ehe bedeutet nichts als eine Legitimitätserklärung dieses Verhältnisses vor der (genügend zweifelhaft gemachten) bürgerlichen Ordnung, die in jedem Augenblick aufgehoben werden muß, wo ihre subjektive Berechtigung nicht mehr ausreicht. Die Mittelwelt der ästhetischen Ordnung erweist sich hier schärfer, deutlicher und entscheidender abgeschnitten von dem Grunde des Transzendenten, in dem die menschlichen Ordnungen unzerstörbar und nicht „von Augenblicke zu Augenblick" geltend wurzeln als an irgend einer anderen Stelle. Goethe, nachdem er in der Einsicht in die ewige unerfaßliche, transzendente Gesetzmäßigkeit des Kosmos die Sicherung seines Lebens gefunden hatte, ist, im außerchristlichen Bereiche, die vielleicht tiefste Deutung der Ehe als eines aus tieferer Ordnung her unzerstörbar begründeten Verhältnisses, ihre Darstellung als Sakrament in den Wahlverwandtschaften gelungen; ein Vergleich mit diesem größten Roman der neueren deutschen Dichtung würde Schaeffers Welt in entscheidender Weise in dem Relativismus ihrer Konzeption entlarven.

Wir aber wollen um unsere Abgrenzung ganz klar zu machen nicht mehr länger vom Transzendenten reden. Durch Christus ist die ganze Realität des Göttlichen offenbar geworden und das Angelegtsein der menschlichen Natur auf es wieder lebendig und zu einem personalen Verhältnis geworden. Gott hat sich durch ihn als der unendlich Liebende, als Vater und als der den Menschen Anrufende, der Antwort verlangt, offenbart. Und seitdem steht das Wirken des Menschen in der Welt, und das was er schafft, auf Hoffnung, die freilich, wie Schaeffer sagt, die Schwäche des Menschen beweist, aber, als in der Realität des menschlichen Verhältnisses zu Gott wohlbegründete Hoffnung, um die Unverlierbarkeit seines liebenden Wesens, das der Erfüllung Tag um Tag näher schreitet, weiß. So steht der Christ zu dem Problem der Kultur.

Glanz und Ruhm, Rausch und Vernichtung, Verzweiflung, Angst und Grauen dieser ästhetischen Mittelwelt, über deren Konzeption Schaeffer nicht hinauskommt, hat er unvergleichlich schön und groß dargestellt, der Sinn katholischer Kritik scheint uns mit der Befragung um die letzten Antworten auf das Kulturproblem, das sein Roman aufwirft, und mit der notwendigen Abgrenzung erfüllt zu sein.

Und es bliebe vielleicht noch zu fragen, wieviel dieser Roman mit unserer Zeit noch zu tun habe, ob er in etwa Aktualität besitze. Wir haben die in vielem begründete Sicherheit, daß die Zeit die Weltansicht Schaeffers als vergangen betrachten muß, gerade die drängendsten Fragen der Zeit haben in ihr keinen Platz. Der Leser wird diese Abgrenzung selbst vollziehen müssen, die Schönheit des Werkes bleibt gerade als der unmittelbaren Aktualität enthobene Schönheit des Kunstwerks bestehen.

Karlheinz Schmidthüs.

Der deutsch erneuerte Homer

Gedanken zu einer neuen Uebertragung der Odyssee*

Es ist eine alte Streitfrage: muß die Uebertragung einer fremdsprachlichen Versdichtung eine möglichst wörtliche sein, oder darf der Uebersetzer frei nachgestalten? Mir scheint, möglichste Treue in der Nachbildung muß überall da gefordert werden, wo es sich eben um Uebersetzung, d. h. um deutsche Wiedergabe eines fremden Originals in seiner ganzen Einmaligkeit und Ursprünglichkeit handelt. Diese Aufgabe verlangt vom Dichter – denn nur der dichterisch Begabte sollte sich an solche Uebersetzungen wagen! – mühe- und entsagungsvollen Dienst an fremder Schönheit: er muß es sich verbieten, sowohl formal wie inhaltlich Eigenes einströmen zu lassen in die fremde Gestalt: tut er das nicht, so entsteht nicht Uebersetzung, sondern Nachdichtung oder Neudichtung, die ja gewiß auch ihren Wert haben kann, aber eben doch nicht – Uebersetzung ist. Nun sind aber der oben aufgestellten Forderung durch die verschiedene Wesensart der poetischen Gattungen gewisse Schranken gezogen. So kann Lyrik nie so wörtlich übertragen werden wie Epik. Ihre Wirkung beruht ja fast ausschließlich auf dem Gefühl, ihre feinsten Reize entströmen nicht den Worten, sondern atmen zwischen den Zeilen. So muß der Lyrikübersetzer den gesamten Gefühlsinhalt eines Gedichtes möglichst geschlossen in sich aufklingen lassen und ihn dann in seiner Ganzheit neu formen, aber auch hier natürlich, „ohne daß das Alter des Gedichtes verschleiert werden oder der Zeitcharakter, den es trägt, verloren gehen darf". (Wilh. v. Scholz, Nachwort zu ‚Minnesang', München 1917.) Daß auch der Lyrikübersetzer also dem Urbilde so nahe bleiben wird, als es unter den erwähnten Bedingungen tunlich ist, braucht nicht mehr besonders betont zu werden.

Anders liegt nun die Sache beim Epos. So wie der künstlerisch ordnende und bauende Verstand beim Epiker eine wesentlich größere Rolle spielt als beim Lyriker, so wird auch der Eposübersetzer mit weit mehr vernunftmäßiger Ueberlegung ans Werk gehen können als der Lyrikübersetzer, ohne daß darum die Einfühlung bei ihm überflüssig wäre. Im Gegenteil, sie ist notwendig als tragende Grundlage der verstandesmäßigen Kleinarbeit, die er zu leisten hat. Und was ist nun seine Aufgabe? Es wurde oben bereits angedeutet. Wenn der Vermittler fremder Lyrik im wesentlichen darauf bedacht sein wird, den Stimmungszauber des Originals in seinen Versen einzufangen, so hat der Eposübersetzer die gegenständliche, bunte Welt einer zeitlich und örtlich fremden Begebenheit uns in ihrer ganzen Besonderheit nahezubringen, ohne daß modernes Empfinden und heutiger Sprachgebrauch sich störend einmischen. Dieses Ideal wird natürlich immer nur annähernd zu erreichen sein.

Einen bedeutsamen Schritt auf dem Wege zu diesem Ziel speziell für Homer erblicken wir in der neuen Uebertragung der Odyssee von Albrecht Schaeffer. Schaeffer, auch als Dichter einer der eigenartigsten Köpfe unserer Zeit (vgl. die Würdigung von Georg Schäfer, ‚Bücherwelt' 1925, S. 241 ff.), nahte sich dem Werk des Griechen mit jener verantwortungsbewußten Entsagung, von der oben die Rede war. Er geht zunächst, wie er es selber nennt, „an die genaueste philologische Erkenntnis des ursprünglichen Wortleibs", d. h. an die Aufhellung der sinnlichen Urbedeutung der homerischen Wörter. Der Uebersetzer befindet sich damit zweifellos auf dem richtigen Wege, denn der homerische Wortschatz hat noch seinen vollen konkreten Inhalt, ist noch nicht zu blutleeren Begriffen abgeblaßt. Der Mensch jenes Zeitalters war noch naiver Sinnenmensch, die Periode philosophischen Denkens war

* Schaeffer, Albrecht: Die Odyssee Homers. Deutsch erneuert. 587 S. Berlin-Grunewald, 1927, Horen-Verlag. In Halbleder 10.— *M*, in Ganzleder 15.— *M*, Luxusausgabe, vom Verfasser signiert, 100.— *M*.

noch nicht angebrochen, und einen Bildungsunterschied zwischen Adel und Volk gab es nicht. (Vgl. darüber Erich Bethe, Die griechische Dichtung, S. 17, in Walzels Handbuch der Literaturwissenschaft, Wildpark-Potsdam 1924.) Wie verhältnismäßig wenig Wert auf die Wiedergabe des ursprünglichen, konkreten Wortinhaltes in den bisherigen Uebersetzungen gelegt wurde, werden die unten gebotenen Proben zeigen.

Eine weitere Eigenart der Schaefferschen Uebertragung besteht darin, daß sie mit bisher beispielloser Genauigkeit Satzbau und Wortstellung des Originals nachahmt. Diese Genauigkeit wäre mit dem Hexameter wohl kaum zu erreichen gewesen. Schaeffer bringt sie dadurch zu Wege, daß er ein Versmaß wählt, welches der Prosa viel näher steht als der heroische Vers, nämlich den fünffüßigen Trochäus. Doch davon später.

So erzielt der Uebersetzer durch die also umschriebene Eigenart der Wortwahl und des Satzbaues eine weitgehende Annäherung an die Gestalt des Originals. Darum bezeichnet er sein Werk auch nicht als übertragen oder übersetzt, sondern als „erneuert."

Einige Proben aus dem ersten Buche mögen nun die Besonderheit der Schaefferschen Arbeit verdeutlichen. Ich gebe, um einen Vergleich mit anderen Uebersetzungen zu ermöglichen, hinter dem griechischen Text zuerst die Uebertragung von Voß, dann die von Thassilo von Scheffer und zum Schluß diejenige von Albrecht Schaeffer: Vers 5: *ἀρνύμενος ἥν τε ψυχὴν* – seine Seele zu retten – ringend ums eigene Leben – um den Hauch den eignen sich zu wahren; Vers 8—9: *νήπιοι, οἳ κατὰ βοῦς Ὑπερίονος Ἠελίοιο ἤσθιον· αὐτὰρ ὁ τοῖσιν ἀφείλετο νόστιμον ἦμαρ* – Toren! welche die Rinder des hohen Sonnenbeherrschers schlachteten; siehe, der Gott nahm ihnen den Tag der Zurückkunft – da sie verblendet des Helios Rinder, des Hyperionen, schlachteten; ihnen versagte der Gott die Stunde der Heimkehr – die hinab des Helios Hyperion Rinder speisten, kindliche; der aber nahm den Kunft-Tag ihnen weg; (man beachte, wie es dem Uebersetzer hier sogar gelingt, die sogenannte Tmesis – *κατὰ — — ἤσθιον* – glücklich nachzuahmen). Vers 12: *οἵκοι ἔσαν πόλεμόν τε πεφευγότες ἠδὲ θάλασσαν* – waren jetzo daheim, dem Krieg entflohn und dem Meere – alle glücklich daheim, dem Krieg und den Fluten entronnen – damals waren behaust die andern Alle... dem Getümmel und der See entflohn; Vers 15: *λιλαιομένη πόσιν εἶναι* – und wünschte sich ihn zum Gemahle – und wollte zum Gatten ihn küren – lüstend, daß er sei ihr Eheherr; Vers 20—21: *ὁ δ' ἀσπερχὲς μενέαινεν ἀντιθέῳ Ὀδυσῆι* – nur Poseidon zürnte dem göttergleichen Odysseus unablässig – da er dem erlauchten Odysseus unablässig zürnte – der blieb eifernd angedrängt dem göttlichen Odysseus; Vers 30: *τὸν ῥ' Ἀγαμεμνονίδης τηλεκλυτὸς ἔκταν' Ὀρέστης* – den Agamemnons Sohn, der berühmte Orestes, getötet – den der berühmte Orestes, der Sohn Agamemnons, erschlagen – Orest erschlug ihn, Agamemnons Sohn der ferngehörte; Vers 34: *ὑπὲρ μόρον* – dem Schicksal entgegen – wider das Schicksal – übers Zumaß; Vers 42—43: *ἀλλ' οὐ φρένας Αἰγίσθοιο πεῖθ' ἀγαθὰ φρονέων* – doch folgte dem heilsamen Rate nicht Aegisthos – und doch, so gut er es meinte, folgte Aigisthos ihm nicht – so sprach Gutes meinend Hermes, aber nicht die Sinne band er des Aigisth.

Zu jedem einzelnen dieser Beispiele ließe sich zeigen, wie entweder Wortwahl oder Satzbau oder beides zusammen im Sinne obiger Ausführungen bei Schaeffer besser ist als bei seinen Vorgängern. Nur zu Vers 5 möge es geschehen, im übrigen möge der kundige Leser selbst entscheiden. Wie blaß klingt doch „Seele" und „Leben" bei Voß und Scheffer, wie konkret-sinnlich dagegen „Hauch" bei Schaeffer! Nur diese Uebertragung entspricht auch der Anschauung Homers. Die *ψυχή* ist bei ihm eine wirkliche Substanz, die den Körper, wenn er stirbt, durch den Mund oder durch eine Wunde verläßt.

Wenn Schaeffer dem „erneuert" auf dem Titelblatt noch das Wort „deutsch" hinzufügt, so hat das nach ihm den Sinn, daß das Versmaß des Originals nicht beibehalten, sondern durch den oben schon genannten fünffüßigen Trochäus ersetzt wurde. Das mag zunächst absonderlich klingen, ist doch der streng trochäische Vers ebensowenig ursprünglich deutsch wie der Hexameter, sondern erst durch Opitz bei uns eingeführt worden. Und doch hat der Uebersetzer insofern recht, als eben trochäische Verse in unserer Literatur weit mehr eingebürgert sind, als der Hexameter, der für uns trotz Goethe, Hölderlin u. a. immer nur ein schöner Fremdling geblieben ist. Wenn nun der Uebersetzer diese Fremdheit stark empfindet, so wird man ihm zugestehen müssen, daß er besser ein anderes, ihm liegendes Maß wählt, als durch widerwillige Anwendung des Hexameters gequält wirkende Verse zu Wege bringt. Daß es nun gerade der fünffüßige Trochäus sein mußte, läßt sich natürlich verstandesmäßig nicht erweisen. Ein anderer Uebersetzer würde vielleicht den Jambus genommen haben. Hier ist lediglich die persönliche Gestimmtheit des Autors maßgebend. Immerhin hat der Schaeffersche Vers den schon erwähnten Vorteil leichteren Baues, und er hat auch mit dem Hexameter den unendlichen Fluß gemein. Daß er sich für den nicht klassisch Gebildeten auch leichter liest als der heroische Vers, ist ein weiterer Vorzug. Darum seien auch gerade unsere Volksbibliotheken auf das Werk hingewiesen. Wenn man jedoch den Grundgedanken Schaeffers konsequent zu Ende denkt, so scheint das Ideal einer Homerübersetzung mit seinem Buch noch nicht erreicht. Es würde darin bestehen, die Vorzüge seiner Uebertragung auch im Kleide des Hexameters zur Geltung zu bringen.

Zum Schluß möge noch eine zusammenhängende Probe aus dem 12. Buche folgen:

Wir nun schifften schluchzend durch die Enge,
Skylla hier, – doch dort Charybdis schlürfte
Graunvoll ein des Meeres salziges Wasser.
Ja du, wenn sie ausspie – wie ein Becken
Ueber vielem Feuer gänzlich aufbraust,
Umgewirbelt –, fiel der Schaum von oben
Auf die beiden Klippen-Spitzen; aber
Schluckte sie des Meeres salziges Wasser,
So erschien es drinnen gänzlich wirbelnd,
Doch rundum der Felsen brüllte graunvoll,
Aber unterhalb erschien das Erdreich,
Dunkel von dem Sand, – doch die Gefährten
Faßte gelbe Furcht. Da wir nun angstvoll
Auf das Unheil blickten, nahm uns Skylla
Sechs Gefährten aus dem hohlen Schiffe,
Beste mir an Händen und an Kraft.
Doch ins schnelle Schiff und auf die Freunde
Spähend gleicherzeit, gewahrt ich oben
Schon die Händ' und Füße der Erhobnen;
Mich bei Namen riefen sie mit Schallen
Da zum letzten Male herzbedrückt.
Gleich wiewenn der Fischer auf dem Vorsprung
Mit dem langen Stab den kleinen Fischen
Bissen wirft als List und einen zappelnd
Reißt heraus: so wurden Jene zappelnd
Gen den Fels erhoben und im Tor dort
Aufgezehrt, da sie die Hände schreiend

Aus der grausen Tilgung nach mir reckten:
Ja von Allem was ich litt, des Salzmeers
Bahnen rings erforschend, sah mit meinen
Augen dies ich als das Kläglichste.

Anton Aulke.

Der Weltkrieg im Spiegel der Dichtung

Wir stehen im zehnten Jahre seit Kriegsende. Es wäre sonderbar, wenn der Weltkrieg, dieses erschütterndste Ereignis der letzten zwei Jahrhunderte, keinen Niederschlag in der Dichtung der beteiligten Völker gefunden hätte. Und doch ist zweierlei an Hand eines Ueberblickes über die Dichtungsliteratur, die um den Weltkrieg geschrieben worden ist, festzustellen: einmal, daß noch in keinem Land das Werk geschaffen worden ist, das dieses Geschehnis erschöpfend darstellt. Dann aber, daß es kein Werk von irgendwelchem Rang gibt, das den Krieg so schildert, wie man es 1914 auf allen Fronten erwartet hat: als den Triumphgesang über eine Kette von äußeren Heldentaten. Für das erstere liegt der Grund auf der Hand, wenn man bedenkt, daß wir in den zehn Jahren noch keineswegs genügend Abstand gewonnen haben können von der Fülle der Ereignisse, um aus ihnen das allein Wichtige und Wesentliche herauszuspüren. Und selbst kommenden Jahrzehnten kann nur eine Gnade des Himmels das Genie schenken, das zum Homer dieses Krieges, zum Gestalter unserer Iliade wird. Vielleicht aber bringt es die besondere Artung dieses Krieges mit sich, daß sein Heldentum auf immer anonym bleibt, daß nicht Einzelne, wie früher, sondern ganze Völker Träger seiner Größe sind. Denn was bisher an Auswertungen des Kriegserlebnisses – und damit kommen wir zum Zweiten! – vorliegt, unterscheidet sich, trotz aller Verschiedenheit im Einzelnen, doch darin grundsätzlich von fast aller bisherigen Kriegsdichtung, daß es darauf verzichtet, den äußeren Sinn jedes (auch dieses!) Krieges, den Sieg, als Ziel der Bedichtung anzusehen, vielmehr das viel Wichtigere, Entscheidendere, gleichsam dem inneren Sinn Entsprechende, nämlich die aus ihrer Friedensruhe aufgerüttelte, zu letzten Entscheidungen aufgerufene Menschlichkeit. Und das zeigt sich – jenseits allen Nationalitätenhasses – bei den „Siegern" wie bei den „Besiegten"; überall und immer wieder ist an das Gewissen der Welt appelliert mit der ausgesprochenen oder stummen Frage nach dem Sinn der so furchtbar von Menschen entfesselten Gewalt im Gesamtplane der Weltordnung. Und gerade weil das sich als die allein wichtige Frage aufdrängt, auch den Dichtern dieser Zeit, steht ihre Dichtung trotz mancher Tendenzfärbung doch im Wesentlichen jenseits aller Parteinahme für und wider den Krieg.

Die Lyrik, als der unmittelbarste Ausdruck allen Erlebens, schied am ersten alle unechten und verlogenen Dichtungselemente der während des Krieges gepflogenen und oft wie auf Bestellung gemachten Gedichte aus, fiel am krassesten in die chaotischen Formen radikaler Expressionen, und nimmt erst jetzt (vgl. Bert Brechts ‚Hauspostille'; Propyläen-Verlag, Berlin) Gestalten an, die das jugendlich Frischfröhliche auch des neuzeitlichen Soldatseins ausdrücken, ohne daneben in beißender Ironie die grundsätzlich ablehnende Haltung dieser Jugend zu diesem Krieg zu vergessen, dessen Ernst sie einst zu Männern gemacht hat:

Und als der Krieg im fünften Lenz
Keinen Ausblick auf Frieden bot,
Da zog der Soldat seine Konsequenz
Und starb den Heldentod,

heißt es in Brechts ‚Legende vom toten Soldaten'.

Im Drama liegen die Entwicklungen ähnlich. Es ist kein Zufall, daß zwei der wichtigsten Bühnenwerke des Expressionismus ausgesprochene Schlachtendramen sind: R. Goerings ‚Seeschlacht' und Fritz von Unruhs ‚Geschlecht'. In dem Adligen und Offizier Unruh vollzog sich der Umsturz am sichtbarsten. Und weil er dabei eine „Weltanschauung" revidiert, nimmt sein Wort die heftigsten, polemischsten Formen an. Aber auch die zeitgebundensten. Große Dichtung ist immer gerecht, und ihr Werk wird die Schuld tiefer suchen und finden als im oder in Einzelnen. So fragt auch dieser Dichter nach dem „Geschlecht" als dem Träger der Hinentwicklung aller Verhältnisse auf diese Katastrophe zu. Aber Unruhs Anklagen stellen abstrakte Typen (die Mutter, die Tochter, die Söhne) gegen- und nebeneinander, nicht blutvolle, leidvolle, schuldvolle, lebendige, wirkliche Menschen.

Das ist dem Franzosen Paul Raynal gelungen in seinem ‚Grab des unbekannten Soldaten'.[1] Es stehen darin die beiden Generationen, die kriegsbejahende und die kriegsverneinende, verkörpert in Vater und Sohn einander gegenüber und kämpfen um den Sinn der Schlachten. Dazwischen das Mädchen, das aus der Kraft des Weiblichen die Gegensätze überbrückt. Raynal schafft folgende Handlung, um diesen Kampf dramatisch zu gestalten: Ein französischer Soldat, der vierzehn Monate ununterbrochen an der Front war, kehrt heim, um Aude, seine Braut, zu seiner Frau zu machen. Seinen Urlaub hat er sich unter den schwersten Opfern erstanden. Da sein Regiment an einem der gefährdetsten Punkte der Front eingesetzt ist und jederzeit wieder in die Kampfstellung einbezogen werden kann, sind alle Urlaubsbewilligungen rückgängig gemacht oder verboten. Um seinen Vorsatz trotzdem wahr zu machen, hat sich unser Soldat freiwillig gemeldet zu einer Tat, die den sicheren Tod nach sich ziehen wird und zu der sich keiner in der ganzen Kompagnie bereit fand. Bis zum Tage der Ausführung bleiben ihm noch viermal vierundzwanzig Stunden, wenn nicht ein Telegramm seines Hauptmanns ihn schon vorher zurückbeordert. Als er zu Hause eintrifft, ist das Telegramm schon da. Vater und Braut aber suchen es ihm zu verbergen, bis sie sehen, daß er auch dieser Härte gewachsen ist. Und so vollzieht er in den vier Stunden bis zur Abfahrt des nächsten Zuges, jenseits allem Gesetz und aller Tradition, eigenmächtig die Hochzeit, um dann an seinen Posten zurückzukehren und zu fallen. Bevor er dem Tode seinen Tribut zahlen will, will er das Leben restlos an sich gerissen haben. Einer der unbekannt Gebliebenen, denen später Frankreich das Grab unter dem l'Arc de Triomphe errichtet hat. Der Held Namenlos dieses Krieges!

So konzentriert Raynal in dieser knappklaren Handlung die Situation des Krieges einfängt, der ununterbrochen das Außerordentliche fordert, ohne etwas Wesentliches zu erfüllen, so liegt doch weniger in der äußeren uns sehr fremden Handlung selbst als in der inneren Dramatik das Ueberragende des Stückes. Das entlädt sich in Dialogen von unerreichter Schärfe. Am wichtigsten ist die Darstellung der den Alten völlig entgegengesetzten Haltung in den Jungen. Das Kernstück dieser Auseinandersetzung über den Krieg möge hier folgen:

Alter (zum Sohn): Du bist nicht einmal Offizier.
Sohn: Wozu denn?
Alter: Deine Existenz würde doch etwas leichter sein.
Sohn (nach einer Pause mit beherrschter Erregung): Ich hasse den Krieg so sehr, daß es mich nicht reut, ihn ganz von Grund aus durchzukosten.
Alter (lächelnd): Du hast noch immer deinen eigenen Kopf.
Sohn: Ich hoffe es wenigstens.
Alter: Dir wird nicht leicht zu kommandieren sein.
Sohn: Ich gehorche immer schweigend.
Alter: Aber mit welchem Ausdruck?
Sohn: Mit keinem.

[1] Erschienen bei J. H. Ed. Heitz, Straßburg, 1927, übersetzt von Hedw. v. Gerlach.

Alter: Das würde ich nie für möglich gehalten haben.
Sohn (hochmütig): Ja glaubst du denn, ich gehorche diesen Menschen, die mir befehlen?
Alter: Wem sonst?
Sohn: Nur mir.
Alter: Dir?
Sohn: Alles, was geschehen ist, habe ich es nicht gewollt, oder allem zugestimmt? Bin ich nicht Franzose? Wußte ich nicht, daß ein Krieg ausbrechen konnte? Ich brauchte nur das Vaterland zu wechseln. Ich wußte doch, welche Verpflichtungen ich übernahm, solange ich seine Vorzüge genoß. Ich werde ehrlich halten, was ich versprach.
Alter: Aber ohne Freude!
Sohn: Es geht auch ohne.
Alter: Ohne Stolz.
Sohn: Ich finde nichts, worauf ich stolz sein könnte, wenn ich mein Wort halte.
Alter: Ohne Begeisterung! Ohne Lust!
Sohn: Diese Gefühle sind nicht vorgeschrieben durch den Text des Militärgesetzes.
Alter: Und du glaubst, man könne sie entbehren?
Sohn: Ich glaube sogar, daß ich es beweise.
Alter: Dann müßte man das Herz des Menschen ändern.
Sohn: Wer weiß, ob es sich nicht geändert hat?
Alter: Was gibt es denn Neues in ihnen?
Sohn: Ihre stumme Verachtung für den Ruhm. Der Krieg hat seinen Nimbus verloren. Und denke daran, wie groß er einst war. Man dachte ihn sich wild und herrlich zugleich, eingehüllt in ein purpurnes Gewand aus Feuer und Blut. Er begeisterte uns wie die dunkle Sonne. Jetzt gibt man ihm seinen richtigen Namen: Fron. Die schwerste von allen. Die eintönigste. Die erdrückendste aller Fronden. Dieses prächtige Raubtier, das man sich gewöhnlich darunter vorstellte, ist nichts weiter, als ein armes, gequältes Lasttier. Eines Tages habe ich meinen Kameraden gesagt: „Vielleicht werdet ihr auf meinen Grabstein setzen: Gestorben aus Langerweile für das Vaterland." Und das ist nun dieser herrliche Krieg, weitaus stumpfsinniger noch als schrecklich. Ich führe ihn, und ich verachte ihn.
Alter: Und viele denken so wie du?
Sohn: Viele? Sage: Alle.

*

Solche Formulierungen sind erst nach dem Kriege möglich gewesen. Sie geben die Meinung kund, die allmählich unter den Kämpfenden aufkam, also unter denen, die den Nationalitätenkrieg erfahren haben in all seinen Weiterungen. Diese Erfahrung des Weltkrieges, eine der wichtigsten und folgenreichsten unseres Jahrhunderts, löst alle Vorkriegshaltungen glatt ab, ist Gemeingut aller Kriegführenden geworden, eingestandener- oder uneingestandenermaßen.

Aber es hat auch schon früher einer diese Erfahrung machen und aussprechen dürfen, da ihn sein Land Elsaß schon früher in die Situation stellte, die ihn die ungerechte Härte des Krieges fühlen ließ. Das Machtpolitische eines solchen Völkerringens frißt gewaltsam die Beziehungen von Mensch zu Mensch auf. Im Grenzland greift das bis in den Familienzusammenhang. René Schickele schrieb schon Anfang des Krieges seinen ‚Hans im Schnakenloch', das Drama eines Elsässers.[2] Die Geschichte der Aufführung dieses Stückes allein ist symptomatisch; sie zeigt, mit wieviel Vorurteil, Mißtrauen und Mißverständnis von deutscher wie von französischer Seite das Problem eines Landes angefaßt wurde, das eben weder der einen noch der anderen Nation restlos zugehört; daß die deutsche Zensur die Erstaufführung im Neuen Theater in Frankfurt 1916 gestattet hat, spricht ein beredtes Wort für den Geist, der hier wenigstens möglich war.

Zwischen dem Haß der Völker wird das Kostbarste, was der Mensch an Natürlichem besitzt, zermalmt, nämlich das Leben. Schickele schichtet den Stoff so, daß aus einer Brudertragödie, die sich zwischen Hans und Balthasar Boulanger abwickelt, und einer Liebesgeschichte, die Hans zwischen zwei Frauen stellt, das Geschick seines Volksstammes deutlich wird. Was vorher im freien Spiel der Kräfte

[2] Erschienen (soeben im 5. bis 7. Tausend) bei Kurt Wolff, München.

alle Aussicht hatte, in Ordnung und Gesetz der ethischen Beziehungen zurückgeführt zu werden, es wird durch den Einbruch des Krieges endgültig zerrissen und zerstört. René Schickele kennt seine Elsässer; er kennt aber auch die beiden eindeutiger bestimmbaren Völker, die sich hier im „ewigen Garten" seit Jahrtausenden begegnen und immer wieder ein gesegnetes Land zum Schlachtfeld machen. Die Eigenarten der Nationen sind aus einer bewunderungswürdig objektiven Achtung und Liebe begriffen und zu Menschen geformt; zwischen beiden aber wächst das seltsame Gemisch von beiden, gespalten im Blut und in der Seele.

Was sagt Hans Boulanger über den Grundzug der Elsässer?: „Wir sind ein komfortables Wirtshaus an der Völkerstraße, die von Italien zum Nordmeer führt. Teils lassen wir drei gerade sein und den Teufel in der Kirche predigen, teils plagen uns Fieberträume, von denen wir uns dann auch in wachen Stunden nicht trennen wollen."

Das charakterisiert vor allem auch ihn selbst, den Hans im Schnakenloch. Seine Ehe mit der prächtigen Klär ist nur gefährdet von daher, von dem unseligen Hang, nichts konsequent durchzuleben, weder den ‚elan' der westlichen Nachbarn, noch die Pflichterfüllung der Deutschen. Oder noch besser: beides unglücklicherweise dann einzusetzen, wenn es fehl am Platze ist. Das schafft seine Tragik. „Spannen Sie einen Menschen mit Armen und Beinen zwischen zwei Pferde, jagen Sie die Pferde in entgegengesetzter Richtung davon, und Sie haben das erhabene Schauspiel der elsässischen Treue", sagt er zu Cavrel, dem französischen Abgeordneten, dessen Frau ihn in seiner Ehe bedroht. Er fühlt sich fortwährend wie eine „belagerte Festung" vor ihren „grünen Augen". Das aber beichtet er alles seiner Frau. Und obwohl sie ständig in der Gefahr schwebt, von Balthasar Boulanger, dem eindeutigeren Bruder, in ihrer Liebe zu Hans beirrt zu werden, weiß sie die Größe ihres Frauentums so umfassend zu nehmen, daß sie sagen kann: „Sei froh, daß du mich die Liebe, die ganze Liebe gelehrt hast, du allein. Forsche nicht, was die Ehe ist, oder wie sie sein soll. Sieh mich an. Hier hast du eine Geliebte, reif und nicht verdorben, erfahren, aber nicht im geringsten resigniert; bestrafe sie nicht, weil du sie geheiratet hast, dafür werden ihre Kinder nicht auf der Straße mit Steinen geworfen, verwöhne sie ein bißchen, und wenn sie dich ein Leben lang geliebt hat, so wird das dann eine Ehe gewesen sein."

Trotzdem spielt er weiter mit dem Gedanken, diese große Frau um der Französin willen zu lassen. Und das ordnende Schicksal entzieht ihm das Glück, das er nicht verdient. Es entzieht ihn in seltsamer Mischung von Pflicht und Neigung, von Verbohrtheit und Tapferkeit, indem es ihn dann an Frankreich ausliefert, wenn er am edelsten handelt. Balthasar, der als preußischer Leutnant ohne jeden Zweifel ist, wohin er gehört, kommt in den Kämpfen ums Schnakenloch noch einmal zu Klär und beschwört sie nun, ihm eine Hoffnung zu schenken, die seinem Leben Sinn und Richtung gibt. Er ist darin ganz „deutsch" geworden und kann somit sprechen: „... Ich stürme in ein neues Leben, das herrlich klar sein wird, stärker und stiller als es je war." Aber ehe die Frau ihm entgegnen kann, spielt sich folgendes ab:

Fünfzehnter Auftritt (4. Aufzug).

(Dieselben, Hans.)

Hans (schnell herein): Balthasar — lauf! (Oeffnet die Tür links, stößt ihn hinaus.)

Sechzehnter Auftritt.

(Klär, Hans, Französischer Offizier.)

(herein.)

Hans (dem Offizier entgegen): Hier gut Frankreich! Einen Augenblick, Herr Leutnant. Klär laß uns allein! (Klär ab.)

Siebzehnter Auftritt.

(Hans. Der Offizier [will wieder zur Tür. Hans stellt sich davor, der Offizier hebt den Revolver].)

Hans: Es war mein Bruder.
Offizier: Im Kriege kennen wir nur Uniformen.
Hans: Herr Leutnant! Mein einziger Bruder!
Offizier: Ein Preuße?
Hans (lächelnd): Wir haben manchmal preußische Brüder hier.
Offizier: Wieso?
Hans: Es ist so, Herr Leutnant. Ich bezahle für ihn. Ich trete sofort in das französische Heer ein.
Offizier: Ihr Wort?
Hans: Mein Wort. Heute nacht.
Offizier: Ich glaube Ihnen. Dann auf Wiedersehn.
Hans (lächelnd): Auf Wiedersehn im Himmel. Denn hier ist zweifellos die Hölle.

*

So entscheidet sich das Schicksal des ‚Hans im Schnakenloch'. Es ist das Geschick eines jener unglücklichen Zwitter, wie ihn Arnold Ulitz in seinem Roman ‚Der Bastard'[3] aus den Verhältnissen des Ostens gestaltet hat. Wir Katholiken spüren das schwerste Verhängnis immer neu in all diesen Werken durch, das heraufbeschworen wird durch die Entfesselung der Nur-Natur. Sie bringt die natürlichen und gottgegebenen Gemeinschaften und Bindungen in bitterste Wirrnis, die Ehe, die Brautschaft, die Familie ebenso wie die Staaten, die Völker, die Menschheit.

Schickeles Hans sagt an einer Stelle zu dieser Art Krieg, der furchtbaren Verwirrung der Nationen, etwas paradox, aber treffend: „Wenn die Engel selbst herabstiegen, um Krieg zu führen, so würden vor ihnen her die Städte und Dörfer brennen und hinter ihnen Unschuldige in den Trümmern verkohlen, Haufen zerrissener Leiber sänken in die Erde, und die Verstümmelten würden in den Hospitälern zu den weißen Wänden schreien. Die Generäle aber hören nicht. Sie siegen ..." Kurz darauf aber legt der katholische Geistliche des Stücks, Abbé Schmitt, sein Bekenntnis ab: „Ich bleibe in meiner Kirche ... Ich werde sie (die Frauen) trösten, und sicher gehört dazu für mich mehr Tapferkeit und jedenfalls mehr Großmut, als du (Starkfuß, der deutscher Soldat wird) für deine Arbeit brauchst. In diesem Augenblick ist Liebe schwerer als Haß. Ich ritte lieber in die Kugeln.... Wie es meine Pflicht wäre: mit deutschen Katholiken oder selbst als einziger katholischer Gedanke in einem Haufen Andersgläubiger. Du siehst die Dinge zu militärisch. Mein Gott ist kein Feldwebel im Bekleidungsamt... Weiter: es ist leichter zu schießen als zu denken. Das Schießen ist an der Reihe. Sprechen wir weiter, wenn die Tage des Denkens wiederkommen." Starkfuß entgegnet darauf (echt deutsch): „Auch die Gedanken werden mit dem Säbel ausgefochten." Worauf der Geistliche klug entgegnet: „Manchmal. Aber sie lassen sich nie totschlagen. Dagegen hat der Weltgedanke der Erschlagenen schon oft den Sieger besiegt."

Dieser Weltgedanke war immer im Weltkrieg lebendig. Selbst Walter Flex, der Gefallene von Oesel, der noch aus ganz anderen Perspektiven den Krieg und sein Soldatsein ansah als die Heutigen, hat durch alles andere hindurch immer die Welt und die Menschheit gesehen. Die Menschheit aber begreift nur, wer den Menschen richtig einordnet. Und der Weltgedanke ist weit mehr als alle Humanitas. Es ist das Bewußtsein, daß alles Geschehen, auch das des Krieges, seinen gottgewollten Sinn hat. Die Entfesselung des Bösen und des Guten geschieht in ihm in weit größerer Heftigkeit als sonst. Solche Zeiten schaffen mehr denn je Heilige und Böswichter. Flex hat in seinem ‚Wanderer zwischen beiden Welten' den Soldaten gezeigt, der sich unter dem Druck des Außergewöhnlichen entfaltet zu einem schönen

[3] Erschienen bei Ullstein, Berlin, 1927.

Menschentum, das wieder hinüberwächst in die reineren Bereiche der Natur- und Gottesnähe. Leo Weismantel hat in seinem ‚Totentanz 1921' das Gegenteilige aufgedeckt, wie der „Weber Krieg" zwischen den Nationen sitzt und das Schicksal der Einzelnen webt aus ihren entbundenen Leidenschaften. Es gibt noch andere Dramen, die im Kriegsgeschehen ihre Wurzel haben, von Brechts ‚Trommeln in der Nacht' über Bronnens ‚Katalaunische Schlacht' bis zum jüngsten literarischen Kleistpreis, dem ‚Tobbogan'. Aber sie gehören nur äußerlich hierher; ihr Stoff ist auch aus anderem genährt als aus dem Kriegserlebnis.

*

Auch im Roman finden immer mehr die Erlebnisse zwischen 14 und 18 ihren literarischen Niederschlag. Hier ja am letzten, aber auch am treuesten und objektivsten. Unruhs ‚Opfergang', die erste Prosaschilderung der Ereignisse vor Verdun, ist ebenso ein Schrei wie Barbusses ‚Le Feu'. In diesen Werken wirkt sich das Umdenken des neuen Europa am schärfsten aus und macht sie mehr zum Manifest als zum gerundeten Dichtwerk.

Haseks ‚Abenteuer des braven Soldaten Schwejk' sind mehr geworden als das tschechische Kriegsbuch; es ist die ironische Abrechnung mit dem Militär-Unwesen der Kriegs- und Vorkriegszeit überhaupt. Denn dieser Musko, der mit seinem dumm-pfiffigen Kadavergehorsam das soldatische System lächerlich macht, ist ein Typ, der in jeder Armee möglich war, nicht nur in der des k. und k. Oesterreich.

Wir haben in Georg von der Brings ‚Soldat Suhren' (Spaeth-Verlag, Berlin) ein weniger scharf einseitiges, aber dichterisch hochstehendes Werk, wenn auch ihm das Umfassende in der Darstellung der Kriegsereignisse selbst fehlt, als daß man es zum deutschen Roman des Weltkriegs erklären könnte. Eine Dichtung wie Grimmelshausens ‚Simplizius' ist uns eben noch nicht geschenkt. Trotzdem beweist Von der Bring, obwohl man das Autobiographische herausspürt, seine starke Begabung, dichterisch zu sehen, d. h. die Erlebnisse auf das Wesentliche abzusuchen, hinter den Ereignissen den großen Zusammenhang, den „Weltgedanken", zu finden und alles zu einem Organisch-Lebendigen neu zu verweben. Der Soldat Suhren erlebt das Militärische in allen Phasen, vom Kasernenhofdrill über das Rekrutendepot in Frankreich bis in das Schützengrabengefecht in Wolhynien. Nicht alle Kapitel haben sich ganz frei gemacht vom platt tatsächlich Erlebten; aber immer ist mit einer aus dem Zeichnerischen (Bring ist Zeichenlehrer) gewonnenen Liebe zur sachlichen Deutlichkeit, die frappiert, die Welt geschildert. An Dingen und Tatsachen formen sich handelnd die wenigen Menschen (im Grunde ist es nur eine kleine Gruppe von acht Mann); und doch sind sie die deutsche Armee des Weltkrieges in aller Unterschiedlichkeit. Ein Kapitel wie das ‚Unser Unteroffizier Klaßen' oder das Schlußkapitel sind auch für sich genommen Meisterstücke neuerer Erzählkunst. Vielleicht liegt Von der Brings Stärke überhaupt in der Gestaltung novellistischen Geschehens. Seine Erzählung ‚Der Zeuge' (Verlag der Eos-Presse, Piesteritz) verstärkt diesen Eindruck. Der Autor steigert darin den „Chargentrieb" eines deutschen Feldwebels bis zur Gehässigkeit, um dann dem Gehaßten das Ehrenvorrecht des Heldentods zu gewähren in tiefinnerlicher Gerechtigkeit. Auch hier überrascht die Sicherheit der Kleinmalerei, gerade weil sie nie Unwesentliches berührt. Immer schafft sie heimlich die letzten Zusammenhänge.

Ein Beispiel aus dem ‚Soldat Suhren' von der Fahrt der Acht durch Deutschland vom Depot an die Front:

„Pabst erzählt: ‚Wenn es über Erfurt geht, werde ich dicht an unserem Hause vorbeikommen. Hoffentlich ist dann nicht Nacht.' Alle denken still an das Haus des

Pabst. Wenn wir vorbeifahren, wird seine hübsche Schwester vielleicht mitten im Bohnenfeld stehen und winken. Zufällig aber blickt sie gerade einen anderen Soldaten an, der die Mütze schief auf dem Kopfe hat, an ihren Bruder denkt sie im Augenblick nicht einmal. Dieser sieht ihr Kleid hinter Bäumen verschwinden, hinter seinen Apfelbäumen, die sich verkleinern und fort sind. Besser bei Nacht, Pabst!"

Einfacher, farbiger kann man diesen oft erlebten Vorgang nicht gestalten.

*

„Ich bin es satt ein Held zu sein", läßt Raynal seinen unbekannten Soldaten im Namen aller anderen sprechen. Das ist ohne alle Feigheit gesagt; es ist in dem Augenblick geboren, in dem ein Großer die Maske des Pathos ablegt, weil er fühlt, daß sie im ungeheuren Angesicht der Ereignisse Lüge ist. Und die Größe dieser Generation besteht darin, daß sie die Wahrheit höher stellte als den Ruhm. Um der überragenden Wahrheit willen, um der Offenbarung des verschüttet Menschlichen sind und werden auch die Dichtungen geschrieben, die dieser Krieg gezeugt hat. Alle Schlachten, alle Tatsachen sind davor verblaßt, alle Strategie ist hinfällig geworden vor dem Spiel des „Zufalls", dessen Quelle wir Gläubigen in Gottes Hand wissen. Und aus all dem gewaltigen inneren Heldentum des Menschenherzens das Denkmal zu bauen, das dem Andenken des furchtbarsten aller Kriege geweiht ist, das ist Aufgabe eines ganz Großen, dessen die Welt noch harrt.

Auch dieser Sehnsucht hat Paul Raynal für sein Land die Worte geprägt: „Ach! Daß aus unseren Reihen der erstehe, der eine Stimme hat, tönend genug, um den Franzosen der Zukunft von uns zu sprechen! – Weilt er unter seinen Brüdern, er, der ohne sein Wissen bestimmt ist, für diese unausweichliche Pflicht? Wie schmerzlich ist es zu scheiden, ohne daß man dessen sicher ist! Wie betrübend, nicht mehr da zu sein, an dem Tage, wo er seine Aufgabe begreifen und erfüllen wird! Er braucht sich nur zu erinnern ... er hat nicht nötig, ein Genie zu sein. Er muß nur wieder sehen, was er gesehen hat. Dann braucht er nur den Mund zu öffnen ... Der Schrei, der ihm entrinnt, wird die Jahrhunderte erfüllen. Die wissenschaftlichen Berichte der Historiker werden nach und nach in Staub zerfallen. Jener Schrei der Wahrheit wird niemals verhallen. Wer weiß! Vielleicht dringt er bis zu uns. Welches Glück, dann wieder einzuschlummern."

Heinrich Bachmann (Berlin).

Zur Charakteristik der modernsten deutschen Novellistik

Wer sich bemüht, einen Ueberblick über das deutsche Schrifttum der letzten fünfzehn Jahre zu gewinnen, wird, von welchem Standpunkt er auch die Dinge betrachtet, zu dem Urteil kommen, daß dieses halbe Menschenalter eine einzige große Krise war. Eine ungeheure Fülle von Ansätzen, Hoffnungen, Versuchen, Ueberwindungen, Zerstörungen, Enttäuschungen ist vorhanden; wie gering aber ist das Ergebnis dieses Ringens der Geister, wie dünngesät sind die Erfüllungen. Wie nur im 16. Jahrhundert spiegelt das deutsche Schrifttum der Gegenwart die fürchterliche Chaotik der Zeit wider, da das Bestehende zersplitterte, Throne und Reiche versanken, Millionen Menschen vorzeitig starben.

Werke, die Verheißung der Dauerhaftigkeit in sich tragen (nicht ganz sichere freilich, wurden in diesen schicksalsschweren Jahren mehr von den Vertretern der alten Generation geschaffen, die innerlich von den Ereignissen nicht so berührt waren als die (vielleicht begabteren) Jungen, die die Not und die Qual der Zeit mehr oder weniger am eigenen Leben zu fühlen bekamen.

Es kann daher kaum Wunder nehmen, daß auf dem Gebiet großer Dichtung, in der

Form des Dramas und des Romans, nur ganz wenige Leistungen entstanden, die zur Hoffnung berechtigen, die Zeitgenossen zu überdauern. Lediglich der historische Roman nahm einen beachtenswerten Aufschwung, an dem — bezeichnend genug — die verschiedensten Lager und Richtungen beteiligt sind; Vergangenheit wurde zum Asyl der Kunst der Gegenwart.

Einzelne Bäume konnten in der Katastrophen-Zeit wachsen, Wälder nicht.

Doch Buschwerk schoß üppig auf, oft genug wildes Gestrüpp, daneben auch edle Gewächse, die grünten und blühten trotz aller Zerstörung und Verwüstung.

Wie kaum zuvor entwickelte sich die deutsche Novelle, die nun auch das Ausland ohne Vorbehalt bewundert, so skeptisch es sonst unseren literarischen Verhältnissen gegenübersteht. Man darf wohl sagen, daß der neue Stoffreichtum, die große Farbigkeit, das heftige Tempo dieser kleinen Kunstform Verdienst des Expressionismus ist, der sich selbst zerstörte und aufhob und doch ein achtenswertes Erbe hinterließ.

Leider werden Novellenbücher in Deutschland nur ausnahmsweise gelesen; dadurch kommt es, daß auch die Gebildeten und Urteilsfähigen kaum vertraut sind mit dem Fortschritt einer Dichtungsgattung, die in den tristen einheimischen Literaturzuständen einen wirklichen Lichtblick bietet.

Vielleicht haben ein paar Hinweise auf bedeutende Werke ihre Berechtigung, mögen diese auch etwas willkürlich ausgewählt sein. Es handelt sich hier nicht um einen Querschnitt, nur um Stichproben.

Als Ahnherr steht die edle Gestalt Carl Hauptmanns da, der, zeitlich der alten Generation angehörend, doch vom Streben und Ringen der Jungen erfüllt war. Schon in dem Vorkriegsband ‚Schicksale' gab er – noch zaghaft im Ausdruck und gebunden an Traditionelles – Ausschnitte aus einer Welt, die mit der Wirklichkeit im Kampf lag. Eine ungewöhnliche Farbigkeit zeigen diese Menschenbilder, die in rhythmischer Prosa vorgetragen werden. Ein Weitergehen auf diesem Weg bezeichnet das ‚Rübezahl-Buch', ein Werk unerhörter Naturnähe und eines Untertauchens in den Mythos, Ausdruck einer neuen – mehr heidnischen als christlichen – Religiosität. Mit den Spätwerken aber, dünnen, doch gehaltvollen Bänden, trieb er seinen neuen Stil auf die Spitze: besonders ‚Lesseps', ‚Drei Frauen' und ‚Der Mörder' bedeuten Zusammenraffung der letzten Ausdrucksmöglichkeiten der erzählenden Kunst überhaupt; freilich ist ihnen auch eine Gemeinschaftserklärung an politische und soziale Extreme eigen – ein typischer Sündenfall edler Herzen, welche die maßlose Verderbtheit und die unerhörte Qual dieser Zeiten nicht mehr ertragen konnten. Aus großen Plänen und Hoffnungen wurde dieser Dichter abberufen, dem stets sein Amt eine priesterliche Verpflichtung war.

Zwei Jahre schon vor dem Krieg verschlang das berstende Eis eines Sees – man fühlt das Symbolische des Ereignisses – Georg Heym, der im (nur für reife Leser geeigneten) Buche ‚Der Dieb' die unsagbare und hoffnungslose Gräßlichkeit der Gegenwart und ihres Materialismus durch rücksichtslose Darstellung überwand. Oberflächliche Betrachter können ihn einen Naturalisten extremer Observanz nennen – aber er war gerade das Gegenteil, Ueberwinder jedes Naturalismus, wenn auch mit veristischen Mitteln (wie nun etwa Sigrid Undset). Dieser ganz von Sturm und Drang erfüllte Heym war wohl das größte Talent unter den Jungen; bezeichnend ist es, daß gerade an ihn die besten Novellisten der jungen Bewegung ‚Neue Sachlichkeit' anknüpfen.

Die führenden Expressionisten der ersten Kriegsjahre, soweit sie Novellen schrieben, standen jedoch Carl Hauptmann, dem kalten, verstandesscharfen, oft zynischen Carl Sternheim und dem überhitzten und sinnenkitzelnden Heinrich Mann näher. Ihr gelehriger Schüler war Kasimir Edschmid, dessen von südlicher Glut und

brennender Leidenschaft erfüllte Novellen ‚Die sechs Mündungen' und ‚Timur' das erste große Fanal der siegenden neuen Richtung waren. Edschmid hat später tief enttäuscht und ist ein vielschreibender, fingerfertiger Mode-Jüngling geworden, der mondän trübe Erotik verzapft. Doch die Bücher seines Anfangs und Anbruchs sind schön und werden bleiben – gehören sie auch durchaus nicht in aller Hände.

Eine andere Gruppe ist die der Unzufriedenen, die teilweise zu Revolutionären werden. Die meisten von diesen haben Beziehungen zur Schweiz, auf deren Boden die erste tendenziös „pazifistische" Novelle entstand, Charlot Straßers ‚In Völker zerrissen', das Werk eines gebürtigen Schweizers übrigens. Als Führer der Pazifisten galt René Schickele, der kluge Elsässer, der das Thema der Straßerschen Novelle am eigenen Leibe erlebte. Obwohl aus einem sehr westlich orientierten, ästhetisch angehauchten Impressionismus stammend, für den sittliche Bindungen nicht viel bedeuten, wurde auch er zu der neuen Lehre bekehrt (wie etwa ‚Trimpopp und Manasse' weist), für die er allerdings nie ein vollgültiger Repräsentant war. Weitestes Aufsehen erregte das Novellenbuch eines ganz und gar deutschen Dichters, der sich zu den Eidgenossen geflüchtet hatte, um dort ungehindert durch die Kriegszensur seine Ueberzeugung zu verkünden: Leonhard Franks ‚Der Mensch ist gut', der große Protest gegen den Krieg; man lächelt seit langem über den Titel dieses Werkes, das auf jeden Fall einen ehrlichen Gestalter verrät (und darauf kommt es uns in diesem Zusammenhang an), der seine poetische Berufung durch spätere – teilweise leider recht kommunistisch orientierte – Bücher bestätigte. Neben ihm wirkte der begabte Hermann Kesser, dessen ‚Unteroffizier Hartmann' die Kriegswelt und das Marstheater überdauert hat und später in der vielnachgeahmten Monolog-Novelle ‚Die Peitsche' neue Wege wies.

Doch die Radikalen der Kunst – nicht immer auch die Radikalen der Politik – sammelten sich um den weitgewanderten Theodor Däubler, der das Programm der neuen Kunst in die Worte zusammenfaßt: „Durch kosmisches Erfaßtsein im ganzen Wesen erblüht langsam die Kunst der allerbegabtesten Jüngsten. Meteorhaft steigen ihre leuchtenden Gebilde in einem phantastisch belebten Nachthimmel empor. Ueber uns eine Welt voll von lenkbaren Dingen, die der Mensch erfunden hat, im Bereich der Seele lauter erstaunliches, kaum erdenkbares Zeug, das sich fruchtbar in die Fernen des Ungedeuteten aussamt, hineinverwurzelt und aufkeimt. Allein Geistigkeit, die expressionistische Kunst gestaltet, versinnbildlicht heute den Aufstieg zur höheren Bewußtheit der Seelen." Ihm stand der Wiener Albert Ehrenstein nahe, der schon vor dem Kriege mit ‚Tubutsch' und der tiefpessimistischen Novellensammlung ‚Der Selbstmord eines Katers' Inkunabel des Expressionismus gegeben hatte, Werke eines jüdischen Schlemihl, der klagend über die häßliche Erde zieht, zerfallen mit sich und der Welt. Unter seinem Gefolge befindet sich der grausame Selbstzerfleischer Gottfried Benn, ein unglücklicher Atheist, vielleicht der Radikalste der Radikalen, der hochbegabte Franz Kafka und der nervenstarke areligiös orientierte Ernst Weiß, dessen allzu krasses Nachkriegsbuch ‚Atua' kaum wie ein anderes (es sei denn Fritz von Unruhs ‚Opfergang') auf expressionistische Weise das unendliche Grauen des Völkerringens widerhallt. Fast unabsehbar wird die Schar nach dem Jahr 1918, da es allerorten Dichter gab, die sich auf unverständliche Weise äußerten, die kleinen Ruhm gewannen und nun schon wieder vergessen sind. Die Schar beschließt der junge Arnolt Bronnen, der, so zweifelhaft seine dramatische Bedeutung auch sein mag, mit ‚Die Septembernovelle' (1923) den novellistischen Ausklang des Expressionismus gab.

Erik Ernst Schwabach, der unter dem Pseudonym Ernst Sylvester die be-

deutsame (recht sinnliche) Novelle ‚Pieter van Pier, der Prophet' schrieb, ist trotz seiner betonten Anlehnung an den Ring der Extremisten in einer anderen Gegend beheimatet. Sein schönes und dichterisch tief empfundenes Buch ‚Vier Novellen von der armen Kreatur' zeigen seine immanente metaphysische Tendenz und die religiöse Funktion seines großen Mitleids. Er steht Carl Hauptmann nahe, dem er auch eine seiner besten Novellen widmete.

Dennoch ist Schwabach in mancher Beziehung eine Brücke zu den konservativen Novellisten, vor allem dem tiefen Wilhelm von Scholz, der mit ‚Die Beichte' und ‚Zwischenreich' durch leichte okkultische Färbung hindurch metaphysische Probleme zu Novellen zu ballen versuchte. Man kann sich seiner manchmal innerlich unklaren Problemstellung gegenüber reserviert verhalten und muß doch bekennen, daß Scholzens Novellistik hohe Kunst ist, die Dauer gewährleistet. Bei ihm, der von einem Meister wie Paul Ernst gelernt hat, ist kraftvolle Gestaltung vorhanden, die den Expressionisten so oft fehlt. Er hat – wie etwa nur noch der Schweizer Heinrich Federer und der Bayer Peter Dörfler – die durch die gewaltsame Neutönerei fast verlorene Fähigkeit ruhevoller Erzählung bewahrt, und wußte eine Synthese zwischen Alt und Neu zu erarbeiten. Aehnlich steht es auch mit den (nur für reife Leser geigneten) Spätwerken Hermann Hesses (‚Demian', ‚Zarathustras Wiederkehr', ‚Siddharta'), in denen dieser sein Keller-Epigonentum überwand. Die konservativen Novellisten waren ein glückliches Gegengewicht gegen die ins Uferlose zerfließenden Bemühungen der Neutöner, die schließlich in ihrer ‚kosmischen' Ergriffenheit (sie war nicht immer echt) nur mehr lallen konnten. Aber auch die Konservativen blieben – zu ihrem Vorteil – nicht unberührt von der Unruhe und Aufgewühltheit der Zeit, die sich latent auswirkt in den wertvollen, doch weltanschaulich etwas unsicheren Novellenbänden ‚Unterwelt' und ‚Der Tag der Erkenntnis' der Oesterreicher Otto Stoessl und Franz Nabl. Das Tempo des Vortrags ist rascher, die Zeichnung der Gestalten schroffer, der Kontur härter als früher, die ganze künstlerische Handschrift charaktervoller. Immer deutlicher wird die Annäherung an das große Vorbild aller deutscher Novellistik: Kleist, dessen würdige Gegenpole die grundverschiedenen Gottfried Keller und C. F. Meyer sind.

Von der älteren Generation kamen auch Versuche, gegenüber den Formsprengungen der Jungen die schwierige Form der Rahmenerzählungen zu beleben. Jakob Wassermann leistete mit den ersten Bänden des ‚Wendekreises' wertvolle Arbeit, die er später leider anderer Aufgaben wegen abbrach. Auf jeden Fall ist seinen Büchern gegenüber eine gewisse Reserve empfehlenswert, denn sie leiden an innerer Unklarheit.

Wilhelm Weigand, der letzte, in unsere Zeit verspätete poetische Realist, der Meister des ‚Rings' gab eine köstliche Probe (‚Der graue Esel') aus seiner verheißenen Rahmenerzählung ‚Die Nacht der Sieben'. Auch die katholische Literatur nahm an dieser Bewegung Teil: Jakob Kneip schuf ‚Hampit der Jäger', diesen frischen, originellen, naturnahen und volkstümlichen Geschichtenkranz (der freilich auch zu manchen ernsten Bedenken Anlaß gibt und deshalb umstritten ist), Franz Michel Willam, der Vorarlberger, inspiriert durch die epische Balladik von ‚Gösta Berling', den Pseudo-Roman oder Novellenzyklus ‚Die sieben Könige', Ausdruck einer ganz eigentümlichen heimatverwurzelten Begabung.

Noch in der Inflationszeit waren die beiden Gruppen unter den Novellisten, die radikale und die konservative, streng getrennt. Doch dann trat der Umschwung ein. Die feindlichen Lager begannen versöhnlicher zu werden und die Zeiten ruhiger: „harmonisch vertosen die Stürme".

Es begann sich das zu entwickeln, was man „Neue Sachlichkeit" nennt. Der Dichter, so wird gesagt, hätte nicht das Recht, die Dinge nach seinem Willen zu verändern, zu überwinden und zu vernichten (wie die Expressionisten es taten), er hätte ihnen in Demut und doch in Stolz gegenüberzustehen. Er hätte ihrem Gesang zu lauschen, so wie dem der eigenen Seele. Er hätte *seine* Symphonie aus dieser Doppel-Musik zu geben.

Vorläufig gibt es nur wenige Novellenbücher, die dieses schöne Programm erfüllen. *Georg Munks* ‚*Die Gäste*' ist das bedeutendste unter ihnen. Frau Paula Buber – das ist die Auflösung des Pseudonyms Munk – gab in diesen sieben Novellen köstliches Erzählungsgut voll fraulicher Zartheit und künstlerischer Härte des Kontur. Sie schöpft aus dem unversiegbaren Quell keltischen Fabelschatzes, sie hat Sinn für die metaphysische Tendenz mittelalterlicher Heiligenlegende und für das Raunen mythosnaher Volkssage. Menschenschicksale werden ins Ueberirdische gehoben und Heilige steigen auf die arme Erde hinab. Die wundervolle melodische, doch nicht zu weiche Sprache bildet gleichsam den Goldhintergrund zu diesen Legenden, die nicht unwürdig neben denen Gottfried Kellers stehen (allerdings ohne dessen Humor). Es ist in unseren Tagen kaum ein so reines und keusches Buch geschrieben worden wie dieses.

Die neue Sachlichkeit bewirkte auch eine Ehrenrettung der dichterischen Psychologie, die von allen rechtgläubigen Expressionisten (wenigstens in der Theorie) verabscheut wurde. Inzwischen hatte sich Psychoanalyse die Welt erobert. Und es beginnt das Zeitalter einer durch sie gefärbten Novellistik. Bücher erscheinen, die sich unerhört in die Tiefen der Seele einbohren, oft genug in häßliche Tiefen, die besser verschlossen blieben. Doch man kann ihr Vorhandensein nicht ableugnen. Aufgabe der Dichter ist es, aus höchst bedenklichen Stoffen voll weltanschaulicher Problematik künstlerische Erlebnisse zu gestalten. Denn die Glut großer Künstlerschaft reinigt wie Feuer jeden Stoff, brennt Sinnenkitzel und Pikanterie weg. Dennoch aber sei herausgesagt, daß vorläufig die psychoanalytische Novellistik nur einer geistigen Oberschicht zugänglich sein möge, die über volle Kritik, weite Distanz und Fähigkeit zu fruchtbarer Dialektik verfügt. Dies sei den Worten über Stefan Zweigs und Richard Friedenthals Bücher ausdrücklich vorausgeschickt, Werken, die ich gleichzeitig anerkenne und ablehne. Folgende Zeilen vertreten den ästhetischen Standpunkt — *nicht* mehr!

Stefan Zweigs Novellenbände ‚*Amok*' und ‚*Die Verwirrung der Gefühle*', unerhört vielgelesene Bücher, zeigen, was moderne deutsche Novellistik kann. Zweig ist ein Stil- und Sprachkünstler. Nur deshalb konnte er aus so heiklen, fast stets in die Abgründe der Erotik sich vertiefenden Themen Dichtungen gestalten. Zweig definiert in einer Besprechung die Aufgabe moderner Novellistik mit diesen Worten: „Erzählen heißt nicht, traumhaft herumfabulieren, sondern mit sinnlicher Sachlichkeit eine zweite Wirklichkeit schaffen, in der auch das Außerordentliche glaubhaft und unbezweifelbar erscheint." Dieses Bekenntnis versuchte er in seinen eigenen Novellen zu erfüllen, die eine Brücke bauen zwischen Kleist und Freud, beide Wisser und Bekenner von den Nachtseiten menschlicher Natur. ‚Amok' dürfte das stärkere Buch sein, mehr aus unmittelbarer Intuition imaginiert als „Die Verwirrung der Gefühle", dessen drei Novellen, so meisterhaft auch im Aufbau und im Vortrag, doch zu wortreich um die Themen kreisen. Die Erinnerung an sie lebt nicht so nachhaltig wie der Nachklang einer Geschichte ‚Phantastische Nacht', einem Meisterstück moderner Epik kleinen Formats.

Stefan Zweig macht Schule. Nicht nur mit seinen abseitigen, doch sehr menschlichen Vorwürfen, auch – ein gutes Zeichen – mit der Sauberkeit und Präzision seiner Darstellung und Technik. Dies beweist das Buch eines jungen Erzählers,

Richard Friedenthal. Die im Bande ‚Marie Rebschneider' enthaltenen vier Novellen atmen den überlegenen Geist neuer Sachlichkeit, der mit wirklicher Objektivität auf Menschen, Schicksale und Dinge sieht. Er wirkt nach den Verstiegenheiten und der Raserei mancher Expressionisten erquickend. Doch er hat diese als Voraussetzung.

Damit wollen wir unsere Betrachtung abschließen, in der manche bedeutsame Leistung nicht genannt ist (ich denke da vor allem an die kunstreichen, wenn auch etwas freien Novellen von Arnold Zweig und Albrecht Schaeffer). Den Reichtum moderner deutscher Novellistik, zu dem fast alle Richtungen beisteuerten, will er aufweisen. Und betonen, daß wir in dieser Hinsicht hinter dem Ausland nicht zurückstehen, es sogar weitaus übertreffen.

Ernst Alker.

Anmerkung:

Carl Hauptmann, Schicksale, – Rübezahlbuch. Horen-Verlag, Berlin-Grunewald. Lesseps. Paul Stegemann, Hannover. Drei Frauen. Banas & Dette, Hannover. Der Mörder. Rudolf Kaemmerer, Dresden.
Georg Heym, Der Dieb. Kurt Wolff, München.
Carl Sternheim, Erzählungen. Kurt Wolff, München. 2 Bde.
Heinrich Mann, Novellen. Zsolnay, Wien-Berlin. 2 Bde.
Kasimir Edschmid, Die sechs Mündungen, Timur. Kurt Wolff, München.
Charlot Straßer, In Völker zerrissen. Rascher & Co., Zürich.
René Schickele, Trimpopp und Manasse, Verlag der Weißen Bücher, Leipzig.
Leonhard Frank, Der Mensch ist gut. Kiepenheuer, Potsdam.
Hermann Kesser, Unteroffizier Hartmann. Rascher & Co., Zürich. Die Peitsche. Rütten & Loening, Frankfurt a. M.
Albert Ehrenstein, Tubutsch und Der Selbstmord eines Katers. Inselverlag, Leipzig.
Gottfried Benn, Novellen in „Ges. Werke". E. Reiß, Berlin. In diesen nicht enthalten: Gehirne (Der jüngste Tag). Kurt Wolff, München.
Franz Kafka, Der Heizer, Das Urteil, Die Verwandlung (Der jüngste Tag). Kurt Wolff, München.
Ernst Weiß, Atua. Kurt Wolff, München.
Fritz von Unruh, Opfergang. E. Reiß, Berlin.
Arnolt Bronnen, Die Septembernovelle. E. Rowohlt, Berlin.
Erik Ernst Schwabach, Pieter van Pier, der Prophet und Die Novellen von der armen Kreatur. Kurt Wolff, München.
Wilhelm von Scholz, nun vereinigt als „Erzählungen". Horen-Verlag, Berlin-Grunewald.
Paul Ernst, Die Taufe, Der Nobelpreis, Die Hochzeit, Spitzbubengeschichten usw. Georg Müller, München.
Peter Dörfler, Erwachte Steine, Am Eichentisch, Die Braut des Alexius. J. Kösel & Fr. Pustet, München.
Heinrich Federer, Das Mätteliseppi, Spitzbube über Spitzbube usw. G. Grote, Berlin.
Hermann Hesse, Demian, Zarathustras Wiederkehr, Siddharta usw. S. Fischer, Berlin.
Otto Stoeßl, Unterwelt. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.
Franz Nabl, Der Tag der Erkenntnis. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart. — Daraus apart: Die Augen. Oesterr. Bundesverlag, Wien.
Jakob Wassermann, Der Wendekreis (I. Der unbekannte Gast; II. Oberlins drei Stufen. Sturreganz.). S. Fischer, Berlin.
Wilhelm Weigand, Der graue Esel. Georg Müller, München.
Jakob Kneip, Hampit der Jäger. Horen-Verlag, Berlin-Grunewald.
Franz Michel Willam, Die sieben Könige. J. Kösel & Fr. Pustet, München.
Georg Munk, Die Gäste. Inselverlag, Leipzig.
Stefan Zweig, Amok, Die Verwirrung der Gefühle. Inselverlag, Leipzig.
Richard Friedenthal, Marie Rebschneider. Inselverlag, Leipzig.
Arnold Zweig, Die Novellen um Claudia. Kurt Wolff, München. Das neue Geschichtenbuch. Albert Langen, München.
Albrecht Schaeffer, Das Prisma. Inselverlag, Leipzig.

Zwei deutsche Literaturgeschichten*

Im Jahrgang 1919 Nr. 2/3 brachte die ‚Bücherwelt' eine Würdigung der ersten drei Bände der Nadlerschen ‚Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften', die auch jetzt nach Vorlage der zweiten Auflage bestehen bleibt. Darin standen u. a. die Sätze: „Ohne Prophetengabe zu besitzen, wird man sagen dürfen, daß nun die jüngeren, nach neuen Grundlagen und Problemen ausschauenden schaffensfreudigen Kräfte in Masse diesem Bau zuströmen und freudig daran weiter- und ausbauen werden. Nadler hat mit seiner Arbeit die Literaturgeschichtsschreibung völlig revolutioniert... Nadlers Literaturgeschichte ist mal wieder so ein Werk, das man mit bestem Gewissen ‚eine Tat' nennen darf."

Es wurden damals Stimmen dahin laut, daß sich die ‚Bücherwelt' mit diesem Lobe doch etwas übernommen habe. Inzwischen hat zu der Zweitauflage der drei ersten Bände das Jahr 1928 mit dem vierten Bande die Vollendung des Werkes gebracht. Und heute? Man lese Günther Müllers Besprechung des vierten Bandes im ‚Literarischen Handweiser' 1927/1928, Heft 7, und man wird finden, daß dort das Lob nicht gedämpfter klingt als in der Würdigung der ‚Bücherwelt'. Nun zur inhaltlichen Beurteilung des Werkes selbst! Die tragenden Pfeiler im Aufbau der ersten drei Bände sind die Leitgedanken: den Bereich, aus dem die deutsche Literatur herausgewachsen ist, bilden die Altstämme (Schwaben, Alemannen, Franken und Bayern) einer-, und die Neustämme (Sachsen und das von diesen, den Ostfranken und Thüringern „eingedeutschte" slavische Siedelland) andererseits. Die Altstämme bewohnen größtenteils ehemaliges römisches Kulturland. Die Germanen leben hier als Gäste der romanisierten Urbevölkerung: „Der Gast, körperlich aus dem Blute des Wirtes wiedergeboren, nahm nun in geistiger Wiedergeburt Glauben, Bildung, Schrifttum des besiegten Kulturvolkes in sich auf. Dieser völkische und geistesgeschichtliche römisch-deutsche Vorgang füllt die gesamte innere Entwicklung der altdeutschen Stämme aus." Mit dem Hinauswachsen dieser Entwicklung über die bloße Aneignung des weströmisch-christlichen Bildungsschatzes zum Umgießen in die inzwischen ausgereifte mittelhochdeutsche Sprache und zum Vermischen und Umbilden des germanischen Legenden- und Sagenschatzes ins Christliche unter hervorragender Anteilnahme des Laienelements war die erste Hochblüte der deutschen Nationalliteratur in Lyrik und Epos erreicht. Sie liegt ganz im Bereich der Altstämme, nur der ‚Heliand' ragt wie ein Findling aus niedersächsischem Land auf. Die dritte Etappe in der Entwicklung der Literatur der Altstämme bildet die Renaissance. „Dem Südwestdeutschen war sie auf die klassische Vergangenheit seines Wirtes und Erblassers gerichtet, die geistige, die künstlerische, die schrifttümliche Seite seines Rechtsbedürfnisses, der Umglanz, der von der Weihnachtskrone Karl des Franken ausging." Die vierte Periode, die Klassik, erweist sich als ein Analogon zur ersten Hochblüte im Mittelalter. Stellt sich die erste Hochblüte als ein Umformen und Umschmelzen des lateinisch-christlichen Bildungsgutes in deutsche Ausdrucksform und Anschauung dar, so wird in dieser vierten Periode der lateinische Humanismus verdeutscht, ergänzt und erweitert. Zwei Wege

* Josef Nadler: Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften. 1. Bd.: Die altdeutschen Stämme (800—1740). 636 S., mit 47 Illustr. 2. Aufl. 2. Bd.: Sachsen und das Neusiedelland (800—1786). 671 S., mit 9 Illustr.-Beilagen. 2. Aufl. 3. Bd.: Der deutsche Geist (1740—1814). 656 S., mit 15 Illustr.-Beil. 2. Aufl. 4. Bd.: Der deutsche Staat (1814 bis 1914). 1. u. 2. Aufl. Regensburg, J. Habbel. Jeder Band 12.— *M*, gebunden in Halbleinen 16.— *M*, in Halbleder 20.— *M*.

Anselm Salzer: Illustrierte Geschichte der deutschen Literatur. 3. Band: Von den Freiheitskriegen bis zum neuen ‚Sturm und Drang' mit 138 Abbildungen im Text und 69 Tafelbildern und Beilagen. Regensburg, 1927, J. Habbel. Gebunden 25.— *M*, in Halbleder 30.— *M*, Subskriptionspreis 20.— *M* und 25.— *M*.

schlägt diese Entwicklung ein, den Weg zum christlichen Barock über München und Wien (Bayernstamm) und den nach Weimar über die geläuterten Anschauungen von der Antike, sowie über die neuere Philosophie zur Klassik (Franken- und Schwabenstamm) in ihren Hauptvertretern Goethe, Schiller, Wieland, Hölderlin. Und Lessing, Klopstock, Herder? Die Frage leitet über zu den Bahnen, welche die deutsche Nationalliteratur im Gebiet Niedersachsens, Ostfrankens und des eingedeutschten slavischen Siedelraums wandelte.

Nach Nadlers Darstellung bildete bis weit in die Neuzeit hinein das Wesentliche der niedersächsischen Literatur die Aneignung der altstämmigen lateinisch-christlichen Gelehrtenkultur, die Hervorbringung glänzender Kunstwerke an kirchlicher Lyrik, sowie hochstehender lateinischer Novellen, Gedichte, Romane, Geschichtswerke nebst einem gewissen Emporblühen deutschen Schrifttums mäßigen Wertes. Niedersachsens größte Tat war, daß es das Gebiet zwischen unterer Elbe und Weichsel vor dem Einflusse Ostroms bewahrte und es der lateinisch-christlichen Kultur sicherte. Als etwa vom Jahr 1000 ab vom unteren Elbegebiet aus die Eindeutschung der slavischen Lande rechts der Elbe durch die Sachsen planmäßig begann und später von der mittleren Elbe her die Ostfranken und Thüringer nachrückten, wurde in die deutsche Schicht des Siedelraumes diejenige Literatur verpflanzt, die gerade zu der Zeit der Eindeutschung bei den Zivilisatoren herrschend war, also zunächst die kirchlich-lateinische, dann die des Humanismus und der Renaissance. Weil man an der mittelhochdeutschen Periode vorbeikam, erlebte das Siedelland im Mittelalter keine Blüte ähnlich derjenigen der Altstämme. „Als Zeitgrenze für den Beginn des Schrifttums im Osten muß etwa das Jahr 1500 gelten." Dabei machte dieses sofort „die Bewegung mit, die im Mutterlande im Gange war" und das war die Renaissance-Bewegung. Als die Seelen dieses Stammes endlich deutsch geworden, konnten sie das durch Thüringer, Ostfranken und Sachsen übermittelte Erbe der Altstämme ganz in sich aufnehmen. Es war die Dreiheit des „Völkischen, Klassischen und Christlichen, d. h. die Hochblüte der Altstämme um 1200". Dieser Vorgang ist nach Nadler nichts anderes als die Romantik. Ihm ist diese ganz und gar das Werk der Neustämme. Romantik ist also im wesentlichen das Nachholen der Hochblüte der mittelalterlichen Literatur zwischen 1100 und 1200 im Gebiet der Altstämme, durch die Neustämme um die Zeit von 1800 durch die Ostelbier Tieck, A. u. Fr. Schlegel, Novalis, Wackenroder u. a. Den Anstoß gaben bereits Silesius, Böhme, Fichte, Hamann, Herder.

Aber Brentano und Görres, die mitten in der Bewegung standen? Ihr Werk war Restauration des christlich-lateinisch mittelalterlichen Kulturgutes gegenüber der Klassik. Eichendorff ist Romantik und Restauration zugleich. So stehen sich also etwa um 1800 als Abschluß und Ausgang gegenüber die Klassik der Altstämme als Neugeburt der Antike und Romantik als Neugeburt der mittelalterlich-christlichen Kultur der Altstämme für die Neustämme.

Parallel mit der literarischen läuft nach Nadler zur Zeit der Klassik und Romantik auch die politische zeitgeschichtliche Bewegung. Goethe hat in Napoleon gewissermaßen sein Analogon. „In Goethe gipfelte mehr und mehr der ganze fränkisch-französische, romanisch-klassisch betonte Kulturvorgang. Um Goethes Wesen baute sich nach der Schlacht bei Jena, mit dem Rheinbund-Deutschland, mit dem Deutschland Napoleons, die stilgleiche äußere Umwelt auf für seine geschichtlich begründete und gewordene innere ... So hatte es denn, nachdem Goethe und Wieland am 13. Oktober das Zeichen der Ehrenlegion erhalten hatten, einen vom Täglichen fern abliegenden tieferen Sinn, wenn Goethe seitdem von Napoleon sprach: Mein Kaiser." Als Goethe am 18. Februar 1813 Wieland die Leichenrede hielt, „hatte sich die Zeit des Klassizismus und das Schicksal Napoleons erfüllt". Nun war, nach

Nadler, die letzte Ausstrahlung des imperium Romanum erloschen, Schiller und Wieland waren tot, Hölderlin geistig umnachtet, Goethe ein Einsamer. Das romantische Werk mußte getan werden und mit ihm ein neuer Staat erstehen, der seinen Ursprung in der Wiege der Romantik hatte, im Gebiet der Neustämme und des slavischen Siedelraumes. So konnte Nadler mit Recht dem vierten Band, dem Schlußband des monumentalen Werkes, den Untertitel geben: ‚Der deutsche Staat'. In dem Spiel der Kräfte um den Aufbau des neuen deutschen Staates erweisen sich aber die von Niedersachsen und vom Ostraum, also von der Romantik sowie von der die letztere dort ablösenden Aufklärung ausgehenden stärker als jene der altstämmigen Klassik und katholischen Restauration. Das Resultat mußte der preußisch-kleindeutsche Staat sein, „die Schöpfung Bismarcks neben Goethes Werk" unter Preisgabe wertvollster Räume deutschen Volkstums.

Ein Literaturhistoriker, der die Entwicklung unter den beiden Gesichtspunkten des Einflusses der Stämme und der Staatenbildung schaut, wird naturgemäß gegenüber der herkömmlichen Auffassung und Wertung manche Ueberraschungen und Umwertungen bringen und sozusagen umstürzend wirken. Es war daher nicht Laune sondern Notwendigkeit, daß Nadler dem Grillparzerschen Worte im ‚Armen Spielmann': „Man kann Berühmtheiten nicht verstehen, wenn man die Obskuren nicht durchgefühlt hat" mehr als die bloße Ehre eines Mottos für den vierten Band schenkte. Auf diesem Wege gelangte er zu dem Schluß: „Es wird offenkundig, daß das 19. Jahrhundert seine geistigen Züge nicht von Goethe, sondern von Herder trägt", wie denn in mehr als einer Hinsicht eine heilsame Umwertung der verschiedenen Literaturgrößen vorgenommen und dem unantastbaren Klassikerkanon der landesüblichen Literaturgeschichtsschreibung und des bisherigen Literaturunterrichtes übel mitgespielt wird. Selbstverständlich bedeutet Nadlers Methode zugleich den endgültigen Bruch mit der rein ästhetischen Wertung. Auch die ethischen und die anderen für das Völkische wertvollen Momente kommen zu ihrem Recht. Man wird darum nicht erstaunt sein, bei ihm eine Darstellung und Wertung der jüdischen und mit jüdischer Blutmischung infizierten Dichter zu finden, z. B. Heines, Paul Heyses, Wassermanns, Schnitzlers, Meyrinck u. a., die sich ganz wesentlich von der üblichen Einschätzung abhebt. Es ist sein großes Verdienst, das jüdische Element als das des semitischen Gastes beim Deutschen als seinem Wirte beurteilt zu haben.

Keinem Zweifel unterliegt es, daß diese Darstellung der deutschen Literaturgeschichte unter dem Gesichtspunkte der Stämme und Landschaften, sowie der Entwicklung des Staatsgedankens als Hypothese ein glücklicher Griff des Verfassers war. Aber sie ist Nadler mehr als Hypothese und heuristisches Prinzip; für ihn ist sie These schlechthin. In diesen vier Bänden wird er wohl sein eigentliches Lebenswerk sehen. Sein weiteres Schaffen und Forschen wird, so darf man wohl annehmen, eine Weiterarbeit an diesem glänzenden Bau sein. Es wird sich zeigen müssen, ob im Widerstreit der Meinungen die gewaltige Masse des zusammengebrachten Materials die Probe als echter, dauerhafter Stein besteht.

An manchen nicht unwichtigen Baugliedern wird der Verfasser wohl doch noch umbauen müssen; z. B. wird eine neue Auflage, obschon es hier um Wesentliches geht, den Einfluß Goethes, sowie auch Schillers, überhaupt des Humanismus, auf die geistigen Züge Deutschlands im 19. Jahrhundert wieder mehr zur Geltung bringen. Auch die Frage wird ernstlich nachzuprüfen sein, ob die Strömungen im katholischen Geistesleben, die auf das Soziale abzielen, auf die Abwehr des Liberalismus und der Kirchenunterdrückung im Staatsleben, auf die Stärkung des konservativen Elements sowie auf den engeren Anschluß an Rom nicht die gleiche eingehende Darstellung finden sollen wie die mehr vom Dogma und Rom abweichenden eines Günther, Hermes, Döllinger u. a. Buß, den ersten Anreger der sozialen Frage

auf deutschem Boden, fand ich nicht. Ketteler, Möhler und Hefele sind zu sehr nebenbei erwähnt, Hirscher, dem A. Stolz so viel verdankt, nicht, ebenso Kleutgen. Auch Pastors Papstgeschichte sähe man neben Ranke und Gregorovius gern erwähnt. Janssens ‚Geschichte des deutschen Volkes' ist gebührend gewürdigt. Doch wozu die Wunschliste (auch in Bezug auf die Belletristik) fortsetzen? Im Ausbau seines Werkes wird der Verfasser sicherlich noch beifügen, was der oder jener jetzt schon bei den verschiedenen Richtungen, nicht bloß bei der katholischen, mit Recht gern erwähnt sähe. Gar erst vereinzelte kleine Irrtümer, oder da und dort bei der Beurteilung eines Autors oder Buches (z. B. Roseggers) die eigene gegensätzliche Ansicht hervorheben zu wollen, hieße, solange es nicht um Grundsätzliches geht, sich an dem Respekt versündigen, den man einer so glänzend geschriebenen, an eigenartigen, treffenden Charakteristiken (es sei u. a. auch auf die des Dichters Pape verwiesen) so reichen Darstellung schuldet. Vermag Nadler seine These im Streit der Forscher zu halten, dann spielen solche untergeordneten Sachen überhaupt keine Rolle. Nur eines sei noch bemerkt: Für Anfänger und Unmündige im Bereich der Literaturgeschichte ist das Buch nicht geschrieben. Man sollte, um es mit Genuß und Verständnis lesen zu können, eine *größere* volkstümliche Darstellung der Literaturgeschichte nicht bloß durchgeblättert, sondern durchstudiert haben. Es würde ein Werk, wie z. B. A. *Salzers* ‚Illustrierte Geschichte der deutschen Literatur' für diesen Zweck sehr gute Dienste leisten.

Ueber die zwei ersten Bände dieser am glänzendsten illustrierten deutschen Literaturgeschichte in zweiter Auflage hat der letzte Jahrgang der ‚Bücherwelt' (S. 230) berichtet. Dort wurde die Art der Salzerschen Darstellung behandelt. Das verflossene Jahr hat den Abschluß des ganzen Werkes, wie anfänglich erwartet wurde, nicht gebracht, aber immerhin im dritten Bande ‚Werden und Wachstum der deutschen Literatur bis an die achtziger Jahre heran' in der Art und Weise der zwei ersten Bände erzählt. Der im Ablauf dieses Jahres noch erscheinende Schlußband wird über die jüngste Literatur bis in unsere Tage herein berichten und auch den wissenschaftlichen Apparat bringen, der über das verarbeitete Material Aufschluß gibt. Wie die beiden ersten, so weist der dritte Band in seiner Neuauflage bedeutende Kürzungen auf, nämlich um 178 Textseiten. Auch an ihm schätzt man das besonnene, ruhig abwägende Urteil. Man spürt, nicht zum Schaden des Werkes, den Einfluß, den der „deutschgebende" Gymnasialprofessor Salzer auf den Literaturhistoriker Salzer ausübte. Gerade diese Beeinflussung von der Schule her macht die vorliegende Literaturgeschichte besonders geeignet als Hand- und Hausbuch für die reifere studierende Jugend und alle, die am Studium der Literaturgeschichte eine Freude haben. In den immer noch nicht zur Ruhe kommen wollenden literarischen Fehden innerhalb des katholischen Deutschlands ist dieser dritte Band ein schönes Zeugnis dafür, wie man katholische Gesinnung und kluge Rücksichtnahme auf die Forderungen der Erziehung gar wohl mit einem offenen, unbefangenen Blick für die ästhetischen Werte verbinden kann. Es braucht wohl nicht betont zu werden, daß man deshalb noch lange nicht jedem Urteil des Verfassers beizupflichten braucht. Die Anerkennung gilt nicht jeder Einzelheit, sondern dem Werk als Gesamtleistung. – Besonders wertvoll und gut orientierend sind die Ueberblicke, welche die einzelnen Perioden einleiten. Sie weisen nachdrücklich auf die enge Verbindung zwischen den Dichtern und ihrer Zeit hin. Manchmal mag uns ein Lob zu überschwänglich klingen, eine Dichterpersönlichkeit, von heute aus gesehen, zu wichtig genommen sein, andererseits hat es aber auch seinen Reiz, diese nicht in unserer Wertschätzung zu sehen, sondern in jener ihrer Zeitgenossen. Wer sich in Salzers Werk vertieft und nicht bloß gelegentlich darin blättert, sieht unsere deutsche Literatur wirklich wachsen. Möge nun bald der vierte Band den glücklichen Abschluß bringen! *Hermann Herz.*

Neue Hohenzollernliteratur

In der Nachkriegszeit zeigt die Geschichtsschreibung das Hohenzollerngeschlecht in ganz anderem Lichte als vor dem Kriege. Die preußisch approbierte Auffassung von der Bedeutung dieses Herrscherhauses ist wirksam und endgültig überwunden worden. Am gründlichsten geschah das für die Beurteilung Friedrichs II. und Wilhelms II. Die reiche Memorienliteratur – einschließlich der autobiographischen Schriften des letzten Kaisers selber hat sich recht reklamehaft durchsetzen können. Der Geschichtsforscher ist durch solche Literatur nicht viel weiter gebracht worden. – Die Ergebnisse der Vorkriegszeit, etwa seit 1890, sieht der Forscher als ein naturgemäß gewordenes Schicksal an, dessen Entstehen je nach dem Weitblick auf 1870, 1815 oder gar 1740 zurückgeführt werden kann. Die deutsche Frage erhebt sich schon seit dem großen Kurfürsten immer klarer, für Preußen immer brennender, um nicht zu sagen drohender. Die berechtigte Kritik an der Rolle, die Preußen in Deutschland zu spielen begann, dann seit 1866 auch wirklich spielte, ist in Oesterreich nicht stärker verwurzelt als in Deutschland. Die deutsche und die österreichische Auffassung nähern sich in wesentlichen Punkten. Im Kampf um die Klarheit ergeben sich selbstverständlich manche grelle Beleuchtungen, die nicht immer alle Imponderabilien in richtiger Weise berücksichtigen. Aber in grundlegenden Punkten ist man nun soweit zur Klarheit gekommen, daß man jedenfalls die sog. preußische Geschichtsauffassung nicht als die allein berechtigte anerkennen kann, vielmehr ihre Berechtigung anzweifeln m u ß. Der vielgeschmähte Partikularismus ist der Ausgangspunkt der Blüte Preußens; denn Preußen hat immer vom partikularistischen Standpunkte aus (preußische Vorherrschaft!) die deutsche Frage beurteilt. Das preußische Herrscherhaus hat auch die Gründung des sogenannten neuen deutschen Reiches im Jahre 1871 als einen endgültigen Abschluß in der deutschen Geschichte aufgefaßt. Der wirkliche Historiker kennt solche „Abschlüsse" gar nicht, – er nennt sie vorsichtiger Weise Durchgangsstadien. Ein gewisser preußischer – nicht deutscher – Imperialismus nahm diesem Durchgangsstadium eine wesentliche Eigenschaft, nämlich die Elastizität. Das zeigte sich vor allem bei dem Elastischesten, was es gibt – bei der Politik. Deutschland, das heißt, das von Preußen geleitete Deutschland, versagte.

Die Revision der deutschen Geschichtsschreibung, wie sie in der Nachkriegszeit durchdrang, wurde teils mit radikalen Mitteln, teils mit versöhnlicher Objektivität durchzuführen versucht. Ein Musterbeispiel der letzteren Art – im vornehmsten Sinne des Wortes – ist das Werk Hermann von Petersdorffs ‚Der große Kurfürst' (Flamberg-Verlag, Gotha); v. Petersdorff gehört zu den bedeutendsten Biographen des Hohenzollernhauses in der Vorkriegszeit. In gleicher Objektivität, wenn auch in ganz anderer Form, will Paul Wiegler Wilhelm I. ins rechte Licht stellen.* Der Schriftsteller tritt in dem Buche ganz zurück, oder fast ganz; denn er w i l l zurücktreten. Bisher war er uns als Geschichtsschreiber noch nicht bekannt. Er kommt von der Literatur her, oder vom Essay, der mehr umfaßt als nur Literatur. Hier beschränkt er sich auf kurze persönliche Gedanken; er läßt die Quellen selber sprechen. Diese Quellen sind in erster Linie Briefe; sie sind als unverblümteste Aeußerungen gerade für gekrönte Häupter und ihre Umgebung am meisten charakteristisch. Aber aus dieser Art der Darlegung geschichtlicher Zusammenhänge ergeben sich Schwierigkeiten, die auch Wiegler nicht überwinden konnte. Oft werden auf einer Seite die disparatesten Vorgänge in kurzen nüchternen Sätzen oder Ausdrücken aneinandergereiht; das Ganze ist dann noch untermischt mit Briefstellen. Der Faden dieser „Darstellung" ist annalistisch, die gewollte Nüchternheit soll gleichzusetzen sein einer anerkennenswerten

* Paul W i e g l e r : W i l h e l m d e r E r s t e, sein Leben und seine Zeit. 637 Seiten. Hellerau bei Dresden, Avalun-Verlag. Ganzleinen 15.— *M.*

Objektivität. Aber das ist noch keine objektive Geschichtsschreibung. Das vielfarbige Mosaik formt sich so leicht nicht zu einem Gesamtbild. Jeder Historiker, der das Werk liest, wird sich den goldenen Faden durch diese annalistischen Aufreihungen selber spinnen; aber er muß das auch tun, damit Rahmen und Bild zugleich fertig werden. Der naive Leser wird an den Einzelheiten des Bildes haften bleiben, vielleicht auch daran seine Freude haben können; aber einen geschlossenen Ueberblick oder Einblick wird er nicht tun. Eines fehlt eben dieser Art von Geschichtsschreibung: die Philosophie, die Deutung des Geschehens. Ein so überlegender Kopf wie Wiegler hat die eigenartige Form für seine Darstellung sicher bewußt gesucht und gefunden. So wird rein phänomenologisch die Variabilität der einzelnen Charaktere dokumentiert (besonders der Könige), aber man erkennt doch nicht klar, ob sie etwas schufen und was sie wirklich aus Eigenem gaben. Die Bilder der Hohenzollern seit Friedrichs II. Tod bis Wilhelm I. verflüchtigen sich in wesentlichen Konturen. Sie werden zu Schatten, die von außen bewegt werden oder von eigensinnigen Einseitigkeiten getrieben sind. Sie selber sind sicher auch in Wirklichkeit nicht groß, und wenn's gut geht, macht die Umgebung vielleicht das Beste aus ihnen. – Noch eine Gefahr aber liegt in dieser Art, Briefe und Aussprüche der Monarchen in den Mittelpunkt der Darlegung zu rücken: Eine Menge kultureller Bewegungen wird nur schwach gestreift (Kunst, Wissenschaft, wirtschaftliche und soziale Fragen). – Es ergibt sich daher gar kein wirkliches Bild des Zeitalters, sondern nur eine im Sinne des Monarchen beschränkte Umschau. Im Mittelpunkt bleiben tatsächlich dynastische, imperialistische, militaristische Interessen. Auch die deutsche Frage wird solchen Gesichtspunkten eingereiht. Eines allerdings kommt dabei besonders zum Ausdruck, – etwas sehr Wichtiges: Der Aufbau des preußischen Staates nach Friedrichs II. Tode vollzieht sich unter stets mehr komplizierten äußeren und inneren Verhältnissen. Diesen gegenüber versagen die Monarchen in gleich gesteigertem Maße. Die tragische Verknüpfung erreicht dann ihren Höhepunkt, wenn ein tatkräftiger Mann überragenden Maßes (wie Bismarck) in gewaltigen Schritten zu einer Vollendung drängt, deren Grundlagen nicht gefestigt genug bewahrt werden können. – Ein wesentlicher Fehler der Darstellung sei hervorgehoben. Auf Seite 528 deutet Wiegler die Vorgänge des Jahres 1879 falsch. Damals wurde nicht die Grundlage der Katastrophe von 1914 gelegt. Denn das russische Bündnis galt noch als wesentlicher Bestandteil deutscher Bündnispolitik. Gerade Bismarck erkannte damals seine Bedeutung. Die zum Schicksal gewordene Verknüpfung Deutschland-Oesterreich baute sich erst später aus.

Die Persönlichkeit Wilhelms I. tritt in die Fußstapfen ihrer Vorgänger ein. Der Absolutismus und das Gottesgnadentum beseelen ihn in gleicher Weise. Die deutsche Frage beurteilt er vom preußischen Standpunkt. Er sieht (schon als Prinz) nur das preußische Deutschland, nicht die demokratische Reichsverfassung. „Wer sie (die neugebackene Zentralgewalt) so annimmt, wie sie vorgeschlagen ist, der umarmt die Revolution de gaieté de cœur und kann sich nie wieder aus deren Armen befreien" (1849). Und: „Wer Deutschland regieren will, muß es erobern." Das kann nur Preußen; denn sein Schwert ist das schärfste. – Innerpolitische Hindernisse in Preußen drohten dieses Schwert stumpf zu machen (der Verfassungskonflikt). Der König urteilt so: „Die Würde und die Macht der preußischen Krone muß vor Uebergriffen, wie das Abgeordnetenhaus sie intentionierte, geschützt und gewahrt bleiben." Aber die Kraft, diesen Grundsatz durchzuführen, nimmt der König von Bismarck. Die Weiterentwicklung der deutschen Frage läßt den Standpunkt Wilhelms immer klarer werden. 1864 äußert er sich nach dem dänischen Krieg: „Statt in Preußen den Hort und die Macht zu erkennen, die Deutschland schützen und verteidigen wird, sucht man es stets zu schikanieren und wundert sich dann, wenn es dies nicht ruhig hinnehmen will." Dementsprechend vollendet sich die preußische Politik

zuerst 1866. 1865 sagte Bismarck zu Gramont, er fürchte nicht einen Krieg mit Oesterreich, er wünsche ihn vielmehr. Preußen werde die Hegemonie in Deutschland in Güte oder mit Gewalt erlangen. – So faßte man also die schwierige deutsche Frage auf. Die Emser Depesche führt weiter zur Auseinandersetzung mit Frankreich und dem Sieg – dann zur Gründung des sog. neuen deutschen Reiches. Der Wahn, daß der Krieg 1870—71 ein endgültiges Ergebnis darstelle, erfüllt selbst Bismarck. Er äußert sich so: „Frankreich muß gezüchtigt werden für seinen Dünkel. Endlich müssen wir die Sicherheit unserer Kinder feststellen, und dazu brauchen wir ein Glacis zwischen Frankreich und uns." Militärisch und politisch richtiger urteilt Moltke: „Was wir in einem halben Jahre mit den Waffen errungen haben, das mögen wir ein halbes Jahrhundert mit den Waffen schützen, damit es uns nicht wieder entrissen wird."

Preußen hat seine Vormachtstellung tatsächlich gewonnen; aber Wilhelm I. ist untröstlich, daß der Kaisertitel seinen Königstitel zurückdrängt! – Die Aufgaben des neuen Reiches löst Bismarck. (Das Buch stellt weder den Kulturkampf noch die soziale Frage in der notwendigen großen Linie dar.) Zur Erkenntnis dieser Verwicklungen reichen die herangezogenen Briefe nicht aus. Wohl klingt aus vielen eine tragische Ironie heute heraus: 1875 schreibt Wilhelm an Moltke: „So hat es der Vorsehung gefallen, Preußens Könige in entscheidenden Krisen stets mit Männern zu umgeben, die im Felde wie im inneren Staatsleben das Rechte zu finden wußten!" Es ist eine eigenartige Geschichtsphilosophie, welche diese Vorsehung immer betont, wenn ein Erfolg errungen wurde, der im Interesse der preußischen Politik lag. Damit soll dann der Erfolg als ein von Gott gewolltes Gut charakterisiert sein; – als ob nicht auch das Uebel in Gottes Plan zu recht besteht! Dieser „religiöse" Einschlag in den Hohenzollernbriefen wirkt unerträglich! – Wie schon gesagt, Wiegler will ganz objektiv sein. Das macht sein Buch immerhin wertvoll genug. Der Stoff ist im genannten begrenzteren Rahmen sehr sorgfältig gesammelt, und der Schriftsteller läßt ihm seine Echtheit. Das ganze kann kein Bild einer Charaktergröße sein, wohl ein Bild mit viel äußerlicher Bewegtheit. Wer solche Mosaikbilder vorzieht, wird das Buch mit viel Freude lesen. – Die Ausstattung ist vornehm, die Bilder sind besonders gut ausgewählt.

Im Gegensatz zu Wiegler schrieb Herbert Eulenberg ein eigenwilliges, Tatsachen und Sprache verzerrendes Buch über die Hohenzollern.* In der Vorrede sagt Eulenberg, daß er möglichst unvoreingenommen den Taten der Hohenzollern gefolgt sei, daß er sie „lebenswahr und geschichtstreu" geschildert habe. Im allgemeinen sind wir gewöhnt, in Werken, die bis in die selbsterlebte Vergangenheit vorrücken, subjektive Deutungen zu finden. Eulenberg aber ist besonders anspruchsvoll: – sein Buch soll unseren „Volksstolz" stärken. Aber im Buche steht kein Wort darüber, wer uns Erzieher sein soll auf dem Weg zu diesem Hochgefühl. – Etwa der Dichter selber, der nur rückblickend von wenig verinnerlichtem, demokratischem Standpunkte aus das Hohenzollernhaus „verreißt", oder aber irrtümlicherweise gerade die unrechten Herrscher in helleres Licht rückt? – Außerdem berührt inhaltlich sehr unangenehm, daß er kein echt religiöses Gefühl anerkennt. Es gibt für ihn nur „Jesuiten" und bigotte Heuchler. Der Begriff „Gottes Amtmann" braucht im Mittelalter nicht notwendig Heuchelei zu sein! Auf solche und manche andere Punkte mag man den Grundsatz anwenden, daß nur ein ganzer Mann, ein ganz vollgültiger Charakter Geschichte schreiben kann. Für Eulenberg ist der Geist der Aufklärung gleich „Grundsatzlosigkeit". Das zeigt sich auch, wenn die Begriffe „sittlich, streng" ungefähr gleich „unnatürlich" gesetzt werden. So aber kann man weder Handlungen noch Charaktere deuten. Wenn

* Herbert Eulenberg: Die Hohenzollern, 452 S. Berlin, 1928, Verlag Bruno Cassirer.

dann auch noch der Rahmen, den die Zeitalter um die Personen spannen, oberflächlich oder einseitig skizziert ist, bleibt wenig übrig. – Um gleich die Anerkennung, die das Buch verdient, vorwegzunehmen: die Charakterisierung Friedrich Wilhelms III., der Königin Luise, des Prinzen Louis Ferdinand, Friedrich Wilhelms IV. sind gut gelungen.

Bei einem Buche, das ein Dichter schrieb, erwarten wir von der sprachlichen Form nicht nur eine persönliche Note, sondern vor allem einigermaßen Vollendetes. Eulenberg aber verunstaltet die Sprache durch grammatische und stilistische Unmöglichkeiten. Eine Anzahl solcher Verstöße weisen, um nur einzelne zu nennen, folgende Seiten auf: 21, 23, 26, 27, 59, 85, 86, 91, 117, 134, 163, 165, 172, 197, 206, 211—212, 225, 331, 376. Auch ist öfters der gedankliche Aufbau und Rhythmus unorganisch. Das ist nicht die Frucht künstlerischen Eigensinns, sondern das Ergebnis einer saloppen Schreibart. Auch inhaltlich ist manches unmöglich. Auf Seite 63 wird bei Erwähnung des Ablaßhandels wieder der alte Unsinn aufgewärmt; warum wird die Anekdote nicht richtig gedeutet? Die Kulturkraft der Jesuiten wird gar nicht gewürdigt. – Die Habsburger werden als deutsche Kaiser gar nicht gewertet. Auch die österreichische Frage seit 1840 wird mit keinem Wort berührt (auch nicht 1848!). – Nun zum Einzelnen: Die Regierungszeiten der Hohenzollern vor 1640 sind dürftig behandelt. Nicht einmal die Einführung der Reformation in der Mark ist in ihrer Bedeutung erkannt. Die Zeit des Großen Kurfürsten wird stellenweise gut umrissen und erfaßt, aber ohne Verständnis für gewisse schwierige außenpolitische Zwangslagen. Die Aufhebung des Toleranzediktes von Nantes ist mehr eine Maßnahme der absolutistischen Macht als der Frömmigkeit. Hier beim Großen Kurfürsten wäre Gelegenheit gegeben, etwas Allgemeines über den Aufbau des modernen Staates zu sagen. Das geht nicht alles aus dem fürstlichen Willen hervor. Auch das Schicksalsmäßige spielt eine Rolle. Daraus erhellt erst die Tragik dieser Entwicklung. – Die Person Friedrichs II. ist hier wieder einmal mit einem Glorienschein umgeben. Wie so etwas möglich ist, bleibt heutzutage unverständlich. (Man vergleiche Werner Hegemanns ‚Fridericus', ohne das Buch als vollgültige Würdigung ansehen zu wollen!) Jedenfalls haben wir die Ueberzeugung, daß Friedrich mit dem Gedanken des Freitodes posiert und daß seine Dichtungen, wenn sie vom Tode sprechen, eher lächerlich wirken, nicht heroisch. Auch das Liebesleben dieses Königs verdient keine „Rettungen". Und am allerwenigsten seine „Dichtkunst". Auch die Mühle von Sanssouci „störte" ihn wohl nicht bei seiner „Kunst". – Die Regierung Friedrich Wilhelms II. wird nicht genau charakterisiert. Die territoriale Ausbreitung Preußens hängte dem Staatskörper östliche Bleigewichte an. Mit dieser Politik wird wirklich nicht bewiesen, daß der König eine „deutsche Ader" hatte. Noch nicht einmal Preußen konnte mit diesen polnischen Gebieten fertig werden, jedenfalls aber wurden sie nicht richtig eingedeutscht. Der ganzen Art des Buches entsprechend wird das Skandalöse aus Friedrich Wilhelms II. Regierung besonders herausgestrichen. – Von Friedrich Wilhelm III. wird gesagt, daß er sich nicht die „Pfaffen" über den Kopf wachsen lassen wollte. Einen von ihnen warf er wegen Aufruhrerregung in die Festung Minden. Bei solchen harmlosen Aufstellungen fragt man sich doch, inwieweit denn der Kölner Erzbischof dem König über den Kopf wachsen wollte! Außerdem war dieser Priester ein wirklicher Priester und kein „Pfaffe". Die Darstellung der Regierung Friedrich Wilhelms IV. vergißt die Bedeutung der nur halb liberalen preußischen Verfassung. Dementsprechend fehlt auch ein Abschnitt über den Verfassungskonflikt. Der Satz Friedrich Wilhelms: „Preußen geht fortan in Deutschland auf" ist weniger „ahnungsvoll" für die damalige Zeit als vielmehr dunkel! – Die Neuschöpfung des deutschen Reiches (1871) ist in ihrer Kompliziertheit gar nicht erfaßt. Denn das Schicksal wies in die Zukunft; es war dargestellt im Sieg des

kleindeutschen Gedankens und seiner Verbindung mit Militarismus, Kapitalismus, Industrialisierung und endlich mit dem Imperialismus. – Der Kulturkampf wird nicht berücksichtigt. Die Beurteilung der Loge als eines Bruderbundes, der an der Veredlung der Menschheit arbeitet, ist doch für einen aufgeklärten Geist des 20. Jahrhunderts sehr naiv! – Die Darstellung der Regierung Wilhelms II. bietet nichts Neues. Die Arbeiterschutzgesetzgebung ist mit der Versicherungsgesetzgebung vermischt worden. Die Wirkung beider Gesetzgebungen ist gut charakterisiert. – Die Vorzüge des Kronprinzen (hier Wilhelm III. genannt!!) sind sehr anzuzweifeln. Es wird behauptet, daß er sich wohltuend von seinem Vater unterscheidet. Die dabei angeführten Charaktereigenschaften machen aber noch keinen reifen Mann aus. Wenn z. B. Seite 427 gesagt wird, daß er sich „die lustige Witwe" lieber anhörte als den Hofprediger Dryander, so bedeutet das zunächst nur, daß er eine ausgeprägt sinnliche Oberflächlichkeit sein eigen nannte, aber auch nicht mehr! Man sollte doch gerade heute den „Volksstolz" nicht dadurch zu heben versuchen, daß man ein Lebemännertum mit gewisser Glorie umgibt, nur weil es gesunder ist als frömmelnde Heuchelei. Es ist darum noch lange nicht „besser" im sittlichen Sinne.

Zum Ganzen wäre noch Folgendes zu sagen. Jedem Geschichtsschreiber, der solche Charakterisierungen wenig wertvoller Persönlichkeiten versucht, muß ein gutes Maß Selbstzucht und philosophischen Weit- und Tiefblicks zur Verfügung stehen. Aber Eulenberg soll nicht behaupten, er habe lebenswahr und geschichtstreu geschildert, denn er hat die Geschichte zu einer chronique scandaleuse gemacht.

Johannes Peters.

Zur pädagogischen Buchauswahl für die Volksbücherei

Die Buchauswahl mit ihren Folgerungen scheint mir für unsere Volksbüchereien heute die wichtigste Frage zu sein, die heute so oft gestellt wird und bei deren Beantwortung sich die Geister scheiden. Das Bildungsziel, das mit „Belebung des christlichen Geistes" bei der Gründung des Borromäusvereins bezeichnet wurde, ist dem Katholiken selbstverständlich. Hingegen wird die Frage nach dem Bildungsmittel, hier dem Buche, nicht immer so einhellig beantwortet, weil sie zusammenhängt mit der einzelnen, mehr oder minder selbstschaffenden Persönlichkeit, die als Katholik aus katholischem, aber auch aus anderem Schrifttum sich Werte erarbeiten kann. Heute wird vielfach von Bewahrung und von Bewährung gesprochen und die Erörterung dieser Frage scheint mir besonders ernst einzusetzen. Im Pädagogischen ist es das Ziel jedes echten Bildners, von Bewahrung zu Bewährung organisch, nicht mit scharfem Schnitt, zu führen. Der Erzieher soll zunächst bewahren, belehren und erziehen, später den zur Selbständigkeit Erwachten anregen, zuletzt ihm Weggenosse werden, wenn er sich im Leben bewähren soll. In der Volksbücherei zeigt sich jedoch auch das Problem der Masse: Wie schwer es ist, eine Masse seelisch zu durchdringen und zugleich der sich im Leben bewährenden Einzelpersönlichkeit ihr Recht zu lassen, das ist bekannt, und berührt die Kernfrage der Buchauswahl.

Unsere Eigenart ist es, den Primat des katholischen Menschen gegenüber dem Bildungsmittel besonders stark zu betonen. Auf ihr gründet das Vertrauen, das der Verein genießt. Keine Modesucht in der Dichtung darf uns verleiten, das katholische Bildungsziel zu verwirren, indem wir wahllos Bücher einstellen, von denen man spricht. Es ist uns wesentlich, daß wir an den Geist des katholischen Lesers anknüpfen, denn die vielfach betonte Erlebensnähe will dasselbe, aus ihr formt und bildet sich der Mensch. Zur Herausstellung der Grundsätze der Buchauswahl für unsere Volksbüchereien sei aus dem Vorwort zur 3. Auflage des ‚Literarischen Ratgebers des Borromäusvereins' (heute in 6. Auflage) folgendes zitiert: „Weil es unter Katholiken eine ausgemachte Sache ist, daß Volksbildung und Volkserziehung auf der Religion, für den Katholiken also auf der katholischen Religion aufbauen, die Volksbücherei aber nicht bloß ein Institut für nützliche und angenehme Unterhaltung, sondern vor allem für Volksbildung und Volkserziehung sein will, so mußten bei der Beurteilung der einzelnen Autoren n e b e n (im Vorwort gesperrt!) rein literarischen auch die religiösen und pädagogischen Erwägungen voll und ganz zur Geltung kommen. Die Referenten haben daher folgende Leitsätze für die Aufnahme der einzelnen Bücher maßgebend sein lassen: 1. auf die Konfession der Verfasser ist keine Rücksicht zu nehmen; 2. verlangt ist, daß das aufzunehmende Buch der katholischen Glaubenslehre nicht widerspricht und geeignet ist, einer edlen Unterhaltung, sowie einer wahren Volksbildung und Volkserziehung bzw. Jugendbildung zu dienen; 3. vor allem sind die Referenten bemüht, möglichst viele Werke zu registrieren, die mit den genannten Vorzügen hohen künstlerischen Genuß gewähren." Hier ist ganz klar die katholische Weltanschauung betont. Im Vorwort der 4. Auflage werden die Leitsätze folgendermaßen ergänzt: „Wo der Fall so lag, daß man einerseits ein Buch oder einen Autor nicht glattweg, ohne ernste Bedenken aufnehmen konnte, sollte nicht mit den aus der dritten Auflage herübergenommenen wohlüberlegten Grundsätzen gebrochen werden, anderseits aber die Bedeutung des Autors und die mancherlei Vorzüge seiner Werke für einen bestimmten Kreis gereifterer Leser eine rein ablehnende Haltung nicht gerechtfertigt erscheinen ließen, wurde eine kurze Charakterisierung gegeben, welche Bibliothekaren und Erziehern den richtigen Weg weist." Hier ist erkannt, daß es Werke gibt, die trotz und manchmal auch wegen ihrer geistigen Haltung für den reifen katholischen Menschen wertvoll und anregend sind, anderseits ist auch das Problem:

Masse und Einzelpersönlichkeit in der Volksbücherei gesehen. Unsere Auffassung deckt sich nicht mit der von Dr. Wilhelm Schuster, der für seine nichtweltanschaulichen Büchereien schreibt: „Wir unterscheiden uns grundsätzlich von der Auffassung des Borromäusvereins, indem wir eine innere Auseinandersetzung nicht zu hindern oder unter einseitiger Darbietung eines Standpunktes zu beschränken suchen, sondern sie vielmehr indirekt durch die Buchauswahl fördern, indem wir unsere Hilfe auf die Darbietung ernster und dem jeweiligen Verständnis zugänglicher Literatur beschränken und behutsam abwarten, nach welcher Richtung hin sich der kämpfende Geist klären will, um ihm dann ohne Hineinspielen der eigenen weltanschaulichen Auffassung weiter zu helfen" (S. ‚Bücherei und Bildungspflege', Stettin 1927, Heft 5, S. 267; das Gesperrte ist ebendort gesperrt gedruckt). Walter Hofmanns Betonung der Weltanschauung und der Erlebensnähe gibt zweifellos gerade den besonderen Wert des weltanschaulich klaren Gesichtes unserer katholischen Volksbüchereien zu. Gerade, weil unsere katholische Volksbücherei mitten im katholischen Volks- und Vereinsleben steht, hat sie sogar viel bessere Möglichkeiten der inneren Auseinandersetzung des einzelnen Menschen als die nichtweltanschauliche Bücherei, deren Leitung wohl in der Bücherei beraten, aber nicht so sehr in Vereinen, Zirkeln und Gemeinschaften fördern kann. In einer Volksbücherei steht aber bei ihrer Buchauswahl die Frage nach der Masse und der Einzelpersönlichkeit im Vordergrunde. Dieses Problem ist nicht leichthin zu lösen dadurch, daß man nur ernste, echtbürtige Bücher auswählt, sondern daß man auf dem Wege menschlicher und literarischer Erziehung die Menschen reifer werden läßt.

Zwischen dem privaten Einzelleser und Büchereileser ist ein tiefgreifender Unterschied, dessen sich der Volksbildner bewußt sein muß. Gewiß, bei beiden ist es eine individuelle Persönlichkeit, aber trotzdem ist die Erfassung bei beiden verschieden. Manches Buch, das ich mit gutem Gewissen einem Einzelleser (etwa: einem Freunde, der Vater seiner Tochter oder seinem Sohne, der Erzieher dem Schüler, Mitgliedern einer Lesegemeinschaft, zumal bei vorhergehender Besprechung und nachfolgender Aussprache) geben darf, wird in der Volksbücherei, einem weiteren Kreise preisgegeben, wohl Schaden stiften, da es in der Volksbücherei nie möglich ist, ein Buch ganz vor Mißbrauch zu bewahren. Somit muß beim Büchereileser eine größere Rücksicht auf die Allgemeinheit genommen werden als beim privaten Einzelleser, mag auch seine Behandlung noch so individuell sein. Daß diese Rücksicht auch die Buchauswahl für die Bücherei beeinflußt, ergibt sich als Selbstverständlichkeit. Interesse und Disposition der Allgemeinheit bestimmen die Auswahl vorwiegend. Anderseits ergibt sich die Pflicht für den Volksbildner, höher zu führen, auch Schwierigeres darzubieten, wenn er auch an das Gegebene anknüpfen muß. Auf die Wege zur Höherführung und literarischen Erziehung wird noch eingegangen werden.

Wenn wir in der Bücherei vor allem an den Büchereileser denken, so darf damit nicht bloß das Ethos der Bewahrung geübt werden, kein echter Volksbildner in unseren Büchereien hat jemals nur daran gedacht. Täte er das, dann brauchte er ja einzig die Bücher auf ihren religiös-sittlichen Gehalt zu prüfen. Das wäre aber keine Literaturpflege, wäre auch nicht eine tiefere Erfassung des Menschen, der immer mehr aus bloßer Erziehung herauswächst, der aber wohl geleitet werden kann und gerne Rat annimmt. Da echte Dichtung auf dem Erlebnis beruht, gute belehrende Bücher zur Selbsttätigkeit anregen, so ergibt sich statt Bewahrung Vertiefung des ganzen inneren Bewußtseins, des Glaubens, des Wissens und des menschlichen Empfindens. Schon die Tatsache, daß wir auch gute Werke nichtkatholischer Schriftsteller aufnehmen, zeigt, daß man über bloße Bewahrung längst hinausgegangen ist. Kaum etwas, was wir lesen, ist uns ganz wesensgleich, dafür ist die Menschheit viel zu vielgestaltig, jeder Mensch hat ein anderes Gesicht. So bietet das Schrifttum wie das

Leben ein Bild der Differenzierung in der Menschheit. Es ist natürlich, daß der katholische Volksbildner das große Gemeinsame in Glauben und Sittlichkeit nicht durch diese Vielgestaltigkeit antasten läßt, aber jedes Werk wirkt schon verschieden auf die einzelnen Leser, die Selbsttätigkeit des Lesers wird offenbar im eigenen Urteil. Hier wird der Büchereileiter den Leser möglichst individuell behandeln, ihn auf Werke, die ihm entsprechen, hinweisen. Er wird auch die bedeutsameren Werke seiner Bücherei, die geeignet sind, den Menschen zur Selbsttätigkeit anzuregen und innerlich zu fördern, herausheben bei persönlicher Beratung, bei Vorträgen und Vorlesestunden, durch öfteren Hinweis im Aushängekasten seiner Bücherei. Anderseits muß der Büchereileiter immer sorgsamer bei der Beschaffung seines Büchereibestandes werden. Eine solche Buchauswahl ist nicht das Werk kurzen Sichtens, sondern es sollte sich jeder Leiter eine Art Wunschbüchlein anlegen, in das er bedeutsame, gut besprochene Bücher aufzeichnet und später das Wichtigste und für seinen Leserkreis Geeignetste daraus anschafft. Das bewahrt vor zwecklosem Bücherkauf. Danach sollte das neueingestellte Buch vom Büchereileiter oder einem Mitarbeiter gelesen und in einer regelmäßigen Zusammenkunft der Mitarbeiter besprochen werden, damit alle Büchereileiter über Wert und besondere Eignung des Buches unterrichtet sind. Je mehr Büchereileiter und auch Leser literarisch geschult sind, desto mehr kann auch von mehr kritisch zu wertendem Schrifttum durch die Volksbücherei geboten werden. Allerdings, es gibt Werke, die wegen ihrer im Grunde völlig destruktiven, negativen Haltung aus den Volksbüchereien auszuschließen sind. Das gilt besonders von Büchern, die nicht ernst, zumal im sittlichen Empfinden, sind und dadurch stofflich, nicht geistig und künstlerisch wirken. Je reifer und ausgeglichener jedoch ein Kunstwerk ist, desto mehr ist es frei von den Schlacken des Stofflichen, greift ins Allgemeinmenschliche, und die Angriffsflächen schwinden. Eine im Grunde negativ eingestellte Dichtung oder eine solche, die kaum Anknüpfungspunkte an das Allgemeinmenschliche hat und bei der zuviel in religiöser oder sittlicher Hinsicht Verletzendes vorwiegt, hat keinen Platz in der Volksbücherei. Aehnlich ist es bei Büchern, die viel zu speziell, zumal wissenschaftlich, sind, als daß sie allgemeineres Interesse, wenigstens eines gewissen Teils der Leserschaft, fänden.

Wir dürfen nicht vergessen, daß das Leben selbst uns mit den widerstreitendsten Dingen in Fühlung bringt, vor denen wir uns in unserer Weltanschauung und inneren Haltung bewähren müssen. Daraus ergibt sich für uns Pflege der besten katholischen Lektüre zur Vertiefung der Weltanschauung, aber auch keine völlig ablehnende Stellung gegenüber der Problemdichtung an sich. Sie zeigt uns den ringenden Menschen, mag auch der Dichter selbst noch nicht die rechte Lösung finden, der gläubige Leser ergänzt das, was noch durch den Glauben zur Klärung beiträgt; in ihm selber werden die seelischen Kräfte lebendig wie so oft im Diasporakatholiken, und es erweist sich „der Streit als der Vater aller Dinge". Natürlich kann nicht jedes Buch in die Bücherei eingestellt werden, weil es dort trotz mangelnder Aufnahmefähigkeit dem einzelnen Leser nicht vorenthalten werden kann. Wenn aber voll tiefen Ernstes das Leben dichterisch geschaut ist, wenn ein positives Aufwärtsstreben, ein Zurück aus dem Babylon zu einem Lebenssinn sich deutlich zeigt, dann eignet sich das Buch wohl „für Reifere, weil eine hohe Idee alle Einzelheiten verklärt und auf dem Hintergrund des kraftvoll geschilderten wirklichen Lebens nur an Stärke gewinnt; die Idee erhebt alles in die Höhe". (Dr. Froberger in der Diskussion Seite 97 in ‚Unser Weg', Vorträge des 15. Kursus, Bonn 1928, Borromäusvereinsverlag.) Mir scheint sogar, daß ein solches Buch unter Umständen dann reifen Menschen bedeutend wertvoller sein kann als wenn ein Werk zwar der gleichgestimmten und gleichgerichteten Seele des Lesers begegnet, aber menschlich und dichterisch viel zu schwach ist, als daß es einen Menschen wirklich im Innersten ergreifen könnte. Und nun zeigt so manches

Werk heute viel ernstes Suchen und Ringen. Hier kommt von selbst die Frage nach der Bewährung, wenn ein Leser sich mit diesen Werken innerlich auseinandersetzt. Und es sind sicherlich nicht die geistig Trägen, die in diesem Ringen stehen. Daß die Volksbücherei, die für die Allgemeinheit zunächst da ist, neben der wertvollen Einzelpersönlichkeit auf das Ganze sehen muß, wissen wir. So kann etwa eine ländliche Bücherei, die ein mehr problematisches Werk, das eigene Kritik verlangt, obschon es wesentlich positiv eingestellt ist, aufnimmt, Enttäuschungen erleben, während das Buch sehr wohl für gereifte Leser in größeren Büchereien von Wert ist. Unsere Zentrale und Buchkritik weist bei eingestellten Büchern auf die besondere Eignung und auf den bestimmten Leserkreis hin, was immer bei der Buchauswahl zu beachten ist. Allerdings nimmt sie damit dem Büchereileiter nicht ganz die eigene Verantwortung, den rechten Leser zu wählen. Oft kann ein Buch nur bei Kenntnis der Zeit, der Kultur, des Lebens, richtig erfaßt werden, während es im anderen Fall schaden könnte. Ein Büchereileiter, der noch mit wenig geschulten oder jugendlichen Kräften arbeitet, wird natürlich nicht mit schwierigen Büchern Experimente machen, da bei ihm garnicht die notwendigen Sicherungen und Voraussetzungen für die in diesem Fall schwierigere Bildungsarbeit gegeben sind. Sonst entgleitet ihm das Volk und dessen Vertrauen auf die verantwortungsvolle Büchereiarbeit. Wesentlich ist immer bei der Buchauswahl, daß ein Werk dem katholischen Bildungsideal im Ganzen förderlich sein kann, wobei die Eigenart des Büchereilesers gegenüber dem privaten Leser zu beachten bleibt.

Bei der Buchauswahl, sobald sie sich auf bedeutsame Werke erstreckt, die ohne kritische Wertung nicht förderlich sind, geht es nicht ohne Sicherungen und gewisse Voraussetzungen. Da erscheint es uns notwendig, festzustellen, was Direktor Braun bei der Diskussion im 15. Kursus für Leiter und Mitarbeiter von Volksbüchereien (in ‚Unser Weg', Seite 99) klar darlegte: „An Einzelheiten nehmen wir nicht derart Anstoß, daß wir daraufhin das Gesamtwerk ablehnen, auch wenn es seinem Geiste nach aufwärts gerichtet und geeignet ist, aufbauend zu wirken. Andererseits ist festzuhalten: ein Buch als literarisch wertvoll zu betrachten und doch für die Allgemeinheit ablehnen, verträgt sich miteinander!" Es beruht zweifellos diese Stellungnahme darauf, daß in einer Bücherei ein Buch der Oeffentlichkeit dargeboten wird und kaum einem Leser, dem die Eignung fehlt, ganz und immer vorenthalten werden kann. Die literarische Kritik, die sachlich ein Werk hoch wertet, verträgt sich durchaus mit pädagogischen Vorbehalten für die Bücherei. Mir scheint, die Frage, ob man nicht doch manches wertvolle, aber nur für ganz gereifte Leser geeignete Buch in die Bücherei einstellen soll, kann bejahend dort beantwortet werden, wo ernstlich um die menschliche und literarische Erziehung gerungen wird.

Die Frage der Buchauswahl ist neben dem Literarischen und Weltanschaulichen eine pädagogische. Mir scheint sogar, sie ist für den Büchereileiter und seine Helfer zunächst eine Frage der Selbstschulung. Wenn er, oder wenigstens einer seiner Helfer, jedes schwierige neueinzustellende Buch erst selbst liest, so kann das Buch bei regelmäßigen Zusammenkünften der Mitarbeiter besprochen werden, und Mißbrauch wird bei der Ausleihe leichter vermieden. Allerdings bei Werken, in denen nicht deutlich sich das Positive heraushebt, werde ich mir ernstlich überlegen müssen, ob ich sie in die öffentlich zugängliche Volksbücherei einstellen darf. Da ist es schon besser, sie auf Zirkel und Gemeinschaften zu beschränken, in denen ein schwieriges Werk besprochen und manches klargestellt werden kann. Aehnlich ist es ja auch auf höheren Schulen, wo ein Lehrer manches mit den Schülern liest, weil er klärend eingreifen kann. Wir bedürfen der literarischen Arbeitsgemeinschaft, sie mag groß oder klein sein. Könnte sie die Büchereiarbeit wesentlich beeinflussen und vertiefen, dann dürfte der Büchereileiter vieles einstellen. Diese Gemeinschaften erfassen mehr die lebendigen, geistig

regsameren Menschen, viel mehr den Einzelnen als die Allgemeinheit. Doch Vorlesestunden, Lesegemeinschaften, Aussprachen werden in beständiger Arbeit immer mehr den Büchereileser erziehen, damit er sich kritisch bewähre gegenüber der Dichtung und dem Leben.

Die im Erweiterungsbau des Borromäushauses vorgesehene Fernleihbücherei und Studienbücherei für die Bibliothekarschule ist ein bedeutsamer Schritt in der Entwicklung der Bildungsmöglichkeiten durch den Verein. Sie wird auch Werke umfassen, die zwar aus ernsten Gründen nicht für die Volksbüchereien im Allgemeinen in Frage kommen, die aber sehr wohl gereiften Menschen gegeben werden dürfen. Hier kann der Büchereileiter bei der Fernleihbücherei das gewünschte Buch zur Ausleihe anfordern. Die Verantwortung übernimmt auch der Büchereileiter, der seinen Leser kennt und ihm das Buch gesondert ausleihen kann. Die letzte Verantwortung kann natürlich nie ein Erzieher und Volksbildner tragen, sondern der einzelne Mensch. Er muß sich vor Gott und der Menschheit bewähren.

Josef Zimmermann.

Die Schundkampftagung des Borromäusvereins

Soll Kulturkritik treffsicher sein und auf die öffentliche Meinungs- und Willensbildung Einfluß haben, so muß sie vorerst einmal das Gefühl zu dämpfen, unnützes Pathos und unbeherrschte Geste zu vermeiden wissen, und mit der gemessenen Ruhe des Wahrhaften und Aufrechten sich um das getreue Zustandsbild der Zeit bemühen, gründlich und umsichtig. Das Kleine klein, das Große groß zu nehmen lehren, und mit der Haltung des Weisen weder am Alten nur das Gute sehen noch gegenüber dem Werdenden nur in herber, strenger, ja liebloser Zurückhaltung verharren. Nicht die Zeit beklagen oder verwünschen, sondern erkennen, verstehen und handelnd überwinden. Wenn es dann gelingt, zu diesem Durchblick alle die heranzuholen, die von der Wissenschaft oder der Kunst der Menschenbehandlung her die Fühlung mit dem Geist der Zeit zu halten haben, dann kann eine solche „Tagung", oder was es sei, versuchen, tiefer in den Sinn und die Verirrungen einer Zeit hineinzudringen und die Verantwortlichen zu erschüttern oder zu bekehren.

So plante es der Borromäusverein diesmal mit seinem Sonderkursus zur Bekämpfung von Schund und Schmutz, in den Tagen vom 29. bis 31. Mai. Die Zusammensetzung der Teilnehmerschar bot alle Voraussetzungen für ein gutes Gelingen. Selten hat der Sitzungssaal der Bonner Zentrale ein so verantwortungsbewußtes und gewichtiges Gremium beisammen gesehen, wie diese 220 Volksbildner, Erzieher, Organisatoren, Universitätsdozenten, Juristen, Aerzte, Geistliche und Regierungsvertreter. Sie repräsentierten 98 von den über 100 eingeladenen großen Organisationen, dazu eine Reihe von Stadt-, Kreis- und Landesjugendämtern von Rheinland, Westfalen und Nassau. Die deutschen Bischöfe hatten den Apostolischen Administrator Prälaten Kaller, Schneidemühl, entsandt, von der Staatsanwaltschaft Köln und Bonn waren Generalstaatsanwalt Dr. Rust und Staatsanwaltsschaftsrat Dr. Menge anwesend und vom Institut für gerichtliche Medizin an der Universität Prof. Müller-Heß mit vier Assistenzärzten. Namens der Stadt erschien der Beigeordnete Dr. von Gartzen, und der Regierungspräsident von Köln, Elfgen, kam am dritten Tage. Oesterreich bekundete sein Interesse durch Entsendung von Prof. Dr. Roczek, der im Auftrage des Unterrichtsministeriums teilnahm. In vielem gleichen die österreichischen Verhältnisse der Jetztzeit denen im deutschen Reiche vor dem Dezember 1926, also der Zeit der Gesetzwerdung, sowohl hinsichtlich der schranken-

losen Ausbreitung der Schundliteratur jeder Art als auch der Gegnerschaft des Gesetzes. Besonders akut wird die Schundkampfbewegung jetzt für Oesterreich, da nach der Initiative des Bundesrats vom 25. März ds. Js. ein Schundliteraturgesetz der parlamentarischen Behandlung zugeführt werden soll, für das Bundesrätin Dr. B. Pichl in ihrem Antrag das deutsche Gesetz als Muster nahm; dessen Verbesserungsbedürftigkeit hat nun die Bonner Tagung klar herausgestellt.

Einem so sachkundigen Kreise konnte der Tagungsleiter, der neugewählte Vorsitzende des B.-V., Prof. Dr. Lauscher, M. d. L., getrost in seiner Eröffnungsrede die Doppelaufgabe stellen: Zuerst die Situation klar sehen. Und dann über die Wege positiver Gegenarbeit gegen die Schmutzflut sich klar werden. Ueber alles das muß die in diesen Fragen ganz sorglose und auch kritiklose breiteste Oeffentlichkeit unterrichtet und das Gewissen aller positiv christlichen Kreise, nicht bloß der Katholiken, geweckt werden. So lag es in der Endabsicht der Veranstaltung: Diese Tagung soll mit dazu beitragen, den Schundkampf populär zu machen und den Anstoß zu geben, daß aus diesem Abwehrkampf eine Volksbewegung von großer Stoßkraft werde.

Noch ist sie es nicht, sicher nicht im wünschenswerten Maß. Sollte das vielleicht schon mit der Schwierigkeit und der mangelnden Einmütigkeit in der Bestimmung der Begriffe Schund und Schmutz zusammenhängen? Indem die einen mit der gegenwärtigen Auslegung sich nicht durchzuhelfen wissen, und die anderen nicht den Mut finden, mit diesem Begriffsmittel durchzugreifen und ein Werturteil im Einzelfall zu wagen? Roczek unternahm in Nr. 37 der ‚Schöneren Zukunft' in einer Betrachtung von vorbildlicher Ruhe eingangs den Versuch einer Begriffsklärung, der wohl weitergeführt zu werden verdient. Roczek rät (gegen Ackerknecht und Fronemann) mit Recht zur Beibehaltung der Worte Schund und Schmutz, die in ihrer Volkstümlichkeit kaum ersetzbar sind und auch eine gewisse klare Vorstellung vermitteln. Den Sinngehalt derselben möchte Roczek genauer umschreiben mit der Formel: „Schund- und Schmutzschriften und -bilder sind Druckwerke, die die triebhaften Leidenschaften der Jugend unter 18 Jahren anregen oder beschönigen". Also sagen wir kurz: das triebweckende, triebentfesselnde Schrifttum, und triebentfesselnd auf allen Lebensgebieten, müßte man ergänzen, vor allem aber auf dem Gebiete des Lusttriebs. Denn das ist das besondere Kennzeichen der Schunderzeugung und der Schundverbreitung heute, wie sofort eindrucksvoll offenbar wurde, als der Generalsekretär des Volkswartbundes, Dr. Calmes, Köln, die Beratungen einleitete mit einem erschütternden Bild der Lage. Der heute umgehende Schund und Schmutz ist nicht mehr, wie früher, der Schmöker, eine künstlerisch minderwertige Abenteurer- und Detektivliteratur von allenfalls geschmackverderbender und gemütsverrohender Wirkungsmöglichkeit, sondern der ethische Schund mit sexuellem Einschlag oder der ausgesprochen sexuelle Schund. Derlei hat es früher auch gegeben, aber heute hat er seine spezifische Note: Eine unqualifizierbare Absichtlichkeit und Unverhülltheit, eine aufwühlende Schwüle, und eine beklemmende Perversität, die Schlimmstes für unser Rasseschicksal befürchten läßt. Vertiertheit hier zu sagen, wäre noch zu ehrend, denn die Tiere sind nicht pervers in ihrem Geschlechtsleben, diese Entartung leistet sich nur der Mensch.

Die jährliche Produktionsziffer der Schundliteratur nun ist größer als die der Hochliteratur und des gesamten übrigen Schrifttums zusammen; nach einer Schätzung wurden in Deutschland z. B. 1925 etwa 70% des gesamten Buchpapierverbrauchs auf Schunderzeugnisse verwendet. Calmes zeigte die in diesem Ausmaß noch nie dagewesene Verbreitung der Schunderzeugnisse in folgenden einwandfrei erhobenen Tatsachen: Deutschland hat, nach einer Zusammenstellung der Kölner Polizei, etwa 50 Schmutzverleger, alle von jenseits der Elbe. Dazu

kommt der Großhandel in jeder Großstadt, in Köln vier Händler. Ferner die ausgesprochenen Schmutzbuchhandlungen, in Köln z. B. sechs. Dazu die Kioske und Bahnhofsbuchhandlungen, in Köln etwa 25 feststehende und ebensoviele fliegende. Dann wie viele Lesezirkel, Auslagen in Friseurgeschäften und Wartezimmern, und schließlich der Privatvertrieb durch Postzusendung, auch auf das Land! Besonderer Beachtung widmete Calmes den reinsexuellen Schund- und Schmutzschriften und solchen mit sexuellem Einschlag. Dazu gehören: Viele unserer Tagesblätter, Feuilleton, Gerichtsberichterstattung, Reklame und Inserate. Die meisten Illustrierten in Bildern, Reklame (Korsett- und Strumpfanzeigen) und neuerdings auch reinen Schmutzinseraten. Magazine und Modezeitschriften; sie enthalten alle mehr oder weniger schundmäßige Erzählungen, ferner Akt- und Halbaktbilder und Schmutzinserate. Witzblätter vom Schlage der ‚Lustigen Blätter', ‚Der Jugend' verhöhnen mit Vorliebe die christliche Ehe, sind in den Bildern und Texten unsauber und enthalten Schmutzinserate. Die Nackt-, Sport- und Kulturschriften predigen angeblich Erneuerung des Lebens auf natürlicher Grundlage, in Wirklichkeit propagieren sie aber fast alle Schamlosigkeit und Auflösung aller Sitte. Die sogenannten Akt-Kunst-Reihen, z. B. ‚Osiris' und ‚Parthenon', dienen bewußt der übelsten Erotik und schwelgen in Schilderungen von Perversitäten. Die sogenannten „Ehe"schriften suchen angeblich Rettung aus der Ehenot durch vermehrte Erotik, enthalten einiges Brauchbare, gehen aber viel zu weit und leisten durch Inserate dem Ehebruch und der freien Liebe Vorschub. Homosexuelle und lesbische Zeitschriften nehmen ständig an Einfluß zu, sind äußerst gefährlich durch ihre sentimentalen Erzählungen und ihre neue gleichgeschlechtliche Bekanntschaften vermittelnden Inserate, treten für völlige Aufhebung des § 175 Str. G. B. ein. Dann die rein pornographischen Bücher mit ihren unqualifizierbaren Stoffkreisen. – Eine Mustersammlung solcher Literatur und Abbildungen, die übrigens zu einem Großteil von Wiener Firmen stammen!, stand zur Einsichtnahme zur Verfügung. Vor ihr konnte der kühlste Skeptiker sich seine Gedanken darüber machen, mit welcher Unvermeidlichkeit dieses Gift seit den letzten Jahren an der Substanz des Volkes fressen muß. Denn diese Schmutzflut dringt überall hinein ins Volk, in die Großstadt und in die Provinz, in die untersten und die obersten Schichten. Es ist gänzlich verfehlt, nur in der sogenannten ungebildeten Masse den Hauptabnehmer zu vermuten, ein Fehler, den auch noch manche Behörden nicht vermeiden. Nein, z. B. die Lesezirkel und Leihbibliotheken zweifelhaften Charakters haben ihr Lesepublikum gerade unter den Frauen und auch Männern des kaufkräftigen Bürgerstandes. Die ‚Berliner Illustrierte', das ‚Magazin', die ‚Karawane', der ‚Figaro', das ‚Frische Fleisch' und wie diese Erzeugnisse alle heißen mögen, werden von der höheren Tochter, von dem Gymnasiasten, vom Studenten, ja auch vom älteren Akademiker gelesen. Und die homosexuellen und lesbischen Schriften erfreuen sich der besonderen Bevorzugung gerade seitens der sogenannten besseren Stände, und hier der Mädchen zwischen 17 und 22 Jahren, wie schon erwiesen ist. Sehen wir also die Dinge, wie sie sind. Die Schmutzerzeugnisse machen nirgendwo halt. Wir finden sie in der vornehmen Villa der Vorstadt und in der Spelunke des Scheunenviertels, sie sind wohl ein trauriges Charakteristikum der modernen Großstadt, aber auch das platte Land ist nicht mehr sicher vor diesem Gifthauch. – Die Aussprache ging noch einen Schritt weiter zurück ins Gebiet der Ursachen; Dr. Froberger, Bonn, zeigte den weltanschaulichen Hintergrund des ganzen um sich greifenden Kulturverfalls: Neuheidentum holt zum konzentrischen Angriff gegen die christliche Lebensform aus und weiß genau um die Bedeutung der drei Etappen: Zerstörung der Schamhaftigkeit, der Achtung vor dem Weibe, der Achtung vor der Ehe.

Alle diese Tatsachenreihen beleuchten aber nur die äußere Seite der Lage. Deren

ganzer Ernst ergreift uns erst, wenn wir die seelische Wirkung dieser Schmutzflut auf die heranwachsende Jugend erwägen. Auf Grund vieljähriger Jugendgerichtspraxis entwickelte Amtsgerichtsrat Dr. Clostermann, Bonn, seine Erfahrungen über den Zusammenhang von „Lektüre und Tat", besonders veranschaulicht an zweiundvierzig lehrreichen Einzelfällen jugendlichen Verbrechertums. Er fand bei diesen Entgleisten die fünf Typen der Willenschwachen, Unbekümmerten, Nervösen und Stimmungslabilen, Abenteurer und Phantasten, und sexuell Gefährdeten, und bei jedem spielte der Einfluß verderblicher Lektüre mit, wenn auch in verschiedener Stärke, am meisten bei den Abenteuerlich-Phantasten und dem Mischtyp der sexuell Gefährdeten. Clostermanns Beobachtungen drangen aber noch tiefer und führten die Vielschichtigkeit des Gesamtproblems bald vor Augen: Lektüre erschien nicht als Alleinmotiv, sondern anderes wirkte mit, wie erbliche Belastung (bis zu 80 Prozent), Wohnungselend und Milieu, Beispiel der Eltern, der Freunde, Nikotin und Alkohol usw. Und welche Lektüre? Eigentlich alle, das Minderwertige so gut wie das Höherwertige, selbst das Klassische, hauptsächlich aber Schund. Somit erscheint der Schund als Auslösungsfaktor, und Art und Ausmaß der Wirkung hängt in der Hauptsache von der Persönlichkeit und ihrer Umwelt ab. Daraus läßt sich für die Bekämpfung folgern, daß das Uebel an der Wurzel gefaßt werden muß durch Beeinflussung der Gesamtpersönlichkeit und von frühester Kindheit an; die Vermittlung guter Lektüre ist nur ein Spezialmittel in diesem Gesamtbemühen.

In der Aussprache unterstrich Prof. Tillmann, Bonn, die Notwendigkeit der Unterscheidung zwischen psychopathischen und normalen Menschen. Auf erstere, die Trieblingsnaturen, bezogen sich Clostermanns Feststellungen über den tatbestimmenden Einfluß der Lektüre; Grund genug, dem alle Aufmerksamkeit zuzuwenden, zumal wenn man bedenkt, daß die neuerlichen statistischen Erhebungen der Psychiater es glaubhaft machen, daß man mit etwa 40 Prozent Belasteter im Volk zu rechnen habe! Beim normalen Menschen aber ist der Lektüreeinfluß zwar gewiß vorhanden, jedoch schwerer in seiner jeweils individuell bedingten Form zu erfassen; was den einen zum Fall brachte, focht den anderen vielleicht nie an. Auch Roczek macht in seinem Aufsatze auf die Verwicklung des hier bestehenden psychologischen Problems aufmerksam. Mindert das aber unsere Verantwortung? Mitnichten. Es verschärft nur die Forderung Clostermanns, nämlich diese Seite der Bewahrung bedachtermaßen in den Rahmen der Gesamterziehung einzugliedern. Für deren Vorgehen verlangte Tillmann umfassendste und gründlichste Kenntnis des Erziehungsobjekts; sie ist nur durch hingebendste Einfühlung in die körperlichen und seelischen Wesensseiten des werdenden Menschen zu erreichen.

So beachtlich diese pädagogische Richtlinie ist, weitertragend für die Zukunft dünkt uns das bei dieser Debatte nur eben in Umrissen auftauchende psychologische Problem der seelischen Grundlagen für die Lektüre- und speziell Schundwirkung auf Normale; es gibt ja viele Juristenkreise, die geneigt sind, z. B. den Tateinfluß der Schundlektüre gering zu nehmen. Gegen sie vor allem zielte Privatdozent Dr. Beeking, Freiburg, mit der Unterscheidung, daß nicht notwendig und immer ein direkter Einfluß, in Form unmittelbarer Nachahmung, in Frage zu kommen braucht. Es genügt, wenn wiederholt oder fortgesetzt Triebentfesselung stattfindet und zur Lockerung der ethischen Gesamthaltung führt, bald folgt dann die Zersetzung der ethischen Begriffe nach. Aehnlich Dr. Rumpf, Bonn, Prof. Müller-Heß und Tillmann, die geltend machten, daß man berechtigterweise annehmen kann, daß die ungehemmte Ausbreitung sexuellen Schunds allmählich die allgemeine sittlich-religiöse Haltung zerstört und eine Atmosphäre schafft, die von selbst wirkt wie Gift in der Luft. Heute beginnt sich erst diese Auswirkung der vor wenigen Jahren entstandenen Schundzeitschriften deutlicher zu zeigen. Müller-Heß verwies insbesondere auf die ganz anders gelagerten

seelischen Verhältnisse in der Pubertätszeit. Diese Zeitspanne stärkster Seelenbewegung ist ein ausgesprochenes Gefährdungsalter gleicherweise für Psychopathen wie für Normale, und ein tieferer Einblick in die Irrungen und Wirrungen zumal der ausgehenden späteren Reifezeit mangelt den meisten Erziehungsbeflissenen – schon wegen der größeren Schwierigkeit, mit geeigneten Methoden an die scheue Seele dieser Reifenden heranzukommen, die in stark betontem Selbstgefühl so gern der Beobachtung und erst recht dem „Experimentator" ausweichen.[1] Auch die Kulturpsychologie müßte unseres Erachtens zum Bunde gehören und uns genaueren Aufschluß geben über die geistige Strukturveränderung des heutigen durchschnittlichen Arbeitsmenschen, dessen Denkmaschine leer läuft, der keine Zeit, keine Lust, keine Kraft mehr hat zu geistiger Vertiefung in ein literarisches Gut, der geistig von der Hand in den Mund lebt, nach Abwechslung und Ablenkung haschen muß, um über die Stunden hinwegzukommen. Denn auch nur eine Stunde mit sich allein sein – was gibt es Quälenderes für diesen armen Gegenwartsmenschen, als die Gesellschaft seines eigenen gehetzten, verarmten und verödeten Ich! Sind nicht in solcher Mentalität alle, aber auch alle Dispositionen geschaffen für eine unsagbar verheerende Wirkung, wenn nun auch noch der Brand aufwühlender Erotik in diese Seelenruinen hineinschlägt? Es ist bitter, diese Zeichnung geben zu müssen, aber sie ist nicht Karikatur, sondern trifft im Typus Unzählige von heute. Den psychologischen Mechanismus der Schundwirkung klarzulegen, mit Heranziehung unserer gegenwärtigen Erkenntnisse auf dem Gebiete der Pubertäts-, Sexual- und Kulturpsychologie,[2] das hätte einen eigenen Programmpunkt dieser reichbesetzten Tagung abgeben dürfen und eine wertvolle Ergänzung zu Clostermanns Ausblick erbracht. Wir glauben auch, daß erst mit dieser psychologischen Fragestellung die Ausgangspunkte für eine brauchbare Definition des triebenthemmenden Schrifttums zu gewinnen sind. Und Fronemann, dem auch Roczek beipflichtet, mag auf dem richtigen Wege sein, wenn er vorschlägt,[3] hierbei jeweils nach den Perioden der jugendlichen Lesebedürfnisse und Lesereife vorzugehen, und für jede Stufe, die wir jetzt ja genauer unterscheiden lernen, die zugehörigen Formen von Schundliteratur festzustellen. Erst mit dieser differenzierten Betrachtungsweise kommen wir weiter, wenn auch nur Schritt für Schritt, und gewinnen für eine Reform der bisherigen gesetzgeberischen Maßnahmen festen Boden und sichere Wegrichtung.

Gesetzgeberische Maßnahmen! Schon am ersten Tag wurde über sie mit mehr oder weniger Temperament das Verdikt gesprochen und ihr Versagen gegenüber diesem uns jäh überrumpelnden Ausbruch eines schrankenlosen Erotismus festgenagelt – hierin gingen die anwesenden Juristen einig mit den Volksbildnern, Erziehern, Geistlichen und Aerzten. Der ganze zweite Tag wurde dieser Frage vorbehalten. Kein Geringerer als Landgerichtsdirektor Dr. Hellwig, Potsdam, der beste Kenner der Gesetzesmaterie und seit Jahrzehnten in vorderster Linie in der Schundkampfbewegung, erläuterte den Sinn des seit Ende 1926 bestehenden Schundliteraturgesetzes. Es hat den Mangel, daß es den Begriff der Schund- und Schmutzschrift nicht festlegt, desgleichen nicht klar erkennen läßt, wie es sich zu Anzeigen und Abbildungen stellt. Letztere werden nach der gegenwärtigen Spruchpraxis erfaßbar nur dann, wenn sie einen anstößigen Text unterstreichen. Für das Gesetz ist maßgebend nicht

[1] Darum kann auch die gewiß wertvolle, aber in Pädagogenkreisen überschätzte Jugendpsychologie, die vonseiten der „verstehenden" Psychologie beigebracht wird, von Spranger u. a., nicht das letzte Wort sein.

[2] Zu den Anfängen in dieser Richtung zählt die jüngst von Math. Kelchner u. E. Lau herausgegebene Studie über ‚Die Berliner Jugend und die Kriminalliteratur'. (Beiheft 42 zur Zeitschr. f. angew. Psychologie, Leipzig, 1928, Barth.)

[3] In ‚Das Erbe Wolgasts', Langensalza, 1927.

die Absicht des Verfassers oder Verlegers, sondern die Wirkung von Druckschriften, und zwar die Gesamtwirkung auf die normale Jugend. Es betrifft den ethischen, und nicht auch den ästhetischen und intellektuellen Schund: also die unzüchtige, kriminell gefährdende, verrohende und vielleicht auch die Staat und Gesellschaft anderswie zersetzende Literatur; neuerdings hat die Leipziger Oberprüfstelle auch intellektuelle Schundschriften, die ein falsches Weltbild vermitteln, zu ahnden begonnen. Für Kunst und Wissenschaft aber bedeutet das Gesetz keine Gefahr, wie schlecht Unterrichtete oder Uebelwollende eingewendet haben, da künstlerisch hochstehende Werke keinesfalls auf die Liste kommen können, bei der vorgesehenen Zusammensetzung der Prüfstellen. Alle solche Bücher sind überdies dann auf die Liste zu setzen, wenn ein Schutzbedürfnis der Jugend vorliegt. Einer Erweiterung des Gesetzes, zum Schutz auch der Erwachsenen, würde Hellwig, wie er bekannte, alle Unterstützung leihen.

Die Aussprache ging noch weiter: Hälfe nicht weit mehr ein Gesetz, das die Vernichtung der als Schund zensierten Ware vorsähe? Die Politiker in der Versammlung glaubten, vor solchen extremen und utopistischen Zielen warnen zu müssen. Unseres Erachtens verfehlterweise. Denn Politik ist geformter Willensausdruck, und was sich nicht s o f o r t durchsetzt, kann Bahnbrecher und Schrittmacher des Kommenden sein, wenn nur unbesiegliche Zähigkeit und geduldige Ausdauer auf den einmal betretenen Bahnen dahintersteht und bleibt. Sittlich große und weitschauende Ideen waren so oft zu Beginn eine Utopie oder Narrheit und ihre Vertreter den Zeitgenossen ein Aergernis, bis hin zum Menschensohn, der am Kreuz für die Frohbotschaft des Christentums den Schandtot erleiden mußte.

Ganz konkret aber blieb die Aussprache mit ihren Anregungen zur Reform der Spruchpraxis und der Prüfungsstellen, deren Rechtsprechung z. B. schon deswegen so schwankend sein muß, weil die Beisitzer zu oft wechseln. Generalstaatsanwalt Rust beanstandete überdies ihre Zusammensetzung und wünschte weniger Sachverständige, dafür aber Heranziehung der Elternkreise und damit des Volksempfindens, das mit sicherem Instinkt zu entscheiden weiß, was von der gesunden Linie abweicht. Sodann arbeitet der Verwaltungsapparat zu schwerfällig, um zeitig und umfassend genug Unheil verhüten zu können; die zuständigen Jugendämter haben sich dieserhalb schon des öfteren mit ihrer Klage in die Oeffentlichkeit flüchten müssen.

Frau Ministerialrat Helene Weber zeigte am Nachmittag in temperamentvoller Rede den mehrjährigen Werdegang des Gesetzes auf dem Hintergrund der politischen und weltanschaulichen Kämpfe. Nicht mit Unrecht geißelte sie das unfruchtbare Genörgel derer, die der bloßen Kritik keine brauchbaren Verbesserungsvorschläge zur Seite setzen, denn das Gesetz sei ein werdendes und solle aus der fruchtbaren Mitarbeit der Beobachter und Praktiker im Lande zum Besseren hin entwickelt werden. Immerhin wollte uns scheinen, daß sie die gegenwärtige Brauchbarkeit desselben überschätzt, als Politikerin, die schon als Fortschritt bucht, daß es überhaupt da ist und über das Str.-G.-B. hinaus ein erstes Zugreifen ermöglicht. Der sachkundige und zum größten Teil in der Praxis stehende Zuhörerkreis konnte durch diese leidenschaftliche Verteidigung nicht von der kühleren Haltung abgebracht werden angesichts der Erfahrungen im Lande und mit den Prüfstellen. Es mutet in der Tat ja auch sonderbar genug an, wenn man erwägt, daß seit Ende 1926 bisher ganze achtzehn Schriften auf die amtliche Verbotsliste gekommen sind. Danach müßte es ja glänzend um die deutsche Literatur bestellt sein hinsichtlich ihres ästhetischen Fein- und ethischen Sauberkeitsgehalts! Und sehen wir näher zu: fünf davon sind harmlose, zum Teil bis zu fünfzig Jahre alte Hintertreppenromane altmodischen Stils, hochmoralisch, aber literarisch schlecht, von der Art, wie sie „das Volk", seit des seligen Clauren's Zeiten unbeanstandet hat lesen dürfen und wie sie unter gewissen Veränderungen die von Forschern längst anerkannte geistige und seelische Entspannung Ungezählter bildet, ja

bilden muß, die von der „höheren Literatur" einfach nicht erreicht, geschweige denn befriedigt werden können. Dieses Schrifttum läßt man also die ganze Schärfe des Gesetzes fühlen![4]

Durchschlagenden Erfolg aber hatte Helene Weber mit ihrem gefühlsstarken Aufruf zur Sammlung aller positiv gerichteten Kreise, zwecks tatkräftiger Organisation der Abwehr. Durch die Organisation der öffentlichen Meinung, die sofort in Angriff zu nehmen ist. Damit war die Losung ausgegeben für die Verhandlungen des Schlußtages, der die praktischen Folgerungen aus der neuen Lage zu ziehen hatte. Prälat Kaller faßte den Schundkampf als Teilstück der katholischen Aktion. So soll er auch deren Charakterzüge tragen, d. h. ein Laienapostolat sein, das organisiert und tatkräftig und mit sieghaftem Optimismus vorgeht, denn es kommt nicht auf die Zahl, sondern auf die inneren Kräfte an. Er verurteilte die Sorglosigkeit und Unwissenheit katholischer Kreise, die ihren Schuldanteil daran haben, daß christliches Volksempfinden nicht genügend in unserer Gesetzgebung sich hat durchsetzen können. Wollen wir wirksame Gesetze haben, so müssen wir vorerst eine klare katholische und sogar eine öffentliche Meinung schaffen, die unsere katholischen Grundsätze dem ganzen Volke überzeugend darlegt. In praktischem Schundkampf sind die abwehrende und die aufbauende Arbeit zu unterscheiden. Wege und Organisationsformen dafür bieten sich genug dar: die Aufklärungsarbeit des Seelsorgers und der Lehrerschaft; die Arbeit des Volkswartbundes und die Arbeitsgemeinschaft katholischer Verbände für Volksgesundheit und Volkssitte; die Kleinarbeit in den Gemeinden; die Neubelebung des übernatürlichen Denkens und des Autoritätsgedankens der Kirche; die Schaffung einer katholischen Literatur durch Förderung katholischer Schriftsteller; das gute Buch.

An diesem Punkte hat die „besondere Aufgabe des Borromäusvereins" einzusetzen. Sie fordert weit über die Abwehr hinaus eine positive Fürsorge, von deren dreifachem Arbeitskreis: in Hausbücherei, Volksbücherei, literarischer Bildungs- und Erziehungsarbeit Direktor Braun ein werbendes Bild entwarf. Insbesondere die Notwendigkeit der literarischen Bildungs- und Erziehungsarbeit sollten wir nicht gering nehmen! Bis in die Gebildetenkreise hinein hat sich eine beschämende literarische Verständnislosigkeit und Erlebnismüdigkeit eingenistet. Die Unterscheidung zwischen Machwerk und Dichtung ist den wenigsten geläufig, alle Schlager kennt man und die Modenamen und -erzeugnisse findet man allenfalls, aber kein tieferes Literaturwissen und -verständnis. Am Buchladen geht man vorbei, die Kioske, Bahnhofsauslage usw. mit ihrer lockenden Aufmachung beachtet man allein und macht sich keine Gedanken über den dort angebotenen Stoff. Wenn das Volk, die Eltern, die Erzieher wüßten, wie furchtbar die Lage auf literarischem Gebiete heute ist, wie ungeistig die Literatur, wie geschäftsmäßig der Literaturbetrieb, ja weithin nach Art der Konsumgenossenschaft schon ausgebildet, und wie unchristlich dazu: es würde doch mit dem Rest eines gesunden Instinktes sich aufraffen und Front machen gegen die zunehmende seelische Verödung, in die wir hineingeraten zufolge der verheerenden geistigen Verflachung und Gefühlsverarmung! Hier fiel auch das treffende Wort, daß die Borromäusbibliothek keine Arme-Leute-Bücherei sein dürfe, sondern modernsten Ansprüchen genügen müsse. Sie kann es, auch im kleinsten Ort, weil jetzt die Zentrale die Fernleihbücherei ausbaut, die aus einem Bestand von etwa 80 000 Bänden den Ortsvereinen die Werke auch für die höher gesteckten Ansprüche der literarisch Anspruchsvolleren ausleihe. Braun's Durchsprache der einzelnen Möglichkeiten im Rahmen der Borromäusarbeit war zugleich ein Weckruf an alle die Ortsvereine, denen es an „Leben" mangelt. An der Zentrale liegt es nicht. Sondern sie haben selbst ihre eigene

[4] Vgl. dazu Prof. K. Brunner in ‚Deutsche Allgem. Zeitung', Nr. 253, vom 2. Juni 1928.

Schuld, wenn sie von dem Herzblut sich nicht durchbluten lassen, das dort verströmt, und wenn sie gerade deshalb wiederum die Stoßkraft der Gesamtorganisation nicht so stärken, wie sie es durch ihr Eigenleben sollten und könnten. Es soll auch nicht vergessen werden, daß die drei genannten Hauptaufgaben (Hausbücherei, Volksbücherei, literar. Bildungsarbeit) auch nach Helfern rufen, aus allen Kreisen der Erziehlich-Interessierten, nicht zuletzt auch aus den Kreisen der für das Volksbüchereiwesen noch weithin recht verständnislosen Akademiker!

Die folgenden Aussprachen richteten ihre Spitze gegen die Lauheit oder Gedankenlosigkeit oder Halbheit weit und breit. Sie erbrachten mit einer Fülle von Beispielen aus mutiger Kleinarbeit vielerorts, besonders in Baden und Württemberg, den schlagenden Beweis, daß in der Tat bei zielbewußtem und klug beratenem Vorgehen z. B. eine Säuberung des Straßenbilds zu erreichen ist. Man muß nur etwas mit der Gewerbeordnung und mit einigen einschlägigen Paragraphen des Str.-G.-B. vertraut sein und wird dem verheerenden Giftstrom, der von den Kiosken, Bahnhofsbuchhandlungen und den fliegenden Händlern ausgeht, immerhin einen gewissen Damm entgegensetzen können. Und damit ist schon viel getan, denn gerade diese drei Faktoren beherrschen heute das Angesicht der Straße und bestimmen die Geschmacks- und Urteilsbildung der Durchschnittsbreite! Beratung in solchen Fragen der Kleinpraxis, die jedermann an seiner Stelle ausüben kann, vermittelt der Volkswartbund (Sitz Köln), dessen rühriger Generalsekretär im vergangenen Jahre achtundzwanzig neue Ortsgruppen hat gründen können.

Als wesentlichstes Ergebnis aber legten diese Aussprachen den Bauplan für die angeregte Arbeitsgemeinschaft zur Organisation der öffentlichen Meinung fest. Der neue Zentralarbeitsausschuß der deutschen Katholiken zur Förderung der öffentlichen Sittlichkeit ist beschlossen und wird vorbereitet. Nicht als Neuorganisation, sondern als Zusammenfassung der bestehenden. An der Spitze ein Vertreter des Episkopats. Darin vereinigt die Diözesanarbeitsausschüsse, in denen alle Organisationen eine Arbeitsgemeinschaft bilden. Die örtlichen Arbeitsausschüsse werden dann der breite Unterbau sein und das Feld der Zusammenarbeit der einzelnen Ortsvereine (für Sammlung und Austausch der Erfahrungen, Information der Presse, Zensuranträge usw.).

Wenn sich der edle Schwung dieser erlesenen Schar und ihr Gestaltungswille an die immer noch sehr träge und sorglose christliche Volksbreite mitteilt, dann steht zu hoffen, daß diese bemerkenswerte Veranstaltung nicht bloße Demonstration und leere Geste bleiben, sondern zu neuem Aufbruch führen wird. In letzter Stunde fast, aber noch nicht zu spät, um alle die zu retten, die den Mut haben zur christlichen Konsequenz! Es geht in diesem Punkte wirklich um das Letzte und Zarteste in Sachen der Menschenreifung unserer Kommenden!

Heinrich Ruster.

Vereinbarung zwischen Volkswartbund (Köln) und Borromäusverein (Bonn)

zwecks Bekämpfung von Schund und Schmutz in der Literatur

1. Der Volkswartbund und der Borromäusverein begrüßen ein enges Zusammenarbeiten zwecks Bekämpfung von Schmutz und Schund, wobei jeder Organisation der ihr eigene Charakter gewahrt bleibt.

2. Der Volkswartbund betrachtet als seine Arbeit auch die Bekämpfung des Schmutzes in der Literatur, der Borromäusverein bekämpft durch seine Haus- und Volksbüchereien auch den Schmutz und Schund.

3. Der Volkswartbund weiß, daß negative Maßnahmen allein nicht ausreichen und daß positive Maßnahmen im Kampfe gegen Schmutz und Schund notwendig sind, daß also das gute Buch anstelle des schlechten und verderblichen gesetzt werden muß, und der Borromäusverein ist sich bewußt, daß das gute Buch nicht durchdringen kann, wenn seiner Wirkung durch das schlechte Buch Schranken gesetzt sind.

4. Die beiden Organisationen, Volkswartbund und Borromäusverein, berühren sich also in ihren Bestrebungen von der ihnen eigenen Zwecksetzung aus: der Volkswartbund muß zwecks negativer Bekämpfung die positiven Maßnahmen des Borromäusvereins begrüßen, und der Borromäusverein muß von seiner positiven Zwecksetzung im Schundkampfe aus die negativen Maßnahmen des Volkswartbundes aufs dringendste wünschen.

5. Aus diesen Ueberlegungen heraus treten die beiden Organisationen in eine engere Fühlungnahme zur Erreichung des gemeinsamen Zweckes: Bekämpfung von Schmutz und Schund.

6. Dieses Zusammenarbeiten äußert sich darin, daß diese Vereinbarung in beiden Verbandsorganen, dem Volkswart und der Bücherwelt, veröffentlicht werden und daß z. B. der Borromäusverein zu seiner Schundkampftagung den Volkswartbund heranzieht.

7. In der Organisation im Lande äußert sich dieses Zusammenarbeiten in der Weise, daß einerseits der Borromäusverein seinen Geschäftsführern im Lande die Unterstützung der Bestrebungen des Volkswartbundes zur Pflicht macht und daß andererseits der Volkswartbund in seinen Ortsgruppen die Bestrebungen des Borromäusvereins in Stadt und Land fördert.

Zu den Obliegenheiten der örtlichen Geschäftsstellen gehört insbesondere die Ueberweisung des einschlägigen Materials und aller Einzelaufgaben, die zum Arbeitsgebiet der anderen Organisation gehören.

Die Pressa Köln

Idee und Schau. Internationale katholische Kulturkonferenz

Ein Grundgesetz alles Schöpferischen ist, daß es sich entfalte in Gehalt und Gestalt. Diese Kategorien erheischen ihre Anwendung auf jedes Kunstwerk, d. h. schöpferische Leistung. Ist diese aber gebannt und beschränkt auf das Stoff- und Ausdrucksgebiet der gesprochenen Worte, gestalteten Zeichen, geformten Bilder, strömenden Töne, stehenden Formen? Ist schöpferisch nicht auch das „Erfinderische" in Ideen- und Menschenorganisation, in politischer und sozialer Gestaltung, das die Religiösen zu Kirchen- und Ordensgründungen trieb, die Staatsmännischen zu immer neuen Formen der Volksordnung, die Sozialen zu Werken der Menschenbetreuung in Hygiene, Caritas, Bildungspflege usw.? Und erst das „Erfinderische" in dinglicher Technik! So müßte auch jede Ausstellung von der Stunde der schöpferischen Eingebung an zu einem Kunstwerk auswachsen, ein gestaltgewordener Geistesfunke, der sich leidvoll losgerungen aus echtem Wehen eines schöpferischen Großen unter den Zeitgenossen.

Warum wir so fragen und diesen geistespsychologischen Gesichtswinkel hier anwenden bei der Würdigung einer Ausstellung, genannt „Internationale Presseausstellung Köln"? Weil gerade die Pressa nach Gehalt und Gestalt ihre charakteristischen Wesenszüge enthüllt und, wir meinen, zugleich eine meisterliche Lösung des genialen Wechselspiels dieser beiden Komponenten zeigt.

Uns ist die Analyse der Lösung, die die technische Aufgabenstellung im Falle der Pressa gefunden hat, geradezu ein Genuß geworden. Man kann Tage darauf verwenden, um schon nur den erstaunlichen, wirklich einzigartigen Aufwand an formalpsychologischen Faktoren zu studieren, die hier zum Gelingen der Grundabsicht dieses erstmaligen und ganz vorbildlosen Werkes haben herhalten müssen. Ein nicht wiederzugebender Reichtum an Einfällen konstruktivster Phantasie hat alle Stützen für das Verständnis der Leitgedanken, die den idealen Gehalt dieser Ausstellung ausmachen, hereinzuholen gewußt. Das Auge, das Ohr, die Farben, die Lichter, die Schrift, das Bild, das ruhende Modell und der eilende Film, die erfinderischeste Phantasie und der bohrende Gedanke – alle sind im Bunde, um auch dem stumpfsten oder oberflächlichsten oder sensationslüsternsten Betrachter die klar gefaßten Plangedanken nahezubringen, die die geistigen Angelpunkte des geistigen Aufbaues bilden. Tabellarische Statistiken sind auf das Notwendigste beschränkt worden, und wo sie unvermeidbar sind, spricht ihr Sinn und ihr Ergebnis verbildlicht oder im Modell verdinglicht so unmittelbar und wirksam wie nur möglich auf den interessierten Frager ein. Was an Dokumenten, an sachlichen Zeugen der Entwicklung von einst und jetzt herangezogen wird, ist kein totes Schaustück, kein Warenhaus, kein Trödelladen, kein Museum oder Kirchhof, sondern wurde schon von vornherein in Zusammenhänge hineingestellt oder in Räume hineinkomponiert, die von sich aus die Stimmung und das Wort ihrer Zeit wiedergeben. Und der ordnende Leitgedanke opfert nicht logistischen Konstruktionen den Zeit- und Eigenwert solcher Entwicklungszeugen. Das ist z. B. so ausgezeichnet zu beobachten zum Teil schon in der katholischen Sonderschau, insbesondere aber in der ganzen kulturhistorischen Abteilung, nicht nur in deren unteren Räumen, wo das Pressewesen von seinen ersten Anfängen an bis zur Gegenwart zum Spiegel des jeweiligen Zeitgeistes wird. Und dazu badet alles in Licht, atmet Weite und Klarheit in ansprechenden Räumen, von denen der Blick immer wieder erholend auf die erquickende Pracht der Rheinlandschaft gleiten kann. Das sind scheinbar letzte Aeußerlichkeiten und doch die unentbehrlichen Schlußpunkte in dem Prozeß der Verständlichmachung; ihre Vernachlässigung oder ein Mißlingen würde die Eindruckswucht für die Durchschnittsbreite der Besucher durchaus ge-

fährden, bei jeder Ausstellung. Erst recht bei dieser Riesenschau, die wohl nicht eigentlich vom üblichen Typ der populären Ausstellung ist, sondern zu einem geistigen Miterleben in besonderem Maße herausfordert.

Damit stehen wir bei der Frage nach dem Gehalt, nach der geistigen Substanz der Pressa. Man soll sie in einem Gedankengang so einfach und so genau wie möglich, kennzeichnen: Geist, Kraft und Gewissen sollen als die drei Lebensmächte erwiesen werden, die in ihrem rastlosen, lebendigen und verwickelten Zusammenspiel die Kulturtat „Presse" zeugen. Welch riesige Energieströme von diesen drei Quellengebieten Tag für Tag, mit möglichster Beschleunigung, in konzentriertester Dosis zusammenschlagen müssen, bis „die Zeitung heraus" ist, welche geballte Leistung von jedem dieser drei Mitschaffer beigesteuert sein muß, wenn die gedruckten Papierstapel in alle Winde eilen, zum Segen oder Fluch – das soll in eindrucksvollsten Bildern und Aufbauten so treffend wie möglich, so begreiflich und einprägsam wie möglich vor die flüchtige und vergeßliche Gegenwart hingestellt werden.

*

Diese Riesenschau hier im einzelnen vorzuführen, wird man nicht verlangen. Nehmen wir einmal gewissermaßen aus der Vogelschau die Umrisse der Gesamtanlage auf. Deutlich gruppieren sich, von Köln aus gesehen, am Deutzer Ufer beiderseits der Hohenzollernbrücke die Ausstellungsbauten zu zwei großen Kernen. Rechts, rheinaufwärts, hat man die alte Kürassierkaserne sehr gefällig und praktisch aus- und umgebaut zum sog. Museumsbau. Er birgt den ersten Hauptteil der Ausstellung, die kulturhistorische Abteilung. Ihr Sinn ist: das Pressewesen, von den ersten Anfängen an, in seiner Verflechtung mit und als Spiegel des Geistes- und Kulturlebens der Völker zu zeigen. Hier beginnt man beim Rundgang, von der stromaufwärts gelegenen Hängebrücke aus eintretend. Hat man die Schranken durchschritten, so stößt man zuerst auf die unter Leitung von Domin. Boehm wieder instandgesetzte St. Urbanskirche (gotisch, innen barock) nebst (Benediktiner-)Abtei, die die katholische Sonderschau beherbergen. Die Zusammenstellung aus zwanzig Jahrhunderten katholischen Schrifttums dort geht gewissermaßen als würdiges Vorspiel der ersterwähnten Hauptabteilung voraus. Die zwanzig unteren Räume, um den Kreuzgang herum, führen durch das ältere Schrifttum, mit historisch und künstlerisch wertvollen Stücken. In der Kirche selbst ist eine wertvolle kirchenmusikalische Sammlung untergebracht, in der Auswahl für den Praktiker berechnet. Das Obergeschoß der Abtei enthält das Schriftwesen der Missionen, der wichtigsten gegenwärtigen kulturellen Arbeitsgebiete, die katholische Tagespresse des In- und Auslandes, und sammelt in einem stimmungsvollen Saale das katholische Buch der Gegenwart, des In- und Auslandes, in einer übersichtlichen wohl lückenlosen Bibliothek; dort ist alles doppelt vertreten, so daß die Interessierten bequem dem einen oder anderen Werke Muße widmen können. Ueberdies wird dort sehr begrüßenswerterweise von Zeit zu Zeit die um ein Spezialproblem sich gruppierende Literatur zusammengestellt zur Einsichtnahme.

Die wichtigsten Gruppen der kulturhistorischen Abteilung sind folgende: Frühe und fremde Kulturen, klassisches Altertum, Entwicklung der abendländischen Schriftformen, germanische Frühzeit, das Lied als Nachricht, das Bild als Nachricht, vom Brief zur Zeitung, Gutenbergs Werk, Publizistik des 16. und 17. Jahrhunderts, Intelligenzwesen, die Zeitschriften des 18. Jahrhunderts, Publizistik des deutschen Klassikers, Presse und Friedrich der Große, Joseph II., französische Revolution, Napoleon, Restauration 1815—1848, Zensur, das Revolutionsjahr 1848, Bismarck, Rheinland — alles im Untergeschoß. Im Obergeschoß sind unter anderem die Anfänge der Zeitungswissenschaft mit ihren beachtenswerten statistischen und inspirieren-

den Leistungen für die Soziologie zu verfolgen; den Kulturhistoriker fesseln besonders Abteilungen wie Presse und Akademiker, Presse und Frau; ferner zeigt die moderne Buchkunst (Einband und Illustrierung) ihre beispiellosen Fortschritte im letzten Jahrzehnt. Und das österreichische Kunstgewerbe von einst und jetzt wartet mit erlesenen Proben auf, die immer wieder zu lebhaftem Meinungsstreit in der ästhetischen Bewertung Anlaß geben.

Sind wir mit diesem Kernstück zu Ende und unter der Brücke hindurchgeschritten, so reckt sich links von ihr, stromabwärts, das zweite Hauptgebäude auf, der eigenartige riesige Messebau – in rotem Backstein, 400 × 500 Meter mit 86 Meter hohem Turm. Die architektonische Bewertung dieses eigenartigen Baues ist nicht einheitlich, aber man kann ihn fesselnd finden, soviel mathematische Rechenhaftigkeit und nüchterne Sachlichkeit aus der Stilgebung auch sprechen mag. Hier entfaltet die Technik, die zweite im Bunde, ihr Riesengetriebe und hinterläßt einen überwältigenden Eindruck von der Unentbehrlichkeit und Vielgestalt ihrer Dienste im Pressewesen. Sofort beim Eintreten in die Riesenhallen führen die dort aufgebauten Redaktionsräume durch die geistige Arbeit, zeigen uns gewissermaßen den Kopf, der in der Zeitung schafft – ein geziemender Auftakt und eine Verbeugung vor dem Geiste, der hier wie überall allein lebendig macht. Aber dann, in allen folgenden unteren Räumen, zeigt die Kraft ihre Riesenmaße und die Werte, die sie in diesen gewaltigen Arbeitsbund aller menschlichen Fähigkeiten miteinbringt. Eisenbahn, Post mit Telephon, Telegraph und Rundfunk als Zubringer und Verkehrshilfe, der Weg der Nachricht, die wie ein Funke an einem Punkte der Erde auftaucht und auf tausend Vehikeln um die Erde kreist, werden in lebendigem Geschehen an Ort und Stelle vorgeführt. Dann wickelt sich in einem mustergültig bis ins einzelnste ausgebauten Zeitungsbetriebe der Druck der modernen Tageszeitung ab. Wir bestaunen die erfindungsvolle Vielheit der Setz-, Gießerei- und Rotationsmaschinen. Tafeln, bildliche Darstellungen, beleuchtete Drehbühnen, plastische Modelle und was sonst noch an tausend Einfällen zur Veranschaulichung herangezogen ist, belehren über die Verbreitung, das Wachstum, die Leistungsfähigkeit usw. der kleinsten und größten Blätter in allen deutschen Landesteilen, der Telegraphenbüros, der Korrespondenzen und anderer Hilfs- und Vorarbeiter für die Tageszeitung. Im Obergeschoß haben sich, um nur das Wichtigste anzudeuten, die großen Zeitungs- und Zeitschriftenverlage zusammengefunden, mit z. T. recht behaglichen vornehmen Kojen und Lesesalons. Hier zeigen auch Hapag und Norddeutscher Loyd ihre Schiffstypen, Junkers die „Bremen"; in je einem geräumigen Zeitungs- und Zeitschriftensaal sind alle Blätter zu finden; manche Sonderschau, wie die koloniale und die des Auslandsdeutschtums, lädt zu eindringenderen Studien ein.

Außerhalb des Messebaues haben ‚Kölnische Volkszeitung', ‚Kölnische Zeitung', ‚Hamburger Fremdenblatt', ‚Leipziger Neueste Nachrichten', die Arbeiterpresse und Mosse ihre eigenen großen Häuser und geben Einblick in die Entwicklung und Technik ihrer Betriebe; Ullstein und Scherl fehlen. Daran reiht sich die jüdische und protestantische Sonderschau. Letztere in einer Kirche aus Stahl, Blech und Buntglas.

Unmittelbar an den großen Messebau schließen sich die entzückenden gärtnerischen Anlagen an, mit ihren Wasserspielen, Rasenteppichen, Blumenbeeten und einzigschönen, ausgedehnten Rhododendronbüschen. Inmitten der Musikpavillon für die großen Konzerte. All diese Pracht leitet hinüber zu dem abschließenden Staatenhaus. Ein weit gespanntes Halbrund, in dem die beteiligten siebenundzwanzig Nationen ihre Ausstellungen haben. Dieser Teil gibt volkspsychologisch höchst interessante Einblicke. Am sprechendsten für die jeweils hier sich offenbarende Menschenart sind wohl die Räume Schweden, Oesterreich, Frankreich und Vereinigte Staaten; in Sowjet-Rußland trifft die propagandistische Tendenz stark auf die Seele, wie über-

haupt dort das Ganze recht ausdrucksstark das chaotische Ringen der erwachenden russischen Seele widerspiegelt.

Und nun kann der „Mensch", genug geplagt unter der Unsumme der Anforderungen wieder aufleben im sogenannten Vergnügungspark. Der ist geradezu eine Landschaft und eine Siedlung für sich geworden, an Raum nahezu so groß wie das bisher durchschrittene Gelände. Da ist für alles gesorgt, was Menschensinn an Erfrischungsmöglichkeiten, Kurzweil, Witz, Sport und Spiel, Tanz und Geselligkeit sich wünschen mag. Hier wogt allabendlich ein wahrer Jahrmarktstrubel, und all das eingetaucht in ein berückendes Lichtermeer! Die erwähnten Ausstellungsbauten stecken dann gleichfalls ihre Tausende flimmernder Kerzen auf. Die Hohenzollernbrücke umreißt mit ihrer Lichtsilhouette den Hintergrund, aus dem dann abschließend in silbrigem Glanz das wunderbare und majestätische Filigranwerk des Domes in den Nachthimmel geistert. Dieses unbeschreibliche Gesamtbild bleibt jedem unvergeßlich, der es genoß.

*

Die Kölner Presseausstellung ist die erste internationale Veranstaltung dieser Art. Auf dieser Grundlage soll sie befruchtend auf die Weiterentwicklung der Presse einwirken und den Gedanken der internationalen Zusammenarbeit im Pressewesen fördern. Sie soll das im Pressewesen aller Völker sich offenbarende geistige Eigenleben festhalten, aber auch eine so oft gegeneinander gekehrte Waffe in friedlichem Wettbewerb und in ihrer Arbeit für Verständigung und Ausgleich zeigen.

Was ihre spezifisch volksbildnerische Bedeutung angeht, so ist darüber bei anderer Gelegenheit noch ein Wort zu sagen.

Bot dieser Rahmen und Hintergrund aber nicht die gegebene Gelegenheit, um eine Internationale Katholische Kulturwoche einzubauen? Sie hat unter dem Protektorate Sr. Eminenz des Kölner Kardinal-Erzbischofs, des Reichskanzlers, des Fürsten Alois zu Löwenstein, des Oberbürgermeisters Dr. Adenauer und des Kölner Regierungspräsidenten vom 16.—21. Juni stattgefunden, und in fünf Arbeitsgemeinschaften über Presse, Buch, Rundfunk, Film und Theater den Kulturtendenzen der Gegenwart nachgespürt und sich über die katholische Verantwortlichkeit gegenüber dem vorwärtshastenden Lebenstempo der Moderne redlich Gedanken gemacht. Wir kommen darauf noch zurück, wollen aber schon vorwegnehmen, daß der veranstaltende Zentralbildungsausschuß und sein Leiter, Direktor Marschall, Köln, mit diesem ersten Versuch einen vollen Erfolg erzielt haben, der dazu ermuntern sollte, aus diesen internationalen Kulturkonferenzen eine Dauereinrichtung zu machen.

Heinrich Ruster.

Von Werk- und Feierstunden

Zur Schulung unserer Helfer und Helferinnen

Das Ringen um die Klärung der büchereipädagogischen Problematik hat neben der stets wachsenden Einsicht in die Bedeutung einer Volksbücherei und dem mächtig erwachenden Empfinden der Würde und Verantwortung des volksbibliothekarischen Tuns zu der Erkenntnis geführt, daß eine Volksbücherei steht und fällt mit der menschlichen und beruflichen Qualität des Bibliothekars. Bei uns im Borromäus-Verein muß die eigentliche Vereinsarbeit von Menschen geleistet werden, deren Neigung zur Bildungsarbeit durch das Buch von vorwiegend anderen Berufsinteressen genährt wird, als den spezifisch volksbibliothekarischen. Hauptamtlich geleitete Borromäusbüchereien sind leider noch nicht sehr zahlreich. Die gegenwärtigen kulturpolitischen und finanziellen Spannungen werden auch noch lange uns nötigen, mit nebenamtlich, ja ehrenamtlich geleiteten Büchereien vorlieb zu nehmen.

Diese Situation hat dazu geführt, die ohnehin schon nebenamtlich und ehrenamtlich tätigen Büchereileiter durch Helfer und Helferinnen zu unterstützen, ja ihre Arbeit meist erst möglich zu machen.

Die Frage der Schulung unserer Helfer und Helferinnen rückt daher mehr und mehr in den Vordergrund und wird schließlich zu einer Lebensfrage der Borromäusbüchereien. Ueber die mehr oder minder erfolgreiche Teilnahme an dem jährlich einmal stattfindenden Kursus für die Leiter und Mitarbeiter von Borromäusbüchereien in Bonn hinaus, müssen wir zu einer dauernden, planmäßigen Schulung aller in der Büchereiarbeit tätigen Personen kommen.

Es sei gestattet, an einem Beispiel Plan und Durchführung der Schulung der Helfer und Helferinnen der Borromäusbüchereien zu demonstrieren.

Die „Oeffentliche Bücherei Siegburg" (5000 Bände, 1000 Leser, drei Ausleihen mit je 150 Bänden im Mittel) kam in die Situation, wo eine gedeihliche, zeit- und zweckentsprechende Büchereiarbeit von den zur Verfügung stehenden Mitarbeitern abhing. Es braucht durchaus nicht unterschlagen zu werden, daß auch die Siegburger Borromäusbücherei Zeiten krassen Dilettantismus gesehen hat. Aber gerade hier hat sich auch gezeigt, daß ein Leiter alles aus einer Bücherei machen kann. Zu keiner Zeit haben Helfer und Helferinnen gefehlt, aber von einem beharrlichen Aushalten kann nicht die Rede sein. Volksschüler und Gymnasiasten, Mitglieder der Jungfrauen- und Jünglingsvereine, Lehrer und Lehrerinnen, Junglehrer und noch mancherlei Liebhaber haben „auch mal" in der Bücherei mitgeholfen. Solche Gelegenheitsmitarbeiter fördern die Tätigkeit auf die Dauer nicht. Es gehört schon eine auf langer Erfahrung beruhende Vertrautheit dazu, um sich in dem feinen, komplizierten Büchereibetriebe zu Hause zu fühlen. Wenn die Bücherei folgerichtig arbeiten wollte, so mußte sie sehen, Helfer und Helferinnen zu gewinnen, denen die Mitarbeit Herzenssache ist. Seit Jahren haben zwei Herren dem geistlichen Leiter eine Menge Arbeit abgenommen und im wesentlichen den Ausbau gefördert. Der eine ist ein Junglehrer in einem Notberuf, der andere ein angehender Philologe, dessen wissenschaftliches Arbeiten sich auf Volkskunde und Volksbildung erstreckt. Diese Angaben sind zur Beurteilung der Verhältnisse notwendig. Von der Ueberlegung ausgehend, daß eine beharrliche Mitarbeit, bibliothekarisches Geschick, erzieherische Veranlagung und pädagogischer Takt am ehesten bei Frauen zu suchen sind, warb der letztere durch einen Aufruf in der Kirchenzeitung um frauliche Mitarbeit. Wir zählen heute vierzehn Helferinnen, 17—25jährige, deren Vorbildung meist die Volksschule, deren Befähigung zur Büchereiarbeit lediglich Lust und Liebe zur Sache, gesunder Sinn und Bildungsbereitschaft ist. Diejenigen mit

Lyzeumsschulbildung heben zwar das Niveau der Arbeitsmöglichkeit, stören aber nicht die Einheitlichkeit der Schulungsbasis. Es ist auch bedeutsam, zu erwähnen, daß der Kreis der Helferinnen weniger ein Erfolg des Aufrufes zur Mitarbeit als das Ergebnis persönlichen Werbens ist. Eine ist der anderen irgendwie befreundet. Das erleichterte die Notwendigkeit, einen engeren Zusammenhalt der einzelnen zu bekommen, denn ein menschliches, harmonisches Verhältnis zueinander ist eine nicht hoch genug zu wertende Voraussetzung gedeihlicher Helferarbeit. Nach kurzer Zeit des Sichzurechtfindens begann dann die planmäßige Schulung für den Helferdienst.

Dem Plane mögen einige allgemeine Gedanken gewidmet sein. Grundsätzlich darf im volksbibliothekarischen Tun kein Unterschied sein zwischen Haupt- und Nebenarbeit. Alles, selbst das geringste technische Getue muß dem Ziele hingeordnet und von ihm durchlebt werden. Deshalb dürfen auch die Helfer und Helferinnen der volkspädagogischen Tätigkeit und den vielfältigen Arbeitsleistungen nicht ohne fachliche Orientierung und Erfahrung gegenüber stehen. Auf keinen Fall darf den Benutzern der Bücherei der Eindruck eines Nichtkönnens und Nichtwissens der Mitarbeiter entstehen. Das bedeutet keineswegs, daß ich einem „So-tun-als-ob" das Wort rede, ich möchte im Gegenteil die Notwendigkeit der Schulung aller Mitarbeiter dadurch noch betonen. Ganz allgemein sind von den Helfern und Helferinnen gewisse Fähigkeiten zu verlangen: Da der Helfer nie völlig ratlos dem Leser gegenüber sein darf, so wäre ein Ueberblick über die Wissensgebiete notwendig; wichtiger aber wäre die Fähigkeit, das organische Verknüpftsein der einzelnen Wissenszweige und ihren persönlichkeitsbildenden Wert zu erkennen; die Grundforderung ist ohne Zweifel, daß der Helfer zur Volkslektüre ein persönliches Verhältnis hat; er muß im Schrifttum die schöpferisch-künstlerische Offenbarung und Gestaltung menschlichen Lebens erkennen und aus sozialem Erleben heraus zur Schrifttumspflege kommen; schließlich darf ein gewisser erzieherischer Blick und pädagogischer Takt nicht fehlen. Neben diesen Fähigkeiten muß unbedingt ein gerütteltes Maß Organisationstalent und Verwaltungsgeschick als Fertigkeit verlangt werden.

Es ist klar, daß Schulung der Helfer und Helferinnen nicht gleich Abrichtung sein darf. Ziel ist: Wesen und Geist volkspädagogischer Arbeit zu erfassen und den organischen Zusammenhang volksbibliothekarischen Schaffens zu erkennen. Die lebendige Hinführung dazu geschieht wohl tunlichst methodisch in den Formen der Arbeitsgemeinschaft. Die Schulung erstreckt sich stofflich auf Wesen und Aufgaben der Volksbücherei, auf leserkundliche Probleme, auf die Fragen volksbibliothekarischer Buchwertung, Buchwahl, Bestandsaufbau, Bestandserschließung und Bibliotheksverwaltung. Neben diesen spezifisch bibliothekarischen Stoffen wird unbedingt das Allgemeinwissen bereichert und geformt werden müssen. Die Geschichte der deutschen Dichtung, überhaupt des deutschen Volkstums und des deutschen Menschen beanspruchen sorgsame Pflege.

Dieser Plan ist im wesentlichen durchgeführt worden. Allwöchentlich wurde ein Abend der Schulung gewidmet. Vortrag, Referat, Lesung und schriftliche Arbeit, sowie freies Lehrgespräch haben uns in den Stoff hineingeführt. Keineswegs ist der Leiter der Schulungsabende der allein Gebende gewesen. Außerordentlich günstig trifft es sich, daß zwei unserer Helferinnen Lehrerinnen sind und zwei sich dem Bibliothekarberufe bereits gewidmet haben, so daß ihnen ein wesentlicher Teil der Erarbeitung unserer Aufgaben überlassen werden konnte. Im Laufe des Jahres stellte es sich heraus, daß eine Hilfsbücherei für die Helferinnen, die ihnen mit Literatur über unsere Schrifttumspflege dient, notwendig wurde. Als Stoffquelle für literaturgeschichtliche Fragen z. B. enthält sie die ausgezeichneten Heftchen der Deutschkundlichen Bücherei (Verlag Quelle u. Meyer, Leipzig, Preis durchschnittlich —.60 ℳ). Wir haben es nicht unterlassen, durch Besichtigung anderer Büchereien unsere Arbeit werten zu lernen und

gern nahmen wir die Gelegenheit wahr, volksbildnerische Kurse gemeinsam zu besuchen.

Gewisse Umgangsformen im Verkehr mit den Lesern bildeten sich schließlich auch und ganz von selbst heraus. Als solche galten uns z. B.: Wir sind für die Leser da, deshalb haben alle Privatunterhaltungen zu unterbleiben! Der Leser ist stets freundlich, umsichtig und zuvorkommend zu bedienen; er muß erkennen, daß wir ihm dienen und helfen wollen, deshalb wollen wir uns immer in die Lage des Lesers versetzen und davon ausgehen, stets einen müden, verdrossenen und verschlossenen Eindruck vermeiden! Die Bedeutung und Würde der Bibliotheksarbeit erfordert eine fast fanatische äußere Ordnung. Wie können und dürfen wir von unseren Lesern Ordnung verlangen, wenn wir sie selbst vernachlässigen! Ist eine Vermahnung am Platze, so wollen wir beim Leser nie an seine Ehrfurcht vor dem Buchstaben der Leseordnung appellieren, sondern an sein Verständnis für die Rücksichtnahme auf die Allgemeinheit. Von Strafen wird niemals gesprochen! Diese Umgangsgrundsätze haben nicht wenig dazu beigetragen, Interesse zu erwecken.

Der Erfolg dieser schon einjährigen Schulung unserer Helfer und Helferinnen ist nicht ausgeblieben. Er zeigt sich in dem wachsenden Vertrauen der Leser zum Bibliothekar, in der gesteigerten Wahl werthaften Schriftgutes und nicht zuletzt in der vermehrten Mitgliederzahl, vor allem aus der wohl fast überall noch abseits stehenden Schicht der „Gebildeten".

Richard Schmidt (Neiße, O. S.).

Vorlesestunden

Wenn ich etwas schreiben soll über meine Erlebnisse und Erfahrungen mit Vorlesestunden, die ich nun schon über achtzehn Jahre halte, dann ist es mir ganz so zu Mute, wie es Otto Ernst von sich schildert in der humoristischen Plauderei: ‚Aus meinen Wander- und Lesefahrten'. Man möge den ersten Abschnitt nachlesen. – Ueberhaupt wäre es am einfachsten, wenn ich statt langer Ausführungen über dieses Thema den kurzen Satz schriebe: Wer etwas über Vorlesestunden wissen will, der schlage Otto Ernst auf: ‚Gesammelte Werke' (Staackmann-Verlag) 12. Bd. Seite 216 ff.

Das soll nun natürlich nicht so aufgefaßt werden, als ob Otto Ernst so etwas wie eine „Methodik für Vorlesestunden" geschrieben hätte mit erstens, zweitens, drittens; oder als ob er eine Kollektion sorg- und säuberlich ausgearbeiteter Abhandlungen über dieses Thema in handlichem, überallhin mitnehmbarem Köfferchen offerierte, auf jedem Karton eine Gebrauchsanweisung, wie etwa: Zweckdienliche Bibliotheks-Reklame. – Was eignet sich zum Vorlesen? – Vorlesestunden in der Großstadt. – Kann man in der Dorfschule vorlesen? – Was liest man der Jugend vor? – Welche Dichtungen liest man mit Erfolg in der Kleinstadt? – Wie fesselt man seine Zuhörer? – Vorlesestunden als Bildungsmittel. – De anima naturaliter poetica. Und doch ist alles das und noch vieles andere, was wissens- und beherzigenswert ist, aus der harmlosen Plauderei zwischen den Zeilen herauszulesen.

Ich höre schon den entrüsteten Einspruch, den die im Tugendstreben vielgerühmte Bescheidenheit einbläst: „Aber ich bin doch kein Otto Ernst!" Und etwas boshaft Veranlagte werden vielleicht „ich bin" sagen und „du bist" denken.

Gewiß, Otto Ernst war, als er seine Plauderei schrieb, ein „weitbeschreieter" Dichter und Vortragskünstler, der vorlesend in der halben Welt herumfuhr und seine reichen Lorbeeren pflücken konnte in Petersburg und Bern, in Wien, Paris und Amsterdam, im gebildeten Berlin und im gastlichen Zürich. Wir aber wollen nicht herumreisen, um Lorbeeren zu sammeln, sondern uns kommt es darauf an, zu wissen, ob und wie wir Vorlesestunden in unsern eigenen Bibliotheksbezirken, in unsern Groß- und Kleinstädten und in unsern Dörfern veranstalten können und sollen. Uns

kommt es überhaupt nicht auf Lorbeeren an, sondern auf Beseelung der Arbeit in unsern Bibliotheken. Unser Ziel ist, die Freude am guten Buche zu wecken und zu fördern.

Aber das ist ja auch das Ziel jedes wirklich edlen Dichters und Vortragskünstlers, und in der Arbeit auf dieses Ziel hin brauchen wir uns nicht geringer zu fühlen als ein Dichter und Vortragskünstler und sind auch nicht geringer; denn jeder, der selbst erlebt, was er vorliest, ist Dichter und Vortragskünstler, wenn auch nach Art und Format gemeiniglich bescheidener als der „hauptamtliche". „Ein guter Vorleser ist ein feiner Brückenbauer; er baut die luftig goldene Brücke vom Dichter zum Volk. Um einen Dichter voll zu erfassen, muß man, wie jedermann weiß, selbst ein Dichter sein, wenn auch ein stumm geborener; wer das Wort eines Dichters innerlichst erfühlt, der ist in solchen Augenblicken selbst ein Dichter. Der Vorleser nun macht sie alle zu Dichtern, die da vor ihm sitzen, oder doch die besten unter ihnen; er ist ein Gott: er kann Dichter machen. Er verbreitet um sich die goldene Luft der Kunst; er ist wie alle wahren Künstler im Besitz der höchsten Macht: er kann glücklich machen." (Otto Ernst.)

Weil ich diese hohe Auffassung von dem beglückenden Segen des Vorlesens stets hatte, so sah und sehe ich in den Vorlesestunden die Seele unserer Bibliotheksarbeit. Es darf unser Ziel nicht sein, durch reklametüchtige Agitation eine möglichst hohe Ausleiheziffer zu erstreben und einen Schrank voll Bücher wie Krippenfutter hinzustellen. Der statistische Beweis, daß in einer Bibliothek eine große Anzahl von Büchern ausgegeben wurde, darf bei Leibe nicht als Hauptbeweis für rege und rechte Vereinsarbeit bewertet werden. – Es ist doch eine viel und laut beklagte Zeiterscheinung, daß zuviel gelesen wird. Wenn unsere Bibliotheken das Vielleſen fördern würden, so wären sie in sehr vielen Fällen nichts anderes als Wegbereiter der Schundlektüre. Wenn unsere Bibliotheksarbeit einen Sinn haben soll im Geiste des Aufgabenkreises aller unserer katholischen Vereine, dann müssen wir, wie Jos. Bernhart auf dem Katholikentage 1910 sagte, „durchdrungen sein von dem Willen und der Fähigkeit, in Gebilde der Kunst uns einzuleben und im Dienste der Volksbildung sie auch andern vorzuleben. Auch das Volk muß wissen, warum unser Herrgott Dichter auf die Welt kommen läßt, muß lernen, ein gutes Buch als Gold zu wägen und zu achten. Wie viel wäre gewonnen, wenn unser Volk gute Bücher verstände, sie gebrauchte wie das tägliche Brot! Wie notwendig ist ein Trunk geistigen Lebens für alle, die unter einem geistlosen Tagewerke seufzen, wie müßte das die Lebensführung veredeln, die Horizonte erweitern, sozial versöhnen, auch den Dämon Alkohol bändigen und edles Menschentum der Wahrheit des Evangeliums zuführen." Dieses Ziel erreicht man aber nicht allein – vielleicht überhaupt nicht – durch Vorträge über „Segen und Fluch des Buches", mögen die Vorträge noch so trefflich gehalten und noch so eifrig besucht werden, noch weniger durch Verdammen der Schundliteratur, sondern nach meiner Ueberzeugung allein durch direkte Einführung in das gute Buch, also durch warmherziges, die Dichtung erlebendes Vorlesen.

Was soll man denn vorlesen? Wer das nicht weiß, der kann nicht vorlesen, dem fehlt aber auch die Fähigkeit zu ersprießlicher Bibliotheksarbeit. – Alles, was man selbst mit Genuß liest, kann man vorlesen, vorausgesetzt, daß man es selbst oft gelesen hat. Ob man Abschnitte aus großen Dichtungen auswählt, oder ob man in fortlaufenden Vorlesestunden ein ganzes Werk vorliest, ob man kurze Erzählungen, Skizzen, Essays, Plaudereien und Betrachtungen, oder ob man Epen, Balladen, Dramen oder lyrische Dichtungen seinen Zuhörern nahe bringt – das ist ganz gleich und muß der persönlichen Eigenart, Neigung und Eignung des Vorlesenden überlassen bleiben. Ich persönlich habe die Gewohnheit, in bunter Mannigfaltigkeit einen ständig wechselnden Lesestoff zu bieten. „Wer vieles bringt wird manchem etwas bringen." Darum pflege ich in der Auswahl des Vorzulesenden eine enge Verbindung mit dem

Leben, mit den Jahreszeiten und religiösen und weltlichen Festzeiten herzustellen. Dann wechselt ganz von selbst Zuckerbrot mit derbem Hausbrot, Hausmannskost mit Festgericht. So lautete, um ganz bescheiden ein Beispiel aufzuzeigen, mein Programm für die vorletzte Lesestunde zu Beginn des Maimonats: 1. ‚Der arretierte Frühling' aus Paul Keller, Stille Straßen; 2. ‚Der Auftrieb der Maikäfer' aus Paul Keller, Das letzte Märchen; 3. ‚Maikäfer' aus Hermann Löns, Der zweckmäßige Meyer; 4. ‚Hanne Nütes Abschied von seinem Pastor' aus Fritz Reuter, Hanne Nüte. Diese Vorlesestunde, die rein unterhaltenden und humoristischen Stoff bot, sicherte mir – wie es beabsichtigt war – eine zahlreiche Zuhörerschaft für die letzte im Mai, für welche ich ‚Maria im Volk', von Karl Borromäus Heinrich gewählt hatte. – Vorlesestunden dieser letzten Art sind die besten: für die Zuhörer am fruchtbarsten, für den Vorleser am dankbarsten. „Da hört man hinterher ein paar leise Worte, die vieles sagen, sieht man ein Paar junger oder alter Augen, die wie Schwester- oder Bruderauge in die unsern blicken." (Otto Ernst.)

Kommen denn immer Zuhörer? Ja! I m m e r ! Man darf nur nicht andere Unterhaltungen, vor allem nicht Darbietungen von Gesangvereinen, Kirchenchören, Singgemeinden und Spielscharen, damit verbinden, gewissermaßen als attrahierende Umrahmung. Ueberhaupt darf man nichts tun, was nach Attraktion oder Reklame sich ansieht oder sich nach Werbetrommel anhört. „Eine Blume, die sich erschließt, macht keinen Lärm; leise und still kommt, lebt und geht alles wahrhaft Große und Schöne in dieser Welt." (W. Raabe.) Vorlesestunden sind in meinen Augen etwas wahrhaft Großes und Schönes. Am größten und schönsten sind sie für den Vorleser; und darum ist es mir niemals leid geworden, durch Vorlesen mich und andere zu erfreuen. Otto Ernst sagt sogar: beglücken. „Keines Gutes Besitz beglückt, wenn der Genosse dazu fehlt", sagt Seneka.

Immer mehr ist es mir in den achtzehn Jahren meines Vorlesens bewußt geworden, wie wahr die Verse sind, die Will Vesper seiner Gedichtsammlung ‚Die Ernte aus acht Jahrhunderten deutscher Lyrik' vorausschickt:

„Eine stille Freude machte heut mich froh:
Eine Blume leuchtete, ein Licht floß irgendwo.
Und plötzlich war ich mir bewußt
Des reichen Schatzes aller Lust,
Der unverbraucht auf Erden liegt allenden.
Mir war, ich trüge Gold in vollen Händen
Und ging und sagt es jedem, der begegnet.
Und j e d e r k a m und n a h m und war g e s e g n e t."

F. J. T u s c h.

Chronik

Frühjahrs-Mitgliederversammlung des Borromäusvereins

In der Woche vor Pfingsten, am 24. Mai ds. Js., tagte im Borromäushaus in Bonn die Mitgliederversammlung des Borromäusvereins. Mitglieder im Sinne des Bürgerlichen Gesetzbuches sind gegenwärtig 66 Personen, darunter 19 Diözesanpräsides als geborene Mitglieder. Sie waren diesmal sehr zahlreich erschienen. Die Ortsvereine sind berechtigt, Vertreter zu den Verhandlungen zu entsenden.

Aufgabe der Mitgliederversammlung ist, die Berichte entgegenzunehmen, Entlastung zu erteilen und die Idee für die künftige Gestaltung der Vereinsarbeit zu geben.

Letzteres tat die diesjährige Versammlung in ebenso klarer wie einmütiger Weise. Sie war aber auch noch insofern besonders bemerkenswert, als der neue Erste Vorsitzende gewählt und der Erweiterungsbau des Borromäushauses seiner Bestimmung übergeben werden sollte. Die Einweihung des Erweiterungsbaues nahm im Auftrage des Kardinals in Köln Domkapitular Prälat Oberdörfer-Köln mit einer kurzen Ansprache vor. U. a. war dabei die Stadt Bonn durch den Beigeordneten Spoelgen vertreten. Der Erweiterungsbau bietet Raum für die lang ersehnte Ergänzungsbücherei im Umfange von 80 000 Bänden, für die Bibliothekarschule, die bisher nur notdürftig untergebracht war, und für die Wohnung des Direktors, die aus dem alten Hause hierher verlegt wurde, um dort einem größeren Vortragssaale für Kurse und Lehrgänge Platz zu machen.

Anstelle des bisherigen Ersten Vorsitzenden leitete der Stellvertretende Vorsitzende Rechtsanwalt Dr. Alex Meyer-Bonn die Verhandlungen. Er konnte nicht bloß Mitglieder aus allen Teilen Deutschlands, sondern auch aus Deutsch-Oesterreich und Luxemburg begrüßen, wo der Borromäusverein im letzten Jahre ganz bedeutende Fortschritte zu verzeichnen hatte. Zu Ehren des verstorbenen früheren Stellvertretenden Vorsitzenden Geheimrat Horster-Bonn erhoben sich die Versammelten von ihren Sitzen.

Die Berichte des Vorstandes, der Geschäftsführung, der Rechnungsprüfer und des Generalsekretariats ergaben ein durchaus erfreuliches Bild vom Stand des Vereins im abgelaufenen Geschäftsjahre. Im Jahre 1927 wuchs sowohl die Zahl der Vereine wie der Mitglieder um 5—6 v. H.; es waren 4574 Vereine und 212 180 Mitglieder, d. h. 247 Vereine und 11 552 Mitglieder mehr als im Vorjahre. Eine besonders starke Zunahme hatten zu verzeichnen an Vereinen: das Ausland (240%), die Diözese Fulda (35%), Hildesheim (26%), Anteil Tütz (21%) und Rottenburg (14%); an Mitgliedern: das Ausland (113%), Fulda (51%), Anteil Prag (34%), Hildesheim (27%), Trier (19%), Anteil Tütz und Olmütz (je 18%), Freiburg und Rottenburg (je 10%), Breslau (8%), Mainz und Münster (je 7%).

An erster Stelle stehen nun unter sämtlichen deutschen Diözesen bezüglich der erfaßten selbständigen Seelsorgstellen: Köln (92%), Münster (84%), Osnabrück (81%), Hildesheim (75%), Paderborn (73%), Trier (65%) und Mainz (61%); bezüglich der Mitglieder: Münster (1,91%), das sich dieses Jahr zum erstenmal an die Spitze sämtlicher deutscher Diözesen gesetzt hat, Paderborn (1,87%), Mainz (1,85%), Osnabrück (1,81%), Hildesheim (1,75%), Trier (1,59%) und Köln (1,47%).

Was die Büchereien des Borromäusvereins angeht, so berichteten im Jahre 1926 (die Zahlen für 1927 liegen noch nicht endgültig vor) 3515 Büchereien oder 81%. Sie nennen einen Bestand von 3 Millionen Bänden und eine Ausleihe von 7 Millionen Bänden.

Eigentlich ist das Bild noch günstiger als es sich in diesen Zahlen widerspiegelt. Denn in den Vereinszahlen sind nur jene Ortsbüchereien enthalten, die 1927 den

statutengemäßen Mindestbeitrag von M. 30.— an die Zentrale ablieferten, nicht auch jene, die zufällig pausierten, aber die Büchereiarbeit genau im Geiste des Borromäusvereins weiterbetrieben. Würden diese pausierenden Vereine entgegen der Praxis des Borromäusvereins an der Zentrale zu Buch stehen und gleichzeitig die Zahlen über die Büchereiarbeit von allen pausierenden und arbeitenden Ortsbüchereien eingehen, so würde sich das Bild des Borromäusvereins zahlenmäßig um ein Bedeutendes besser gestalten und der tatsächlichen Wirksamkeit des Borromäusvereins näherkommen.

Für das laufende Jahr hatte bis zur Mitgliederversammlung die Großzahl der Diözesen den Stand des Vorjahres nahezu erreicht, eine sogar schon bedeutend überschritten (Freiburg), so daß für das laufende Jahr schon jetzt mit Bestimmtheit ein Ueberschreiten der Zahlen des Vorjahres vorausgesagt werden kann. Die äußeren Verhältnisse für ein Anwachsen des Borromäusvereins sind ja gegenwärtig günstiger als noch vor kurzem. Das Versagen des Schundgesetzes und der Erlaß der Bischöfe über die Bekämpfung von Schmutz und Schund lenkten erneut die Aufmerksamkeit auf die positive Seite der Schundbekämpfung durch Bereitstellen von guten Lesegelegenheiten. Um die negative und positive Schundbekämpfung auf katholischer Seite zweckmäßig durchzuführen, hat der Borromäusverein mit der Zentrale des Volkswartbundes in Köln eine Vereinbarung getroffen, die auf der Schundkampftagung des Borromäusvereins in der Pfingstwoche vertieft wurde und in wenigen Wochen durchgeführt sein dürfte.

Bei diesem Stand des Vereins konnte sich die Aussprache nach gelegentlichen Rückfragen und erteilter Entlastung ruhig einem anderen Thema zuwenden, das gegenwärtig brennend ist. Es handelte sich um die grundsätzliche Frage, wie die deutschen Katholiken auf dem Gebiete des Volksbüchereiwesens zu einer einheitlichen Front kommen und sich gleichzeitig in die deutsche Kulturgemeinschaft eingliedern können, ohne durch Kompromisse allzu sehr belastet zu werden.

Darüber ergab sich eine völlige Einhelligkeit, daß der Borromäusverein mit seinen auf konfessionell katholischer Grundlage aufgebauten Volksbüchereien auf dem richtigen Wege sei. Um der katholischen Volksbüchereibewegung eine größere Durchschlagskraft zu geben, ist es aber unbedingt notwendig, daß die deutschen Katholiken über das katholische Volksbüchereiwesen innerhalb der eigenen Reihen eine einheitliche Meinung haben und nach außen eine einheitliche Front darstellen. Das erfordert die heutige Situation im deutschen volkstümlichen Büchereiwesen. Darüber hinaus wird aber der Borromäusverein Wert darauf legen, zu andern Richtungen im Büchereiwesen in ein erträgliches Verhältnis zu kommen, ohne freilich seine Grundsätze preiszugeben. Bei dieser Eingliederung in das deutsche Kulturleben, die eine Selbstverständlichkeit ist, wird das Auftauchen von Problemen, die im Grunde auf die weltanschauliche Verschiedenheit zurückzuführen sind, nicht zu vermeiden sein. Das darf nicht hindern, das Ziel fest im Auge zu behalten, auf katholischer Seite eine Einheitsfront zu schaffen und mit allen Richtungen in ein erträgliches, ja vielleicht freundschaftliches Verhältnis zu kommen, wenn sich auch nicht alle Probleme restlos lösen lassen. Das ist ja auch in anderer Hinsicht nicht überall der Fall. Der Vorsitzende konnte am Schlusse der Diskussion feststellen, daß sich eine Divergenz der Meinungen nicht gezeigt habe.

Daß solch grundsätzliche Fragen im Borromäusverein künftig nicht ohne klare Antworten bleiben, dafür garantiert die eine Tatsache, daß die Versammlung auf Vorschlag des Vorstandes den Universitätsprofessor Dr. Albert Lauscher-Bonn, M. d. L., einstimmig zum Ersten Vorsitzenden wählte. Der bisherige Vorsitzende, Apostolischer Protonotar Prof. Dr. J. Felten, hatte am 1. April den Vorsitz niedergelegt und die Führung der Geschäfte dem Stellvertretenden Vorsitzenden überlassen.

Nun sah sich die Mitgliederversammlung zum erstenmal nach 36 Jahren in die Notwendigkeit versetzt, einen anderen Ersten Vorsitzenden zu wählen. Felten leitete seit Simars Weggang im Jahre 1892 die Geschicke des Vereins. Eine künftige Betrachtung des Borromäusvereins wird diese Stetigkeit in der Leitung des Vereins vielleicht als eine außerordentlich günstige Vorbedingung für die ununterbrochene, zielbewußte Ausgestaltung des Borromäusvereins als Haus- und Volksbücherei-Organisation nach einer einheitlichen Idee bezeichnen. Felten war Universitätsprofessor, Gelehrter, Lauscher ist daneben noch Politiker, namentlich Kulturpolitiker, der sich im Reichs- und Landtag mit kulturellen Fragen zu befassen hatte. Felten hat den Borromäusverein nach dem Geiste der Gründer ausgestaltet, Lauscher dürfte die Aufgabe zufallen, dem Borromäusverein als Träger dieser Idee im Kulturleben des deutschen Volkes jenen Platz und jene Anerkennung zu sichern, die er beanspruchen kann. Seiner klaren und zielsicheren Art, die gewohnt ist, sowohl die gegebenen Wirklichkeiten zu berücksichtigen, wie auch den Blick scharf auf das Grundsätzliche zu richten, dürfte das nicht zu schwer sein.

Seit Bestehen des Vereins hat kein Vorsitzender über ein Menschenalter hinaus dem Vereine vorgestanden wie Felten. In dieser Zeit hat der Borromäusverein eine erstaunliche Entwicklung durchgemacht. Tatsächlich ist der Name keines anderen Ersten Vorsitzenden mit so vielen bedeutenden Entwicklungsphasen verknüpft wie der Feltens. Die Versammlung hielt es darum für eine Dankespflicht, den abgehenden Ersten Vorsitzenden auf den Vorschlag des Vorstandes hin zum Ehrenpräsidenten zu ernennen und ihm die Auszeichnung des Borromäusvereins in Gold zu überreichen. Die von Gottwalds Meisterhand entworfene Urkunde hat folgenden Wortlaut:

„Die Mitglieder-Versammlung des Vereins vom heiligen Karl Borromäus vom 24. Mai 1928 hat auf einstimmigen Vorschlag des Vorstandes einstimmig beschlossen, den Hochwürdigsten Herrn Apostolischen Protonotar Univ.-Prof. Dr. Joseph Felten, der vom 20. Oktober 1892 bis 1. April 1928, also fast 36 Jahre lang, als Erster Vorsitzender weitschauend und im Geiste der Gründer mit außerordentlichen Erfolgen den Verein geleitet hat (Zeugen dessen sind: die Einrichtung der ‚Bücherwelt' 1903, des Generalsekretariats 1908, der Neubau des Borromäushauses 1912/1913, die Einrichtung der Kurse 1911, die Gründung der Bibliothekarschule 1921, der Buchgemeinde 1925, der Erweiterungsbau des Borromäushauses 1927/1928), zum Ehrenpräsidenten des Vereins zu ernennen und ihm das Ehrenzeichen des Vereins in Gold zu überreichen."

In dieser Urkunde sind nur einige charakteristische Etappen in der Entwicklung des Vereins während der Amtszeit des Prälaten Felten angedeutet. Sie betreffen eigentlich nur den inneren Ausbau des Vereins. Aeußerlich zeigte sich diese innere Ausbautätigkeit in einem raschen Anwachsen der Vereine und Mitglieder. Im Jahre 1892 zählte der Borromäusverein nur 1597 Vereine und 55 062 Mitglieder, also nicht viel mehr als im Jahre 1870 nach 25-jähriger Tätigkeit, heute 4 574 Vereine und 212 180 Mitglieder. Bis 1892 hatten in einem Zeitraume von 46 Jahren dem Borromäusverein 1,7 Millionen Mitglieder angehört, während der 36-jährigen Amtszeit Feltens dagegen 6,5 Millionen. Diese wenigen Daten und Zahlen sind Zeichen dafür, daß das Erbe der beiden Reichensperger sich unter Feltens Amtsführung in den besten Händen befand.

Die künftigen Geschicke des Borromäusvereins ruhen nun in den Händen der Mitgliederversammlung, die nach der auf der Pfingsttagung getätigten Zuwahl des Univ.-Prof. Dr. Heyer-Bonn aus 67 Personen besteht, des Vorstandes, dem die Herren Univ.-Prof. Dr. Albert Lauscher (Erster Vorsitzender), Rechtsanwalt Dr. Alex Meyer, Univ.-Prof. Dr. Fritz Tillmann, Dechant Hinsenkamp und Oberstudiendirektor Dr. Schümmer (sämtlich in Bonn) angehören. Dr. Albert Rumpf.

Besprechungen

Religionswissenschaft / Religiöses

Anwander, Anton: Die Religionen der Menschheit. Einführung in Wesen und Geschichte der außerchristlichen Gottesvorstellungen nebst einem religionsgeschichtlichen Lesebuch. Mit einer Religionskarte in 11 Farben und 29 Bildern auf 16 Tafeln. Gr. 8. XX und 568 Seiten. Freiburg i. Br., 1927, Herder. Geh. 16.— *M*, geb. 18.— *M*.

Das gewandt und anregend geschriebene Werk will in Form einer populärwissenschaftlichen Religionsgeschichte dem denkenden und strebenden Katholiken einen Einblick in die nichtchristlichen Religionen geben und deren geschichtliches Verständnis vermitteln, unter Berücksichtigung der neuesten religionsgeschichtlichen Forschungen. Der vorbereitende erste Teil legt die psychologische, philosophische und apologetische Grundlage, indem er aus Leben und Wissenschaft die Antwort gibt auf die Fragen: was ist Religion, woraus hat sie sich entwickelt, gibt es Menschen ohne Religion? Die eigentliche Religionsgeschichte behandelt sodann unter straffer Zusammenfassung der gewaltigen Stoffmenge die einzelnen Natur- und Kulturreligionen und schließt mit einem kurzen Aufriß von Gestalt und Wesen der übernatürlichen Religion. Beigegeben ist ein Lesebuch mit religionsgeschichtlichen Texten sowie eine Literaturübersicht, deren Nachweise und Winke zugleich kurze Kennzeichnung und Würdigung der einzelnen Werke geben. Neben der trotz aller Vielgestaltigkeit so überaus elementaren Macht des religiösen Gedankens tritt in Anwanders Buch besonders nachdrücklich hervor das entwicklungsgeschichtlich Unableitbare der Gottesidee und die einzigartige Höhe und Erhabenheit der christlichen Offenbarungsreligion. In den Fragen und Schwierigkeiten, die sich heute vielfach vonseiten der Religionsgeschichte und vor allem der vergleichenden Religionswissenschaft erheben, - man hat in der Hinsicht geradezu von einer Gefahr für den Katholiken gesprochen - ist A. ein zuverlässiger Führer, mit besonnenem Urteil in den Kontroversen. Eine empfindliche Lücke in der katholischen Literatur ist hier ausgefüllt.

Bonn. Heinrich Ostlender.

Mehlis, Georg: Die Mystik in der Fülle ihrer Erscheinungsformen in allen Zeiten und Kulturen. 244 S. München, Verlag F. Bruckmann A.-G. Geheftet 6.— *M*, in Leinen gebunden 7.— *M*.

Nach Sprache und Darstellungsart für ein gebildetes Publikum bestimmt, möchte M.s Werk einen Einblick vermitteln in die eigentümliche Schönheit und Tiefe des Kulturphänomens der Mystik, vor allem ihr Wesen deutlich machen und sie werten innerhalb der Fülle verwandter Kulturerscheinungen. Die Hauptteile behandeln: Gestalt und Gestaltwerdung der Mystik, die Mystik in Religion, Philosophie und Kunst. Dabei sind die hellenistische und deutsche Mystik als Werke höchster Geistigkeit mit Absicht in den Vordergrund gerückt. Ausgangspunkt der geschichtlichen Ueberblicke bildet die Aufzeigung der Elemente und Vorformen der Mystik, aus denen das mystische Bewußtsein allmählich seine reine Gestalt gewonnen hat. Der besondere Wert der Darstellung liegt neben der geschichtlichen Orientierung in der Phänomenbeschreibung und in der Gruppierung und Behandlung nach den verschiedenen Kulturkreisen und Kulturgebieten, in denen die Mystik in die Erscheinung tritt, wobei aber diese gesonderte Darstellung in keiner Weise leugnen will, daß jegliche Mystik in der Religion ihre Heimat hat und auch immer Form des religiösen Bewußtseins bleibt. Die Schwierigkeit des Gegenstandes und die Notwendigkeit, bei der Größe des Gebietes historisches Material zum Teil aus sekundären Quellen zu benutzen, bringen es mit sich, daß Formulierung und Darstellung gelegentlich in Einzelheiten noch einer Verbesserung oder Ergänzung fähig sind. Jedenfalls wäre für eine Neuauflage ein Literaturnachweis wünschenswert, vor allem da, wo ausdrücklich auf andere Auffassungen Bezug genommen wird. Grundsätzlich erhebt sich auch die Frage, wie weit man bei aller Anerkennung der Eigengesetzlichkeit der Mystik von einem eigentlichen Gegensatz derselben zum Dogma sprechen kann, und ob nicht vielmehr ein Verhältnis der Zuordnung oder Abhängigkeit zwischen beiden vorliegt. Die Darstellungs-

art M.s ist fein abwägend, bekundet einen treffenden Blick für geistige Typen und Zusammenhänge und bietet eine packende Schau von der Stärke der mystischen Bewegung in der Geistesgeschichte, von dem Verlangen, ja Ringen der Seele nach Gottesnähe und Gottvereinigung.

Bonn. Heinrich Ostlender.

Rießler, Paul: Altjüdisches Schrifttum außerhalb der Bibel, übersetzt und erläutert. 1339 Seiten. Augsburg 1928. Dr. Benno Filser-Verlag. Broschiert 30.— *M*, Ganzleinenband 32.— *M*.

Es ist wie ein einziger, gewaltiger, ergreifender und erschütternder Schlußgesang über Israels einstige Begnadigung und Größe oder auf seinen nahenden furchtbaren Sturz und Untergang, der in den vorliegenden Uebertragungen aus Klängen und Melodien der verschiedensten literarischen Gattungen altjüdischen Schrifttums sich zusammenwebt. In die letzten Jahrzehnte, bevor „die Fülle der Zeiten erfüllt" ward, fällt fast ausschließlich ihre Komposition und so ziehen sie „dem Erwarteten des Volkes und der Völker" gleich Herolden voraus, um in Gebet und Lied, Erzählung und Spruchweisheit, Hymnen und Prophetien auf allen Akkorden bald hochgehobenen Freudenjubels, bald schwermütig gedämpfter Trauerchöre den sanften Hauch einer ewigen unerschöpflichen Barmherzigkeit oder den Gewittersturm von unabänderlichen und unverkürzten Tagen des Zornes des Herrn ihrer Zeit und allen Zeiten zu verkünden.

An Tiefe des Gottesgedankens, Pracht der poetischen Bilder im einzelnen und an Kraft der Geschlossenheit des Ganzen dürfen die in einer meisterhaften Sprachkultur geformten Stücke mit Abschnitten aus den großen Propheten gleichsam wetteifern: so, um nur einige Beispiele zu nennen, das ‚Buch der Jubiläen', das ‚Henochbuch', das ‚Testament der zwölf Propheten', die ‚Psalmen Salomos', das ‚Gesicht des Esdras' und die ‚Briefe des Heraklit von Ephesus'. Sions Zerstörung, der Einzug der Feinde, Baruchs Klagelied und der unvergleichliche Schmerz der heiligen Stadt über ihr Unglück ist aus der syrischen ‚Apokalypse des Baruch' mit einer Kürze des Ausdrucks, Klangfülle des Rhythmus und Wucht des Pathos wiedergegeben, daß eine kunstvollere Verschmelzung von originalem Sprachcharakter und deutschem Sprachgeist als im Vergleich zu andern Versuchen ähnlicher Art bisher nicht erreicht festgestellt werden muß. Ein gleiches gilt von der ‚Apokalypse des Sophonias' und dem innerhalb der alttestamentlichen Schrifterklärung bzw. klassischen Philologie in fast unübersehbar zahlreich geführten Untersuchungen durchforschten Schriftwerk der ‚Sibyllinischen Orakel'. Um all dem an dieser Stelle unmöglich vollständig zu nennenden reichen und weitschichtigen Stoff in dem Uebersetzungsbande Aufnahme zu gewähren, mußte Einführung und Erklärung zu den einzelnen Texten auf knapp bemessenem Raume im Anhang beigefügt werden. Man bedauert fast diese nicht zu umgehenden Einschränkungen, so bei Sibyll. III 652 ff., 734, 791. Denn auf diese Stellen wird aus Vergil ecl. IV. 7 ff. und 39 oder Horaz carm. I 24, 9 und epod. XVI, 51 beachtenswertes Licht zurückgeworfen. Doch ist dort wie anderwärts das Wesentliche erschöpfend geboten. Nach religiösem Lehrgehalt und stofflicher Mannigfaltigkeit und nicht zuletzt nach sprachlicher Formschönheit bedeutet die vorliegende Sammlung altjüdischen Schrifttums ein in seiner Art innerhalb der religiösen und poetischen Literatur einzig dastehendes Kunstwerk und Erbauungsbuch!

Tübingen. Stephan Lösch.

Saitschick, Robert: Die innere Welt Jesu. Ein Bekenntnis. 227 Seiten. München 1928. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. Geheftet 5.— *M*, Leinenband 6.50 *M*.

Er war und ist und wollte es stets sein, der nunmehr Sechzigjährige: ein Führer zur Harmonie des Lebens! Hat nicht gerade deshalb das Bild des gewaltigsten Publizisten aus dem 19. Jahrhundert so machtvoll ihn angezogen, daß er in das Geheimnis seines Werdens und seines Wollens tief einzudringen sich getrieben fühlte (‚Görres': Hochland 1912/13, Heft 8)? Und ist Menschenleben und -arbeit ihm nicht immer hinaufgerichtet gewesen auf das Große und das Ganze? Er ist kein Philosoph des Solipsismus, der in die Tiefen (‚Geburt der Seele') hinab- und in die Weite (‚Der Staat und was mehr ist als er') hinauszudringen gleichzeitig und gleichmutig unternommen. Auch in seinen psychologisch-biographischen Gemälden zu Shakespeare, Lessing, Goethe, Schiller, Schopenhauer und Richard Wagner, die in ‚Genie und Charakter' (3. Auflage, 1926) zusammengefaßt sind, wie in den andern, die in ‚Deutsche Skeptiker: Lichtenberg und Nietzsche' oder in ‚Französische Skeptiker: Voltaire, Mérimée

und Renan' vereinigt wurden, ist das Ziel zuletzt für ihn das schon genannte. Was die jüngsten seiner literarischen Gaben (‚Schicksal und Erlösung'; ‚Wirklichkeit und Vollendung. Gedanken zur Menschenkenntnis und Lebenswahrheit') an Beachtung und Schätzung fanden und in jeder Neuauflage wieder neu finden, ist nicht nötig, hier zu zeigen.

Das neueste inhaltsschwere Buch, ein Bekenntnis vom Verfasser selbst genannt, für uns mehr als dieses: das Bekenntnis seines dem Ringen um der Wahrheit höchsten Preis gewidmeten Lebens, nämlich der Versuch einer christlichen Lebensphilosophie, die ganz und restlos, freimütig und zwanglos, geistesklar und herzenswarm auf der Lehre Jesu und auf ihr allein ihr Fundament gewinnen möchte! Es geschieht dies mit zum Teil in feinster Feinheit gemeißelten Sentenzen, die an gehaltreicher Kernigkeit und glanzvoller Schönheit neben echten Lebensregeln einer durch die Jahrhunderte erprobten Lehrweisheit getrost ihren Platz einnehmen dürfen. Aber die Fundamentierung jenes Fundamentes ruht, vom katholischen Standpunkte aus gesehen, zu einseitig auf der religiösen Erfahrung. Bei des geschätzten Verfassers anderem Buche ‚Paulus', das an den hier behandelten Problemen schon beteiligt war, mußten wir (Bücherwelt 1927, Mai, Seite 221) dieses Bedenken bereits erheben. Selbst wenn die an Erfahrungen gar reiche katholische Seelsorge unbestritten lassen wollte, daß „den meisten", um mit des Verfassers Worten hier zu reden, „nur diesseitige Erfahrungen einleuchten, nicht Erfahrungen der höchsten jenseitigen Welt" (S. 159), so kann doch die Basis der religiösen Erfahrung als solcher nicht das ausschließlich tragfähige Fundament für den christlichen Glauben und damit für das christliche Leben abgeben. Solche Entgegnung wie die unsrige wird freilich heute allsogleich und allzu leicht zum rationalen Apologetisieren gestempelt, und in den Ausführungen des Verfassers springt (S. 171—199) mehr als ein Machtwort empor gegen die „aushöhlende Beweisführung" und die nicht beweisbare Beweiskraft aller formalen Beweise! Doch bleibt es ebenso unanfechtbar, daß innerhalb des Neuen Testamentes Ratio und Mystik in gesundester Harmonie neben- und miteinander gehen. Hier liegt der letzte Grund unserer gegenteiligen katholischen Auffassung, die in der traditionalen Linie einer ihrer Grenzen sich bewußten Beweisführung immer die gesunde Mitte zwischen Rationalismus und Supranaturalismus in beharrlichem Bemühen einzuhalten sich bestrebte. Und noch ein anderes nicht weniger Wichtiges: Nach der Lehre der Kirchenväter, der apostolischen Väter, der Apostel und der Lehre Jesu selbst wird das höchste Ziel einer jeden christlichen Lebensphilosophie, die Neuschöpfung sterblich gebrechlicher Geschöpfe, nicht Wirklichkeit hienieden und nicht Vollendung drüben, wenn nicht die Gottheit Jesu als ihr Faktum, ihr Licht und ihre Erlösung die Grundlage dazu bildet. Ohne die metaphysische Gottessohnschaft des Erlösers kann von einer Erlösung im neutestamentlichen Sinne nicht gesprochen und eine ganze Welt niemals von ihr ergriffen werden.

Die Macht der durch Gebet errungenen und befestigten Gnade wird einer Neubearbeitung des tiefsinnigen Buches das volle Licht und den reinen Glanz und dem Jubilar den echten Lorbeerkranz dann spenden!

Tübingen. Stephan Lösch.

Das kirchliche Stundengebet oder das römische Brevier, übersetzt und erklärt von Erzpriester Dr. Stephan. 2. Bd.: Ostern bis Schluß des Kirchenjahres. Kl. 8°. X, 1300 (207) Seiten. Regensburg, Friedr. Pustet. Ungeb. 20.— *M*, Leinwand mit Rotschnitt 24.— *M*, Leinw. m. Goldschnitt 27.— *M*, Leder m. Rotschnitt 28.50, Leder m. Goldschnitt 31.50 *M*.

Das Totenoffizium oder Das Stundengebet für die Verstorbenen und die Litanei von allen Heiligen nebst dem kirchlichen Tischsegen. Anhang zu Dr. Stephan, Das kirchliche Stundengebet. kl. 8°. 52 S. Regensburg, Friedr. Pustet. 0.50 *M*.

Der Verlag im Verein mit der Erbin der Stephanschen liturgischen Schriften, der Abtei Grüßau, bringen mit diesem Bande das große Brevierwerk des leider zu früh verstorbenen, eifrigen Förderers liturgischen Lebens zum Abschluß. Verlag und Abtei haben an dem fertigen Manuskript nichts wesentliches geändert. So zeigt denn auch dieser 2. Band die Eigenart und Vorzüge des ersten.

Erfreulich ist es, daß das Totenoffizium, die Allerheiligenlitanei und der Tischsegen in einem besonderen Hefte herausgekommen sind. Jeder, der das Tagszeitengebet näher kennenlernen und verstehen will, greife zu Stephans Brevierübersetzung.

Bonn. Hugo Dausend O. F. M.

Skutella, Fridolin, O. F. M.: Kurze Einführung in das liturgische Latein. Kl. 12°. 92 Seiten. Berlin, 1928, Verlag der Germania. Brosch. 1.40, in Leinw. 2.20 *M.*

Ein kleines, eigenartiges Büchlein über das liturgische Latein. Es ist wie kaum ein anderes geeignet, solche, die kein Latein können, mit der Sprache der Kirche bekannt und vertraut zu machen, so daß sie die unveränderlichen Teile des Meßbuches sprachlich wirklich verstehen.

Bonn. Hugo Dausend O. F. M.

Neugart, Alfons, O. S. B.: Handbuch der Liturgie für Schule, Kanzel und Haus. II. Die heiligen Orte und Sachen. Mit 31 Abbildungen auf 10 Tafeln. 8°. 144 Seiten. Einsiedeln, Benziger & Co. Brosch. 4.— *M*, gebunden 5.— *M*.

Der 2. Band bleibt dem Versprechen des ersten treu. Er ist durchaus praktisch gerichtet, zeigt aber dabei die wissenschaftliche Grundlage, die aber - abgesehen von den Paragraphen des kirchlichen Gesetzbuches - nicht durch Quellenverweise deutlich gemacht wird. Die Uebersicht wird dadurch vermehrt, daß Fett- und Kleindruck angewandt ist. Die praktische Seite des Buches tritt dadurch hervor, daß es sich nicht auf das Reinliturgische beschränkt. Bei Behandlung des Friedhofes (56—60 z. B.) ist ein brauchbarer, klarer Abschnitt über Leichenverbrennung (58—60) eingefügt worden.

Bonn. Hugo Dausend O. F. M.

Schöning, Paulinus, O. C. D.: Kirche und Gottesdienst in Bildern. Mit Bildern von Anton Maier. 4°. 54 Seiten. Regensburg, Jos. Habbel. 3.20 *M*.

Kirchenbau, Einrichtung, Gewandung und äußerer Vollzug der liturgischen Handlungen mit kurzen Erklärungen werden hier geboten. Das Buch bietet einen Ersatz denen, die nicht alles in Wirklichkeit sehen können. Für die anderen ist es ein Auffrischungsmittel. Noch brauchbarer wäre das Buch, wenn der erläuternde Text unter den Bildern stünde.

Bonn. Hugo Dausend O. F. M.

Böminghaus, Ernst, S. J.: Die Aszese der Ignatianischen Exerzitien. Ihr Sinn und Wert im Lichte heutiger Fragen und Bedürfnisse. (Exerzitien-Bibliothek. Erläuterungen der Exerzitien und Aszese des heiligen Ignatius von Loyola. Herausgegeben von deutschen Jesuiten. 5. Band.) 12°. XVII, 176 Seiten. Freiburg i. Br., 1927, Herder. Broschiert 3.50 *M*, in Leinw. 4.30 *M*.

Eine Erklärungs- und Friedensschrift im Streite der Geister um die wahre Frömmigkeit, besonders um die Bedeutung der Ignatianischen Exerzitien und ihren Wert für das Frömmigkeitsstreben der Gegenwart. Streng wissenschaftlich, nur der Wahrheit dienend, setzt sich Verf. mit den anderen Typen der einen katholischen Frömmigkeit und ihren verschiedenen Aeußerungen auseinander. Daß er dabei seinen geistigen Vater nicht verleugnet, wird ihm keiner übel nehmen, sondern jeder selbstverständlich finden. Ruhig und objektiv bemüht er sich, die bedeutsamen Strömungen darzulegen und stellt dabei den Wert der Ignatianischen Exerzitien ins rechte Licht.

Bonn. Hugo Dausend O. F. M.

Styra, Ambros, O. F. M.: Franziskus von Assisi in der neueren deutschen Literatur. 8°. VIII, 182 Seiten. Breslau. Otto Borgmeyer. Brosch. 6.— *M*, geb. 7.50 *M*.

Franziskus, in seinen eigenen Augen der Kleinste und Unbedeutendste, der Einfältige und ganz Ungelehrte und Tor, hat wie selten ein Mensch die Mit- und Nachwelt gefesselt. Ihn hat die Literatur beachtet wie nur wenige. Es ist daher ein glücklicher Gedanke, einmal herauszuarbeiten, wie ihn die Literatur behandelt. Styra beschränkt sich auf St. Franziskus in der deutschen Literatur vom Ende des 18. Jahrhunderts bis hinein in die jüngste Gegenwart. In acht Kapiteln faßt er den Stoff zusammen. Was er uns bietet ist nicht eine bloße Aufzählung, sondern eine wirkliche Hervorhebung der jeweiligen Eigenart des Zeitabschnittes und die Einordnung der fälligen Literatur. Die Inhaltsübersicht hat alles sehr klar geordnet. Leider läßt das der Text selber nicht ebenso deutlich erkennen. Was im Text nach Zeit und Inhalt aus dem Schrifttum geboten ist, faßt eine Literaturübersicht (168—176) unter anderem Gesichtspunkt aufzählend zusammen und ergänzt es. Hier hätten noch genannt werden müssen: Otto Clemen, Franziskus von Assisi, Frankfurt-M. 1925; F. Koehler, Franziskus von Assisi, Leipzig 1926; P. Dr. Hugo Dausend O. F. M., Der heilige Franziskus von Assisi, Düsseldorf, ohne Jahr;

Ulr. Peters, Franz von Assisi, Tübingen 1912. 146-148 ist Wolfram v. d. Steinen weit überschätzt. Er hat ja nicht einmal immer richtig übersetzt. Der Hymnus der Festmesse (142) sollte mit seinem technischen Ausdruck „Sequenz" bezeichnet werden. Sie hat auch P. Wenzeslaus Straußfeld O. F. M.: Kleines Handbuch für Terziaren des heiligen Franziskus, Paderborn, metrisch gut übersetzt.

Bonn. Hugo Dausend O. F. M.

Lebensbilder

Imle, Fanny: Friedrich von Schlegels Entwicklung von Kant zum Katholizismus. Paderborn 1927. Ferd. Schöningh. Gr. 8°. 287 Seiten.

Seit dem Weltkriege und länger ist man an der Arbeit, die in der romantischen Bewegung wirksamen Kräfte nicht nur wissenschaftlich zu erfassen, sondern auch der Wiedergeburt unseres Volkes dienstbar zu machen. In diesem Zusammenhange besinnt sich der deutsche Katholizismus mehr und mehr auf Friedrich von Schlegel. Allerdings stellt die wandlungsreiche Entwicklung dieses großen Anregers der Forschung fast unlösbare Aufgaben. Schlegel, dem beweglichen Geiste einer bewegten Zeit, in seinen Gedankengängen und Gedankensprüngen nachzugehen, setzt eine ungewöhnliche Durchbildung in Literatur- und Geistesgeschichte, in Philosophie und Theologie voraus. So mag die zünftige Literaturwissenschaft wie auch die Fachtheologie manches Bedenken erheben gegen Einzelaufstellungen des vorliegenden Versuches, die geistige und religiöse Entwicklung Schlegels zu klären und darzulegen. Aber als Gesamteindruck bleibt doch eine große Achtung vor der mutigen Leistung. Imle, die vielseitige, sucht dem Romantiker mit der feinen Einfühlungskraft der Frau zu folgen. Dabei merkt sie gelegentlich selbst, daß sie wohl etwas in Schlegel hineindeutet, was er nicht so bestimmt gedacht und noch weniger so bestimmt ausgesprochen hat. Doch hat die persönliche Art der Verfasserin ihren besonderen Reiz. - Die gelehrte Studie kommt für weitere Kreise naturgemäß nicht in Betracht. Aber wer in ernster Geistesarbeit in das ideenreiche Buch eindringen will, wird darin viel mehr finden, als die 10 Spalten des Registers ahnen lassen. Wichtige Fragen der Geschichte und Kunst, der Philosophie und Theologie werden geistvoll beleuchtet. Gerade auch zur Psychologie der Konversion bietet Schlegels Heimweg zur Mutterkirche wertvolle Gedanken. Das Neue an dem Buche aber ist, daß es Schlegels geistige Entwicklung über das Jahr 1808 hinaus durch seine katholische Zeit verfolgt bis zu der Nacht, da der Tod dem Rastlosen die Feder aus der Hand nahm.

Dalheim. Meinrad Vonderheide O. F. M.

Heinrich Hertz, Erinnerungen, Briefe, Tagebücher. Zusammengestellt von Dr. Johanna Hertz. Mit 3 Abbildungen, 10 Tafeln und 2 Faksimiles. 8°, 283 Seiten. Leipzig, 1927. Ak.-Verlagsgesellschaft. Gebunden 12.— *M.*

In der Zeit wo der Rundfunk seine Triumphe feiert, dürfte doch auch mancher den Wunsch hegen, etwas aus dem Leben und Arbeiten jener Männer zu erfahren, auf deren Forschungen diese technische Errungenschaft zurückgeht. Da muß in erster Linie Heinrich Hertz genannt werden. Der Engländer Maxwell hatte aus theoretisch-mathematischen Erwägungen heraus erkannt, daß es elektrische Wellen geben müsse, aber Hertz war der erste, der als junger Professor an der technischen Hochschule zu Karlsruhe solche Wellen experimentell nachgewiesen hat. Der geistige Entwicklungsgang und das Arbeiten und Forschen dieses Mannes wird uns hier durch seine Briefe und Tagebuchaufzeichnungen vorgeführt in einer Weise, daß wir Sorgen und Entdeckerfreuden geistig miterleben können. Besonders für die studierende Jugend könnte das Lesen solcher Bücher wertvoll sein: sie zeigen, wie durch Arbeit und Sorgfalt der Erfolg heranreift. Das Buch ist für Städtische Volksbibliotheken aufs beste geeignet.

Freiburg i. Br. Alois Schmitt.

Damaschke, Adolf: Aus meinem Leben. Neue durchgearbeitete Auflage. 350 S. Mit einem Bildnis. Berlin, 1928, Verlag Reimar Hobbing. Geh. *M* 6.—, Leinen *M* 7.50.

Diese Lebenserinnerungen des bedeutenden Bodenreformers wirken erquickend, stellenweise sogar erhebend. Das will sagen, daß sie nicht nur interessant sind, sondern daß sie auch wirkliche Herzenswärme wecken. Auf S. VI des Vorwortes sagt Damaschke, „daß in den folgenden Blättern Menschen und Verhältnisse so dargestellt werden, wie sie jemand sieht,

der mit ehrlichem Willen und heißer Liebe zu seinem Volk stets sein Bestes erstrebt hat, und der als stolzestes Ergebnis seines Lebens das Bewußtsein betrachtet, diese Darstellungen geben zu können ohne jede Rücksicht auf Stellung und Karriere, auf Wohltäter, Klüngel oder Partei". Dieses Wort ist der ganze Damaschke. So arbeitete und empfand der Volksschullehrer, so der klar blickende Sozialpolitiker, so der Journalist, der Bodenreformer - alles in allem: der echte Christ. Die Fülle der Erscheinungen wirkt darum in Damaschkes Darstellung auch überzeugend. Die Enge des Elternhauses, der Kampf zwischen Handwerk und Industrie, der das Elternhaus schließlich umgestaltete, und andere großstädtische Reizungen wirken auf das Gemüt des Knaben. Das alles weckt soziale Gefühle. Pädagogische Fragen werden berührt, Lehrertypen charakterisiert, literarische Bewegungen gewertet, - immer unter ganz positiv orientiertem Gesichtspunkt. Auf der Höhe des Lebens beginnen dann die Nöte des Volkes Damaschke zur praktischen Arbeit am Volksganzen aufzurufen. Der Kampf um das Ideal der Bodenreform wirkt allerdings überzeugender als die etwas umständliche Art, in der er die letzten hundert Seiten des Buches füllt. Damit soll nicht gesagt sein, daß dieser Teil der Erinnerungen von der besonderen Art des Mitgefühls Damaschkes oder seiner Ueberzeugungstreue abweicht. Es fehlt ihm nur das Frische, das erfrischend Interessante. - Im ganzen genommen schenkte Damaschke uns ein Buch, das echt deutsch, echt persönlich und mit reiner Seele geschrieben wurde. Jeder reifende und reife Deutsche sollte es lesen.

Bonn. Johannes Peters.

Ognjew, Nikolai: Das Tagebuch des Schülers Kostja Rjabzew. Berlin, 1927, Verlag der Jugendinternationale.

Das vorliegende Buch enthält angeblich die Aufzeichnungen eines fünfzehnjährigen Schülers aus Sowjetrußland und schildert seine Erlebnisse während dreier Schultrimester. Nach der ganzen Art der Abfassung und Ausdrucksweise ist jedoch die Autorschaft eines Schülers sehr zweifelhaft, es wird sich vielmehr ein Kenner des russischen Schulwesens dahinter verbergen. Sollte der Inhalt des Buches der Wirklichkeit entsprechen, so hätten wir in dem Werk eine interessante Quelle für das russische Schulwesen vor uns. Aber auch diese Möglichkeit erscheint mir an einigen Stellen recht zweifelhaft. Man hat manchmal den Eindruck bei der Lektüre, als habe man eine Karikatur auf das sowjetrussische Schulwesen der Gegenwart vor sich. Wenn im Rahmen des Schulbetriebes Ausgrabungen vorgenommen werden und diese dann nichts anderes zu Tage fördern als Knochen von Pferden und Kühen (S. 194 ff.), so ist man jedenfalls versucht, die Schilderung eines solchen Schulbetriebes für eine Karikatur zu halten. — Interessant ist die Schilderung der Unterrichtsmethode. „In unserer Schule wird der Daltonplan eingeführt. Das ist ein System, bei dem der Lehrer nichts tut, und der Schüler selber alles ausknobeln muß." — „Schulaufgaben gibts nicht mehr, sondern die Schüler bekommen ein Pensum zur Erledigung. Dieses Pensum gilt für einen Monat; man kann daran in der Schule oder zu Hause arbeiten. Ist man fertig, dann geht man ins Laboratorium und wird geprüft. Statt der Klassen gibt es jetzt Laboratorien. In jedem Laboratorium sitzt ein Schkrab (Bezeichnung der Lehrer; Abkürzung für Schkolny Rabotnik-Schularbeiter) als Fachmann" (S. 9). Die hier geäußerte Ansicht, daß der Lehrer nichts tut, wird in dem Buch selber gründlich ad absurdum geführt, was wieder zu der Annahme führen könnte, daß das Buch als eine Beweisführung für die Unsinnigkeit des gegenwärtigen russischen Schulwesens und damit des Bolschewismus überhaupt aufzufassen wäre. — Des weitern führt uns das Buch in erschreckender Deutlichkeit das schrankenlose und wie selbstverständlich sich abspielende Geschlechtsleben der Jugend in den russischen Schulen vor Augen. Das ist das Erschütterndste an dem ganzen Buche, dieser Tiefstand der Zucht und Sitte, der ein ganzes Volk, das schon in dem Träger seiner Zukunft, seiner Jugend, verseucht ist, unbarmherzig ins Verderben treiben muß. Man legt das Buch mit dem dringenden Wunsch aus der Hand, daß unsere Jugend, die Zukunft unseres Volkes, vor einem solchen Schicksal bewahrt bleiben möge. So aufgefaßt, hat das vorliegende Buch, das durch seinen Inhalt oft abstoßend wirkt, für den reifen Menschen und besonders für die Erzieher der Jugend eine große Bedeutung. Es sollte daher in den Bibliotheken der Pädagogen nicht fehlen, doch vor der Benutzung durch Unberufene geschützt werden.

Bad Godesberg. H. Hopmann.

Geschichte / Politik

Pagel, Karl: Deutsche Geschichte in Bildern. 400 Seiten mit über 700 Abbildungen. Stuttgart-Berlin-Leipzig, 1928, Deutsche Verlagsanstalt. Leinen 18.— *M.*

Den einleitenden Worten des Buches kann man nicht zustimmen; denn die Gegenwart, insbesondere der Leserkreis, der sich in das Werk mit Verständnis vertiefen kann, ist einer geschichtlichen Betrachtung nicht abgeneigt. Jedenfalls nicht einer objektiven Betrachtung. Es wird allerdings nur der historisch Gebildete diesem Werke wirklich folgen können, und er wird vor allem Wesentliches vom Unwesentlichen trennen, Zeitgebundenes und Karikierendes als solches erkennen.

Die germanische Frühzeit und das Mittelalter sind wohl in mustergiltigem Reichtum im Bilde vorgeführt. Bei der Reformation zeigt sich schon etwas Einseitigkeit. Hier und auch für die moderne Zeit (Vorkriegszeit) hätten die Worte der Vorrede beherzigt sein müssen: „Darum gilt es für jedes Volk und für seine lebende Generation, bereit und bewußt dieses Erbe aufzunehmen, die Reichtümer, die in ihm liegen, nutzbar zu machen für die Gegenwart und sie in die Zukunft hinüber zu retten und die Gefahren, die es birgt, zu erkennen und zu überwinden.“ - In diesem Sinne hätte Vorbild sein können die Zusammenstellung und Auswahl der Bilder in der ‚Illustrierten Weltgeschichte‘ von Widmann, Fischer, Felten. - Das Bild, das Wilhelm II. in Admiralsuniform zeigt, sagt uns heute nichts mehr; ebenso das unkünstlerische Bild Camphausens: Begegnung Wilhelms I. mit Napoleon III. nach Sedan. Sonst sind die Hohenzollern nicht zwecklos in den Vordergrund gerückt. Vielleicht hätte unschwer die soziale und Wirtschaftskultur der modernen Zeit noch etwas mehr berücksichtigt sein können. Die Bilder der Kongresse in Wien (1815) und Berlin (1878) sagen nicht viel, wenn die einzelnen Hauptpersonen nicht in einer Erläuterung benannt sind. - Manche Bilder wirken leider in der notwendigen Verkleinerung nicht mehr klar. - Seite 171 muß es statt Karlstein - Karlstein heißen.

Im ganzen ist das Buch eine anerkennenswerte Leistung, die für den Fachmann, die studierende Jugend und das gebildete deutsche Haus eine wertvolle Gabe bedeutet.

Bonn. Johannes Peters.

Hefele, Hermann: Politik. Eine Auswahl aus Machiavelli. 109 Seiten. Stuttgart 1927. Verlag Fr. Fraumann (H. Kurtz). Broschiert 3.20 *M*, gebunden 4.80 *M*.

Hefele will in dieser äußerst geschickten Uebersetzung und Auswahl aus Machiavellis Schriften dem modernen Leser eine Würdigung des Florentiner Politikers ermöglichen. Da erkennt man wirklich, daß dieser nicht ein Ausbund politischer Verworfenheit ist, sondern einfach - ein Politiker; man erkennt auch, daß er kein System der Politik lehrt, daß Staatsformen und politische Ideen ihm nur ein Bild des Lebens und keine Gesetze der Entwicklung bedeuten, - vor allem aber sieht man, daß er niemals den Absolutismus „gelehrt“ hat. Wohl hat der hellägige Historiker Machiavelli aus dem Altertum und aus seinem eigenen Zeitalter die Erkenntnis geschöpft, daß die Republik an der Bosheit der Menschen scheitert, ebenso an der der Unwirklichkeit menschlicher Zukunftsträume. „Wer sich an das hält, was geschehen sollte, statt an das, was in Wirklichkeit geschieht, der schafft mehr für seinen Untergang als für seine Erhaltung“ (S. 12). Geradezu Abschließendes enthält der Abschnitt „Partei und Parteien“: Adel und Volk werden in ihren Schwächen scharf umrissen, die Wichtigkeit und Fruchtbarkeit des Parteikampfes gegen seine Schäden abgewogen. Besondere Gedankenfülle bieten die Abschnitte über den Staat. In „Staat und Staatsgewalt“ sind Höhepunkte machiavellistischen Denkens untergebracht: Gedanken über die Bedeutung des allgemeinen Wohles, des Vaterlandes, der Religion. Hier steht z. B.: „In der Tat gab es nie einen Staatsmann, der einem Volke außerordentliche Gesetze auferlegt und dabei nicht seine Zuflucht zum Gottesglauben genommen hat“ (S. 44). - Die moderne Zeit interessieren vor allem die Abschnitte „Staat und Staatsformen“, „Krieg und Frieden“. Die Relativität der Staatsformen, ihre Aufgabe, Durchgangsstadium zu sein, die Bedeutung der Verträge und der Treue zu den Verträgen wird hier besonders charakterisiert.

Die Zusammenstellung Hefeles schafft klare Gesichtspunkte; dabei bietet sie die fruchtbaren Gedanken des Florentiners, die immer brennende Fragen berühren. Die Abschnitte sind gesammelt aus den Discorsi und dem Principe.

Zur vierhundertsten Wiederkehr von Machia-

vellis Todestag erschien noch ein Büchlein; das will die Bedeutung Machiavellis für unsere Tage klarstellen:

Schubert, Johannes: Machiavelli und die politischen Probleme unserer Zeit. 121 S. Berlin 1927. K. A. Schwetschke & Sohn. 3 *M.*

Schubert will die Stellung der Moderne zu den Grundsätzen des florentinischen Denkers und Praktikers erklären. Auch hier bieten die Discorsi und der Principe die Grundlegung. Machiavelli betont die Wirksamkeit der absolutistischen und republikanischen Kräfte. Die Nachwelt aber machte ihn zum Propheten des Absolutismus; so erst bekam der Name Machiavelli schlagwortartige Bedeutung: man sprach von „machiavellistischem Denken". - Schubert macht die Anwendung auf Friedrich II. (den sog. Großen); demnächst kann Bismarck als Verwirklicher machiavellistischer Ideen gewertet werden. Vielleicht hätte hier betont werden müssen, daß seine „Größe" an der absolutistischen Tradition des Hohenzollernhauses von vornherein krankte, d. h. daß er sich in eine einseitig absolutistische Ideensphäre einspinnen ließ. Was im Abschnitt III über die Bildung des Staates überhaupt gesagt wird, ist in seiner Kürze überraschend, aber ebenso umsichtig wie einsichtig dargelegt. So wird auch die Katastrophe des modernen Nationalismus im Kern richtig erfaßt. Die Hegelsche Idee des isolierten Nationalstaates ist heute dem Völkerbundgedanken gewichen. Kant hat über Hegel gesiegt, - vielmehr das soziale Moment hat Besitz ergriffen vom Zusammenleben der Staaten und Völker. Den modernen Imperialismus würde Machiavelli selber durchaus durchaus verurteilen. Nicht Mussolinis, sondern Nittis Ideen würden seine Zustimmung finden. Denn sein Republikanismus ist durchaus echt, er hat eigentlich die Wärme florentinischer Begeisterung mitbekommen. Schubert stellt fest, daß Machiavelli keine dogmatische Staatslehre für alle Zukunft schuf, sondern daß er einen politischen Weitblick hatte, der den Machtverhältnissen im Staatsleben berechtigten Spielraum lassen wollte.

Der erste Teil des Büchleins enthält einige Schiefheiten in der Darstellung: Das kulturelle Element in Renaissance und Reformation ist gar nicht so stark, – viel mehr das rationalisierende und besonders das säkularisierende. Zu S. 41 wäre zu sagen, daß die Zeit auch für Luther nicht reif war; denn sein Lehrgebäude wurde verpfuscht, ehe es fertig war. Der Geist der Zeit schritt über ihn hinweg. Die Eigensucht siegte. Das klarste Beispiel ist der Absolutismus der Fürsten, die sich die landeskirchliche Gewalt zu eigen machten. Ja, sie wußten sogar ihr ‚Gottesgnadentum' restlos mit atheistischen Ideen auszufüllen. – Im ganzen liegt der Schwerpunkt der Schrift in dem zweiten Teil (Abschnitt III—V). Er ist geschlossener aufgebaut als der erste und gewährt klaren Einblick in den Fluß der Theorien und Praktiken der modernen Staaten, – bis zu ihrer teilweisen Bekehrung in der Gegenwart.

Bonn. Johannes Peters.

Spael, Wilhelm: Publizistik und Journalistik und ihre Erscheinungsformen bei Joseph Görres (1798—1814). Ein Beitrag zur Methode der publizistischen Wissenschaft. 91 S. Köln, 1928. Gilde-Verlag.

So alt wie die Görresforschung, so alt ist auch die Frage, was denn Görres seiner innersten Natur nach eigentlich gewesen sei. Philologe oder Theologe? Philosoph oder Naturforscher? Politiker oder Gelehrter oder Journalist? Er war weder das eine noch das andere allein, er war alles zugleich. Er nahm von überall her die Ideen der Zeit in sich auf, setzte sie in seine Gedankenwelt um, belebte sie mit der Glut seiner leidenschaftlichen Seele und warf sie wieder, weckend und zündend, hinaus unter die Menschen. So heiß wie sein Drang nach Erkenntnis und Wahrheit, so heiß war auch sein Verlangen, den anderen die Wahrheit zu geben, sie aufzuspornen und mitzureißen zu vorwärts und aufwärts und einwärts führender Tat. Tatsporner war er, Volkserzieher, Volksformer. Damit trifft man Görres' Wesenskern noch am ehesten, wenn man ihn schon schlagwortartig umreißen will. Auch bei Spael heißt es einmal: „Auf Schritt und Tritt lassen sich die Beweise sammeln, daß er letzthin nichts anderes will als volkserzieherisch zu wirken." (Seite 60 f.)

Mit dem ethischen Drang verband sich die Kraft zu urgewaltiger Wortgestaltung. Sie machte Görres zum großen Publizisten, dessen Sprache den stärksten Widerhall fand in der weiten Halle der ganzen Nation. Aber er war mehr als bloß Publizist, und die Formel, auf die Spael seine Wesensart bringen will, umfaßt ihn nicht ganz.

Auch sein Verhältnis zur Wissenschaft wird von Spael nicht richtig gekennzeichnet. Das wissenschaftliche „Minuszeichen" in Görres' Schaffen wird von ihm viel zu stark betont.

Das Spezialistentum war dem immer geistig Bewegten genau so zuwider, wie ihm in seiner „Journalistenzeit" das Chronistentum innerlich fremd blieb. Aber so wie er im Zeitungswesen über das bloß registrierende Chronistentum hinaus der Publizistik den Weg bahnte, die „die Masse des Neuen nach gewissen Gesichtspunkten ordnet und klärt und so das Verlangen der Leserschaft nach Führung, Entscheidung und Urteil befriedigt" (vgl. S. 22), so öffnete er auch in der Wissenschaft den Blick für die großen Zusammenhänge. Wenn es ihm an wissenschaftlicher Akribie gebrach, so eignete ihm dafür um so mehr die andere Komponente wissenschaftlicher Kraft, jener „geniale, divinatorisch richtige Blick" (Schultz), der die Dinge in ihrer Totalität zu erfassen sucht. Das ist's, was seinen Schriften den „überzeitlichen Wert" gibt (vgl. S. 67). Spael schießt weit übers Ziel, wenn er sagt, daß Görres „seiner Natur nach ein Gegner der Wissenschaft und der wissenschaftlichen Arbeit" (S. 66) gewesen sei.

Görres war, wie Jean Paul einmal sagte, ein Mann, der aus Männern bestand. Er war Gelehrter, Publizist und Volkserzieher zugleich. Das eine läßt sich nicht durch einen scharfen Schnitt von dem anderen trennen. Alle Weisen seines Wirkens wurzelten in der einen Ursubstanz seiner Persönlichkeit, dem Ethos, das ihn trug und bewegte.

Mag man zu Einzelheiten der Spaelschen Schrift kritische Stellung nehmen, ihr Wert als Ganzes wird dadurch nicht verkleinert. Unter ganz neuem Blickpunkt rollt sie das Görresproblm auf. Der Publizist sucht, vom Wort her sich einfühlend, zur individuellen Psyche vorzudringen. Gerade bei Görres ist die stilistische Formung aufs engste verknüpft mit dem ideellen Gehalt, und die Betrachtung des Stils führt - „auf dem Wege über Erlebnis und Farbe" (S. 27) - in den Kern seiner Persönlichkeit.

Einleitend bespricht Spael - und damit wächst die Bedeutung seiner Schrift über den Rahmen der Görresforschung hinaus - das Wesen und die Aufgaben der Publizistik, die er als „selbständige Erscheinungsform mit eigenem Seinskern" der Wissenschaft und Kunst gegenüberstellt.

Linnich (Rhld.) August Schmitt.

Bausteine zur Geopolitik, von Karl Haushofer, Erich Obst, Hermann Lautensach, Otto Maull, Herausgebern der ‚Zeitschrift für Geopolitik'. Mit 20 Skizzen, 349 Seiten. Berlin-Grunewald, 1928, Verlag Kurt Vowinckel. In Leinen 7.50 *M*.

Noch ist es den Verfassern nicht möglich, eine systematische Einführung in die Geopolitik zu veröffentlichen. Die dafür ausreichende Kleinarbeit ist noch nicht geleistet. Aber das Buch beweist immerhin, - auch in seinen Literaturangaben -, daß schon viele grundlegende Einzelarbeit geschafft wurde. Ebenso zeigt es, wie sich gewisse Grundlinien für die geopolitische Betrachtungsweise des Weltbildes herauskristallisieren können. In diesem Sinne ist die Bezeichnung „Bausteine zur Geopolitik" etwas zu bescheiden. Was hier gesammelt erscheint, ist ebenso gründlich im einzelnen, wie auch vielseitig, und vor allem ist das Ausgewählte typisch. Dabei liegt es im Interesse des Buches, nicht nur Kenntnis zu übermitteln, sondern vor allem Anregung zu bieten. Wer soll angeregt werden? Der Geograph, der Schulgeograph, der Historiker und Kulturhistoriker, der Rassen- und Sprachforscher, der Kaufmann, der aufmerksame Zeitungsleser, der Erzieher, kurz - jeder, der für politische und staatsbürgerliche Probleme Verständnis und Interesse hat.

Die Wichtigkeit der geopolitischen Erkenntnisse charakterisiert K. Haushofer im Aufsatz ‚Politische Erdkunde und Geopolitik'. Die Musterbeispiele für geopolitische Untersuchungen beziehen sich auf Rußland, die Mittelmeere, Brasilien und die Monsunländer. Der dritte Teil des Werkes ist der Praxis gewidmet. Dabei sind mit Recht in den Mittelpunkt des Interesses und der Anregung die Aufsätze gestellt: ‚Geopolitik und staatsbürgerliche Bildung', ‚Geopolitik und Schule'. Beide Aufsätze wenden sich an den Erzieher. Diese selben Aufsätze machen klar, daß die Zeit, die der Stundenplan der Schule der Erdkunde zubilligt, im umgekehrten Verhältnis zur Bedeutung der geopolitischen Fragen steht. Um so notwendiger ist es, daß die Geopolitik auch in anderen Fächern berücksichtigt wird, – außer in der Geschichtsstunde auch im deutschen und fremdsprachlichen Unterricht.

Im ganzen ist das wohlfeile Buch eine wirkliche Leistung. In den Text sind zwanzig Skizzen gedruckt, die in ihrer Klarheit vorbildlich sind.

Bonn. Johannes Peters.

Haushofer, Karl: Grenzen in ihrer geographischen und politischen Bedeutung. Mit 32 Skizzen. XV und 351 S. Berlin-Grune-

wald, 1927, Verlag Kurt Vowinckel. In Leinen 18.— *M.*

Die ganze Arbeit Haushofers ist vom jüngsten deutschen Schicksal beeinflußt. Sie will dem Volke „den politischen Blick in die Weite der großen Erdräume vermitteln helfen, der vor dem Kriege fast völlig fehlte". Das bezweckt auch das vorliegende Buch, indem es sich zu einem einzigen geopolitischen Begriff, der Grenze, äußert. Das Werk will klare Grenzbilder, lebendige Auffassung von den Grenzen, Grenzinstinkt und Grenzbewußtsein schaffen. Denn es scheint „vorzüglich Pflicht und Recht der Raumbeengten, aller unter übermäßigem Volksdruck und einem beschnittenen, verstümmelten, falsch begrenzten Kulturboden leidenden Völker zu sein, auf die unverheilten Brandwunden in der Außenhaut ihres Volkskörpers hinzuweisen" (Seite XIV). Vorzüglich dienen diesem Zweck die Kapitel: IX: Von der Kunst des Grenzen-Ziehens, XII: Die Lehre von den künstlichen Grenzen, XV: Wertung der Grenzen, XXIII: Kulturgeographische und politische Grenzorganisation, XXV: Die Bedeutung geopolitischer Betrachtungsweise für grenzdeutsche Probleme. Damit ist allerdings der Umfang und Inhalt des wertvollen Buches nicht charakterisiert. Mit ungezählten Musterbeispielen wird das Grenzproblem grundlegend beleuchtet. Die 25 Kapitel bieten einen Ueberblick über die verschiedenen Grenzmöglichkeiten mit all ihren Relativitäten. Dabei werden nicht nur historisch gewordene Gebilde und geographische Tatsachen erklärt, sondern aus Vergangenheit und Gegenwart werden Beweise erbracht für die politische Bedeutung der geographischen Tatsachen. Haushofer berücksichtigt ebenso Zustände, wie auch vor allem allmähliche Entwicklungen völkischer, wirtschaftlicher, kulturgeographischer Art. Wesentliche Vorgänge und Zustände werden durch 32 Skizzen illustriert. Außerordentlich sorgfältig ist der Nachweis über benutztes und empfohlenes Schrifttum (auf fast 50 Seiten) erbracht. Leider krankt diese wertvolle Studie an einem Fehler, der manchen Leser stutzig macht. Der Stil ist oft unleserlich (nicht etwa unverständlich!). Das bewirken die oft endlosen Satzkonstruktionen, die überladen sind mit wichtigen, daher langsam aufzunehmenden Einzelheiten. Vielleicht mag die außerordentliche Fülle des Stoffes daran schuld sein, – aber es ist und bleibt ein Mangel. Der Wert des Buches fordert energisch eine Umformung. Vorläufig „liest man sich hindurch", wenn auch mit dem Zugeständnis immer wachsender Anerkennung gegenüber dem Inhalt.

Bonn. Johannes Peters.

Wolff, Hans Felix: Das Gesicht des Rif. 227 Seiten mit 21 Abbildungen nach Originalaufnahmen und einer Karte. Berlin, 1927, Verlag Reimar Hobbing. Geheftet 10.— *M*, Ganzleinen 12.— *M*.

Das Buch gibt einen Ueberblick und Einblick in die Gebiete, die wir als Rif bezeichnen. Die Hauptstädte, die Landschaft, ihre Bewohner: alles wird vorbildlich charakterisiert. Die Standpunkte, die der Verfasser für seine Betrachtung gewonnen hat, sind im geopolitischen Sinne sehr gründlich fundiert. Die Kultur des Landes und seiner Bewohner wird mit reichster Materialfülle erklärt; das historisch Gewordene, von Jahrtausende langer Entwicklung bedingt, wird plastisch entwickelt. Dazu gehören Sprachbeziehungen, vorgeschichtliche und geschichtliche Wanderungen, geschichtlicher Kern sagenhafter Ueberlieferung. Dies alles beweist, daß die Kultur, die den Kreis des Mittelmeeres beherrscht, libysch-ligurisch genannt werden könnte. Die Fülle des Stoffes ist sorgfältig gesichtet, so daß nur unmittelbar Interessierendes herangezogen wird. Die modernen Kämpfe sind berücksichtigt, soweit sie den Charakter des berberischen Stammes beleuchten, oder ein besonderes Gepräge durch die Landschaft erhielten. Selbstverständlich stehen die spanisch-afrikanischen Beziehungen seit Jahrhunderten im Vordergrund. Immer wieder traten und treten die Stämme vereinzelt auf, - ohne Gefühl für Zusammengehörigkeit setzten sie „ihre Sonderfehde fort bis zur Vernichtung". – Der Journalist Wolff schuf hier ein Buch, das gar nicht journalistisch ist, sondern fundamental aufbaut. Rätselhafte Fernen werden mit ursächlich geklärter Bedingtheit ins Licht gerückt. 16 Bildtafeln in Kupfertiefdruck schmücken das Buch.

Abd el Krim: Memoiren. Mein Krieg gegen Spanien und Frankreich. 176 Seiten mit 42 Abbildungen. Dresden, 1927, Verlag Carl Reißner. Geh. 4.— *M*, geb. 5.50 *M*.

Gemessen an Wolffs Buch: ‚Das Angesicht des Rif' bietet dieses Buch (für die Uebersetzung zeichnet Dr. A. Rosenberg) keine bedeutende Erkenntnis. Denn diese Memoiren Abd el Krims scheinen doch vom Aufzeichner, dem französischen Journalisten Roger-Mathieu frisiert zu sein. Immer wieder wird die Schuld am Unglück und an den Grausamkeiten den

Spaniern zugeschoben. Ein widerlich geschmackloses Bild zeigt, wie die Spanier sich mit abgeschnittenen Marokkanerköpfen vergnügen. (Uebrigens ist auch das Bild, das einen Haremswinkel zeigt, zwecklos; denn es steht mit keiner Zeile des Buches in Beziehung.) – Am interessantesten ist der Anhang des Werkes, der die Debatte über den Rifkrieg in der französischen Kammer enthält. – Das Nachwort des Herausgebers Dr. Rosenberg ist zwar sehr temperamentvoll, zeigt aber keinen tiefer geschulten historischen Blick. Gewiß ist der Kampf um Menschenrechte und Menschenwürde etwas Erhabenes. Aber, wenn das Volk, das ihn auskämpft, in seiner Gesamtheit doch nicht stark genug an diese Ideale glaubt, verliert es Kampf und Würde zugleich. Abtrünnige suchen dabei ihre Vorteile genau so wie die Bedrücker. Daß solche ‚Politik' berechnende Macht bedeutet, beweisen alle Staaten. Darum soll man sich auch nicht (wie es die erste Innenseite des Umschlages tut) über den Völkerbund entrüsten; denn er hat selbstverständlich Vorkriegs- und Kriegsreste auf seinem Rücken. – Wo sind die großen Geister, die diesen Schutt wegnehmen? Wer vertritt überhaupt in der Politik den Geist, der schöpferisch ist? Daß in Abd el Krim politischer Geist steckte, macht seine Person sicher tragisch (tragischer als es diese blassen Memoiren tun). Denn er hatte kein Maß für den materialistischen Krämergeist unserer sogenannten Mächte.

Bonn. Johannes Peters.

Overbeck, Hans: Malaiische Weisheit und Geschichte. Einführung in die malaiische Literatur. - Die Krone aller Fürsten. Die Chronik der Malaien. Aus dem Malaiischen übertragen. 1-3. Tausend. Mit 8 Abbildungen. III, 273 Seiten. 8°. Jena 1927, Diederichs.

Indien, das große Kulturzentrum des Ostens, hat seine Strahlen nicht nur nach dem Norden ausgesandt und hier auf Länder und Völker einen unverkennbaren Einfluß ausgeübt, mindestens ebenso stark war seine Wirkung auf die malaiischen Völkerschaften, die die Inselwelt der Südsee bewohnen. Indiens Einflüsse auf die Welt der Malaien erstreckte sich natürlich vor allem auf Sprache und Literatur. Freilich ist die eigentliche malaiische Literatur durch die Einwirkung der europäischen Kultur, der eine starke den indischen Einfluß überwuchernde Invasion des Islam voraufging, heute tot, und „von den vielen Werken ihrer Blütezeit sind heute unter dem malaiischen Volke nur mehr wenige zu finden, und neue Werke von Bedeutung werden kaum mehr geschaffen." Bisher ist leider nicht viel geschehen, um die malaiische Literatur zu neuem Leben zu erwecken oder die noch vorhandenen Denkmäler einer älteren Zeit vor dem gänzlichen Untergang zu bewahren. Mit Dankbarkeit ist es deshalb zu begrüßen, daß der Hamburger Kaufmann Hans Overbeck, ein Mann von idealem Schwung, der längere Jahre auf Java geweilt hatte und der Sprache kundig war, seine unfreiwillige Muße in einem australischen Gefangenenlager während des Krieges dem Studium der malaiischen Literatur widmete und als Ergebnis desselben in mehreren Bänden „Schätze des malaiischen Seelen- und Geisteslebens in deutscher Sprache zugänglich machen" konnte. Der vorliegende reizend ausgestattete Band, dem Paul Hambruch, der Hamburger Ethnologe, einige einleitende Worte voranschickt, bietet eine gute Einführung in die malaiische Literatur, eine Literaturübersicht nebst bibliographischen Angaben, für die ihm besonders der wissenschaftlich interessierte Leser dankbar sein wird, und eine gewandte Uebertragung der beiden „Bücher der Weisheit und Sittenlehre", nämlich des ‚Makota segala raja', d. h. „die Krone aller Fürsten" und des ‚Sejarah malayu', d. h. „die Chronik der Malaien". Die beiden Werke gewähren einen hochinteressanten Einblick in eine ferne vergangene Welt. Das erstere bildet eine Art Fürstenspiegel, wie wir dergleichen auch aus Indien her besitzen. Es handelt in der Hauptsache von den für einen guten Fürsten erforderlichen Eigenschaften und Kenntnissen, von den Regierungsmaximen und den Grundsätzen der Menschenbeurteilung. Das zweite ist das bedeutendste und wichtigste Geschichtswerk der Malaien, das in märchenhafter Form die Entstehung, die Blütezeit und den Verfall der malaiischen Reiche schildert. Durch das Ganze zieht sich wie ein Leitmotiv der Hinweis auf die alterprobten Regierungsmethoden und Grundprinzipien, die das Verhältnis zwischen Fürst und Untertan festlegen. Die Bildbeigaben sind geschickt ausgewählt und vorzüglich ausgeführt. Ein guter Index würde entschieden das Buch noch bereichert haben. Natürlich hat es auch so Wissenschaftlern wie Laien etwas zu bieten, und deshalb ist ihm ein guter Absatz zu wünschen. Aber auch der Hoffnung soll hier Ausdruck gegeben werden, daß Overbeck uns noch weitere Gaben ähnlicher Art bescheren möge.

Godesberg. W. Kirfel.

Erdkunde

Harms: Erdkunde in entwickelnder anschaulicher Darstellung. 3. Band, 3. Teil: **Afrika** mit 222 Abbildungen. Herausgegeben von Dr. E. Lücke. 2. Auflage. 346 Seiten. Leipzig 1928, Verlag List & von Bressensdorf. Geb. 6.50 *M.*

Das Buch gab in der ersten Auflage von 1926 zum ersten Male nach dem Weltkrieg eine eingehendere zusammenfassende Darbietung unserer Kenntnis von Afrika, und zwar auf wissenschaftlicher Grundlage. Der ganze Inhalt ist so gestaltet, daß er auch den Historiker und Geopolitiker, auch den Kulturkundler interessieren muß. Selbstverständlich gehört das Buch in erster Linie in die Hand des Schulgeographen, denn er muß heutzutage wirklich aus dem Vollen schöpfen können. Dabei unterstützt ihn dieses gut disponierte Buch. Es ist sowohl im allgemeinen Teil (109 Seiten), als auch im besonderen reichhaltig. Alles wird berücksichtigt, was wirtschaftlich, politisch, völkerkundlich wichtig ist. Das rein Wissenschaftliche ist belebt durch packende Schilderungen. Die Illustrationen beziehen sich auf Land, Volk, Städte, Kultur, Kunst, Pflanzen- und Tierwelt. Dann sind die kleinen Karten besonders deshalb lehrreich, weil sie außer klimatologischen, wirtschaftlichen und verkehrsgeographischen Tatsachen auch die für Afrika typischen Einzellandschaften (Kongo-, Nigergebiet, Oasen, Nildelta, Tschadsee, Afrikanischer Grabenbruch usw.) erklären. Mit Recht ist das Deutschtum in den ehemaligen deutschen Kolonien eingehend berücksichtigt. Die geschichtlich in alter und neuer Zeit besonders interessierenden Länder (Marokko, Algier, Tunis, Aegypten) sind entsprechend breiter behandelt. – Die 2. Auflage hat die Zahl der Abbildungen und Skizzen um 61 vermehrt. Das ist für die Gestaltung des Buches wesentlich. Die für Afrika, vor allem für Süd-, Südwestafrika und die Sahararänder charakteristischen Landschaftsbilder sind bedeutend bereichert, auch durch gute Fliegeraufnahmen. Die Kapitel über die Atlasländer bekamen ebenfalls mehr Abbildungen. Dazu kommen noch Bilder, welche die Bodenarten klarmachen. In der 2. Auflage ist auch neu ein wertvolles Literaturverzeichnis (6 Seiten).

— 3. Band, 4. Teil: **Australien, Ozeanien und die Antarktis,** mit 209 Abbildungen. Herausgegeben von Studienrat Albin Arno Müller. 357 Seiten. Geh. 5.20 *M*, geb. 6.40 *M*.

Das Werk ist in derselben Form zu charakterisieren, wie das über Afrika. Wesentliche Merkmale des Aufbaus, der geologischen Zusammenhänge und Trennungslinien werden durch gute Skizzen erläutert. Die Eigenart des australischen Randlandes verlangt für das Innere eine regelrechte Bewässerungspolitik. Auch werden die wesentlichen Vegetationstypen gut charakterisiert (Skrub, Salzbuschsteppe, Trockenwald usw.). Der besondere Teil bietet zahlreiche Schilderungen von Tatsachen und Zuständen. Dazu tritt der Aufschluß über die urtümlichen Völker der eigenartigen Inselwelt (Sammel-, Jägervölker). Die gesamte Mannigfaltigkeit der Bevölkerung, der Kultur, der Flora und Fauna und der vulkanischen Erscheinungen wird ins rechte Licht gerückt.

Die Kenntnis des antarktischen Gebietes wird durch lebendige Schilderungen und schöne, charakteristische Abbildungen übermittelt.

Die tendenziöse Anmerkung 1 auf Seite 240 kann ruhig wegfallen. Beide Bücher hat jeder Lehrer zur Vorbereitung notwendig, und zwar sowohl für die Mittelstufe wie auch besonders für die Oberstufe. Angesichts solcher Bücher bedauert man aufs neue, daß die Erdkunde im Unterrichtsplan der höheren Schule so stiefmütterlich behandelt wird. Darum muß leider vieles ungenutzt bleiben. Die Werke liest auch jeder mit Interesse, der weltwirtschaftliche und rassenkundliche Fragen beantwortet haben will.

Bonn. Johannes Peters.

Naturkunde / Technik

Das Buch der Natur. I. Band. Ein für sich abgeschlossenes Werk. **Allgemeine Gesetze der Natur.** Von P. Rudolf Handmann S. J., Professor und Kustos a. D. in St. Andrä, Dr. Josef Pohle, ehemal. Professor an der Universität in Breslau, Dr. Anton Weber, Hochschulprofessor in Dillingen a. D. Zweite Auflage. Mit 951 Illustrationen und 34 Kunstbeilagen und Farbenbildern. Lex. 8° (XVI und 1080 Seiten). Regensburg. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. Broschiert 36.— *M*, in hochelegantem Originalganzleinenband mit Schutzkarton 45.— *M*.

Man muß bei Beurteilung eines Buches das Ziel im Auge behalten, das seine Verfasser erreichen wollen. Das Buch der Natur,

dessen erster Band in neuer Auflage vorliegt, will kein Lehrbuch der Sternkunde, der Erdkunde und Meteorologie, der Physik und Chemie im gewöhnlichen Sinne des Wortes sein. Es will anleiten, in dem Buche der Natur die großen Gedanken des Schöpfers lesen zu lernen. Das wird allerdings nur dem möglich sein, der auch eine gewisse Summe von Naturerkenntnis besitzt. Darum muß das Buch auch, ähnlich wie ein Lehrbuch der einzelnen Naturwissenschaften, möglichst tief in das Verständnis heutiger Forschung und deren Ergebnisse einzuführen suchen. Dabei brauchen nicht gerade immer die allerneuesten Ansichten, um deren Gültigkeit man noch streitet, dargestellt zu werden.

Der erste Teil des Buches behandelt die Sternkunde. Pohle, dessen Verfasser, hat sich auf diesem Gebiete als Liebhaber der Astronomie ein bewundernswertes Wissen erworben und hat in verschiedenen Veröffentlichungen gezeigt, wie sehr er imstande war, die Ergebnisse der Forschung in glänzender Sprache und allgemein verständlich zur Darstellung zu bringen. Leider konnte der im Februar 1923 verstorbene Gelehrte an seinem 1914 erschienenen Beitrag zum Buche der Natur nicht mehr viel ändern. Das ist bei den großen Fortschritten, die auf dem Gebiete der Sternkunde, besonders hinsichtlich der physischen Beschaffenheit der Fixsterne, in den letzten Jahren gemacht worden sind, sehr zu bedauern. Man wird also gerade diesen Teil des Buches nicht gebrauchen können um das allerneueste zu erfahren, aber dem eigentlichen Zwecke des Buches wird es auch in dieser Gestalt dienen.

Pater Handmann behandelt die Erdkunde und die Meteorologie, erstere etwas kurz im Verhältnis zur letzteren. Auch er hat an seinem Beitrag gegenüber 1914 nicht viel geändert. Allein auf diesem Gebiete sind die Fortschritte nicht so ungeheuer wie auf manchem anderen wie z. B. in Chemie und Physik, wo unsere Kenntnisse und Anschauungen über den Bau des Atoms und die Natur des Lichtes eine explosionsartige Entwicklung genommen haben. — Früher war das Atom der unteilbare Baustein des Stoffes, heute ist es eine Art Planetensystem, aber viel großartiger und reicher als das System unserer Sonne. – Daher sah sich Weber, der die zwei letztgenannten Zweige der Naturwissenschaft bearbeitet hat, gezwungen, etwas ganz Neues zu schaffen. Die Einteilung und die Ausführung im einzelnen ist daher hier vollkommen neu und den neuesten Ergebnissen angepaßt, soweit es ohne Schaden der Allgemeinverständlichkeit möglich war.

Der Umfang des Buches und die Ausstattung mit Bildern hat eine erfreuliche Bereicherung erfahren: 951 statt früher 668, 34 Kunstbeilagen statt 25 in der ersten Auflage. Möge nun den Verfassern und dem Verlage auch der wohlverdiente Erfolg beschieden sein. Das Buch sei allen Liebhabern der Naturwissenschaften und auch besonders den städtischen Volksbibliotheken aufs beste empfohlen.

Freiburg i. Br. Alois Schmitt.

Hopmann, Josef: Weltallkunde. Arbeitsweise und Ergebnisse der heutigen Astronomie. 8°, 231 Seiten. Bonn, 1928. Verlag der Buchgemeinde. (Buchgemeinde Bonn. Belehrende Schriftenreihe, 4. Band. Jahresreihe 1928. 1. Band.)

Die Ergebnisse der heutigen Astronomie stellt der Verfasser dar, und heute ist Astronomie sehr verschieden von dem, was man vor Jahrzehnten unter Astronomie verstand: Damals Bewegungslehre der Gestirne, heute Physik der Gestirne. Aber auch von dem, was wir vor einem Jahrzehnt über die Physik der Sterne wußten und zu wissen meinten, sind die heutigen Anschauungen sehr verschieden, so daß der Verfasser, der ja selbst ein erfolgreicher Forscher ist, in der Vorrede schreiben konnte, daß die Bücher, die vor 1920 erschienen sind, hinsichtlich fast aller Teile, die sich mit den Zuständen auf den einzelnen Gestirnen abgeben, heute als überholt gelten. Der Verfasser will uns aber nicht bloß bekannt machen mit dem heutigen Stand des Wissens über das Sonnensystem und das Weltall, sondern er gibt in den sechs Kapiteln des ersten Abschnittes auch eine eingehende Darstellung der Arbeitsweise des Astronomen.

Wir können das Buch allen Freunden der Sternenwelt aufs wärmste empfehlen. Möge der Verfasser recht bald in die Lage versetzt werden, in einer Neuauflage manche Härten und Unklarheiten des Ausdruckes zu bessern. Unrichtig ist die Behauptung, daß die Kenntnis der Kugelgestalt der Erde im Mittelalter verloren gegangen und erst um 1500 wieder ins Gedächtnis gebracht worden sei (Seite 40). Z. B. Dantes Divina Commedia legt doch die Vorstellung von der Kugelgestalt der Erde zu Grunde. Das Element Ra hat nicht 90 sondern 88 Elektronen (Seite 200).

Das Buch ist für städtische Volksbibliotheken sehr geeignet.

Freiburg i. Br. Alois Schmitt.

Tschudi, Friedrich v.: Tierleben der Alpenwelt. Biographien und Tierzeichnungen. Mit Anmerkungen versehen von Professor Dr. F. Zschokke. Basel, Zürich und Leipzig, 1928, Rascher & Co. 8°. 220 und XII Seiten. In Leinwand geb. 4.80 *M*.

Oft begegnet uns in Büchern und Aufsätzen, welche vom Leben der Tiere handeln, der Name Tschudi: ein Zeichen, daß dessen i. J. 1853 zum ersten Male erschienenes ‚Tierleben der Alpenwelt' bleibenden Wert in sich trägt. So ist es zu begrüßen, daß uns hier ein Neudruck Tschudi'scher Naturbilder gegeben wird, dazu noch in so vornehmer Ausstattung im Druck und besonders auch in den Abbildungen. Zu den einzelnen Kapiteln ist jeweils eine sprechend ausgewählte und vorzüglich ausgeführte Zeichnung gegeben, außerdem enthält das Buch zwei farbige Tierbilder. Wir möchten es allen Volksbibliotheken empfehlen.

Freiburg i. Br. Alois Schmitt.

Günther, Hanns (W. de Haas). Aus der Technik Wunderwelt. Technische Plaudereien. Mit 60 Bildern im Text und auf Tafeln. Zweites Tausend. Zürich und Leipzig, 1928, Rascher & Co. 8°. 168 Seiten. Geb. 5.50 *M*.

Der als technischer Schriftsteller wohlbekannte Verfasser gibt hier zehn kleine Aufsätze über verschiedene technische Aufgaben, von denen manche schon verwirklicht sind, andere aber erst als Pläne für die Zukunft den Leser beschäftigen sollen; aber auch sie sind geeignet, technisches Denken beim Leser zu schulen. Besonders leicht werden die Plaudereien für den, der noch nichts von ihnen versteht, vielfach nicht zu lesen sein. Dann ist aber nicht der Verfasser schuld sondern die dargestellte Sache. Jedenfalls werden die Plaudereien jugendliche Leser in Spannung halten können. Die Plaudereien behandeln: Das Geysir-Kraftwerk. Das Fliegende Segelboot. Künstliches Gold. Mehr Licht! Fortschritt im Bogenlampenbau. Spaltflügel! Ein Fortschritt im Flugzeugbau. Versunkene Schätze und ihre Bergung (Heben von versunkenen Schiffen). Das Fallschirmflugzeug. Die blaue Kohle (Verwendung von Ebbe und Flut als Krafterzeuger). Die eisernen Hände (Verwendung des Elektromagneten). Telegraphierte Bilder.

Freiburg i. Br. Alois Schmitt.

Gail, Willi: Mit Raketenkraft ins Weltenall. Vom Feuerwagen zum Raumschiff. Mit einem Vorwort von Max Valier und vielen Bildern, Zeichnungen und Originalphotographien. 8°, 112 Seiten. Stuttgart, 1928. K. Thienemanns Verlag. Halbleinen 2.— *M*.

Das Buch kann für sich in Anspruch nehmen, einen Gegenstand zu behandeln, von dem man heute spricht. So werden viele sich freuen, hier kurz und klar beisammen zu haben, was man, ohne mathematische Kenntnisse, von dem mit Raketenkraft getriebenen Fahrzeug auf der Erde oder in der Luft oder im freien luftleeren Weltraum wissen kann. Der erste Teil bringt einiges Wissenswerte aus der Sternkunde, um ein Verständnis davon zu geben, was es heißen würde, zum Monde zu fliegen. Der zweite behandelt den Bau des Raketenfahrzeuges, der dritte, stark phantastische Teil, schildert eine Fahrt um den Mond und spricht schließlich von noch größeren Dingen, wobei dem Leser schwindelig wird. Unsere Jugend, soweit sie Sinn für technische Fragen hat, dürfte das Buch mit Freuden und auch mit Nutzen lesen.

Freiburg i. Br. Alois Schmitt.

Kunst

Worringer, Wilhelm: Griechentum und Gotik. Vom Weltreich des Hellenismus. 107 Seiten, 122 Abbildungen. München, 1928, Piper-Verlag. Geh. 14.— *M*, geb. 17.50 *M*.

Vor diesem Buch empfindet auch der Laie den Sinn der Kunstforschung für das innere Leben des Menschen. Es lehrt insbesondere unsere Zeit eine Tatsache sehen, woran sie den Glauben zum großen Teil verloren hat: die Kraft des Geistes. Wenn man hier verfolgt, wie griechisches Wesen als wohllautender Rhythmus in der indischen wie in der slawischen, in der islamischen wie in der keltischen Kunst weiterwirkt, wie Hellas im Weltreich der Kunst als schöpferischer Einschlag oder vollendende Bindung unsterblich erhalten blieb, erfährt man von neuem mit Ehrfurcht die Macht schöner reifer Menschlichkeit. – Die rednerisch bewegte Darstellung ist Werk eines spezifisch deutschen Men-

schen; und auch das erfreut, daß diese anschauliche Untersuchung Ausdruck des besten neuen Deutschland ist, das vor anderen Völkern der Mut zum Aufbruch, zur metaphysischen Tiefensicht, und ein weltgeschichtlicher Weitblick, die verpflichtende Fähigkeit zum europäischen und kosmopolitischen Menschentum auszeichnet. – Daß diese Arbeit methodisch einen besonderen Typus der Kunstwissenschaft darstellt, und daß sie viele entlegene Forschungen zusammenfaßt und durch die hohe Geistigkeit des eigenen Sehens verbindet, sei an dieser für wissenschaftliche Auseinandersetzungen nicht bestimmten Stelle nur in der Form der Behauptung erwähnt.

Bonn. Heinrich Lützeler.

Drost, Willi: Barockmalerei in den germanischen Ländern. 313 S. mit 225 Abb. u. 16 Tafeln in Vierfarbendruck. Wildpark-Potsdam, Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion m. b. H.

Vielleicht steht an Wert über heutiger Kunst die heutige Geschichtsforschung der Kunst. Daß Kunstgeschichte immer mehr aus dem Weltganzen heraus geübt wird, dafür ist ein eindringliches Zeichen das vorliegende Buch, in dem Sachtreue mit Sachtiefe sich vereinigt. Bis vor kurzem noch mochte den Kunstfreund die Kunstwissenschaft abschrecken, weil sie allzu häufig nur sammelte und äußerlich Tatbestände feststellte, und den Liebhaber einer sauberen klaren Erkenntnis mochte es stören, wenn daneben sich eine andere Richtung in literatenhaftem Schwärmen erging. Beides ist auch für den Volksbildner unbrauchbar. Hier aber bahnt sich eine Lösung an, die den Leser erregend in das Werden europäischer Kunst und deutlich auch europäischen Schicksals hineinstellt. Es ist eine sehr fleißige Untersuchung, die vielfach ganz Neues zu leisten hatte, eine selbständige, die unzählige Lebensgeheimnisse der Farbe und der Komposition in den Einzelfällen erstmalig entdeckte, eine vorwärtsweisende, die an einem großen Zusammenhang Lorcks Ausdruckserfassung der Form (in ‚Grundstrukturen des Kunstwerks' 1926) als fruchtbar erwies, eine tiefe, da die ungeheure Abkehr des Menschen vom Religiösen, seine umfassende Liebe zur Welt geschildert ist, da sich aus der Gestaltung eine universalistische und pantheistische Weltanschauung ablesen läßt, da hier das ganze tragische Widerspiel von ausgelassener Vitalität und pessimistischer Geistigkeit gesehen ist. All das erhält seine vollste Deutung in den Werken der großen Führer: des Rubens, Rembrandt, van Dyck usw. und seine dingliche Fülle durch die Buntheit der kleinen Begabungen, von denen viele wohl zum ersten Male für das Bewußtsein eines weiteren Kreises genauen Umriß empfangen.

Bonn. Heinrich Lützeler.

Schöne Literatur

Bockemühl, Erich: Die moderne Marienditchtung. Eine Anthologie. Gotha, 1928, Leopold Klotz-Verlag. Mit sechs Kunstbeilagen.

Diese Gedichtsammlung will keine materiale Vollständigkeit, die einfach ohne Zweckhaftigkeit auf Maria bezügliche dichterische Erzeugnisse zusammenstellt. Sie ist ja schon als Blütenlese im Titel gekennzeichnet. Dazu kommt, daß der Sammler selbst Dichter ist, der nach Mariendichtungen sucht nicht mit wissenschaftlichem Trieb, sondern aus lyrischem Drang und unter der fast magischen Zugkraft eines weltanschaulichen Symbols. Und dieses stand vielleicht am Anfang seines Blütenlesens, es führte ihn wie eine Wünschelrute, und siehe da, er fand in Menge entsprechende Gedichte. Dieses Symbol ist Bockemühl Maria. Es drängte ihn, in einer längeren Einführung „zur Verständigung" sein Marienideal an Hand der gesammelten Gedichte zu erläutern. Wenn er gleich im ersten Satz sagt, diese Mariendichtungen seien „aus tiefer Geistigkeit voraussetzungslosen Erlebens" geworden, so verlangt er für den Leser seinerseits doch sehr viele seelische und geistige Voraussetzungen durch seine mit neuartigen philosophischen Worten belastete Einleitung. Und wenn dann fortlaufend immer wieder das „Undogmatische" und „Unverpflichtende" dieser dichterischen Ergüsse dargetan wird, dann will das so stark individuell gesehene Bockemühlsche Marienssymbol um so mehr verpflichten. Besonders zur Lindes, Schlafs und Paulsens Gedichte helfen dem Dichtersammler bei der Nennung des neuen mütterlichen Symbols. Denn das ist bei allen das Wesentliche, daß sie Maria als Mutter sehen, ob ganz schlicht und kindlich wie im Schlaflied bei Julie Kruse oder in der gefährlichen Theologie Johannes Schlafs, der den Ausgang Mariens bis ins innergöttliche Leben verlegt. Wie soll man anders den Satz verstehen: „Im Ur-Ruck des

göttlichen Sich-Ansichselbstfühlens seiender Mutterschaft - zu gebären alle Wunder der Welt." Zur Linde passiert dabei auf S. 40 sogar eine Grobheit, die ein Katholik nur blasphemisch deuten kann, wenn er die jungfräuliche Geburt in eheliche wandelt. Man vermißt sehr stark das Ideal der Jungfrau Maria. Mütterlichkeit ist nicht das Höchste, sondern Jungfräulichkeit, die nicht im uferlosen überschäumenden Ergießen sich erfüllt, sondern in der Selbstbewahrung, die alle Werte in sich hineinnimmt, um sie als Erstlinge dem Ewigen zu opfern. Die Bewegung geht nicht bloß von Gott durch Maria als „neue Religion der Hinwendung zur Erde", sondern auch umgekehrt, von der Erde, den Menschen zumal, in schöpferischer Kräftesammlung durch Maria, das heilige Symbol der Sammlung, Heiligung und Unversehrtheit zu Jesus Christus zum Vater in den Himmeln. Das Ideal der Jungfrau bleibt dann aber nicht mehr „unverpflichtend", sondern wird eminent fordernd und verpflichtend. Hätte Bockemühl das von ihm etwas kalt abgetane Dogma der katholischen Kirche tiefer erfaßt, dazu vielleicht so moderne Geister wie Hildebrand und Berdjajew gehört, dann wäre seine Blütenlese vielleicht nach dieser Richtung mehr gesättigt worden. Oder fehlt es da an Dichtern und Dichtungen? Dann hätte der sonst sehr feinfühlige Sammler keine Schuld. Für ein breiteres Publikum wird das Bändchen wohl erst genießbar, wenn man von der Voraussetzung der Einleitung absieht und sich ganz unbefangen in den Dichtergarten begibt. Es sind manch feine Blumen darin. Ein erwachsener Katholik wird die mißratenen stehen lassen. Die sechs Bildbeigaben von alten Meistern sind sehr glücklich ausgesucht.

Köln. Albert Mecklenbeck.

Wittig, Joseph: Der Ungläubige und andere Geschichten vom Reiche Gottes und der Welt. Gotha. Leopold Klotz. In 320 Seiten mit Titelbild. Oktav. Ganzleinen 6.— *M.*

Mit bangem Blick umfängt man jedes neue Buch von Wittig, und diesmal wirft schon gleich die Titelseite den Leser in wirre Gefühle. Man reibt sich die Augen und schaut immer wieder auf Autornamen, Rubrum und Untertitel. Man weiß nicht, gehört der Name mit in den Titel – das wäre ja bittere Selbstironie – oder ist es nur etwas literarische Sensation, der natürliche Geltungsdrang eines Abgedrängten. Aengstlich sucht man im Text nach dem Essay ‚Der Ungläubige' und findet es erst auf Seite 84; gar nicht sehr umfangreich. Erst wenn man sich in das Buch hineinliest, geht einem auf, warum „der Ungläubige" in den roten Sperrdruck des Titels gerät. Er wird zu einer Selbstapologie. Der alte Berginvalide hatte sich von Kind auf in die Gleichnishaftigkeit aller Vernunftbegriffe dem Göttlichen gegenüber hineingelebt, so sehr, daß er nicht einmal den Namen Gottes im Munde der Leute hören konnte, weil der Herrgott doch immer totaliter aliter ganz anders sei, als unsere Vorstellung. Daher war er immer in Konflikt mit den Menschen, in ihren Augen ungläubig, vor Gott vielleicht der Gläubigste von allen. Hier merkt man die leidenschaftliche Spannung zwischen Wissenschaft und Weisheit, die Wittig in alle seine Werke hineinlegt. Das zieht sich auch durch alle Artikel dieses Buches. In ‚Die Kunst in Neusorge' kommt er sogar bis zur Sinnhaftigkeit des Kitsches im Volke, und er macht es glaubwürdig, in ‚Geistige Arbeit' wird das Denken des Wissenschaftlers zur körperlichen Arbeit und das sinnige Tun der Hausfrau zur Offenbarung des Geistes. Wittig hat für alle Dinge fast immer ein anderes Vorzeichen als die Wissenschaftler, ein ganz religiöses, gefärbt mit seinem ihm eigentümlichen praktischen Glauben an die Geheimnisse der menschlichen Handlungen. Er ist darin ähnlich dem russischen Philosophen und Mystiker Nikolai Berdjajew, der in seinem Buche ‚Der Sinn des Schaffens' das rein wissenschaftliche Denken als unschöpferisch dartut. Aber Berdjajew hat zündende Beweise für seine Behauptung. Seine mystische Aktivität ist wirklich vom Geiste getragen. Wittig stellt seine Behauptungen ganz naiv hin, nur wirkend durch den bestrickenden Klang seiner Wortkunst, daß der Leser entweder ganz für ihn eintreten muß und sein Werk als Offenbarung nimmt, oder aber, wenn er nicht nur passive Seele ist, sondern aktiver schöpferischer Geist, nach der Berechtigung dieser religiösen Selbstsicherheit fragt und dann sehr bald Wittigs Gedanken in pietistische und romantische Sätze auflöst, so daß im Werke Wittigs am Ende nur noch Literatur übrig bleibt. Zu dem Letzteren ist man auch bei diesem Buche wieder versucht. Man spürt zu viel Ressentiment und persönliche Verärgerung. Wittig stellt sich als religiöser Mensch in die Reihe der modernen Denker, die nach dem Zusammenbruch und Bankrott des Rationa-

lismus und Idealismus die „entgötterte" Welt wieder heimholen wollen zu Gott, und die darum weltzugewandt das Evangelium wahrmachen wollen in Technik und Zivilisation. Da begegnet er sich mit Berdjajew, Michel, Dessauer, Rosenstock u. a., die die heutige Aufgabe der Kirche ganz tief hinein verlegen in die Befreiung und Erlösung der Natur und Kultur. Nur ist Wittig nicht der moderne Mensch, der mit ungeheurer Bewußtheit und Energienspannung, ohne dabei Neurotiker zu werden, das Leben meistert. Er lebt zu sehr aus dem vormittelalterlichen Gesellschaftsgeist der alten Kirche, dem das abgeschlossene Glatzer Bergland die Resonanz gibt.

Jedoch muß gesagt werden, daß dieser neue Wittig durch sein Schicksal gereift ist. Die früher oft allzu spannungslose und dadurch manchmal oberflächlich erscheinende Gläubigkeit Wittigs ist mit Leid getauft worden. Hier schimmert ein Hoffnungsstern für die katholische Haltung Wittigs. Man lese ‚Widerstände und Beistände', dann den ‚Ungläubigen' und endlich ‚Der Friede Gottes', dann kennt man den Wittig des sorglosen Waldwinkels und der Webersleute nicht mehr wieder. Theologisch von Carl Barth beeinflußt und vom praktischen Leben schwer hin- und hergeschüttelt sieht er auf einmal das Erdenleben in seiner tiefen Dialektik, er ergreift das Kreuz als eine Wirklichkeit. Darum muß der gläubige ‚Ungläubige' aufs Titelblatt.

Köln. Albert Mecklenbeck.

Miegel, Agnes: Spiele. 86 Seiten. Jena 1927, Eugen Diederichs. 5.— *M.*

Die ostpreußische Dichterin gibt hier traumhafte, stimmungsvolle Spiele voll Leidenschaft, Wehmut und Tod. Die Sehnsucht nach einem fernen Geliebten, dem die Liebe wohl nicht gelten dürfte, zittert hindurch wie ein Schäferlied des sterbenden, müden Rokoko. Manchmal sehnt sich der Leser nach dem Sturm der balladischen Kraft Miegels, wo hier zuviel müde vergeht, wie eine vom Abendlicht gerötete Wolke ins Dunkel der Nacht.

Bonn. Josef Zimmermann.

Stegemann, Hermann: Jakobäa. Eine Historie. 232 Seiten und 1 Karte. Stuttgart, Berlin und Leipzig, 1928, Deutsche Verlagsanstalt. Leinen 6.— *M.*

Das Buch erzählt die Schicksale eines deutschen Reiteroberſten aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Der Oberst gehört nicht zu den üblen Abenteurergestalten, sondern er trägt die Fahne der Kaisertreue unbefleckt in seinen letzten Kampf hinein. Ihn begleitet in gleicher Treue, mehr noch in hingebender Tochterliebe sein einziges Kind Jakobäa. Auch sie keine Abenteurerin, sondern ein in Tapferkeit und jungfräulicher Reinheit mannhaft selbstgeschütztes Weib. - Die etwas altertümlich klingende Sprache ist ungezwungen, klar, oft vielleicht etwas hart, aber immer überzeugend wahr. - Und doch ist das Buch keine bedeutende Leistung. Die Steigerung in Jakobäas Leben, besonders in ihrem Liebesleben laufen nur neben der großen Linie her, obgleich sie dem Leser Wesentliches zu bedeuten scheint. Hier sind im Aufbau des Ganzen die Kräfte nicht künstlerisch ins Gleichgewicht gebracht. Dem Schicksal des Vaters nämlich fehlt der Aufstieg zu großen Steigerungen. Dann leidet der Inhalt der Erzählung unter einem rein örtlichen Hin und Her von strategischen Bewegungen; diese kann auch der nüchterne Tatsachenbericht trotz der beigegebenen Karte nicht genug klar machen. Und wenn das schon rein inhaltlich möglich wäre, - künstlerisch wird dieses äußerliche Drum und Dran niemals geformt.

Bonn. Johannes Peters.

Schreiner, Wilhelm: Der Tod von Ypern. Schicksal in Flandern. 248 Seiten. 7. Auflage. Herborn, Oranien-Verlag. 5.— *M.*

Das Soldatentum als Schicksal, nicht so sehr als Heldentum in Talmiglanz, ist uns heute von Interesse, da die meisten unserer Zeitgenossen es selbst erlebt haben. So darf auch dieses Buch Beachtung finden, zumal es den jugendlichen Wagemut und den Opfergang der Freiwilligenregimenter vor Langemarck und Ypern treu schildert, wie derjenige, der das miterlebte, bestätigen darf. Der Chronist, der die Romanform wählte, beschränkt sich vor allem auf die Darstellung des Geschehens ohne allzuviel Pathos, sieht alles als Christ, läßt zwar in einigen Soldatenbriefen erkennen, wie der Einzelne innerlich um den Sinn all dessen ringt, gibt aber nicht so sehr eine Deutung, die für den mitten im Kriegslauf Stehenden kaum schon möglich war, sondern ein lebendiges Bild. Das geliebte Flandern mit seinen wunderbaren Abenden, die in ihrem stillen Frieden auf alten niederländischen Bildern gültige Gestalt gewonnen haben, ist richtig geschaut. Das Buch wird viele Freunde finden und alte, unnennbare Tage in der Erinnerung aufleben lassen.

Bonn. Josef Zimmermann.

Krüger, Herman Anders: Die sieben Räudel. Roman aus drei Zeitaltern. Zürich u. Leipzig. Grethlein u. Co. 591 Seiten.

Die äußere und innere, politische und seelische, wirtschaftliche und geistige Entwicklung des deutschen Volkes in drei Zeitaltern, den Jahrzehnten vor 1914, dem Weltkriege und der Nachkriegszeit bis 1920, in den Rahmen eines Romans zu bannen, erfordert eine ungewöhnliche Gestaltungskraft. Krüger hat seine kühne Aufgabe nicht ganz bewältigen können. Gelegentlich doziert der regsame Professor über geistige Bewegungen oder über die industrielle Entwicklung. Mehrfach setzt er sogar Gedanken, die ihm für sein Thema besonders wertvoll sind, wie in einer Abhandlung in Sperrdruck, so Seite 521, wo ein sehr vernünftiges Programm für Deutschlands Wiederaufbau entwickelt wird. Theas ganzes Schicksal, besonders ihre Verkleidung, ist doch wohl zu romanhaft für einen Gegenwartsroman. Aber an den vielen Schönheiten des reichen Buches kann man sich ehrlich freuen. Der erfolgreiche Dichter des Bubenromans Gottfried Kämpfer weiß uns das sonnige Jugendland der fünf Jungen und zwei Mädel trefflich zu schildern. Die quellende Siegfriedskraft dieser sieben Räudel erprobt sich in rechten Jugendabenteuern und -streichen. Alle entwickeln sich, teilweise auf schmerzlichen Umwegen, zu aufrechten Persönlichkeiten mit klaren Augen und warmem Herzen. Ihrem Schicksal folgen wir mit reger Teilnahme, so schwer es uns auch werden mag, die Geschichte dieser sieben Köpfe als einheitliche Handlung zu fassen. Eine Fülle trefflicher Beobachtungen fesselt in dem ganzen Buche. Der Volkserzieher deutet den Sinn der welterschütternden Ereignisse. Des Krieges furchtbar großes Erlebnis wird in packenden Bildern entfaltet. Und so bietet Krügers umfangreicher Roman eigentlich jedem etwas.

Dalheim. Meinrad Vonderheide O.F.M.

Seeberg, Dierck: Zwischenstadt. Roman. 3. Teil aus ‚Die Metallstadt'. 188 Seiten. Leipzig 1927, H. Haessel. Broschiert 3.— *M.* Leinenband 5.— *M.* (Siehe ‚Bücherwelt' 1927. Seite 573.)

Scheler hat gelegentlich ausgeführt, daß unter den vielen Kampfeszeichen unserer Zeit vielleicht das bedeutsamste sei jenes starke Aufbegehren wider die Irrungen hochkapitalistischer Geistesherrschaft. Was einst ein Gobineau, Burckhardt, Nietzsche und Stefan George einsam empfanden, hat sich heute zu einer gewaltigen antikapitalistischen Massenfront ausgewachsen. Aus dem Unmaß ertragenen Schmerzes und der Ueberfülle edler Sehnsucht nach Erlösung in Liebe und Gerechtigkeit erhebt sich ein mehr oder weniger düsteres Weltbild: das Individuum in Massenhaftigkeit ertränkt, die Persönlichkeit entrechtet und gehemmt, die Berufsidee verloschen, die Heimat verloren, der Volkstumsbronnen verschüttet, alles Menschentum arm, wurzellos in Denken und Hoffen, im ganzen ein einziger Jammer der Verwüstung bis ans Ende. Dierck Seeberg gehört ebenfalls zu den Richtern der vom Hochkapitalismus geprägten Welt. Aber er zeichnet diese kapitalistische Tragödie mit ihrem Untergangsmenschentum nicht mit der heißen, farbenbunten Glut des Romantikers, auch nicht mit dem Entrüstungspathos des zornigen Moralisten oder mit dem Trost und Glauben erlösender Liebe. Kühl und nüchtern vielmehr greift er nach dem „unsterblichen" Gelichter der Agenten, dieser kläglichen Glücksritterschaft in der „Zwischenstadt", die sich zwischen Produktion und Konsumtion eingeschoben hat. Es ist nicht das vom Eros durchglühte Auge des Poeten, das hoch und niedrig, klein und groß unterschiedslos in gleicher Kraft der Verklärung umfängt, sondern es ist das von allem Gefühlsflor freie, von subjektiver Versenkung und gemütlicher Verhaftung blanke Auge des beschreibenden Psychologen, der unter Niederzwingung seines Ich objektiv sein Gegenstandsgebiet beobachtet und unter Verzicht auf moralische Ausblicke einfach wahrheitsgemäß darstellt. Ob die angedeutete „entsagungsvolle Objektivität" in der Darstellung grade einen wesensgerechten Vorteil ausmacht, mag billig bezweifelt werden. Jedoch ist keinesfalls zu verkennen, daß auf diese Weise ein erschütterndes Bild der „Zwischenstadt" sich vor unseren Augen entrollt. Weil alles so nüchtern und kühl, so ohne jede Sentimentalität grade heraus gesagt ist, darum ist man gepackt und gerüttelt. Ueber die ganze Misere der „Unsterblichen" im Kot der Sachen und Gewinne läßt sodann der Dichter leichte Schleier des Humors flattern. Gewiß sprudelt auch dieses Lachen keineswegs aus Liebesbronnen, sein Unterton ist nicht die Güte, die siebenmal siebenzig mal vergibt. Die Humorquelle heißt, entsprechend der dichterischen Gesamteinstellung, die hier obwaltet, psychologisches Wissen. Der überlegene Poet, überlegen seinem Beobachtungsobjekt, weil er es in seinem fadenscheinigen Kostüm rest-

los durchschaut hat und um seine Krämerseele weiß, lacht über die Erbärmlichkeiten der Agentenclique, und wirklich, man muß mitlachen über den „Universalagenten" Witdok, über die Laakmann, Staakmann, Wiehé, Helbenschell, kurz über den gesamten Inhalt der „Rattenfalle". Streng sachlich werden die Mißstände im Handelswesen gegeißelt, aus Sachlichkeit lacht man auch wiederum über die Schwächen und Gebrechen. Ja, Dierck Seeberg weiß um die Dinge der untergehenden Welt, und sein richtendes, manchmal groteskenhaftes Lachen stürmt mit wider Unverstand und bösen Willen. Seine sachliche Darstellung wie sein sachliches Lachen reißen doch die Tore auf einer Welt der Erlösung, der Liebe und des Friedens für Zeit und Ewigkeit.

Hamborn. Heinrich Kautz.

Brust, Alfred: Jutt und Jula. Geschichte einer jungen Liebe. Berlin-Grunewald 1928. Horen-Verlag. 167 Seiten. In Ganzleinen gebunden 5.— *M.*

Angesichts der immer beängstigender nach außen gravitierenden Vitalität unserer Zeit plädiert der Verfasser für eine neue Innerlichkeit. Die Forderungen, die er aufstellt, sind allerdings keineswegs neu: Liebesgenuß aus bloßer Sinnlichkeit ohne wahre Liebe ist verwerflich; beide Geschlechter sollen sich vor der Ehe rein halten; die Kinderzahl soll nicht künstlich beschränkt werden. Das alles sind von jeher Grundmaximen christlicher Moral gewesen. Aber Jutt und Jula zeigen einen neuen Weg zur Verwirklichung dieser Ideale, auf dem wir ihnen jedoch nicht zu folgen vermögen. Wenn die beiden z. B. als Brautleute in tiefster Einsamkeit zusammen baden, und zwar ohne jede Badekleidung, so scheint das in einem seltsamen Gegensatz zu Forderung Nr. 2 zu stehen. Der junge Mann sieht sich denn auch im weiteren Verlaufe dieser Angelegenheit veranlaßt, sich in einer Nesselplantage ein wenig zu wälzen. Uebrigens eine Reminiszenz aus der Legende, die für den Katholiken etwas Verletzendes hat. - Außerdem fordert das Buch eine sehr mystisch behandelte Selbstüberwindung und Selbstvervollkommnung aus eigener Kraft. Der Beistand göttlicher Gnade wird abgelehnt. So kann es einzelnen Auserwählten gelingen, selbst zum Range einer Gottheit aufzusteigen, die dann natürlich viel wertvoller ist als der alte „Opa Gott" hinter den Wolken. Der Dichter führt uns denn auch gleich einen solchen Gott vor, genannt „der Innige". Dieser möchte auch Jutt eine Rangerhöhung zuteil werden lassen und stellt dessen Selbstüberwindungskraft auf eine barbarische Probe. Jutt, der auf den „Innigen" wahnsinnig eifersüchtig ist, soll Jula nackt zu ihm in die Kapelle (!) schicken, in der er sich seit einigen Tagen aufhält. Und Jutt - tut es wahrhaftig! Aber keine Sorge, es „passiert" natürlich nichts, denn der „Innige" ist ja der Vater Julas, was sich rechtzeitig herausstellt. - Diese, sowie manch andere Szene und Wendung bezeugen, daß das Buch trotz aller angestrebten Reinheit dennoch das Produkt einer erotisch überreizten Phantasie ist. So kann es also „ein Evangelium für die Jugend unserer Zeit" (Waschzettel) nicht sein. - Die dichterische Begabung Brusts, die schon gelegentlich seines Romans „Die verlorene Erde" hier gewürdigt wurde, ist auch in diesem Werk nicht zu verkennen.

Rheine, Westf. Anton Aulke.

Schnack, Friedr.: Das Zauberauto. Roman. 176 Seiten. Hellerau 1928, Jakob Hegner. Gebunden 6.— *M.*

Den Menschen unserer Zeit tyrannisiert die Maschine, macht ihn zu ihrem Sklaven. Der sie meistern und überwinden will, muß aus andern Bezirken kommen, wie Friedrich Schnack, der glühende Landschaftler und beglückende Gestalter idyllischer Wald- und Flußschönheit, in seinem neuen Roman erweist. Lächelnd setzt er eine starre Maschine, das Automobil, in den Mittelpunkt seines Geschehens und läßt auf ihm einen jungen Menschen seine Fahrt ins Glück machen. Aus den sachlichen Geschäftsfahrten im Anfang werden romantische Ausflüge in die Wunschwelt kindlicher Sehnsucht und männlicher Träume. Das lärmende Alltagsgefährt, das unsere Landstraßen unsicher macht und alle angrenzende Natur in graue Oede verwandelt, wird von Schnacks dichterischer Verzauberung emporgeadelt zu einem liebenswerten Fahrzeug, das die Welt in wirbelnder Bewegung als neues Erlebnis ermöglicht. Und schließlich bringt es dem jungen Manne auch die Liebeserfüllung. Reizvoll, wie die beiden Verliebten im Zauberauto ihre erste zärtliche Aussprache finden. Wie einst die Geliebte sich zu ihrem Ritter auf das Roß heben ließ, so vertraut sich das moderne Mädchen dem Auto des Geliebten an und beginnt mit ihm die Fahrt in ein neues Leben. Wie immer verwischt Schnacks dichterischer Wille und seine blühende Sprache die Grenze zwischen realer Welt und

Wunschland. Oft ist die Wirklichkeit schön wie ein Märchen und dann wieder träumt man das Märchen als reales Geschehen. Schnack predigt unserer sinnlos gewordenen Zeit Besinnung, Beseelung. Sie allein kann einem Leben Inhalt geben.

Worms. Peter Bauer.

Fleuron, Svend: Tillip. Die Geschichte einer Buntspechtfamilie. 167 Seiten. Jena, 1928. Eugen Diederichs. Gebunden 5.— *M.*

Auch Fleuron, der unermüdliche Dichter der Tiere, ihr Sprecher und Deuter, kann unsere Zeit das Lauschen und Hineinhören lehren in die Dinge, an denen sie sonst verständnislos vorüberrast. Hier schildert er das Handwerker- und Zimmermannsleben, das Larvenjäger- und Musikantendasein einer Spechtfamilie. Aber er beschränkt sich nicht auf „Tillip", der „im Frühlingsorchester unserer Vögel die Trommel schlägt", sondern er stellt uns auch alle andern Musikanten in ihrer persönlichen Eigenart wie in ihrem Gemeinschaftsleben vor. Außer dem Buntspecht und seiner Frau, die sechsmal die Wohnung wechseln, bevor sie die Kinderstube rüsten, begegnen wir Fink und Star, Rotkehlchen und Drossel, Meise und Nachtigall und mit ihnen erschließt sich uns der ganze geheimnisvolle Wald in seinem Wesen und Wandel im Wechsel der Gezeiten.

Worms. Peter Bauer.

Speyer, Wilhelm: Der Kampf der Tertia. Erzählung. 236 Seiten. Berlin 1928. Ernst Rowohlt-Verlag. 6.—15. Tsd. Geb. 5.50 *M.*

Die vierzehnjährigen Tertianer eines Landeserziehungsheims predigen den Erwachsenen das Gebot der Tierliebe: „Seid gut zu den Tieren!" Nicht nur durch die edle Gesinnung, sondern durch die noch herrlichere Tat. Ein gerissener Fellhändler hat beim Oberhaupt einer kleinen Stadt die Verfügung zum Vernichtungskrieg gegen Katzen und Hunde, unter denen angeblich die Tollwut ausgebrochen sein soll, erwirkt. Rücksichtsloser Totschlag der Tiere soll mit lumpigen Pfennigen ausgelohnt werden. Da greift die Tertia ein. Die fünfundzwanzig Knaben schließen sich zu einer ebenso heroischen wie opferfreudigen Schicksalsgemeinschaft zur Rettung der hilflosen Kreatur zusammen und siegen in schwerem Kampf und nach hartem Ringen über menschliche Tücke und Gemeinheit. Die aus einer prächtigen Mischung von klassischem Heroentum und moderner Jungenhaftigkeit geformten Gestalten erinnern an die Griechen vor Ilion. Auch der grollende Achill fehlt nicht, wenn es auch ein weiblicher Pelide ist. Daniela, das einzige Mädchen der Klasse, hält sich bogenbewehrt und von zwei Hunden bewacht abseits und unnahbar im eigenen Zelt. Aber in der letzten, notvollen Minute des Entscheidungskampfes springt sie ihren Kameraden bei und führt die Klasse zum Sieg. Mit einer schwungvollen und fesselnden Sprache reißt Speyer nicht nur die Jugend mit, sondern auch die junggebliebenen Erwachsenen begeistern sich an dem schwärmerisch-romantischen Geschehen. Erst nachher besinnt man sich: wäre es wirklich so, würde die Jugend so rein, so ritterlich, so tapfer und edel handeln! Wäre das frische beglückende Märchen Wahrheit, wir hätten die Welt um einer solchen Jugend willen noch einmal so lieb.

Worms. Peter Bauer.

Wagner, Reinhard: Bengalische Erzähler. Der Sieg der Seele. Aus dem Indischen ins Deutsche übertragen. 284 Seiten, 8°. Berlin 1927. Weltgeist-Bücher Verlagsgesellschaft. Gebunden 5.50 *M.*

Hier werden durch einen guten Kenner der bengalischen Sprache und der modernen indischen Verhältnisse zum ersten Male unmittelbar aus dem Bengalischen ins Deutsche übertragene größere Textstücke dargeboten. Das Werk enthält aber nicht etwa die Uebertragung einer einzelnen literarischen Komposition, sondern bildet eine Sammlung, die aus dem Gedicht ‚Mein Heimatland' und 29 Erzählungen und Novellen verschiedener Autoren besteht. Unter diesen ist auch Thakur - so ist die richtige Transskription, nicht Tagore - mit einer Reihe bisher unbekannter Stücke vertreten. Es würde zu weit führen, hier jede einzelne Geschichte, wenn auch nur durch ein paar Worte, kurz charakterisieren zu wollen, der Hinweis mag genügen, daß die Sammlung in Proben einen abgerundeten Ueberblick über die bengalische Literatur der Gegenwart bietet und als solche weitgehendes Interesse bei unserem literarisch gebildeten Publikum beanspruchen kann. Mag die Form auch vielfach an den Westen erinnern, so ist Inhalt und Geist doch echt indisch, und insofern gewähren die einzelnen Geschichten einen guten Einblick in das zwar äußerlich von westlicher Zivilisation übertünchte, in seinem Wesen aber an vergangene Zeiten erinnernde

moderne indische Leben. Fast alle Stände und Lebenstypen sind Träger unserer Geschichten, und vielfach enthalten sie eine kleine moralische Pointe. Wir finden erbauliche Beispiele von Liebe und Treue, Mitleid und Aufopferung, aber auch Typen unsympathischer Art, ernste und lustige Ehegeschichten und reizende Familienidylle, Mythologie und leise anklingende Erotik. Natürlicherweise können die gebotenen Stücke nicht alle literarisch gleichwertig sein, hier wechselt langweilende behagliche Breite mit packender Kürze, lachender Humor mit zarter Lyrik.

Die Auswahl ist gut getroffen, die Sprache gewandt und die Ausstattung geschmackvoll. Ein kurzer erläuternder Index ersetzt die textlichen Anmerkungen.

Bonn. W. Kirfel.

Gunnarsson, Gunnar: Der Geächtete. Uebersetzt von E. Magnus. 262 S. Berlin, Universitas Deutsche Verlags-A.-G. Geh. 4.75 *M*, Leinen 6.50 *M*.

Die vorliegende Erzählung des isländischen Schriftstellers ordnet sich um den Sohn des Reykjaviker Dompfarrers Ulfur, dessen Begabung und menschliche Feinheit keinen Halt findet im Glauben an eine Aufgabe, an Gott oder einen Menschen. Ihm öffnen sich alle Wege zur Entfaltung seines Innern, da ihn ein Mädchen liebt und die Politiker des Landes nach ihm rufen. Aber in seiner angeborenen Zweifelsucht übersieht er die Möglichkeiten zu einer hellen und segensreichen Lebensführung, die sich ihm bieten; zwischen Reue und Schwäche hin und her irrend, ergibt er sich dem Trunk und kommt schließlich ins Gefängnis. Sogar als er die Liebe des Mädchens erkennt, sogar nach einer beseligenden Heirat zersetzt ihn wiederum Selbstquälerei: die Angst, sein Glück möchte sich bald auflösen im Alltag. Auch daß er als Matrose auf dem Meer ein ursprüngliches Leben führt, hilft ihm nichts. So ist es eine Befreiung, daß er in einem - übrigens hinreißend geschilderten - Schiffbruch den Tod findet; da er als letzter in die See stürzt, stirbt er mit dem frohen Bewußtsein, doch wenigstens einmal ganz ausgehalten zu haben. Man sieht auch an diesem Werk Gunnarssons große Gefahr: daß er allzu psychologisch verfährt, daß er die Verwicklungen aus sehr vorübergehenden Schwankungen einer überaus empfindlichen Seele herleitet. Ulfur verliert darum an Teilnahme, weil er mehr (krankhafter) Fall als (wesenhaftes) Sinnbild des Menschlichen ist. Aber eine tief menschliche Schöpfung ist der alte Dompfarrer, der aus dem Glauben an Gott eine verklärte Reife und Güte gewonnen hat; bei ihm schwingt alles Leiden zur Mitte hin aus, die Ruhe ist. Er hat den Halt, der dem Sohn fehlt, und wird dem irrenden und sich verlierenden stets der bergende Vater. Um dieser wirklich gestalteten wundervollen Beziehung willen verdient das Buch Aufmerksamkeit. Dem Pfarrer und der Frau seines Sohnes erschließt sich der Sinn des Lebens im Gebet. Daß das Buch einen geübten Leser voraussetzt und darum nicht allgemein empfohlen wird, folgt wohl aus der gegebenen Analyse.

Bonn. Heinrich Lützeler.

Siwertz, Sigfrid: Zurück aus Babylon. Roman. 306 S. Lübeck 1927, Otto Quitzow. 6.80 *M*.

Das Chaos des Bolschewismus, den ein schwedischer Ingenieur, Linus Treffenberg, in Südrußland erlebt, macht eine bürgerliche Natur zum Abenteurer, als er nach dem Willen eines Sterbenden nicht nur dessen Vermögen, sondern auch seinen Namen erbt. Auf dieser Lebenslüge gründet sich sein Leben, das er später in Paris führt. Seine Jugendgeliebte Britta, die sich in der schwedischen Kleinstadt wie eine Jungfrau im Turm vorkommt, holt er zu sich. Britta wird noch viel mehr als er Abenteurerin, stürzt sich mitten in das mondäne Babylon Paris, das öfter mit fast zu großer Deutlichkeit geschildert ist. Linus sehnt sich viel früher fort von dieser genießenden Lebenslüge als die maßlose Britta, bis beide aus Babylon heimkehren. Im Grunde hat Siwertz einen Haß gegen das Unechte, wie er es schon in ‚Seelambs, die Geldjäger' bewies, und so ist ein positives Streben auch hier nicht zu verkennen. Ueber die „Talmiherren der Situation", wie sie die Geschichte und auch Versailles hervorbrachte, hat Siwertz manch satirisches Wort und hebt die Abenteurer Linus und Britta zum Typus vieler Menschen empor. Natürlich ist das Buch nicht eine Dichtung, die man in ihrer scharfen Zeichnung der Decadence in viele Hände geben könnte.

Bonn. Josef Zimmermann.

Galsworthy, John: Jenseits. (Romane der Welt.) Berlin 1927, Knaur. 317 Seiten. Gebunden 2.85 *M.*

Unter den bescheidenen ‚Romanen der Welt' nimmt sich diese Geschichte gut, doch unter den Werken von Galsworthy nur bescheiden aus. Immerhin vertieft der zwar durchschnittliche, aber innerlich wahre Roman eine Erfahrung: daß die Leidenschaft den Menschen zerreißt, wenn er sie nicht formt. Eine Frau heiratet aus einer augenblicklichen Betörung heraus einen ungeliebten Mann und erlebt mit Entsetzen das Schamlose einer solch unbegründeten Gemeinsamkeit. Als endlich der kommt, den sie liebt, ist sie gebunden; nach kurzer glühender Freude an ihm fühlt sie, wie er ihr entgleitet. Resigniert dient sie nach seinem Tode den Armen. So spielt die Erzählung unter Menschen, die daran scheitern, daß die Ehe für sie ihren sakramentalen Sinn verloren hat; sie leiden an der Liebe, die ihnen Unfrieden und Vernichtung bringt.

Bonn. Heinrich Lützeler.

Deutsches Anekdotenbuch. Eine Sammlung von Kurzgeschichten aus vier Jahrhunderten. Herausgegeben vom Kunstwart von H. Rinn und P. Alverdes. 315 Seiten. München, G. D. W. Callwey. Leinenband 6.— *M.*

Die Anekdote ist hier als Kunstgattung, als Bericht bemerkenswerter, sei es ernster oder lustiger Begebnisse, Handlungen oder Dinge in knappster Prägung aufgefaßt. Und es wird in diesem Buche eine reiche Auswahl trefflich erzählter Kurzgeschichten von älteren wie von den neueren Meistern der Anekdote, Hebel, Kleist und Aurbacher dargeboten. Leider geht die Sammlung nicht über G. Freytag hinaus; von P. Ernst, W. Schäfer und andern Neuzeitlichen ist keine Rede.

Das 16. und das 17. Jahrhundert sind mit vielen bedenklichen Geschichtchen vertreten. Selbst wenn solche Schwänke für jene Zeit kennzeichnend sein sollten, so gehören doch die meisten der hier wiedergegebenen Anekdoten nicht in ein volkstümliches Buch hinein, wie es die Sammlungen des Kunstwarts doch sein wollen. Und der Katholik wird sich bedanken für die vielen Schnurren, in denen die Geistlichen eine so zweideutige Rolle spielen. Auch vom künstlerischen Standpunkt aus kann ich einer so gräßlichen Geschichte wie ‚Die Stimme des Herrn' (Seite 224) keinen Geschmack abgewinnen.

Für die Zwecke, die diese Zeitschrift vertritt, kommt das Buch nicht in Betracht.

Bad Münster a. Stein. F. Wippermann.

Zuckmayer, Carl: Schinderhannes, Schauspiel in vier Akten. 146 Seiten. Berlin, 1927. Propyläen-Verlag.

Zuckmayer nennt seinen ‚Schinderhannes' ein Schauspiel; das heißt also, er müßte ein Kunstwerk sein. Das ist er aber ganz und gar nicht. Denn das Stück hat keinen Halt, da es keinen ‚Helden' hat; es sei denn, daß man diesen vornehmlich erotischen Schinderhannes einen naturalistischen Helden nennen will. Ja, Naturalismus steckt sicher in dem Stück drin; aber da stört wieder die unnatürliche Sprache, die nur halb und halb wirkliche Volkssprache ist. – Vielleicht sollte es ein Volksstück sein, das diesen gewiß nicht schlimmsten der Räuber etwas ‚gefühlvoll' uns menschlich näherbringen wollte. Dann aber dürfte das Erotische nicht so peinlich wirken (der ‚Dichter' des ‚Fröhlichen Weinberg' wird über das ‚peinlich' lachen!). Henkersmahlzeit und Tod bringen keine Spur von Ernst ins Stück. Sie wirken wie eine Farce. Hier gewinnt man wohl mit Recht die Meinung, daß das Ganze ein Loblied auf die Räuberromantik sei, deren Ende von einem krankhaften Philisterium herbeigeführt wird. Typische Philister sind (symbolisch) die Preußen. Sagen wir kurz: Wo überzeugendes Gefühlsleben spricht, da empfinden auch wir etwas, sogar dem Tragischen Angenähertes. Im ganzen aber ist dieses ‚Schauspiel' eine geschickt theatralisch aufgearbeitete Anekdote. Wenn sie durch ihren volkstümlichen Stoff wirken kann, so hat das mit Kunst nichts zu tun. Mit Recht sagt Heilborn im Dezemberheft der ‚Literatur' zur Berliner Uraufführung: „Manchen mag ernüchtert die Empfindung überkommen, Blut in den Adern sei besser als der Wein der Sinnenfreudigkeit auf dem Tisch."

Bonn. Johannes Peters.

Verzeichnis der besprochenen Bücher

Abd el Krim, Memorien 307
Anwander, Die Religionen der Menschheit . 298
Barbusse, Le Feu 257
Benn, Novellen 260
Bockemühl, Die moderne Mariendichtung . . 312
Böminghaus, Die Aszese der Ignatianischen Exerzitien 301
Brecht, Hauspostille 252
— Trommeln in der Nacht 257
Bronnen, Katalaunische Schlacht 257
— Die Septembernovelle 260
Brust, Jutt und Jula 316
Cingria, Verfall der kirchlichen Kunst . . . 243
Damaschke, Aus meinem Leben 302
Dörfler, Erwachte Steine. Am Eichentisch. Die Braut des Alexius 261
Drost, Barockmalerei i. d. german. Ländern . 312
Edschmid, Die sechs Mündungen 260
— Timur 260
Ehrenstein, Tubutsch 260
— Der Selbstmord eines Katers 260
Eitel, Alte Eichstätter Grabmale 243
Ernst, Die Taufe. Der Nobelpreis. Die Hochzeit. Spitzbubengeschichten 261
Eulenberg, Die Hohenzollern 270
Federer, Das Mättelisseppi 261
Feuerstein, Marienleben 242
Fischer, Zeitwende der Kunst 241
Fleuron, Tillip 317
Flex, Der Wanderer zwischen beiden Welten 256
Frank, Leonhard, Der Mensch ist gut . . . 260
Friedenthal, Marie Rebschneider 263
Gail, Mit Raketenschiff ins Weltenall . . . 311
Galsworthy, Jenseits 319
Goering, Seeschlacht 253
Gunnarsson, Der Geächtete 318
Günther, Aus der Technik Wunderwelt . . . 311
Handmann u. A., Das Buch der Natur. 1. Bd. 309
Harms, Erdkunde: Afrika. Australien . . . 309
Hasek, Abenteuer des braven Soldaten Schwejk 257
Hauptmann, Carl, Schicksale 259
— Rübezahl-Buch 259
— Lesseps 259
— Drei Frauen 259
— Der Mörder 259
Haushofer u. A., Bausteine zur Geopolitik . 306
— Grenzen 306
Hefele, Politik 304
Hertz, Heinrich Hertz 302
Hesse, Demian 261
— Zarathustras Wiederkehr 261
— Siddharta 261
Heym, Der Dieb 259
Hopmann, Weltallkunde 310
Janssen, Jan Toorop 242
Imle, Friedr. v. Schlegel 302
Kafka, Der Heizer. Das Urteil. Die Verwandlung 260
Kesser, Unteroffizier Hartmann 260
— Die Peitsche 260
Kneip, Hampit der Jäger 261
Krüger, Die sieben Räudel 315
Mann, Heinr., Novellen 259
Mehlis, Die Mystik 298
Miegel, Spiele 314
Munk, Die Gäste 262
Nabl, Der Tag der Erkenntnis 261
Nadler, Literaturgesch. d. deutschen Stämme und Landschaften, 1—4 264
Neugart, Hdb. d. Liturgie 301
Ognjew, Das Tagebuch des Schülers Kostja Rjabzew 303
Overbeck, Malaiische Weisheit und Geschichte 308
Pagel, Deutsche Geschichte in Bildern . . . 304
Raynal, Grab des unbekannten Soldaten . . 253
Rießler, Altjüdisches Schrifttum außerhalb der Bibel 299
Rinn-Alverdes, Deutsches Anekdotenbuch . . 319
Saitschick, Die innere Welt Jesu 299
Salzer, Ill. Gesch. d. deutschen Lit., 3. Bd. . . 267
Sauer, Wesen u. Wollen d. christl. Kunst . . 241
Schaeffer, Helianth 244
— Die Odyssee Homers 249
— Das Prisma 263
Schickele, Hans im Schnakenloch 254
— Trimpopp und Manasse 260
Schiestl, Rud., Tod von Basel 243
Schnack, Das Zauberauto 316
Scholz, Die Beichte 261
— Zwischenreich 261
Schöning, Kirche und Gottesdienst in Bildern 301
Schreiner, Der Tod von Ypern 314
Schubert, Machiavelli 305
Schwabach (Sylvester), Pieter van Pier, der Prophet 260
— Die Novellen von der armen Kreatur . . 260
Schweizer. Jahrb. f. christl. Kunst 243
Seeberg, Zwischenstadt 315
Siwertz, Zurück aus Babylon 318
Skutella, Kurze Einführung in das liturgische Latein 301
Spael, Publizistik und Journalistik 305
Speyer, Der Kampf der Tertia 317
Stegemann, Jakobäa 314
Stephan, Das kirchl. Stundengebet. 2. Bd. . . 300
Sternheim, Erzählungen 259
Stoessl, Unterwelt 261
Straßer, In Völker zerrissen 260
Styra, Franziskus i. d. neueren Literatur . . 301
Tschudi, Tierleben der Alpen 311
Uebe, Westfalen (Deutsche Volkskunst. 9.) . . 243
Ulitz, Der Bastard 256
Unruh, Geschlecht 253
— Opfergang 257
Vring, von der, Soldat Suhren 257
— Der Zeuge 257
Wagner, Bengalische Erzähler 317
Wassermann, Der Wendekreis 261
Weigand, Der graue Esel 261
Weismantel, Totentanz 1921 257
Weiß, Ernst, Atua 260
Wiegler, Wilhelm der Erste 268
Willam, Die sieben Könige 261
Wittig, Der Ungläubige 313
Wolff, Das Gesicht des Ris 307
Worringer, Griechentum und Gotik 311
Zuckmayer, Schinderhannes 319
Zweig, Arnold, Die Novellen um Claudia . . 263
Zweig, Stefan, Amok 262
— Die Verwirrung der Gefühle 262
Zwiener, Sursum Corda 242

Verantwortlicher Schriftleiter: Bernhard Achtermann, Bonn. Alle redaktionellen Zusendungen an die Schriftleitung in Bonn, Wittelsbacher Ring 9. Alle Rechte für sämtliche Beiträge vorbehalten.

Allen Geschäftsführern des Borromäusvereins wird die „Bücherwelt" regelmäßig von der Druckerei Hermann Rauch in Wiesbaden durch die Postzeitungsstelle zugesandt. Adressenänderungen möge man unverzüglich der Zentralstelle in Bonn mitteilen. Die anderen Bezieher bestellen bei der Post oder bei den Buchhandlungen. Bezugspreis halbjährlich RM 3.—.

Clemens Brentano

Ein Gedenkblatt zu seinem 150. Geburtstage

Dichtung wird heute geringer eingeschätzt als in früheren Epochen des deutschen Geistes. Spengler gibt in seinem Buch vom Untergang des Abendlandes dem jungen Zeitgenossen den Rat, nicht Lyriker, sondern Ingenieur zu werden. Besonders niedrig steht die reine Gefühls- und Phantasiekunst im Kurse. Wer liest in unserer Welt der Maschinen und des Sportes noch Gedichte oder Märchen? Auch der Weizen der „Bangemacher", der gegen Ende des Krieges üppig in Blüte stand (man denke an Meyrinks ‚Golem'!) scheint rasch verhagelt zu sein. Unsere Zeit will nicht spielen, nicht zum Kind werden wie die Helden des Gockelmärchens, sondern arbeiten, Geld verdienen, genießen und den Fuß immer fester auf den Nacken der unterjochten Natur setzen, mag sie auch hin und wieder sich um so furchtbarer ihrer Fesseln entledigen. Das Harte, Kantige, Erd- und Lebensnahe ist in der zeitgenössischen Dichtung Trumpf, selbst das Abenteuerliche hat einen realistischen Zug, und in den rätselhaften Untergründen der Seele tastet man sich vorwärts nach wissenschaftlicher Methode. Der matte Vorstoß in die Unendlichkeit, den das zweite Jahrzehnt unseres Säkulums unternahm, ist längst verpufft, und man siedelt sich um so fester wieder in irdischen Bezirken an. So tauchen im Gesicht der Zeit – mag es auch seltsam klingen – Züge der Klassik wieder auf: Ihr Weg ging nach außen, nicht nach innen wie derjenige der Romantik. Goethe bekannte einmal, „daß ihm von jeher die große und so bedeutend klingende Aufgabe: erkenne dich selbst! immer verdächtig vorkam, als eine List geheim verbündeter Priester, die den Menschen durch unerreichbare Forderungen verwirren und von der Tätigkeit gegen die Außenwelt zu einer inneren falschen Beschaulichkeit verleiten wollten". (Strich, S. 90.) „Tätigkeit gegen die Außenwelt", Beschränkung auf die Gegenständlichkeit der Dinge, Streben nach immer größerer Beherrschung der Naturgesetze, bürgerlicher Fortschritt, soziales Empfinden, das alles sind Forderungen des Klassizismus, wie sie etwa im ‚Faust II' und in den ‚Lehrjahren' und ‚Wanderjahren' vertreten werden. Mit einem Wort: Der Klassizismus ist eine Geistesepoche, die ausgesprochenermaßen vom Diesseits beherrscht wird – wie die Gegenwart. Auch sein Streben nach Geschlossenheit und Vollendung der Form ist heute wieder zu bemerken – nicht umsonst ist das Ansehen Stefan Georges immer noch im Wachsen. Den idealistischen Zug bekam der klassische Mensch durch Schiller: er soll durch die ästhetische Erziehung zur Wahrheit und zur vollkommenen Versöhnung von Sittlichkeit und Sinnlichkeit geführt werden und so einen Idealstaat begründen – hier auf Erden. Auch ihn kümmert das „drüben" nicht, die schöne Seele, die zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden nicht mehr lange zu wählen braucht, ist im Diesseits beheimatet. Dieser idealistische Zug ist unserer mammonistisch eingestellten Zeit im ganzen fremd, aber die Sehnsucht nach einer schon auf Erden vollendeten, allseitig ausgebildeten Persönlichkeit wirkt sich doch in manchen Sport- und Jugendverbänden aus. Wer weiß, vielleicht erleben wir nach der Schilderhebung Klopstocks und des Sturmes und Dranges durch den Expressionismus demnächst eine Goethe- und Schillerrenaissance größeren Stiles.

Wie fern und fremd muß nach all dem dein Leben und Dichten der Gegenwart erscheinen, armer Pilger Clemens! Du trugest den Schwerpunkt deiner Persönlichkeit, das Ziel deines Ringens und Kämpfens ja nicht in dir selbst – dein Ziel war der Friede der Unendlichkeit am Herzen Gottes. Und mit echt romantischer Sehnsucht durchstürmtest du dein Leben nach diesem Ziel, ohne Beruf, ohne festen Wohnsitz, stets Lieder der Lust, des Spottes, der Reue, der Verzweiflung auf den Lippen. Und manch ein Trugbild gaukelte deine geniale Dichterphantasie dir vor: am Herzen der Freund-

schaft, am Busen der Liebe, im Rausch des Schaffens, im trüben Strudel sinnlichen Genusses glaubtest du das Unendliche zu umfassen – aber bald zerflog der bunte Nebel des Wahns, und Gottesferne starrte dich medusenhaft an, bis die reine, schwesterliche Zuneigung einer jungen Seele dich, das große, verirrte Kind aus der Welt, so kalt nud helle, zum Herzen des Vaters führte, an dem du endlich Ruhe fandest. Ach, wie selig mag es da auch von deinen Lippen erklungen sein, du armer Pilger Clemens: „Müde bin ich, geh zur Ruh ..."

Die Zwiespältigkeit und Unrast dieses Dichterlebens ist z. T. gewiß schon durch die Abstammung Brentanos[1] bedingt. Sein Vater, der kühl rechnende, allerdings auch geistiger Interessen nicht entbehrende, italienische Großkaufmann Peter Anton Brentano heiratet als neununddreißigjähriger Witwer die noch nicht achtzehnjährige, schöngeistig veranlagte Maximiliane von la Roche, die Angebetete des jungen Goethe und Tochter der vielgelesenen Romanschriftstellerin Sophie von la Roche. Man nehme noch hinzu, daß Peter Anton Katholik, „die Max" aber Protestantin war und daß diese sich erst nach erheblichem Widerstande auf Drängen ihrer Mutter zu der Heirat entschloß. Damit soll aber kein Schatten auf das Andenken des Vaters geworfen werden, der ein tüchtiger Geschäftsmann und ein vorbildlicher Gatte und Vater war. Neuere Forschungen haben übrigens dargetan, daß die außergewöhnliche Begabung unseres Dichters nicht von der Mutter, sondern von Brentano stammt. Clemens war das dritte Kind dieses ungleichen Paares: er wurde am 9. September 1778 bei den Großeltern in Ehrenbreitstein geboren. Nur die ersten sechs Lebensjahre durfte der Knabe im Elternhause, dem „goldenen Kopf" in der Sandgasse zu Frankfurt am Main, verleben, dann gab ihn der Vater zu strengerer Zucht nach auswärts in die Hände verschiedener Erzieher, die sich aber sämtlich als ungeeignet erwiesen und dem fröhlichen Knaben manche qualvolle Stunde bereiteten. Dazu starb ihm schon im Jahre 1793 die heißgeliebte Mutter, für den stets anlehungsbedürftigen Clemens ein unersetzlicher Verlust. Den Sechzehnjährigen steckt der Vater ins Geschäft, muß aber bald, durch verschiedene dumme Streiche des jungen Genies belehrt, erkennen, daß er zum Kaufmann nicht das geringste Talent besitzt. Clemens darf dann beim Onkel Karl von la Roche, dem Leiter der Saline in Schönebeck in Sachsen Bergwissenschaft studieren, aber schon 1797 stirbt auch der Vater, und nun ist niemand mehr, der, mit starker Autorität bewaffnet, den haltlosen, phantasievollen Jüngling

[1] Die grundlegende Biographie des Dichters ist: Clemens Brentano. Von P. J. B. Diel S. J. Ergänzt und herausgegeben von W. Kreiten S. J. Freiburg, Herder. Von neueren Darstellungen erwähne ich: Cl. Brentano. Von Dr. Wilh. Schellberg. M. Gladbach, 1916, Volksvereins-Verlag. Dort findet sich auch eine Zusammenstellung der wichtigsten Literatur. Von neuesten, bei Schellberg noch nicht genannten Werken über Br. führe ich an: Brentanos Romanzen vom Rosenkranz. Von Günther Müller, Göttingen, 1922. Clemens Brentanos Liebesleben. Von Lujo Brentano. Frankfurt a, M., 1922. Die jüngere Romantik (Brentano, Arnim, Bettina, Görres). Von P. Alois Stockmann S. J. München, 1923. In diesem Buch interessiert besonders die Behandlung der literarischen und theologischen Fragen, die sich an die von Brentano aufgezeichneten Gesichte der Emmerich knüpfen. Sehr aufschlußreiche Bemerkungen über Brentanos Verhältnis zur romantischen Welt-, Lebens- und Kunstanschauung enthält: Fritz Strich, Deutsche Klassik und Romantik. München, 1924. 2. Aufl.
Die von Christian Brentano 1852–55 herausgegebenen ‚Gesammelten Schriften' Brentanos sind unvollständig. Von der großen von Schüddekopf herausgegebenen historisch-kritischen Gesamtausgabe der Werke Brentanos erschienen von 1909–1917 insgesamt zehn Bände. Weitere Bände folgten bisher nicht, so daß auch diese Ausgabe leider Fragment ist. Verlag: zuerst Georg Müller, München u. Leipzig, jetzt Propyläen-Verlag, Berlin. Die beste und umfangreichste, mit guten Einleitungen versehene Auswahl besorgten Heinz Amelung und Karl Viëtor: Cl. Brentanos Gesammelte Werke, Frankfurt a. M. (jetzt Berlin), 1923, Frankfurter Verlagsanstalt. Ich nenne außerdem die Auslese von Diel-Gietmann, Freiburg, Herder. Von den Gedichten, Erzählungen und Märchen Brentanos gibt es heute zahlreiche Einzelausgaben, z. B. bei Herder, Schöningh, im Volksvereins-Verlag, in den Wiesbadener Volksbüchern usw.

auf den Weg eines festen Berufes weisen kann, wenn auch der energische Bruder Franz sich redliche Mühe gibt, den Platz des Verstorbenen auszufüllen. Dazu kam, daß des Lebens Notdurft den von Hause aus Vermögenden nie in ihre harte Schule nahm. Wie ganz anders hat doch Goethe, der klassische Mensch, sich unter ähnlichen Verhältnissen zu praktischer Arbeit gezwungen, allen Lockungen dichterischer Eingebung Trotz bietend. Die Universitäten Halle, Jena, Marburg und Göttingen sehen den jungen Studenten der Medizin, dann der Philosophie selten in ihren Hörsälen. Desto eifriger verkehrt Clemens, Anregung empfangend und gebend, dichtend und improvisierend, in schöngeistigen Zirkeln, besonders im Kreise der Romantiker in Jena. In Göttingen schließt er 1801 mit „Herzbruder" Arnim die Freundschaft fürs Leben. Mit ihm macht er 1802 die berühmte Rheinreise, die zur Geburtsstunde Brentanoscher Rheinromantik wurde. Der Roman ‚Godwi', das Lustspiel ‚Ponce de Leon', die Oper ‚Die lustigen Musikanten' und viele Gedichte sind die hauptsächlichste Ausbeute dieser Zeit. Im Jahre 1803 heiratet er die schon lange geliebte Sophie Mereau, die geschiedene Gattin eines Jenenser Universitätsprofessors und siedelt mit ihr nach Heidelberg über. Hier erscheint der erste Band des ‚Wunderhorns', jener mit Arnim herausgegebenen Volksliedersammlung, welche die alten Schätze einer ungebrochenen Vergangenheit im letzten Augenblicke rettete und den Namen Brentano auch durch jene Jahrzehnte trug, die sonst nichts von ihm wußten. Damals schloß er Freundschaft mit Görres, und unter dem beruhigenden Einfluß seiner edlen Gattin schien sein Lebensschifflein sich dem sichern Hafen zu nähern. Da stirbt Sophie im Jahre 1806, und Verzweiflung schleudert den unglücklichen Dichter wieder hinaus „in die Wüste". In einer seltsamen Verwirrung des Gefühls – ohne Liebe, wie er selbst bekennt – schließt er schon 1807 eine neue Ehe mit der koketten Auguste Bussmann, der Pflegetochter des Frankfurter Bankiers Moritz Bethmann – und wird namenlos unglücklich. Er flieht vor ihr nach Heidelberg, wo er sich der Vollendung des ‚Wunderhorns' widmet, Jörg Wickrams einfältig-liebliche Geschichte ‚Der Goldfaden' in pietätvoll schonender Bearbeitung herausgibt und mit Arnim und Görres ‚Die Zeitung für Einsiedler' schreibt. Nach mehrfachen, aber vergeblichen Versuchen des Zusammenlebens trennt er sich endgültig von Auguste, und erst 1811 werden sie gerichtlich geschieden. Das Jahrzwölft zwischen dem Tode seiner ersten Gattin und seiner Ankunft in Dülmen ist eine ewige Wanderung, ein ruheloses Hasten zwischen den Städten Heidelberg, München, Landshut, Berlin, Wien, Prag und Bukowan, dem böhmischen Landgute der Familie Brentano. In Berlin wird er sehr gefeiert. Hier verfaßt er dichterisch glänzende Kantaten auf den Tod der Königin Luise und die Gründung der Berliner Universität, wird Mitarbeiter an Kleists Berliner Abendblättern und Mitglied der „Christlich-Deutschen Tischgesellschaft", für die er die witzsprühende Satire ‚Der Philister vor, in und nach der Geschichte' schreibt. Der Aufenthalt in Böhmen regt ihn zu dem großangelegten Drama ‚Die Gründung Prags' an. Außerdem entstehen in diesem Zeitraum seine bedeutendsten und relativ reifsten Schöpfungen: das epische Fragment der Rosenkranzromanzen, die Märchen und verschiedene Erzählungen, von denen die rührende Geschichte ‚Vom braven Kasperl und dem schönen Annerl' die wertvollste ist. Aber das dichterische Schaffen vermag die Sehnsucht seines Herzens nicht zu stillen. Da tritt im September 1816 die Frau in sein Leben, welche die entscheidende Wendung seiner Seele herbeiführen sollte, Luise Hensel. Sie, die protestantische Pfarrerstochter, weist den Dichter, der sich schon früh der praktischen Ausübung seiner katholischen Religion entschlagen hatte, auf die Kirche hin. Als er ihr die Zerrissenheit seiner Seele klagt, sagt sie ihm: „Sie sind so glücklich, die Beichte zu haben, Sie sind Katholik, sagen Sie ihrem Beichtvater, was Sie drückt." Das schlug wie ein Blitz in seine Seele. Er legt eine Generalbeichte ab, entsagt allem weltlichen Treiben und Schaffen, bringt auch seine

leidenschaftliche Liebe zu Luise Hensel dem wiedergewonnenen Heilande zum Opfer und weiht sich nun ausschließlich dem Dienst der Kirche. Ergreifende Gedichte wie ‚Einsam will ich untergehn' und ‚An den Engel in der Wüste' künden von seiner Entsagung und Umkehr. Der Friede des Herrn zog nun in sein ruheloses Herz ein, soweit er hier auf Erden zu finden ist. Aber der alte Wandertrieb ließ ihn dennoch nicht los. Zwar hielt er vom Herbst 1818 ab fast fünf Jahre am Krankenbette der Katharina Emmerich aus, um deren Gesichte aufzuzeichnen, aber nach ihrem Tode setzte er sein rastloses Wanderleben fort. In Bocholt, Bonn, Frankfurt, Regensburg, München widmet er sich nun der Aufgabe, das in Dülmen gesammelte Material zu religiösen Erbauungsbüchern zu verarbeiten. Daneben entfaltet er eine großartige christliche Liebes- und Wohltätigkeit. Alle Honorare seiner späteren Schriften flossen restlos frommen, gemeinnützigen Stiftungen zu. Den an einem Herzleiden und der Wassersucht Erkrankten holt den Bruder Christian von München nach Aschaffenburg. Und hier geht nach erbaulichster Vorbereitung auf den Tod der Ruhelose am 28. Juli 1842 zum ewigen Frieden ein.

Es ist nicht leicht, das Leben und Schaffen dieses in allen Farben des Geistes Schillernden von einem zentralen Punkt aus zu erfassen. Soviel aber darf man sagen, daß er ein romantischer Mensch in so reiner Ausprägung war, wie die ältere Schule der Schlegel-Tieck-Novalis keinen hervorgebracht hat. Und dabei war er es gewissermaßen unbewußt und von Natur aus, da ihm die Fähigkeit zur Erfassung oder gar zur Produktion romantischer Philosophie völlig abging. Er war ein ganz unphilosophischer Kopf. Die Grundkraft seines Wesens aber war eine Phantasie von geradezu mythenbildender Gewalt. Er bewies diese am besten in den Märchen und besonders in den Rheinmärchen, die zum edelsten Gut unserer Literatur gehören, er schuf die Sage von der Loreley in einer schwermütigen Ballade von grandioser Tiefe und Stimmung, die der fingerfertige Heine dann zu dem bekannten Volkslied ausmünzte. Worauf war nun aber die innere Schau dieser Phantasie letzten Endes gerichtet? Es war das Absolute, die Ewigkeit, „die unendliche Melodie der Zeit",[2] die der Romantiker schon im Diesseits erleben und gestalten möchte, während der klassische Mensch dadurch den Widerspruch von Raum und Zeit zur Harmonie zu bringen vermag, daß er dem Augenblick Dauer verleiht, d. h. im ewigen Wechsel der Dinge „die zeitlos dauernde Gestalt, den ruhenden Pol in der Flucht der Erscheinungen, die ewige Substanz der Dinge" herausarbeitet. Die Sehnsucht des Romantikers ist unerfüllbar, er „muß in dem inneren Widerspruch befangen bleiben, solange er sich in den Grenzen des Lebens und der Erfahrung bewegt". Damit hätten wir den Dämon gekennzeichnet, der den Dichter durch die Stationen seiner Lebenspilgerfahrt hetzte, von denen wir oben nur die wichtigsten flüchtig bezeichnen konnten. Mit dieser geistigen Einstellung war Brentano eigentlich zum Christentum prädestiniert. Denn nur die christliche Religion vermittelt dem Menschen hier auf Erden schon die Schauer des Ewigen, ein leises Wehen vom Flügelschlag der Unendlichkeit. Den zweiten Weg der Erlösung aus der romantischen Disharmonie zu gehen, war Brentano nicht befähigt. Er war zu selbstquälerisch veranlagt, um in der Trunkenheit des unendlichen Lebens, „das von fernster Vergangenheit in fernste Zukunft schwingt", Befriedigung zu finden, dem Gotte des Rausches, der Liebe und des Todes sich völlig hingeben, den Weg der dionysischen Romantik gehen zu können, wie Hölderlin und Kleist es taten. Der Weg dieser „unterirdischen Romantik" ging in die Tiefe, Brentanos kindliche Sehnsucht aber verlangte in die Höhe, aus dem Unpersönlichen heraus zum liebenden Vater. – Unendlichkeit heißt Bewegung und Verwandlung, ewiger Uebergang. Wie wandlungsfähig der Dichter war, berichtet u. a. die Günderode, die sich

[2] Dieses und die folgenden Zitate stammen aus: Strich, Klassik und Romantik; seine Schilderung des romantischen Menschen versuche ich auf Brentano zu beziehen.

einmal beklagt, kaum habe sie begonnen, Brentano zu lieben, als auf einmal ein ganz anderer Brentano vor ihr stehe, mit dem sie dann nicht wisse, was anfangen. – Die Formen des Raumes zu zerbrechen und die unendliche Melodie der Zeit schon im endlichen Kunstwerk erklingen zu lassen, gelingt am besten im Traum und im Märchen. Darum war das Märchen seine Lieblingsgattung, in der er auch das Beste geleistet hat. Im übrigen fehlt seinen Werken der durchsichige Aufbau, die klare Gliederung und die wohl abgewogene Proportionalität der Teile. Kein Wunder, denn Unendlichkeit „schmilzt und verwandelt ohne Gliederung alles zu ungeteilter Einheit ineinander". Auch im Märchen aber kann Unendlichkeit nur sinnbildlich in die Erscheinung treten. Daher die auffallende Vorliebe Brentanos für Symbole. Das Gockelmärchen z. B. wimmelt davon. – Man hat Brentano den Vorwurf der Schwäche und Willenlosigkeit gemacht. Noch Amelung tut es in seiner Einleitung zu den ‚Gesammelten Werken'. Das ist unberechtigt. Denn der Romantiker lebt mit Absicht ein passives Leben: er öffnet sich ganz der Gottheit, gibt sich dem Sturm der Unendlichkeit hin, empfindet sich wie ein Instrument, auf dem ein höheres Wesen spielt. Das war in der Tat der Eindruck, den Brentano auf seine Zeitgenossen machte. Man nannte ihn „den Besessenen". Eichendorff sagt einmal von ihm, „daß er nicht eigentlich ein Dichter, sondern ein Gedicht gewesen sei". Der Romantiker war immer „außer sich". Brentanos erste Gattin erkannte das sehr bald. Sie schrieb ihm einmal: „Ich bitte dich, lieber Fremdling, komm doch endlich einmal nach Hause, du bist stets nicht bei dir, und es ist so hübsch bei dir; versuch es nur, und komm zu dir selbst, du wirst die Heimat finden, sie lieben und dann immer mit dir tragen!" Ach, diese rührende Bitte war ja so vergeblich. Der Romantiker war nicht bei sich selbst, sondern nur in der Unendlichkeit zu Hause, und da er hier auf Erden nicht heimgelangen konnte, so suchte er wenigstens zuweilen wie durch ein aufgestoßenes Fenster hindurch einen Blick in das Land der Sehnsucht zu tun: der Zustand der Verzückung, der Ekstase bedeutete ihm höchste Seligkeit. Wir begreifen nun auch von dieser Seite aus, warum Brentano am Krankenlager der ekstatischen Nonne von Dülmen so beharrlich aushielt. War der Romantiker aber in die nüchterne Welt der Endlichkeit zurückgekehrt, so quälte ihn wehmütigste Erinnerung, heißeste Sehnsucht. Sehnsucht und Erinnerung, zwei Dinge, die der Klassiker Goethe sich möglichst vom Leibe hielt, waren das eigentliche Lebenselement Brentanos. Aus diesem quollen seine schönsten Lieder und Märchen. – So ließen sich noch viele Seiten Brentanoschen Wesens aus dem Gedanken der Unendlichkeit herleiten. Wer das oben genannte Buch von Strich mit Aufmerksamkeit liest, wird noch an manchen Stellen einen Schlüssel zu des Dichters und seiner Schöpfungen Charakter entdecken, auch da, wo er nicht ausdrücklich von ihm spricht. Es möge hier nur noch auf die vagabundierende Berufslosigkeit Brentanos eingegangen werden. Auch sie fließt letzten Endes aus seinem romantischen Charakter. Denn „Unendlichkeit ist nur in ewiger Verwandlung zu erschöpfen ... Die unendliche Schöpferkraft kommt dort zu ihrem idealsten Ausdruck, wo etwas ganz einmalig, einzig, unwiederholbar, weil gesetzlos ist ... Der romantische Mensch, mit einem Worte, kann keine Bestimmung haben, denn eine solche, welche sie auch immer sei, würde seine unendliche und schöpferische Freiheit in eine vorgezeichnete und also wiederholte und wiederholbare Bahn zwingen ... Jeder sei wirklich Individuum, unwiederholbar und einzig ... Es gibt nur ein Gesetz, und dieses lautet: Stelle deine Eigentümlichkeit, deine Einzigkeit dar." Von hier aus ist auch der Haß der Romantik und speziell Brentanos gegen den Bürger, den Philister zu verstehen. Dagegen stellte z. B. Goethe, der das Maß, das Gesetz, die Beschränkung höher als alles schätzte, mit Vorliebe den Bürger dar (etwa in ‚Hermann und Dorothea'). Ja, seine Gegner wollten an ihm selbst, wenigstens in seinen späteren Jahren, etwas Philisterhaftes entdecken.

Das Gesetz der Willkür nahmen die Romantiker, wie für ihr Leben, so auch für ihre Kunst in Anspruch. Und Brentano macht hier keine Ausnahme. Er zwingt sich nicht, angefangene Werke zu Ende zu führen, er beschneidet anderseits aber beim Schaffen auch in keiner Weise seine üppige wuchernde Phantasie, so daß seine Dichtungen oft der notwendigen Konzentration ermangeln. Am meisten leiden darunter naturgemäß seine Dramen ‚Die Gründung Prags', ‚Aloys und Imelde' (das infolge einer merkwürdigen Verkettung von Umständen erst hundert Jahre nach seiner Entstehung in der Schüddekopfschen Gesamtausgabe das Licht der Welt erblickte), ‚Ponce de Leon'. Das letztere, ein an Wortspielen reiches, äußerst witziges Lustspiel, dürfte vielleicht noch am ehesten aufführbar sein.[3] In grandioser Weise waltet des Dichters Phantasie in dem epischen Fragment: ‚Romanzen vom Rosenkranz', das man nicht mit Unrecht den katholischen Faust genannt hat. Auf den sehr komplizierten Gedankeninhalt des Werkes kann schon aus Raumgründen hier nicht eingegangen werden. Der interessierte Leser sei auf das oben angeführte Buch von G. Müller verwiesen. Der Form nach ist diese Dichtung eine der vollendetsten der deutschen Literatur. Für den Durchschnittsleser dürfte es zu schwer sein. Dasselbe gilt für den Roman ‚Godwi', ein wirres Jugendwerk voll Sinnlichkeit und romantischer Ironie, und für manche kleinere Erzählung Brentanos, wie den ‚Philister', den ‚Bärenhäuter' u. a. In diese Werke ist so viel Persönliches und Zeitgenössisches hineingeflossen, daß sie ohne Kommentar nicht mehr recht verständlich sind. Reinen Genuß gewähren dagegen die in treuherzig altdeutscher Manier gehaltenen Erzählungen: ‚Aus der Chronika eines fahrenden Schülers', ‚Die Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl', ‚Die drei Nüsse'. Sie sind mit die ersten Beispiele für die gute deutsche Kurzgeschichte. Ergötzlich zu lesen ist auch heute noch die phantastisch-witzige Geschichte von den ‚Mehreren Wehmüllern'. Die Märchen aber werden – neben den Gedichten – den Namen Brentano bestimmt noch durch manche Jahrhunderte tragen. Sie sind mit einer so unerschöpflichen Phantasie, so treuherzig naiv, so schalkhaft und so volkstümlich deutsch erzählt, daß es eine helle Freude ist, sie zu lesen, auch für den Erwachsenen. Und dabei ist der Stoff der meisten einem Ausländer entnommen, nämlich dem ‚Pentamerone' des Italieners Basile. Aber wie genial hat Brentano diese fremdländischen Gewächse eingedeutscht! Das sieht man schon an den Namen: Witzenspitzel, Baron von Hüpfenstich, Kommanditchen, Schulmeister Klopfstock usw. Nur die Rheinmärchen sind Brentanos eigene Erfindung. Auf ihnen beruht zum großen Teil die heutige Rheinromantik. Und doch waren diese Märchen Jahrzehnte lang so gut wie vergessen und nur in der dürftigen Ausgabe der Meyerschen Volksbibliothek zu haben. Ich stehe nicht an, Brentano den größten Märchendichter der deutschen Literatur zu nennen. – Man soll aber auch die Alterswerke unseres Dichters nicht unterschätzen. Mag Brentano z. B. in dem ‚Bitteren Leiden' auch die Gesichte der Emmerich nicht mit wissenschaftlicher Exaktheit niedergelegt haben, das Buch ist – allen Anfeindungen zum Trotz – dennoch oder gerade darum ein Kunstwerk hohen Ranges, von der Erbaulichkeit ganz abgesehen. Man darf dem Herausgeber des ‚Bitteren Leidens', W. Oehl (in der Schüddekopfschen Gesamtausgabe), ruhig beipflichten, wenn er die Stilschönheit der Passion rühmt, die Passionsbilder als reiche, harmonisch vollendete Gemälde bezeichnet und hinzufügt: „Brentanos Passion ist heute ein europäischer Kulturfaktor von unübersehbarer ästhetischer und ethischer Bedeutung." – Zum Schluß sei auch noch des Dichters Schrift: ‚Die Barmherzigen Schwestern in bezug auf Armen- und Krankenpflege' erwähnt. Sie hatte den überraschenden und vom Verfasser mit frommer Genugtuung empfundenen Erfolg, zur

[3] Eine Theaterbearbeitung besorgte neuerdings Gust. Grund, Bühnenvolksbundverlag, Berlin.

Verbreitung des damals in Deutschland noch so gut wie unbekannten Ordens der Schwestern vom heiligen Karl Borromäus ganz erheblich beizutragen.

Und nun, du armer Pilger Clemens, lebe wohl! Du hast dir jenen Frieden erworben, den die heutige Welt nicht besitzt, und sie will deshalb nichts von dir wissen. Aber Geduld, auch deine Stunde wird kommen. Denn tiefversteckt schlummert auch im Herzen unserer, wie jeder Generation, die Sehnsucht nach dem Unendlichen, und sie wird eines Tages, wenn man des Brausens der Maschinen, des Rausches der „Körperkultur" überdrüssig geworden ist, unwiderstehlich hervorbrechen. Und dann wird man auch wieder zu deinem Werk wallfahrten und nachsinnen über deinen geheimnisvollen Leitspruch, der wie aus ferner, unschuldiger Jugend oder gar aus der goldenen Tiefe des Jenseits emporzuwehen scheint:

O Stern und Blume, Geist und Kleid,
Lieb, Leid und Zeit und Ewigkeit!

Anton Aulke.

Paul Keller

Es war an einem Märzsonntage des Jahres 1910. Da hatten sich die zahlreichen Freunde des aus dem Handwerkerstande herausgewachsenen Dichters Paul Barsch im Stadttheater zu Breslau zu einer Morgenfeier versammelt, um den fünfzigsten Geburtstag jenes seltenen Menschen, trefflichen Lyrikers und besinnlichen Erzählers festlich zu begehen. Auf der Bühne aber stand Paul Keller und hielt dem älteren Freunde, mit dem er bald danach kurze, aber köstliche Wochen an den Kunststätten Italiens und an der vom Frühlingshauch der Orchideen überschütteten Nordküste Afrikas verleben sollte, die Festrede. Nicht alles habe ich mir gemerkt, was Keller in seiner launigen, sinnigen Art in jener Rede sagte, aber eines weiß ich noch wie heute: Er dankte den Veranstaltern des Festes, daß sie sich entschlossen hätten, den Dichter nicht erst zu ehren, wenn er zu alt zum Schaffen oder sein Geist gar schon durch den Tod dieser Erde entrückt sei, sondern auf der Scheitelhöhe des Lebens, wo gute Genien noch immer eine Fülle köstlicher, fruchtbarer Schaffensstunden bescheren können.

Nun ist auch Paul Keller, der am 6. Juli 1873 in Arnsdorf bei Schweidnitz in Schlesien geboren wurde, schon über seinen fünfzigsten Geburtstag hinaus. An äußeren Erfolgen hat es ihm seit dem Beginn seiner Schriftstellerlaufbahn nie gefehlt; seine Bücher haben vielmehr eine so hohe Auflagenzahl, wie sie wohl noch nie ein Dichter katholischer Herkunft bei seinen Lebzeiten aufzuweisen hatte, und wenn dieser äußere Schriftstellererfolg allein entscheidend wäre für die literarische Bedeutung Kellers, so müßte man ihn unbedingt den Größten im Reiche des Geistes zuzählen. Anderseits ist gerade Kellers literarische Bedeutung durchaus nicht unangefochten. Auch die Frage, inwieweit Keller vom katholischen Volke im allgemeinen und von katholischen Volksbüchereien im besonderen als katholischer Dichter im engeren Sinne des Wortes, ohne daß damit seiner literarischen Bedeutung Abbruch geschähe, eingeschätzt werden könne, bedarf für unsern Leserkreis einer gewissen Klärung. Sodann wäre zu untersuchen, wie es wohl komme, daß die Teilnahme der zünftigen Literaturkritik sich nicht im gleichen Maße dem Schaffen des Dichters zugewandt habe wie die Neigung einer weitschichtigen Leserwelt. Für diesen letzteren Umstand mag es immerhin bezeichnend sein, daß eine am gleichen Orte Breslau, wo Kellers Werke geschrieben wurden, entstandene große Literaturgeschichte in einer

der ersten Auflagen Keller anerkennend erwähnte, während aus den folgenden Auflagen Paul Kellers Name gänzlich verschwunden ist.

Mag es sein, daß Keller, literarisch genommen, mehr versprochen hat, als er tatsächlich hielt, so steht doch so viel heute schon einwandfrei fest, daß er zu den begabtesten, erfindungsreichsten, gemüt- und humorvollsten Dichtern gehört, die die deutsche Romanliteratur unsrer Zeit aufzuweisen hat. Auch wenn wir manches abziehen, was ohne jenen „Ernst, den keine Mühe bleichet", durchgeführt ist; auch wenn wir zu der Ansicht kommen sollten, daß Keller, vom äußeren Erfolge betört, in seiner Entwicklung als Persönlichkeit, ohne deren zielstrebiges Auswachsen, wie wir es etwa bei Hermann Stehr bewundern können, kein Dichter wahrhaft groß werden kann, den mahnenden Stimmen zur Selbstvollendung nicht aufmerksam genug gelauscht habe, so bleibt doch von ihm immer noch soviel Nennens- und Lesenswertes bestehen, daß viele von denen, die sonst der Aufnahme in eine neuere Literaturgeschichte gewürdigt werden, sich in keiner Hinsicht mit ihm messen könnten.

Man darf eines nicht vergessen, und die gesamte Literaturgeschichtschreibung und Literaturkritik akademischer und artistischer Prägung sollte es sich gesagt sein lassen, daß die Wirkung jener Dichter, deren Einfluß in die Breite reicht, auf die Gesamtheit des Volkes vielmals größer ist als derjenigen, die nur nach der Höhe streben und vor dem profanum volgus Horazens ästhetisierend die Nase rümpfen. Dennoch bleibt unsre, in dieser Zeitschrift auch von mir schon ausgesprochene, Forderung bestehen, daß wir nicht bloß von unsern Lesern, sondern in noch höherem Maße von unsern Dichtern verlangen müssen, daß sie im Sinne Schillers neben der Breitenentfaltung auch ihrer Tiefenentwicklung gedenken:

„Rastlos vorwärts mußt du streben,
Nie ermüdet stille stehn,
Willst du die Vollendung sehn;
Mußt ins Breite dich entfalten,
Soll sich dir die Welt gestalten;
In die Tiefe mußt du steigen,
Soll sich dir das Wesen zeigen,
Nur Beharrung führt zum Ziel,
Nur die Fülle führt zur Klarheit,
Und im Abgrund wohnt die Wahrheit."

Wahrscheinlich ist Keller der Meinung, es an der Tiefenentwicklung nicht haben fehlen zu lassen, aber ich gehe wohl bestimmt nicht fehl, wenn ich, ohne mir anmaßen zu wollen, in das innerste Heiligtum einer Dichterseele, das, wenigstens zu Lebzeiten eines Dichters, als Naturschutzgebiet gelten sollte, vorzudringen, sage, daß mit dem Augenblick, da Keller seinen Lehrerberuf aufgab, also im Jahre 1908 nach der Vollendung des ‚Hagar'-Romans, jener verhängnisvolle Bruch seines Lebens eintrat, der ihn an einer folgerichtigen Höherentwicklung hinderte. Gleichzeitig ging Keller unter die Journalisten, wurde Herausgeber des ‚Guckkastens', wie jene illustrierte Zeitschrift, die er aus Büxensteins ‚Lustiger Woche' gestaltete, nunmehr hieß. Dieses redaktionelle Treiben, das Angewiesensein auf Helfer und Mitarbeiter ganz verschiedener Lebenstiefe, das bewußte Haschen nach Witz und Lustigkeit, das auch viele seiner späteren Bücher verdirbt, die dem edleren Teil seines Wesens ungemäße freiere Lebensweise und ein starkes Maß uneingeschränkten Selbstbewußtseins haben zwar seine schriftstellerische Breitenentwicklung nicht gehemmt, wohl aber dem Höhenmaß keine Steigerung mehr gegönnt, so sehr auch Keller selber und seine unbedingten Verehrer uns glauben machen wollten, die neuen Stoffkreise, die er seinen Romanen gewann, z. B. dem Wendenroman ‚Die alte Krone', dem Indienbuch ‚In fremden

Spiegeln', und die schier unerschöpfliche Fülle neuer dichterischer Gestalten bedeuteten gleichzeitig auch eine Höherentwicklung seines Dichtertums.

Zweifellos mag Keller unter dem allmählichen Abebben der Begeisterung seiner Kritiker, unter deren offen oder zwischen den Zeilen stehenden Befürchtungen, daß er ein Vielschreiber werde, unter der vielfachen Verkennung seiner trotzdem immer vorhandenen dichterischen Ziele seelisch schwer gelitten haben. Aber seine Mühle mußte klappern, mußte Brot und Reisemittel liefern, Krieg und Inflation bedrohten ihn sichtlich auch in seiner ganzen Existenz wie so manchen andern Schriftsteller Deutschlands, der eine feste Beamtenstellung preisgegeben hatte, und so diente er neben dem idealen Sinn seines hochbegabten Wesens immer mehr der Ausnützung seiner außergewöhnlichen praktischen Schriftstelleranlagen: dem Sinn für das Tagesfällige, für das gern Gelesene, für alles das, was einer Massenverbreitung seiner Werke günstig war. Und dieser gewaltige Erfolg mag ihn darüber getröstet haben, daß ihm, von Raabe und Rosegger abgesehen, die dem jungen Schlesier als alte Männer freudig die Hand darboten, Freundschaft und Gunst seiner dichtenden, vielfach von Neid nicht freien Zunftgenossen nur sehr spärlich beschieden war, so daß Keller, im Grunde genommen, allein steht.

Aus der ‚Guckkasten'-Redaktion wurde, als der anfängliche große Erfolg dieser Zeitschrift zum Stillstand kam, bei einem andern Verleger, nämlich bei Korn in Breslau, die Redaktion der heute noch von ihm geleiteten Familienzeitschrift ‚Die Bergstadt', und auch die meisten seiner alten und alle seine neuen Bücher siedelten in den Kornschen Bergstadtverlag über.

Dort ist dann auch aus der Feder von Gustav W. Eberlein, nachdem Hans Heinrich Borcherdts sinniges Kellerbuch (1910) längst vergriffen ist, eine Biographie und Würdigung des Dichters, ‚Paul Keller, sein Leben und sein Werk' (1920) erschienen.

Es hat selten einmal eine Dichterbiographie einen so schlechten Eindruck auf mich gemacht wie die 345 Seiten dieses Buches des römischen Sonderberichterstatters des ‚Berliner Lokalanzeigers', nicht so sehr deshalb, weil es, der Zeit seines Entstehens entsprechend, noch ganz und gar im nationalistischen Phrasengewirr einer überwundenen Zeitungsdemagogie befangen ist, sondern weil es dem Gegenstande seiner Darstellung, dem Dichter Paul Keller, so kritiklos schmeichelt, daß die Hälfte des Buches literarisch ungenießbar wird. Ob Keller selber dieses Buches eines seiner unentwegtesten Schildknappen innerlich froh geworden ist? „Rosegger, Reuter, Raabe? Meister Gottfried? Wer ist denn nun eigentlich der eigentliche Paul Keller?", das ist der Anfang. Ich möchte, obwohl das lehrreich sein könnte, Stilproben dieses trotz allem für die Erkenntnis Kellers zunächst unentbehrlichen Buches nicht häufen. Aber verwundern wird es schon nach diesem Anfang nicht, wenn ich als Ergebnis feststelle, daß Keller schließlich alle seine dichterischen Artverwandten, Gottfried Keller nicht ausgenommen, irgendwie übertrifft, worüber wir uns im übrigen herzlich freuen wollten, wenn dem wirklich im Hinblick auf das gesamte Schaffen Paul Kellers und der genannten anderen Dichter so wäre. „Auf einmal stehen sich der Gottfried und der Paul wieder auf drei Nasenlängen gegenüber. Und können das Lachen nicht verhalten. Weil es der eine dem andern wie elektrische Funken aus der Nasenspitze zieht. Auf der Straße des Humors finden sie sich und wandern Arm in Arm als echte Epiker ins Novellenland." (42.) Warum ereifert sich Eberlein über die Literaturvergleicher, wenn er selber die gefährlichsten aller Vergleiche zieht, und noch dazu in ganz banaler Form? Da darf es denn freilich nicht verwundern, wenn Eberlein, obwohl er die „Zuchtlosigkeit" und „diesen Zug von Flüchtigkeit oder Unbändigkeit" namentlich der späteren Romane Kellers erkennt (77), keinerlei Bedenken dagegen vorzubringen hat, sondern, ganz im Sinne dieser Auffassung, zu dem seltsamen Urteil

gelangt, daß die ‚Insel der Einsamen', nach meiner Ueberzeugung eines der schwächsten Bücher Kellers, „an künstlerischer Geschlossenheit, an Ausgeglichenheit und innerer Harmonie ... von keinem anderen Werke Kellers, weder von den früheren noch von den späteren, erreicht" werde. (299.)

Es wird selten einmal ein Dichter von der eigenen Berufsgenossenschaft, aus der er herausgewachsen und zum Dichterberufe übergegangen ist, soviel Anerkennung und Förderung erfahren haben wie Paul Keller von der katholischen Volksschullehrerschaft Schlesiens und sogar ganz Deutschlands. Und Keller ist sich dessen auch stets dankbar bewußt geblieben, obwohl der Kreis seiner Verehrer längst nicht auf seine katholischen Glaubensgenossen beschränkt geblieben ist. Auf der katholischen Lehrerpräparandie in Landeck in der Grafschaft Glatz, auf dem Lehrerseminar zu Breslau vorgebildet, wovon das ‚Königliche Seminartheater, Ein Stück eigener Lebensgeschichte', so köstlich zu berichten weiß, hat Keller seine katholische Herkunft nie verleugnet, und gerade katholische Zeitungen und Zeitschriften haben sich auch stets gern für Keller als einen der Ihrigen eingesetzt. Aber ein bewußt katholisches Buch, sei es aus der Problemstellung, sei es aus der Stoffwahl heraus, hat Keller nie geschrieben, und das soll auch von unserm Standpunkt aus kein Tadel für ihn sein. Freilich hat er, je länger, je mehr, es verstanden, in seinen Büchern jeden ernsteren Gegensatz zu weltanschaulichen und politischen Interessengruppen zu vermeiden und den Verdacht, als ob er ein ausgesprochen katholischer Dichter sei, klüglich von sich abzuwenden. Auch das ist ein Zeichen seiner außergewöhnlich praktischen Schriftstellerbegabung. Wo er, wie in ‚Titus und Timotheus und der Esel Bileam' oder in den ‚Vier Einsiedlern' einen Teil der Handlung aus der konfessionellen und politischen Verschiedenheit seiner Helden aufbaut, setzt er sich doch wie spielend über die Problematik, die etwa entstehen könnte, hinweg, tritt keiner Anschauung zu nahe und sucht eine allgemeine sittliche oder vaterländische Idee, gegen die ein ernsterer Widerspruch von keiner Seite seiner Leser aufkommen könnte, zum Abschluß zu gewinnen. So wird niemand seinen Büchern um ihres Ideengehalts willen ernstlich gram sein können.

Auf ethischem Gebiete hütet sich Keller wohlweislich davor, dem Hange der meisten Modernen nach Perversität des Sinnengenusses und drastischer Darstellung derartiger Wirrnisse nachzugehen. Im Gegenteil: als Volksschriftsteller von gesundem Empfinden putzt er lieber seine Romane und kleinen Geschichten ein wenig moralisch auf oder wendet sich, bei liebenswürdig-gemütvoller Behandlungsweise, sogar einem ausgesprochenen sozialen Vorwurf zu, wie im ‚Sohn der Hagar', oder einem moralpädagogischen, wie in den ‚Drei Ringen', wo er gegen die bewußte Einschränkung des ehelichen Kindersegens zu Felde zieht. Dabei gilt auch vom Roman des unehelichen Kindes wie von dem der Geschichte der ungeborenen Kinder das, was mir ein Seelsorger als das höchste Lob der Bücher Kellers kündete: man könne seine Bücher unbesehen jedem Kinde in die Hand geben, ohne befürchten zu müssen, seine Seele zu beschmutzen.

Und das ist, namentlich vom Standpunkt des Volkserziehers aus, sicher ein hohes Lob, das nicht verkleinert werden darf. Daher werden Volks- und Jugendbüchereien sehr gern die Schriften Kellers einstellen und ihm Dank dafür wissen, daß er auf diesem Gebiete dem verfallsüchtigen Zeitgeschmack keine Zugeständnisse macht.

* *

Keller ist ein ausgesprochener Erzähler. Zwar hat er, wie Eberlein berichtet und wie das ‚Seminartheater' dartut, auch auf dramatischem Gebiete sich versucht oder mit dramatischen Aufgaben innerlich gerungen, aber es liegt dergleichen der Oeffentlichkeit zur Beurteilung nicht vor. Als Lyriker besitzt Keller sogar, wie übrigens auch viele Prosastellen seiner Werke dartun, eine rühmliche Begabung, und die, allerdings

nur geringe, Zahl seiner Gedichte, die gelegentlich verstreut gedruckt worden sind, beweist, daß seine Lyrik ebenso heiter, ansprechend, biegsam, schlicht und wohllautend ist wie seine Prosa.

Darüber, ob man dem Verfasser der kleinen Geschichten oder dem Romanschreiber Paul Keller den Vorzug einräumen müsse, sind die Meinungen geteilt. Ich möchte mich, ohne damit Keller verkleinern zu wollen, dafür entscheiden, daß er in den kleinen Erzählungen eine größere Meisterschaft erreicht und eine höhere Linie durchgehalten habe als in den Romanen, von denen viele über die Fläche einer gesunden und guten Unterhaltungslektüre nicht hinausragen und auch von der literarischen Kritik nur als solche eingeschätzt werden. Daß Keller, der als schlesischer Dorfjunge aufwuchs, auch die Mundart seiner Heimat meistern würde, war anzunehmen. So gab er denn auch für kurze Zeit den ältesten schlesischen Heimatkalender, den ‚Gemittlichen Schläsinger', heraus, und sein in der heimatlichen Mundart geschriebenes humorvolles Märchen ‚Bergkrach', in dem die bekanntesten Berge der schlesischen Sudeten launig miteinander streiten, übertraf an gesunder Ausdruckskraft und Schalkhaftigkeit der Erfindung alle Mitbewerber in der gleichen Kunstgattung. Zudem war Keller dem literarisch bedeutendsten der ausgesprochenen schlesischen Mundartdichter, Philo vom Walde, freundschaftlich verbunden; ja er glaubt sogar, von Philo, wie sich der Lehrer Johannes Reinelt († 1906) nannte, einmal aus schwerer Krankheit vom Tode errettet worden zu sein.

Bei Ferdinand Schöningh in Paderborn erschien 1898 Kellers erstes Buch ‚Gold und Myrrhe, Erzählungen und Skizzen aus dem Erzieherleben', an das sich schon 1899 eine neue Folge solcher kleinen Geschichten anschloß. Gold und Myrrhe, Freude und Leid, im Leben jedes Menschen gemischt, sind sie es auch im Leben des Lehrers, der Leichtes und Schweres in seinem Berufe erlebt und es auf eigene Weise zu tragen hat. Der ganze Zauber eines frommen Gemütes, eines sinnigen, erfindungsreichen Dichters, der die Routine noch nicht kennt, sondern mit instinktiver Sicherheit und ohne besondere Ansprüche auf den Pfaden der Literatur lustwandelt, schwebt über diesen Geschichtchen, die, im Gegensatz zu Kellers Gepflogenheiten in den Romanen, vielfach auch einen tragischen Ausgang nicht verschmähen. ‚Der alte und der neue Schulschrank', ‚Der Lump', ‚Zigeunerkind' sind Erzählungen, die wirklich ans Herz greifen und eine außergewöhnliche dichterische Begabung offenbaren. Das nächste Buch Kellers war sein Roman ‚Waldwinter' (1902). Aber wir folgen dem Dichter nicht auf dem Zickzackwege zwischen Romanen und kleinen Geschichten, sondern bleiben zunächst einmal bei diesen, daran erinnernd, daß beispielsweise auch der erste Jahrgang der von Expeditus Schmidt herausgegebenen katholischen Literaturzeitschrift ‚Ueber den Wassern' (1908, S. 489 ff.) in einem Aufsatz von Olga Putz ‚Paul Kellers kleine Geschichten' abgesondert zusammengefaßt hat. So erfreuen wir uns an den Kindheitserinnerungen, die aus einigen der Geschichten des Buches ‚In deiner Kammer' (1903) wehen, an Tiergeschichten und an der erzieherischen Weisheit, die aus Kellers sonnigem Lehrergemüt entspringt. Auch die „neuen Erzählungen" der nächsten Sammlung ‚Das Niklasschiff' (1907) sind noch bei Schöningh erschienen, während die Romane, ehe Kellers gesamte Buchliteratur, die vier Schöninghschen Bücher ausgenommen, in den Bergstadtverlag überging, zunächst in der Münchener Allgemeinen Verlagsanstalt das Licht der Welt erblickten.

Auch die Titelerzählung, ‚Das Niklasschiff', freut sich an Kindheitserinnerungen; denn es geht Keller mit seiner schlesischen Heimat wie dem Riesen Antäus mit der Erde: wenn er sie wieder berührt, da kommt neue Kraft in ihn. Deshalb kann ich Eberlein verstehen, wenn er hofft, daß Kellers eigene Lebensgeschichte, deren Bruchstücke allenthalben in seinen Schriften wie köstliches Geschmeide zerstreut liegen, ein Buch ganz besonderer Schönheit werden müßte. Da ist denn auch, übrigens ein von

Keller wiederholt aufgegriffenes und abgewandeltes Motiv, die reizende Kindergeschichte ‚Eveline' mit dem Puppenbegräbnis und den mißglückten Erziehungsversuchen Onkel Heinrichs.

‚Die fünf Waldstädte, Ein Buch für Menschen, die jung sind', sind nicht nur ihrem Untertitel nach bereits in das Fahrwasser geschäftlicher Gewandtheit eingebogen. Der Humor, Kellers köstlichste Mitgift, wird bereits etwas protzenhaft ausgegeben, und Motivwiederholungen, wie die Tierbeerdigung, fallen unangenehm auf, von den gesuchten Pointen beim ‚Angebundenen Kirchturm' und dem ‚Abenteuer auf der Themse' ganz zu schweigen. Anderseits enthält die Sammlung zwei wirkliche Meisterstücke: die lausbubenhafte Dorfschülergeschichte ‚Mein Roß und ich' und ‚Gedeon'. Mag auch in diesem Gedeon ein Motiv der Erzählung ‚Das Niklasschiff' neu aufgegriffen sein, das Ganze besteht aus einer so wunderbaren Mischung Kellerschen Humors und gemütstiefer Tragik, ist künstlerisch so fein abgewogen und von so einprägsamer Plastik der Darstellung, ist aber auch so eigenartig Kellerisch im besten Sinne des Wortes, daß man dieser Geschichte aus dem Kinderleben nicht viel gleichwertige wird an die Seite stellen können.

Wie man langsam daran zu zweifeln beginnt, ob Keller der große Dichter sei, uns mit großen Werken zu beschenken, dafür ist ein treffendes Beispiel die Kritik, die Franz Herwig dem nächsten Geschichtenbuch, den ‚Stillen Straßen' (1912) im ‚Hochland' widmet.* „Gerade kein krasses Beispiel, aber immerhin ein Beispiel für das Talent, dem zu viel zugemutet wurde, ist Paul Keller. Seine mit so vielem Beifall aufgenommenen Romane waren durchaus nicht immer ausgefüllt." Deshalb freut sich Herwig an diesen kleinen Geschichten, die nach ihrem Untertitel ‚ein Buch von kleinen Leuten und großen Dingen' darstellen wollen. An den ‚großen Dingen' hakt der Kritiker allerdings ein, er läßt auch merken, daß stellenweise ein unberechtigtes Pathos durchklingt. Aber „Keller sieht und hört mehr als andere, und daher sind zuweilen Stücke von drei, vier Seiten überquellend mit Leben angefüllt. Freilich ist auch eine Reihe leichterer Gelegenheitsarbeiten in den Band aufgenommen, von denen die unter dem Titel ‚Dorfjungengeschichten' vereinigten Erinnerungen aus des Dichters Jugend noch die amüsantesten sind. Ein reizender Humor bricht hier aus allen Fugen, ein klein wenig nur gedämpft von der Wehmut, die im Rückerinnern an die versunkene Kinderzeit liegt".

Es kam der Krieg, und Keller fand eine Geschichte, in der das ‚Letzte Märchen' einen Kriegsableger trieb: ‚Grünlein. Eine deutsche Kriegsgeschichte von einem Soldaten, einem Gnomen, einem Schuljungen, einem Hunde und einer Großmutter'. (1915.)

Kriegsgeschichten derjenigen, die den wirklichen Krieg an der Front nicht mitgemacht haben als Soldaten, werden genau so wie die übergroße Zahl auf gleiche Art entstandener ‚Kriegsgedichte' immer in einem billigen ‚Patriotismus' sich tummeln, bei nachträglicher Sichtung aber nicht mehr ganz voll genommen werden. So mag es nun auch diesem hinter der Front geborenen Kriegsableger des ‚Letzten Märchens' ergehen, dessen burleske Erfindungswelt heute nicht mehr in allem standhält, trotz der ‚Frankfurter Zeitung', die nach Eberleins Mitteilung dieses Werk des „Patrioten, der Keller nun einmal ist", „die dichterisch schönste Kriegsgeschichte" genannt hat. (Seite 300.)

Vielleicht haben innerliche Menschen mehr Freude gefunden an dem ‚Päckchen Humor', das Keller aus seinen Büchern zusammensuchte und als Feldgabe ‚Von Hause' (1917) in den Krieg sandte. Freilich sind die darin enthaltenen ‚Feldpostbriefe eines deutschen Jungen' („Lieber Heldenvater! Schwester Liese sagt, Heldenvater ist Blech — das sei was vom Theater ...") selber Blech.

Dagegen stellte das ein Jahr vorher erschienene Sammelbuch ‚Das Königliche

* 10. Jahrgang (1912/13), Bd. I, S. 619.

Seminartheater und andere Erzählungen' (1916) mit der drastischen Anschaulichkeit seiner Seminarerinnerungen, dem zarten ‚Telephon des Bildschnitzers' und der schon erwähnten Kalenderhumoreske in schlesischer Mundart ‚Bergkrach' eine wirkliche Bereicherung der Kellerbücherei dar, was man wohl bis zu einem gewissen Grade auch von den Bergstadtgeschichten ‚Altenroda' (1921) sagen darf. Daß in einer so stattlichen Zahl kleiner Geschichten, wie sie in den genannten Bändchen vereinigt sind, auch manche leichte, ja allzuleichte Ware sich findet, wer wollte sich darüber wundern? Es ist doch aber auch eine solche Fülle des wirklich Guten und vielleicht gar Unvergänglichen, wenigstens für lange Zeit Unvergänglichen darin enthalten, daß Keller alle Veranlassung hat, auf seinen wohlverdienten Ruhm zu achten und vorsichtig zu sein mit dem, was er etwa Neues der deutschen Leserschaft bieten will. Storm z. B. wußte, was er seinen Lesern und seinem Andenken schuldig war, und gerade das Werk, das er als Greis noch schrieb und als letztes darbot, war nicht sein schlechtestes, nämlich der ‚Schimmelreiter'.

Zwar durften schon Kellers kleine Geschichten bei ihrem ersten Erscheinen sich eines verhältnismäßig großen Erfolges rühmen, noch größer aber war, nach der äußeren Seite beurteilt, sein Erfolg als Romanschriftsteller. Man muß selber jung gewesen sein, als der ‚Waldwinter' (1902) erschien, um heute noch zu empfinden, daß das Buch für alle Menschen, in denen romantische Sehnsüchte nach Befreiung lechzten, eine schriftstellerische Tat bedeutete. Wir Jungen wollten damals ja keine Psychologie, verstanden noch wenig vom Gesetze künstlerischer Wahrheit, standen dem Naturalismus wesensfremd gegenüber, wir wollten ein humorüberglänztes oder in ahnungsvollem Halbdunkel hindämmerndes Land, in das wir unsre Sehnsucht ein wenig zur gedanklichen Erholung auf Reisen schicken konnten. Da kam der ‚Waldwinter', und wir zogen mit auf die Kynsburg im schlesischen Vorgebirge, mit in die Schauer der Schneewelt des Riesengebirges, bebten im frohen Gruseln vor geheimnisvollen Memoiren und gewannen den Zwillingsvater Sternitzke und den Oberförster lieb.

Künstlerisch viel gediegener, menschlich viel reifer, problematisch viel tiefer war Kellers zweiter Roman aus den schlesischen Bergen, ‚Die Heimat' (1904).

Was an Kellers späteren Romanen gut und echt ist, vom ‚Letzten Märchen' abgesehen, das eigene Wege geht, das findet sich hier bereits organisch vorgebildet. Mögen spätere Bücher in dieser oder jener Beziehung noch eine künstlerische Erweiterung bedeuten, als Gesamtkunstwerk hat keines mehr die ‚Heimat' übertroffen. Als ich 1910 in Borcherdts Kellerbuch diesen Gedanken ausführte, kam mir nicht zum Bewußtsein, daß ich damit dem Dichter selber Schmerz bereiten mußte. Aber auch heute noch denke ich nicht anders, ja im Gegenteil, ich traf wiederholt literarisch einsichtige Männer und Frauen, die, gänzlich unbeeinflußt von mir, mit meinem Urteil zusammenstimmten. Freilich hat das Heimatproblem sich heute längst totgelaufen; aber gerade darum, weil Keller den Heimatbegriff von vornherein innerlich auffaßte; weil er, zwar, wie in keinem andern seiner Bücher, fest in der schlesischen Heimaterde wurzelnd, die Heimat nicht örtlich, sondern seelisch verstanden wissen will; weil er dieses in der Luft liegende Zeitproblem ähnlich seinem Hagarroman nicht reflexiv gesucht, sondern instinktiv gefunden hat: gerade deshalb haben alle guten Geister bei ihm zu Paten gestanden. Tiefstes Kindheitserleben, dichterisch geklärt und geläutert, hat hier Gestalt gewonnen, und die Helfershelfer seiner träumereichen Jugend, noch nicht zu krampfhafter Lustigkeit gezwungen, sondern mit dem Lebensernst seines Großvaters, des charaktervollen Stellmachers, und seiner mühsamen Eltern, die im Schnittwarenhandel durch das Waldenburger Bergland fuhren, ausgestattet, führen ihm die Feder: ‚Heimat ist Friede'.

Den nächsten Roman, ‚Das letzte Märchen', hat Keller ein Idyll genannt.

Es stellt in der deutschen Romanliteratur mehr als Kellers andere Bücher etwas an sich eigenartiges dar, und nur Menschen romantischer Neigung, die sich zeitweilig aller realistischen Wirklichkeit entkleiden, werden sich in diesem Lande Heridida sufo turanien wohlfühlen. Ich wüßte kein anderes Buch, dem ich das ‚Letzte Märchen' an die Seite stellen möchte als dem ‚Kleinen Johannes' des Holländers Frederik van Eeden. Aber Kellers Märchen ist der lichtere der beiden Zwillingsbrüder, und ich will nicht behaupten, daß diese beiden Märchenkinder sich jemals im Leben begegnet sind. An Auflagenzahl ist dieses Buch hinter den meisten andern Kellerromanen zurückgeblieben, an innerer Geschlossenheit seiner vielfältigen Phantasiegebilde, an poetischer Lebensdeutung steht es keinem nach.

Das ‚Letzte Märchen' gewann Keller die Freundschaft Wilhelm Raabes, der nächste Roman, ‚Der Sohn der Hagar', machte ihn zum Freunde Roseggers. Am ‚Märchen' hatte Keller bereits die Krise jedes wahren Dichters kennengelernt, der Stoff drohte ihn zu überwältigen, zweiundzwanzig Monate mußte er mit ihm ringen, manche Teile zu wiederholten Malen neu gestalten. Ob sich der spätere Keller bei seinen späteren Werken die Sache nicht manchmal zu leicht gemacht hat? Der ‚Sohn der Hagar' lenkt wieder in die Richtung der ‚Heimat' ein, er ist voller köstlicher Einzelheiten, er besitzt ein zugkräftigeres Thema, er ist trotz des tragischen Vorwurfes und ernsten Ausganges humorvoller in seinen Situationen, aber die künstlerische Geschlossenheit des Heimatromans ist nicht mehr ganz erreicht.

Bei der ‚Alten Krone, Roman aus Wendenland' (1909) mögen die Studien in der Wendenecke Schlesiens und Sachsens, die Keller eigens hierfür unternahm, noch eine gewisse Kraftentfaltung des Dichters bedeutet haben, aber er hat sich aus der Stoffsammlung nicht zur künstlerischen Einheit durchgerungen. Selbst eine für Keller so begeisterte Beurteilerin wie Olga Putz* verkennt nicht die Schwächen des Romans: „Dabei dürfen wir uns aber nicht verhehlen, daß Paul Keller mit diesem ... Werk einen in gewaltiger Epik sich aufbauenden historischen Roman nicht geschaffen hat. Die Fülle der mit Vorliebe darin behandelten kulturhistorischen Einzelzüge dürfte für jeden, der mit der Erwartung eines solchen an ‚Die alte Krone' herangetreten ist, keine volle Entschädigung bieten, wenngleich es an kraftvoll herausgearbeiteten charakteristischen Gegensätzen nicht fehlt. Der Schwerpunkt der Veranlagung unsres Schlesiers liegt eben mehr im Lyrischen als im Epischen. Auch wird durch seine optimistische Weltanschauung, die in der Hinüberführung der Wenden in die deutsche Kultur eine glückliche Lösung des hier vorliegenden nationalen Konfliktes sieht, das Tragische des Gesamtvorganges in den Hintergrund gedrängt."

Der romantischen Geschichte ‚Die Insel der Einsamen' (1913), die aus jener Zeit stammt, da Keller selber voller innerer Konflikte war, habe ich eine reine Freude nicht abgewinnen können. Ein gequälter Humor, eine grausame Romantik, eine sehr gesuchte Fabel, eine anstößige Oberflächlichkeit oder Manieriertheit des Stils stören den Gesamteindruck dieses tief abfallenden Buches.

An den ‚Ferien vom Ich' (1916) wäre der Titel allein schon Gold wert gewesen, wenn nicht die Inflationszeit einen großen Teil des buchhändlerischen Riesenerfolges verschlungen hätte. Es ist zweifellos sehr unterhaltsam, sich einmal seines lieben Ichs zu entkleiden, wenn man weiß, daß man es bei bester Gelegenheit wieder anziehen darf. So haben schon um des Titels willen viele müßigen oder auch überbürdeten Menschen nach dem Buche gegriffen.

Tiefer, symbolischer ist hinwiederum der Waldroman ‚Hubertus' (1918), ein

* Vergl. außer ihrer schon genannten Studie über Kellers kleine Geschichten ihren Aufsatz ‚Paul Kellers Romane' (‚Ueber den Wassern', 2. Jahrg. 1909, S. 86 ff.) und ihre eingehende Kritik der ‚Alten Krone' (ebenda, 3. Jahrg. 1910, S. 231 ff.).

Gegenstück zum Waldwinter, und doch auch wieder mehr, der Versuch einer seelischen Läuterung des Titelhelden Hubertus.

Ein Gegenstück zur ‚Heimat' dagegen wurde der Roman ‚Vaterland', der den Buchtitel erhielt ‚In fremden Spiegeln' (1920). Ist in der ‚Heimat' das Problem innerlich gewendet, innerlich gestaltet und stofflich an einen kleinen Fleck schlesischer Erde gebunden mit dem Ergebnis: „Heimat ist nicht Raum, Heimat ist nicht Freundschaft, Heimat ist nicht Liebe — Heimat ist Friede", so ist in dem Vaterlandroman, der aus den Erschütterungen der Revolution geboren ist, das Problem äußerlich gewendet, bei aller streckenweisen Herzlichkeit auch äußerlich gestaltet und stofflich in die weite Welt verlegt, nach Indien und seiner uns so wesensfremden Kultur und Unkultur. Der Gedanke, der dem Roman zugrunde liegt, ist: Wie kann der an seinem Vaterland und Volke Verzweifelnde wieder zum Vertrauen auf eine deutsche Zukunft kommen! Keller liebt es, seinen Problemen den Stachel auszuziehen und ihnen dadurch, daß er sie in eine Fülle stofflichen Erlebens einbettet, in schmiegsamer Rundung die Ecken und Kanten zu nehmen. Dieses Buch ist mir lieber als manche andere der späteren Romane Kellers. Leider ist er auch hier der immer größer werdenden Gefahr, daß sein köstlicher Humor flach und witzblattmäßig abgeschmackt wird, nicht ganz entgangen.

Mit den ‚Vier Einsiedlern' (1923) knüpfte Keller an Motive an, die in der ‚Insel der Einsamen' bereits anklangen. Es ist ein liebenswürdiges Buch von Inflationselend und politischen Gegensätzen, unwirklich in der Fabel und doch von soviel nüchternen Dingen handelnd, daß diese Unausgeglichenheit sich auch der Stimmung des Lesers mitteilt, der sich zwar unterhalten, aber, weil einige Lebensfäden etwas gewaltsam abgehackt werden, zuletzt wenig befriedigt fühlt. Auch der Stil ist von der Unruhe der Inflationszeit erfüllt.

Tiefer greifen sollte die kürzere Erzählung ‚Die drei Ringe'. Sie nahm sich aus des Tacitus Germania, Kap. 19, das Motto: „Die Zahl der Kinder zu beschränken oder eines der nachgeborenen zu töten, bringt Schande, und mehr wirken dort gute Sitten als anderwärts gute Gesetze." Zu diesem Motto mit seiner gesunden sittlichen Idee erfand der Dichter eine soziale Fabel, die er in die Zeit des Krieges verlegte, und schuf ein Buch, das namentlich den Beifall vieler Seelsorger fand, wenngleich es künstlerisch zu stark mit grellen Gegensätzen arbeitet.

Für den Roman ‚Marie Heinrich' (1926), der mit einer wirklich bedeutenden, im guten Sinne epischen Schilderung des Oderlandes anhebt und innerlich den Heimatromanen nahe steht, darf ich auf meine Kritik im vorigen Jahrgang der ‚Bücherwelt' (S. 475) verweisen. Er hält die stattliche Höhe, die er anfangs einnimmt, nicht inne.

Das letzte Buch Paul Kellers ist der Roman ‚Titus und Timotheus und der Esel Bileam'. Die Geschichte hat in Altenroda ihre Heimat. Kellers beliebtes Einsiedlermotiv ist hier in ein Zweisiedlermotiv umgewandelt und hat durch ein höchst seltsames Mädchen, das an Bizarrerie ihrem Esel Bileam nicht nachsteht, eine Achse erhalten, um die es sich drehen kann, ohne in Eintönigkeit zu versanden. Diese Narrengeschichte zeigt, daß Keller noch immer imstande ist, aus dem Schatze seiner Einbildungskraft Neues hervorzuzaubern, sie zeigt aber ebenso sehr auch, daß er sich nicht mehr gern künstlerischen Zwang auferlegt, sondern seiner Phantasie lieber frei die Zügel schließen läßt. Ein Buch der Weisheit und der Lebensreife ist es nicht; es ist burschikoser als viele seiner vorausgegangenen Geschwister.

Aber es kommt die Zeit, da Keller, wenn er den Abschluß seines Lebenswerkes nicht verpassen will, daran denken muß, uns zu zeigen, daß Reifsein ein Zeichen gesunden Altwerdens ebenso ist wie Frischsein ein Zeichen gesunder Jugend. Kellers Begabung ist groß, Kellers Selbstzwang ist geringer. Wenn er beides an einen Roman

seiner Kindheit setzen möchte, dann könnte er uns mehr geben als mit der Fabulierkunst seines letzten Narrenromans.

Ist es ein Zufall, daß mir im Schubert-Gedächtnisjahr gerade ein Wort entgegenleuchtet, das Robert Schumann über Franz Schubert sagte: „Wenn Fruchtbarkeit das Hauptmerkmal des Genius ist, so gehört Franz Schubert zu den größten"? Auch Keller wäre diesen großen Genien deutscher Kunst zuzuzählen, zumal er mit Schuberts leichtflüssiger, gefühlvoller Musik sich im Wesen vielfach berührt, wenn nicht gerade Goethes Lebensweisheit, z. B. in dem Gedicht ‚Natur und Kunst', uns zeigte, daß selbst der höchste Genius dem Zwange unterworfen ist.

Johannes Hönig.

Bemerkungen über Karl Schönherr

Aus Anlaß des Erscheinens seiner Gesammelten Werke

Das nördliche Drama der Neuzeit ist eine Schöpfung der Renaissance, des Humanismus und der Reformation. Es hat einen immanent protestantischen Charakter. Es ist kein Zufall, daß die Mehrzahl der Dramatiker der Neuzeit aus protestantischen Ländern stammen, besonders jene, die in der Nähe der Gegenwart lebten. Erst Renaissance, Humanismus und Reformation haben den Typus des faustischen, des im modernen Sinn tragischen Menschen ausgebildet, den großen Revolutionär gegen Gott und Schicksal, den Ankläger voll hohen Pathos, den Uebermenschen, der dem Weltlauf in die Speichen fallen will und zermalmt wird. Es hat einen tiefen Sinn – und bedeutet auch eine immanente Selbstwiderlegung der Gedanken der Renaissance- und Reformationszeit, welche das selbständige und vereinsamte Individuum ohne kollektive Bindungen schufen –, daß der tragische Mensch der Neuzeit sein Wesen nur im Untergang erfüllen kann, in triumphierendem Trotz und voll Zerknirschung über seine Frevel. Für ihn gibt es keine Gnade und Erlösung, ihn können keine guten Werke und keine kollektive Fürbitte aus der Not seiner Vereinsamung und der Qual seines Todes erretten. Diese Aussage ist gültig und verpflichtend für Shakespeare, Schiller und Strindberg, für Goethe und Grillparzer, Lessing und Otto Ludwig, Ibsen und Ben Jonson, Hebbel und Holberg, Büchner und Björnson, Nestroy und Raogeorg (Kirchmayr), Christower Marlow und Kleist – kurz für den größten Teil des dichterischen Umkreises der germanischen Welt.

Doch innerhalb dieser bewahrte sich inselhaft und in Vereinzelung das mittelalterliche Drama, das kultischer Wurzel und uralter volkstümlicher Schaufreude entsprossen ist, unendlich verbunden dem kollektiven Geist einer Zeit, in der die Massenseele der Kulturträger war und nicht das souveräne Individuum. Gewiß, dieses in die Neuzeit verschlagene mittelalterliche Drama konnte sich vom neuen Geist nicht ganz fernhalten, mit dem es auf Tod und Leben rang. Dadurch wird vielfach der Charakter der Barockdichtung bestimmt, vor allem der österreichischen, in der die mittelalterlichen Elemente die Oberhand – wenn auch nicht vollkommen – behielten, und die in glücklichen Einzelfällen durch schöpferische Persönlichkeiten (die trotz ihrer scharf umrissenen Individualitäten noch Bezüge zur volkshaften Gemeinschaft bewahrt hatten) eine Synthese zwischen der alten und neuen Zeit erarbeitete: auch Gryphius in Schlesien und Vondel in den Niederlanden taten dies.

Es ist bekannt, daß das mittelalterliche Drama mancherorts, vor allem in den Alpenländern als Passionsspiel weiterlebte, im Wesentlichen gut konserviert.

Diese Dinge sind wohl zu beachten, wenn man sich eine richtige Vorstellung von der Kunst Karl Schönherrs bilden will.

Ihre Eigenart kann als eine deutliche Zwiespältigkeit bezeichnet werden: das Grundempfinden zieht den Lebenssaft aus dem Boden des Kollektiv-Volkshaften (ohne daß dies der Dichter vielleicht weiß), die Form und die Technik aber gehört ganz dem neuzeitlichen Drama an, dem Schönherr voll handwerklichen Eifers alle Feinheiten und Mittel der Wirkung abgelauscht hat.

Schönherrs Kunst erwächst aus einer Dualität, die allein durch die biographische Konstatierung ausgedrückt wird, daß er gebürtiger Tiroler und gelernter Arzt ist.

In ihm stößt die metaphysische Orientierung des mittelalterlichen Kosmos und die diesseitige Einstellung der modernen, naturwissenschaftlichen Welt zusammen.

Daher konnten und können seine Werke die verschiedensten Eindrücke auslösen, je nach dem persönlichen Standpunkt der Beurteiler, die gewöhnlich ihre eigene Ueberzeugung in das ihnen nicht ganz verständliche Werk hineinzulegen pflegen.

‚Sonnwendtag'* und ‚Glaube und Heimat' ließen den Autor in einem antikatholischen oder doch wenigstens antikirchlichen Licht erscheinen, eine Annahme, die seine sonstigen Arbeiten nicht bestätigen. Freilich erbringen sie auch nicht den Beweis des Gegenteils. Schönherr steht in metaphysischer Hinsicht auf der Kreuzung der nur religiös orientierten alten und der nur materialistisch eingestellten neuen Welt; wie der Mensch des 16. Jahrhunderts, der diesen Zwiespalt am tiefsten empfand, kann er sich dann und wann gegen eine dieser Welten wenden, ohne daß dies unbedingt ein Glaubensbekenntnis zur andern bedeuten würde. Seine Stellung könnte man mit einer bewaffneten Neutralität zwischen zwei Heeren charakterisieren.

Aus dieser seelischen Situation Schönherrs ergibt sich mit Notwendigkeit die Eigenart seiner Kunst, die nach großer Gerechtigkeit strebt und doch manchmal weltanschaulich recht halb wirken kann. Der Dichter ist eben Tiroler und Arzt – noch einmal und mit noch größerem Nachdruck sei es gesagt.

Die Lektüre der vierbändigen „Gesamt"ausgabe seiner Werke – die freilich nicht vollständig ist – bestätigt diese Meinung.

Es ist kein Zufall, daß Schönherr stets vor dem armen Gebirgspfarrer, der sein Amt unter Opfern und Mühen versieht, die größte Achtung hat. (Man denke auch, daß selbst in ‚Sonnwendtag' den klerikalen Geschäftsleuten des Dorfes – keinen erbaulichen Typen – eine sehr sympathische Pfarrersgestalt entgegensteht.) Es findet sich z. B. in der wenig bekannten Sammlung von Dialektgedichten ‚Inntaler Schnalzer' (mit der der erste Band der Gesamtausgabe beginnt) folgendes Gedicht, das sich freilich norddeutsche Leser erst aus dem Tirolischen in ihre Sprache übertragen müssen:

Das Pfarrerl vom Gwänd

I woaß an arms Pfarrerle,
Hoch obn auf n Gwänd,
Hat gar koa nobls Röckl an,
Und rauche Arbetshänd.

Sei Pfründn glangt zu groaßer Noat
Zum Löbn, dös ist Alls,
Ear tragt koa goldnes Kreuzl und
Koa Köttn um en Hals.

Ear tragt den Herrgott tiefer drin,
Nit vorn über n Gwand,
Und an a Köttn z hängen braucht er n nit,
Sie bleibn ja gern beinand.

* Eine andere Fassung dieses Stückes, die unter dem Titel ‚Die Trenkwalder' gedruckt und gespielt wurde, fehlt in der vorliegenden Ausgabe.

Damit kann man auch die Skizze aus ‚Aus meinem Merkbuch' vergleichen, ‚Der Bergpfarrer'.

Die mittelalterliche Welt stand übrigens, wie bekannt, durchaus nicht kritiklos religiösen Dingen gegenüber, im Gegenteil, und sie erlaubte sich manche recht kräftige Verhöhnung und Parodierung dieser (auf für uns oft unfaßbare Weise), eben weil sie so stark mit dieser verwachsen war, daß für sie manche faktische Lästerung keine Blasphemie bedeutete. Auch für diese primitive Religiosität finden sich Belege bei Schönherr, nicht nur in der vielberufenen (und wirklich etwas verletzenden) Schlußszene von ‚Sonnwendtag', wo der Hausaltar ostentativ abgeräumt wird, auch die Skizze ‚Das Heiligwasserweibele' in ‚Allerhand Kreuzköpf' legt dafür Zeugnis ab. Mehr könnte noch angeführt werden.

Aus den drei Prosa-Büchern Schönherrs – zwei wurden schon genannt, das dritte ist ‚Schuldbuch' – kann man manche Einsichten gewinnen. Sie enthalten nicht nur öfters die Kerne seiner Dramen, dargestellt in einer vortrefflichen kräftigen Prosa, sie geben auch Beiträge zur Weltanschauung Schönherrs. Diese ist eigentlich trostlos und läßt sich ausdrücken mit den Worten ‚Des Lebens Narrenspiel' (wie der Titel einer in der Gesamtausgabe nicht vorhandenen Theaterarbeit lautet, die die unendliche Traurigkeit von trotz Erfolges sinnlosem Dasein eindrucksvoll behandelt). Schönherr ist durch eigene Erfahrung sehr vertraut mit der Ungerechtigkeit, der Härte, der Hoffnungslosigkeit und der unbarmherzigen Wucht aller menschlichen Lebensverhältnisse, die bloße irdische Tendenz haben, deren Rätsel und Widersprüche er niemals durch das Religiöse zu lösen sucht. Mit Kraft und innerer Ergriffenheit (die in Einzelfällen eine gewisse Neigung zu überhitzter Theatralik nicht ausschließt) formt er aus der unbegreiflichen Vielfalt des Lebens, das den einen ins Licht hebt und neunundneunzig untergehen läßt, seine Spiele. Die phrasenlose Wahrhaftigkeit des Dichters und die manchmal veristische Nähe der von ihm gestalteten Beziehungen greift und packt, aber die höhere Wahrheit fehlt, die eigentliche Sinngebung, welche erst ein Drama zum vollendeten Kunstwerk macht. Der aristotelischen Katharsis entbehrt der tiroler Dichter fast stets. Hier zeigen sich seine Grenzen. Fast jeder große Dramatiker der Neuzeit hat es versucht, eine Katharsis zu geben, war sie auch bei jedem verschieden und oft unbefriedigend, entsprechend seinem Verhältnis zum Metaphysischen.

Schönherr aber, der im Urgrund seines Wesens eigentlich dem vorprotestantischen, durch und durch religiösen Drama des Mittelalters angehört, negiert also sein eigenes Wesen: daher der tief unharmonische Eindruck, den seine Dramatik hinterläßt in jedem Leser oder Zuschauer, der jenseits von theatralischer Spannung, guter (oft ausgezeichneter) Technik, prachtvoller Charakteristik und beherrschtem, wortkargen Dialog noch Bedeutenderes erwartet.

Und doch vermag sich auch der Dichter nicht vollkommen zu dieser Welt und Zeit zu bekennen, nicht einmal zu den Fortschritten moderner Medizin – er steht eben zwischen zwei Lebensauffassungen, zwischen Materialismus und Metaphysik, ohne daß er den Konflikt lösen könnte. Auch die Sublimierung seines Konfliktes zu Kunst ist nicht in jeder Hinsicht überzeugend. Die letzte und einzige Formel für Schönherrs Kunst lautet: des Lebens Narrenspiel. Das ist übrigens eine sehr bezeichnende Formel für den modernen Oesterreicher, der nach Verlust seines Staates (der doch mehr Heimat war als er dachte und wußte) ziellos und ohne Orientierung über den Augenblick hinaus durch den Raum gleitet wie ein Meteorit.

Nicht Gnade und Erlösung, nicht die Süße notvollen Kampfes und der Triumph im Untergang ist das Ergebnis der Dichtung Schönherrs, sondern die unendliche Qual der Kreatur und die große Traurigkeit sinnlosen Erdenweges.

Welcher furchtbare Hohn steckt zum Beispiel in der Komödie ‚Erde'! Weil der

alte Grutz, ein Riese an Lebenskraft, ein Besessener des Erwerbs und der Arbeit, nicht sterben will, verliert sein Sohn jede Existenzmöglichkeit, wird vom Leben ausgeschlossen. Die symbolische Stärke der Schlußszene (die der unermüdliche Handwerker Schönherr neu gebaut hat) ist überwältigend: der alte, todkrank gewesene Grutz, für den der ungeduldig harrende Sarg schon bereit steht, zerschlägt gesundend sein „hölzernes Futteral" (und hätte es um ein Haar auch mit der Wiege getan, die sein schon ältlicher Sohn nicht ohne Grund zusammenzimmerte).

Eigentlich macht eines der frühesten dramatischen Werke des Dichters den allseitig (ich betone dies) befriedigsten Eindruck, der Einakter ‚Die Bildschnitzer'. In diesem Werk wirkt die Tragik nicht niederdrückend, sondern erhebend, hier ist bewußtes Opfer voll großer Menschlichkeit, hier springt ein Funke des Göttlichen in eine arme Menschenwelt hinüber, die gegen ihre – notwendige – Verschuldung mutig kämpft. ‚Die Bildschnitzer' sind Schönherrs höchste künstlerische Leistung im eigentlichen Sinn des Wortes.

Mehr als einen Zufall bedeutet es, daß es sich um einen Einakter handelt. Denn damit zeigt sich auch in technischer Hinsicht, wie Schönherr mit dem Unterbewußten noch im mittelalterlichen Volksspiel beheimatet ist, das eine Akteinteilung nicht kannte. Wirklich wird fühlbar, daß oft genug für den Autor die Disposition des dramatischen Stoffes in Aufzüge ein lästiger und nur durch die Konvention und Forderung des Theaters bewirkter Zwang ist: sein inneres Erlebnis ist in der breiten, hiatuslosen Fläche des mittelalterlichen Dramas verankert, das seine Heimat bis in unsere Gegenwart lebend erhalten hat. Außer den naturalistischen Szenen ‚Karrnerleut' gehören zu den Stücken mit Pseudo-Akten die bitteren Auftritte ‚Maitanz', in denen sich Leben und Tod treffen, nur als zermalmende Gegensätze, nicht als notwendige Ergänzung, ‚Glaube und Heimat' (das vielumstrittene Stück, das einen Welterfolg im Theater und Buch hatte, einen irrtümlichen übrigens, denn beide Parteien legten dem Werk Tendenzen unter, die in ihm nicht gefunden werden können), die ihre kollektive Herkunft unverkennbar verratende Tragödie ‚Volk in Not', das tirolische Heldenlied aus napoleonischer Zeit, ein Produkt des Krieges, doch keine absolute Verherrlichung dieses, wie man meinte, ‚Hungerblockade 1919', in der sich den traditionellen Mitteln des alten (unterbewußten) Kollektivismus bereits die expressionistischen des neuen (bewußten) Gemeinschaftsgefühl zugesellen, und endlich das lang verschollene starke Jugendwerk ‚Der Judas von Tirol'.

Eine andere Gruppe in der Produktion Schönherrs bilden jene Stücke, die eine ausgesprochen psychologische Haltung haben, die sich um ein tief und geheimnisvoll unter der Schwelle des Bewußtseins liegendes seelisches Problem drehen, durch das das Schicksal der handelnden Menschen bestimmt wird. Immer steht eine Frau im Mittelpunkt der Ereignisse; wohl nicht ohne Eindruck und Beeinflussung durch die Psychoanalyse ist Schönherr zu seinem großen Wissen um die Mysterien der Frauenseele gekommen, die wilde und mächtige Umtriebe erfüllt, die der Mann erweckt, und durch die dann er oder sie zugrunde gehen.

In ‚Der Weibsteufel' steht die Frau zwischen zwei Männern, ihrem intelligenten, aber kränklichen Gatten, dem gerissenen Schmuggler, und dem bärenstarken naiven Grenzjäger; von beiden wird sie als Mittel zum Zweck gebraucht, als Gegenstand, um den Gegner zum Fall zu bringen; beide erwecken ihre weiblichen Urtriebe, ihre unbefriedigte Liebessehnsucht und ihren unabreagierten Mutterkomplex – Triebe, die die feindlichen Männer vernichten: die beleidigte Natur steht gleichsam hinter diesem ‚Weibsteufel', welche den Frevel furchtbar bestraft, Lebenszweck als Lebensmittel mißbraucht zu haben. Mit diesem Werk drang Schönherr zu unerhörten Daseinstiefen vor, freilich mehr vom Standpunkt des materialistisch orientierten

Psychoanalytikers als des vom Ethos beseelten Gewissenserforschers. Die Technik des Dramas – wie überhaupt diese Gruppe sein handwerkliches Können von der besten Seite zeigt – ist meisterhaft, kaum mehr übertreffbar, und läßt seine Vorbilder Ibsen und Schnitzler weit hinter sich; es bedeutet sehr viel, daß der Tiroler ein von tragischen Hochspannungen erfülltes Drama in fünf Akten schreiben konnte, in dem nur drei Personen auftreten.

‚Frau Suitner', ein fünfaktiges Schauspiel (eher eine Tragödie, und zwar die der alternden kinderlosen Frau), hat trotz der großen psychologischen Tiefe nicht jene grandiose Geschlossenheit der dramatischen Form wie das vorhergenannte Werk. Es ist zu sehr Charakterstudie geblieben.

Sich selbst wollte Schönherr als Techniker übertreffen in ‚Es', dem fünfaktigen Drama mit zwei handelnden Personen, dem jungen, gelehrten, tuberkulösen Arzt und seiner vollkräftigen Frau. Hier ist die Schneide allzu scharf und daher schartig geworden: eine gewisse inhaltliche und ethische Unklarheit wirkt störend, letztere manchmal geradezu abstoßend. Wiewohl alle Werke dieser Gruppe nur von reifen Lesern und Zuschauern gewürdigt werden können, sollte ‚Es' ihnen bloß nach Erfüllung strenger Vorbehalte zugänglich sein; es wäre aber unrichtig es vollkommen abzulehnen, denn eines der furchtbarsten Probleme der Zeit, das der Verhütung der Nachkommenschaft wegen Krankheit, ist hier mit wirklichem Willen zu Objektivität und ganz ohne Tendenz behandelt. In den Einzelheiten steigt der seelische Kampf von Mann und Frau gegen und um das Kind manchmal zu großem, erschütternden Pathos auf.

Ein Meisterwerk anderer Art ist die dreiaktige ‚Kindertragödie', deren Heldin, die ehebrecherische Mutter, fast stets hinter den Kulissen verbleibt. Aber an dem Schatten ihres nichtwürdigen Seins gehen die Kinder zugrunde, die an sie glauben wollen und in Verzweiflung, Laster und Mord getrieben werden. Dieses Werk beweist, daß Schönherr durchaus kein Libertin ist, eher das Gegenteil, freilich von seinem ärztlichen Standpunkt aus, der nicht der unsere ist.

Aus der Bitterkeit über die Not und Ungerechtigkeit der Zeit, aus tiefem (und sehr erlebtem) Verstehen der gräßlichen wirtschaftlichen und seelischen Situation der Intellektuellen, besonders der Aerzte (welche die schwere Wahl haben: ihren Beruf zum Geschäft zu erniedrigen oder sich dem undankbaren Beruf und Patienten aufzuopfern), entstanden die anklagenden Bühnenspiele, so ‚Der Spurius' (der auch in nicht in die Gesamtausgabe aufgenommenen, im Buch apart aber vorliegenden Fassungen ‚Der Kampf' und ‚Vivat Academia!' vorhanden ist) und das leider ebenfalls in den gesammelten Werken fehlende Drama ‚Narrenspiel des Lebens' (dessen Schluß mit dem Freitod des Helden, eines berühmten, aber durch und durch zermürbten Mediziners, nicht zu billigen ist). In diese Gruppe kann auch mit gewisser Berechtigung die schon früher in anderem Zusammenhang genannte erschütternde Szenenreihe aus dem Elends-Wien der Nachkriegszeit ‚Hungerblockade 1919' gerechnet werden, und endlich die nicht ganz gelungene Schauspielerkomödie ‚Lorbeer', welche doch – wie jedes Werk des Dichters – eine Reihe von wirklich lebensechten Menschentypen auf die Beine stellt.

Am wenigsten glückte dem Autor eine „Dichtung", die aus ernstem Kunstwillen entstand und blasse „Literatur" ohne richtige Lebenskraft wurde, der Dreiakter ‚Das Königreich', welcher die Grenzen der Schönherrschen (nur im Bezirk des Realistischen schöpferischen) Begabung zeigt, aber auch beweist, daß er selbst in schlimmster Ermattung mehr kann als die meisten Dramatiker der Gegenwart.

Die – unvollständigen – ‚Gesammelten Werke', die der Verlag F. G. Speidel, Wien und Leipzig, in vier Bänden geschmackvoll und würdig ausgestattet herausgab

(in Halbleder *M* 35.—) geben ein Bild von der Produktion des Dichters, das gleichzeitig tief unbefriedigend und doch auch reich an großen Leistungen ist.

Die Problematik der Zeit spiegelt sich in diesen Bänden wieder, ihr technisches Können und ihre seelische Haltlosigkeit, ihr Verhaftetsein an die Materie und ihre große Sehnsucht zum Immateriellen.

Noch ist Schönherr zu sehr Dichter aus der Zeit, der er in mancher Beziehung reichlich opfert, wenn auch niemals in ihren Irrtümern sich ganz verlierend. Man möchte wünschen, daß er, der die Grenze der Sechzig bereits überschritten hat, es erreichte, stärker als die Zeit zu sein, daß es ihm gelänge, sie zu überwinden durch ein mutiges Bekenntnis zu den Quellen seines eigenen geistigen Daseins, durch Rückkehr zum Angeborenen und durch Verzicht auf nur Erlerntes, Erworbenes und Beobachtetes.

Dann würde er zum großen Dichter sich erheben, würde wirklich der sehnsüchtig verlangte Dramatiker werden, der aus seinem und dem Mythos seines Volkes heraus schöpferisch gestaltet; er hat – summa summarum – dazu reichere Voraussetzungen und größere Berufung als jeder andere schreibende Zeitgenosse.

Ernst Alker.

„Kehre wieder, Afrika“*

„Kehre wieder, Afrika“, so heißt es im Freiheitssang der Sulu in Natal. Es ist ein Notschrei der schwarzen Rasse, und er kommt aus tiefster Seele. Es ist ein Sehnsuchtsruf nach dem früheren Leben, wie sie es führen durfte und konnte, bevor die Europäer in das Land kamen, bevor der Europäismus sie zivilisierte. Jetzt sehen die Eingeborenen klar, was sie mit dem alten Afrika verloren haben und immer noch mehr verlieren werden, und was sie durch das zivilisierte moderne Afrika mit aller seiner Kultur und seinen Autostraßen noch nicht haben gewinnen können und auch nicht gewinnen werden. Jetzt sehen sie es ein; der Verkehr mit den Europäern hat ihren Blick geschärft, ihre Augen geöffnet.

Als Weichert auf seiner Visitationsreise durch die ihm unterstellten protestantischen Missionsstationen in Südafrika zum ersten Male dieses Freiheitslied vernahm, wurde er tief ergriffen, weil er den tiefen Seelenschmerz der Sänger verstand. „In diesem Lied schreit die Seele des erweckten schwarzen Mannes nach dem Land und dem Leben der Väter. Dieses Liedes Unterton ist die grenzenlose Bitterkeit gegen den weißen Mann, der das alte Afrika zerstörte.“

Meist macht man sich keine richtige Vorstellung von den Afrikanern. Um einen tieferen Einblick in ihr Leben, ihre Sittlichkeit und Religion zu ermöglichen, schildert Weichert sehr anschaulich statt mehrerer nur ein Bantuvolk, die Wanyakyusa am Nordende des Nyassaasees, damit aber auch zugleich einen großen Teil von ganz Afrika, und man erkennt daraus sehr bald, daß der Neger durchaus kein „Wilder“ ist; daß er sittliches Empfinden und in einem klar geprägten Rechte auch den Willen zur Sittlichkeit besitzt; daß er, wie Goethe die Iphigenie von dem Scythenkönig sagen läßt, „höret die Stimmen der Wahrheit und der Sittlichkeit“.

Als die Europäer in die afrikanische Welt einbrachen und mehr oder weniger widerrechtlich Land an sich rissen und kolonisierten, da änderte sich in wenigen Jahren das Bild: Sie dachten gar nicht daran, besonders nicht die Deutschen, die ja über keine

* Vergl. Weichert, Ludwig: Mayibuye i Africa! Kehre wieder, Afrika! Erlauschtes und Erschautes aus Südwest-, Süd- und Ostafrika. 276 Seiten. Berlin, 1928, Heimatdienst-Verlag.

Tradition im Kolonisieren verfügten, irgendwie auf die alte bodenständige Kultur, auf ein in Fleisch und Blut übergegangenes Rechtsbewußtsein, auf die so ganz anders gerichtete Sittlichkeit und Religion Rücksicht zu nehmen; mit harter Hand griffen sie vielmehr umgestaltend in ihr Leben ein, „europäisierten" sie. Brutaler Egoismus war einzig und allein die Triebfeder ihres ganzen Verhaltens; „mir geht nichts über mich" bewußt oder unbewußt ihr Schlagwort, und wenig oder gar nicht von einer sittlichen Weltanschauung beeinflußt, fühlen sie sich in keiner Weise veranlaßt, die „Kaffern" einigermaßen gerecht und menschlich zu behandeln. Sie waren eben eine minderwertige Rasse, und ihr gegenüber machten sie sich kein Gewissen daraus, ihnen durch Verträge, von deren Bedeutung und Tragweite jene gar kein Verständnis hatten, Ländereien abzuhandeln und sie dann nach leicht auffindbaren Gesetzesparagraphen aus ihrem Grund und Boden zu vertreiben. Hunderte und Tausende vorher freier Schwarzer wurden besitzlose Sklaven und mußten als Arbeiter bei den weißen Herren ihr Brot suchen. Die Stammesverbände wurden zerrissen, die einzelnen Sippen durcheinander gewürfelt, und diese Zertrümmerung der völkischen Verbände war und ist eine unheilvolle Wirkung der europäischen Kolonisation. Jeder sittlichen und wirtschaftlichen Aufwärtsbewegung war damit der Boden, ein Ziel entzogen.

Ohne Zweifel hat die europäische Einwanderung dem Lande auch manchen Segen gebracht: Der Gesundheitszustand ist bedeutend besser geworden, seitdem man mit Entschiedenheit die Malaria, die Infektionskrankheiten, die Insektenplage bekämpfte. Aber die Kehrseite! Wer wüßte nicht, welch furchtbare Geißel den afrikanischen Völkern die Tuberkulose, der Alkoholismus und das ganze Heer der Geschlechtskrankheiten geworden sind? Mußte nicht 1902 auf dem Kolonialkongreß zu Berlin Professor von Luschan für den europäischen Einfluß in Afrika die entsetzliche Gleichung aufstellen: Zivilisation — Syphilisation?

Wollen wir aber den verheerenden Einfluß des Europäismus in seiner schlimmsten Auswirkung beobachten, dann müssen wir in die großen Städte gehen, die ja in den letzten vierzig Jahren in Südafrika wie die Pilze aus der Erde schießen. Das erste Gold fand ein Europäer in Transvaal im Jahre 1884, und da, wo man bald darauf das erste Goldbergwerk anlegte, steht jetzt eine moderne Großstadt mit all ihrem gleißenden Schimmer, ihrem tosenden Verkehr und all ihrem unsäglichen Elend, Johannesburg mit etwa einer halben Million Einwohner. Darunter gibt es ungefähr 300 000 Schwarze, 180 000 auf den Minenfeldern. Man liest über diese Zahlen hinweg, ohne recht zu bedenken, was sie bedeuten. Sie sollen aber daran erinnern, daß die meisten Einwohner aus dem Busche stammen, aus dem engsten Stammesverbande in den Siedelungen, und daß sie ganz unvermittelt in die Großstadt hineinversetzt worden sind, in die Fabriken mit ihren sausenden Maschinen, hinab, hunderte von Meter tief, in die Schächte. Und dann ihre Wohnungen! Man hat fast überall eine vollständige Trennung von Weißen und Schwarzen durchgeführt, und so wohnen alle diese in eigenen Stadtvierteln oder vielmehr in eigenen Städten, in den sogenannten Kompounds und Lokationen. Von diesen grauenhaften Wohnungen allerdings, von ihrem fürchterlichen Schmutz und Sumpf, der dort uns entgegentritt, schweigt man besser. Man kann es doch nicht so schwarz schildern, als es wirklich ist. Für Weichert waren sie das fürchterlichste Erlebnis seines Lebens!

Um die Verhältnisse in den Städten noch besser verstehen zu können, müssen wir noch von den „Hausboys" sprechen. Im Gegensatz zu Europa werden in Afrika die Hausarbeiten fast nur von Männern, den Boys, verrichtet. Man trifft sie als Köche, als Kindermädchen, als Zimmermädchen, als Mädchen für alles. In Johannesburg gibt es etwa 50 000, von denen jedoch die meisten nur ein Jahr in ihrem Dienste bleiben. Es ist erstaunlich, wie schnell diese „Kaffern", die doch eben aus dem Busche

gekommen sind, alle die verschiedenen Aufgaben in einem europäischen Haushalt begreifen und erlernen; wie leicht sie sich der europäischen Lebenshaltung anpassen. Sie können alles; sie helfen ihrer Herrin sogar bei ihrer Toilette. Diese verlangt die verschiedensten Dienstleistungen vom Boy, ohne sich darum zu kümmern, daß es ein denkender, empfindender, urteilender und begehrender Mensch ist, ein junger Mann im Alter von zwanzig bis dreißig Jahren. Aber er sieht alles; er hat wie alle Neger eine scharfe Beobachtungsgabe und durchschaut das Familienleben bis in die geheimsten Winkel hinein. Bald weiß er, was sein Herr denkt und tut, wie er sich in der Oeffentlichkeit benimmt, wo er sich vergnügt, und wie er sich das Geld verdient, und in kurzer Zeit gibt es für ihn nichts mehr zu lernen. Sein weißer Herr aber kümmert sich um so weniger um ihn, um seine Wohnung in der Lokation, um seine Vergnügungen in der freien Zeit. Es ist ihm ganz gleichgültig, ob er im Kino immer wieder sein Blut leidenschaftlich aufpeitschen läßt, ob er in den verkommensten Kneipen, den Slumes und Yards, verkehrt, ob seine Weltanschauung und seine Lebensauffassung Schiffbruch leidet, und ob er nach einem Jahr wieder in den Busch zurückkehrt, innerlich durcheinander gerüttelt, mit den schlimmsten Erfahrungen und den größten Veränderungen seiner Anschauungen und seiner Gewohnheiten.

Wie wird er sich in der Heimat wieder zurechtfinden? Wie schon angedeutet, sind für die Afrikaner Sippe, Stammesverband Mutterboden und Halt ihrer Kultur, ihrer Sitte, ihrer Religion. Sie sind religiös verwurzelt, und mit ihnen steht und fällt ihre ganze Weltanschauung und Lebensrichtung. Denken wir nur an den Ahnenkultus! Durch ihn wird schon die Familie religiös begründet und organisch zusammengehalten, und die Religion und die religiösen Gebräuche vereinigen sie alle zu einem sozialen Verband, zu einer Einheit. In der Fremde aber können sie ihre Pflichten gegenüber den Ahnen nicht erfüllen, keine Opfer darbringen, die Gebräuche nicht beobachten, welche daheim die Sitte vorschreibt. Kehren sie zurück, so entziehen sie sich nur allzu leicht diesen Verpflichtungen, und schon hat die Zersetzung der Sippe begonnen! Was man früher gleichsam als Lebensideal betrachtet, wird gering geschätzt, bald mit Füßen getreten. Für den Großstadtgeist, den sie mitgebracht, findet sich in der Sippe kein Platz; sie verlangen wieder nach der Stadt mit ihrem zügellosen Leben, und hat sie dann die Stadtluft wieder umfangen, dann verlieren sie bald allen Halt; entwurzelt sinken sie immer tiefer und verfallen dem sichern Elend. Tausende, Hunderttausende!

Wie berechtigt ist darum die Sehnsucht der alten Afrikaner nach einem von europäischer Kultur noch nicht berührten Afrika, nach den guten, alten Zeiten, und man versteht, mit welch heißem Weh und welch bitterem Grimme man singt: „Kehre wieder, Afrika!“

Unwillkürlich wird man durch die Betrachtung dieser afrikanischen Zustände auch an europäische erinnert, und man möchte fast statt: „Kehre wieder Afrika!“ schreiben: „Kehre wieder, Deutschland!“ Es ist ja leicht, zwischen beiden Parallelen aufzudecken, und der Unterschied zwischen afrikanischer und deutscher Großstadt ist gar nicht bedeutend, mag auch der Großstadtgeist in Afrika unvermittelter mit der ursprünglichen, bodenständigen Kultur zusammentreffen. Aber das ist auch gewiß, daß die modernen Groß- und Weltstädte, mögen sie liegen, wo sie wollen, als zentrale Kraftwerke in unzähligen Leitungen ihren Geist – man nennt ihn so gern den Geist der Zivilisation – in die Provinzen, in die weiten Lande ergießen, und daß man seinen Spuren überall, selbst in den entlegensten Winkeln und kleinsten Dörfern begegnet, gleichviel ob man den Lebensstil ihrer Bewohner, ihre Einstellung zu Arbeit und Geld, die Art ihrer Vergnügungen, ihrer täglichen Gebrauchsgegenstände ins Auge faßt. Der Großstadtgeist ist der Magnet, der alles an sich zieht, was in den Bereich seiner Kraftlinien gelangt; er lockt in bezaubernden Tönen, und man lauscht

ihnen so gern, folgt ihnen blindlings, ohne zu ahnen, in welche Tiefen sie führen können. Langsam lockern sich die Familienbande, schwinden Achtung vor den Eltern, vor den Geboten Gottes und der Kirche, und wer weiß, wie lange es noch dauert, bis sie in schwankem Kahne losgelöst von dem rettenden Ufer dem Untergange zutreiben, Tausende! Hunderttausende!

„Kehre wieder, Deutschland“, Deutschland noch unberührt von dem alles verschlingenden Großstadtgeist! Mache dich los von seiner Unnatur, von seinen lähmenden Fesseln!

„Kehre wieder, Deutschland!“ könnten wir warnend ausrufen nicht bloß mit einem Blick auf Afrika, sondern auch mit einem Blick auf Amerika. Deutschland, mache dich frei vom Amerikanismus!

Wir Europäer, und besonders wir Deutsche, stehen bewundernd vor Amerika; wir staunen über alles, was an dieses Land erinnert, über seine Größe, seine Macht und stellen es so gern als Vorbild für Europa hin, namentlich nachdem sein Einfluß durch den Krieg sich fast ins Ungemessene gesteigert hat. Und Amerika sorgt dafür, daß wir aus dem Staunen nicht heraus kommen. Es hat ja 90 Prozent der Welt-Filmproduktion, das gewaltigste Propagandamittel, das die Welt je gesehen, in der Hand, und zahllose Zeitungen und Schriften, auch bei uns, lassen es sich nicht nehmen, für alles Amerikanische Reklame zu machen und fördern so neben dem Außenhandel die Ausbreitung amerikanischen Geistes, seiner Sitten, Gewohnheiten. Ja, man könnte fast sagen: wir sind im Begriff, uns „amerikanisieren“ zu lassen, so weit wir es noch nicht sind – – zum Wohl und Nutzen des deutschen Volkes, meinen viele, nur allzuviele!

In der Tat spricht und schreibt man viel von Amerikanismus und glaubt darin das Allheilmittel auch für uns zu sehen. Freilich ist vielen durchaus nicht so recht klar, was man darunter versteht. Manche setzen ihn gleich mit Fordismus und preisen ihn als das Ideal aller wirtschaftlichen Neugestaltung; andere denken an Rationalisierung und Standardisierung und finden im Massenmenschentum ihr Glück. Ein ausgezeichneter Kenner des Landes sagt: „Hier ist die Zivilisation des Massenmenschen mit äußerster Folgerichtigkeit verwirklicht worden. Hier ist gewiß etwas großartig Neues – eine Maschine, die mit unfehlbarer Präzision arbeitet, aber auch alle Nachteile der Maschine aufweist: Allherrschaft der Regel und Erstorbenheit des freien Willens.“* Man könnte auch sagen, daß Amerikanismus gleichbedeutend sei mit „Ersatz des persönlichen Glücksgefühls innerhalb einer geistigen Atmosphäre durch kollektives Denken, das dem Menschen abgewöhnt, selbst eine eigene Entscheidung über die Art, wie er lebt, zu treffen.“

Halfeld schärft den Blick für alle diese Dinge; in tiefgründiger, geistreicher Weise spricht er vom Amerikanismus im Staat, im wirtschaftlichen Leben, im Lebensstil, und es ist höchst interessant, zu verfolgen, wie er in Tausenden von Einzelheiten seine verschiedensten Auszweigungen aufzeigt. Ganz erfüllt von Liebe zu seinem eigenen Volke, will er es durch seine Darstellung, fast könnte man sagen, Enthüllungen, vor verkehrten Bahnen warnen und davor abschrecken, sich durch äußeren Glanz blenden zu lassen und schließlich an seinem eigenen Wesen geistigen Verrat zu üben; sich fremdartigen Strömungen zu überlassen, die zum Schiffbruch treiben.

Natürlich können wir nur einige Seiten aus diesem lehrreichen Buche hervorheben. Betrachten wir zunächst den alles durchdringenden Erfolgsgedanken. Gewiß ist er bestechend in seiner Allmacht; er schlägt ja alles in seine Bande, alles, und darin liegt eben für uns das Gefährliche; alles, auch die Universitäten und die andern

* Vergl. Halfeld, Adolf: Amerika und der Amerikanismus. Kritische Betrachtungen eines Deutschen und Europäers. 260 Seiten. Jena 1927. Eugen Diederichs. *M* 5.—, gebunden *M* 7.50.

Bildungsanstalten, die Presse und damit das Denken der Masse. Ein menschengestaltendes Bildungsideal, ein humanistisches Persönlichkeitsideal gibt es nicht. Das amerikanische Bildungswesen erblickt „bewußt seine neue Aufgabe in der Züchtung jenes idealen Mengenmenschen, den sein Training staatsbürgerlich, gesellschaftlich und beruflich so weit normalisiert hat, daß er den Mustertypus eines vorbildlichen Gliedes der Massenzivilisation abgibt“. Nur keine Berücksichtigung der Individualität des Schülers; nur keine Lehrfreiheit für den Lehrer und darum auch die mangelhaften Anforderungen an seine Kenntnisse und Fähigkeiten! Kann dies unser Ziel sein und werden?

Will man die Ideale der Menge kennen lernen, dann betrachte man ihre Idole! Und wie ist es in Amerika mit seinen Helden und seiner Heldenverehrung? „Es wäre nicht Amerika ohne das heilige Recht der souveränen Masse, in jeder Woche einen populären Götzen auszurufen. Seine Begeisterungsfähigkeit besäße wohl nicht immer geeignete Objekte ohne die Leuchtraketen, die die Presse mit unerreichter Meisterschaft zum Preise derer in die Luft steigen läßt, die irgendwo irgendeinen Rekord gebrochen haben.“ Wie weit sind wir darin im gepriesenen Zeitalter des Jazz schon vorgeschritten!

Die allerernsteste Beachtung verdient das Kapitel: Kulturfeminismus, da es das Lebensmark des amerikanischen Volkes berührt, Familie und Familienleben, das die Frau in einer unbedingten Führerrolle und ihren Gatten als gehorsamen Diener zeigt, der „von einer halbdunklen Ecke des Wohnzimmers aus als teilnahmloser und verbindlicher Jasager in jeder nicht geschäftlichen Unterhaltung mitwirken darf, an der Frauen sich beteiligen“. Hier erlebt der Minnedienst des Mittelalters seine späte bürgerliche Auflage. Nur schiebt jetzt der Troubadour „den Kinderwagen, deckt den Tisch, trägt das Geschirr in die Küche, bindet die Schürze um, wäscht auf, macht Einkäufe und besorgt im Winter die Heizung“. In der standardisierten Frau haben wir die intimste Auswirkung des Amerikanismus vor uns; diese feminine Kultur begegnet uns überall: im Unterrichtswesen, in den sozialen Anschauungen und Einrichtungen, in Verfassung und Recht, in der öffentlichen und privaten Höflichkeit, in der Kunst, im Theater, in der Presse, im Gottesdienst. Sollen wir unser Gemeinschaftsleben, unsere Seele, unser geistiges Ich so amerikanisieren lassen?

Kehre wieder, Deutschland! Besinne dich auf deine große Vergangenheit, auf deine Geschichte, auf die großen unvergänglichen Werte, welche deine Vorfahren mit Schweiß und Blut für dich erworben, für dich niedergelegt haben. Achte nicht gering, um was andere dich beneiden! Bedenke, daß Fordisierung „die gesunden Instinkte einer jungen Rasse zu geistiger Indifferenz verurteilte und die Lebensäußerungen von Millionen Menschen in eine Kasernenexistenz hineindrillte“. Glaubst du, daß mit Standardisierung den geistigen Bedürfnissen eines Volkes gedient werden kann? Kämpfe gegen alles, was „cant“ ist, in Worten, in Handel und Wandel! Kehre wieder, Deutschland!

Wird Afrika wiederkehren? Das steht fest, daß der Freiheitsruf der Sulu niemals die ersehnte Antwort finden wird. Der Weiße wird Afrika nicht wieder verlassen, und der Europäismus wird weiter fortschreiten. Aber ein neues Afrika kann erstehen, wenn der Weiße und der Schwarze mit einander arbeiten, wenn dieser das Wertvolle seiner Rasseeigenschaften festhält und es innerlich mit dem europäischen Kulturgut zu vereinigen vermag; aber „dieses neue Afrika kann nur ein Afrika sein, über dem das Kreuz Jesu Christi segnend leuchtet“.

Wird Deutschland wiederkehren? Rudolf Eucken hat kurz vor dem Krieg seine erschütternden Kassandrarufe in die Welt gesandt. Fast ungehört sind sie verhallt! „Wir treiben einer Katastrophe zu,“ rief er, „wenn dem unvermeidlichen geistigen

Sinken nicht energisch widerstanden wird." „Schon jetzt empfinden wir schmerzlich den Mangel an schaffenden Persönlichkeiten und an starken Charakteren; schon jetzt stockt bei uns das geistige Schaffen und sinkt die sittliche Energie." „Soll die gewaltige Arbeit der Jahrtausende darin auslaufen, daß nur unsere Selbstsucht immer mehr Waffen gewinnt, unsere Sinnlichkeit raffinierter wird; sollen wir immer mehr den inneren Halt verlieren und unser Leben mehr und mehr der Leere, dem Mechanismus verfallen lassen?" Wie traurig stände es um das Christentum, wenn wir auf diese Fragen dieselbe Antwort geben müßten, wie Spengler sie in dem ‚Untergang des Abendlandes' gegeben hat.

Patricius Schlager O. F. M.

Ein fremder Gast

Augenblicklich drängen wir auf allen Gebieten nach Erfassen der Wirklichkeit in ihrem Reichtum, aber auch in ihrer sinnvollen Ganzheit. Wir rücken damit von der reinen Theorie ab, wie rationalistische Zeiten sie geboren; – wir lehnen aber ebenso entschieden die Vergottung der Materie ab, wie stoffbefangene Epochen sie vollzogen. Wir wollen das Konkrete in der ganzen Fülle seines Seins – doch erfüllt vom Hauch des Logos; wir sehen die Mannigfaltigkeit alles Irdischen – doch im Lichte der philosophia perennis. So wächst auch die kleinste Forschung, die geringste Formung zu gigantischer Größe auf, in sich bedeutungsvoller denn die großen philosophischen Systeme, in denen der menschliche Geist das Maß aller Dinge ist. In solcher Einstellung gelingt es uns heute einen Adalbert Stifter zu genießen, den jüngste Vergangenheit vielfach noch verkannt hat. So dringen wir jetzt in die Einzelheiten des Volkstums ein, das wir nicht mehr nur historisch oder nur naturwissenschaftlich nehmen. Wir verfolgen sein Wachstum und erschauen in der Vielheit das Ganze wie es im Zeitenschoße ruht, über dem das ewige Fiat steht. Nicht mit vorgefaßten Systemen, die ordnenden Verstand oder sprühenden Witz verraten, treten wir heute an die Dinge heran oder wollen wir, daß sie uns nahegebracht werden. Wir verlangen nach ihnen zuerst und verfügen dann ihre Erhebung in die Sphäre des verknüpfenden, schließenden, kurz, des denkenden Geistes. Für die kultur- und geistesgeschichtlichen Betrachtungen ist dieser Weg der gegebene. Auf ihm kommen wir zur Schau der einzelnen Völker, ohne die Enge mechanischer, nationalistischer Umklammerung; wir sehen jedes in seiner Form, hinter der der metaphysische Besitz steckt; wir sehen aber auch wahr die Beziehungen der einzelnen untereinander. Am nächsten steht uns unser Volk, mit dem alle Fasern unseres Seins verknüpft sind. Wir erleben es im Geiste und in der Tat. Es ist für uns die nährende Mutter und das Heim. Anders ist unser Verhältnis zum anderen Volkstum, zu dem uns oft nur einzelne schwache Brücken hinüberführen. Es ist uns fremd. Doch nehmen wir diesen Fremdling einmal in seinen kulturellen Ausstrahlungen als „fremden Gast", im ureigentlichen Sinne des Wortes auf! Wir behandeln ihn entsprechend den geheiligten Gesetzen der Gastfreundschaft. Wir prüfen seine Art, werten sie, verlieren uns aber nicht an sie.

Zu dieser Weise des Auslandsstudiums verhilft uns das Buch von Alfred Götze: ‚Ein fremder Gast'.* Es behandelt den Aufenthalt der von Napoleon aus Frankreich ausgewiesenen Mme de Staël in Deutschland in den Jahren 1803/04. Louise Germaine de Staël Holstein wurde im Jahre 1766 in Paris geboren.

* Alfred Götze: Ein fremder Gast. Frau von Staël in Deutschland 1803/04. Mit 23 Bildern auf Tafeln und ausführlichem Register. Verlag der Fromannschen Buchhandlung. Walter Biedermann, Jena, 1928.

Ihr Vater war der Genfer Bankier und spätere Finanzminister Ludwig XVI., Necker. Im Salon ihrer Mutter, wo Voltaire, Rousseau und die anderen Geistesgrößen des 18. Jahrhundert aus- und eingingen, erhielt sie ihre Bildung, wurde sie, die Schweizerin ihrer Abkunft nach, Pariserin durch die Kultur. Und wenn sie auch durch ihr Aeußeres einen Fremdling in der französischen Hauptstadt darstellte, geistig war sie ihr Kind geworden; – sie konnte französische Art nicht mehr abschütteln. Sie trug den französischen Kulturstempel, der dem Westschweizer so rasch eigen, als sie in unser Land kam. Alfred Götze hat in seinem Buch ihre Gedanken und Erlebnisse bei diesem Aufenthalt, wie sie in ihren Briefen vorliegen, zusammengestellt. Seine Uebertragungen in die deutsche Sprache sind wesentlich, sorgfältig, so wie wir sie wünschen. Um aus dem autobiographischen Material ein zusammenhängendes Bild zu schaffen, hat er auch noch andere Persönlichkeiten jener Zeit zu Worte kommen lassen, selbst hat er schlicht berichtend ergänzt, wo Lücken des Verständnisses sich einstellten. Das Buch ist dadurch zu einer reichen Gesamtdarstellung geworden, die deutsches Leben im französischen Spiegel zeigt, wodurch uns aber das französische Wesen ohne weiteres mit entgegenspringt. Für alle, die in etwa vertraut sind mit jenen Tagen und ihren Menschen, hat das Buch einen unendlichen Reiz. Einzelheiten erklärt das gute biographische Personenregister am Schluß.

Um die Art des Buches zu geben, folgen einige Proben.

Mme de Staël schreibt:

An Villers (französischer Schriftsteller).

Frankfurt, den 19. November (1803).

„Soll ist Ihnen als echte Französin nach knapp zwei Tagen meine Eindrücke von einem Lande schildern, das ich nicht kenne? Im Gasthaus einer kleinen Stadt habe ich einmal in einer verräucherten Stube, wo Wollkleider über einem eisernen Ofen trockneten, ein wütendes Klavierspiel gehört. So erscheint mir alles: ein Konzert in einer verräucherten Stube; überall findet man tiefes, poetisches Gefühl, aber keine Anmut der äußeren Formen. Dieser Jean Paul zum Beispiel, den ich lese, weil ich ihn von Ihnen bekam, schreibt manche prächtigen Zeilen, denen dann plötzlich persönliche Bemerkungen folgen, die jedes ästhetischen Gefühles spotten, und man begreift nicht, wie die edle und tiefe Empfindung den Deutschen nicht auch Anmut offenbart, die doch nur der Zusammenklang aller einzelnen Begabungen ist. Ich verstehe, wie wir die Deutschen für affektiert halten konnten, obgleich sie mir natürlich erscheinen: es besteht ein so einzigartiger Widerspruch zwischen der Erhabenheit ihrer Gedanken und der Gewöhnlichkeit ihrer Formen, daß man versucht ist zu glauben, das Gemeine sei auch das Natürliche an ihnen. Wir, das heißt Sie und ich, müssen auf alle Fälle bestrebt sein, eine Brücke zu schlagen zwischen ihren Gedanken und unseren Formen."

Von den Weimarer Geistesgrößen charakterisiert sie Schiller so:

An Necker.

(Weimar), 25. Dezember (1803).

„Schiller lebt in einer ihm ganz und gar eigenen Ordnung literarischer Zusammenhänge, und nichts in der Welt kümmert ihn sonst noch. Er ist ein großer, hagerer Mann, mit blassem Teint und rötlichem Haar, dessen Gesicht aber ein durchaus charakteristisches Gepräge zeigt, was in Deutschland äußerst selten ist. Er spricht sehr schwerfällig Französisch, aber seine Gedanken - und er hat welche - sind doch immer verständlich. Er trachtet nicht, wie die Franzosen, nach höchster Steigerung des Reizempfindens, noch steht sein Sinn nach eitlem Ruhm, er lebt vielmehr ganz seiner inneren Berufung, und die Außenwelt vermag nichts über ihn. All sein Wissen verwandelt sich bei ihm in Literatur, aber niemals gelangt er von außen dazu: er bleibt immer gesammelt in seinem Werk oder in sich selbst; daraus ergibt sich zwar eine stärkere Originalität des Gehaltes, aber eine geringere Anmut der Form. — Er hat mir ein Kompliment gemacht, das mich sehr geschmeichelt hat; er sagte mir, ich sei die einzige Frau, welche die tiefe Gedankengebung eines einsamen Menschen mit der Anmut einer Dame von Welt in sich vereinige. Er hat trotz seines Selbstbewußtseins etwas Sanftes und Gütiges; nichts kränkt ihn, und es ist überhaupt etwas Geistigeres in ihm als jener Ehrgeiz, der unaufhörlich durch Schmeicheleien befriedigt sein will."

Von Berlin aus schreibt sie:

An Necker.

den 27. März (1804).

„Man kann sich keinen Begriff von dem machen, was die Deutschen wissen, wenn sie sich mit einem Gebiete beschäftigen. Sie scheinen aus vierundzwanzig Stunden achtundvierzig zu machen; ihr Geheimnis besteht darin, daß sie nie in Gesellschaften gehen; dieses Geheimnis liegt mir zwar ganz und gar nicht, aber das literarische Genie hängt davon ab."

Und am 1. April 1804 heißt es in einem Schreiben an Frau Necker de Saussure:

„sicher ist, daß ich hier viel mehr Leben und Betrieb, viel mehr das finde, was äußerlich an Paris erinnert, und daß ich mich deshalb nicht gern hier niederlassen würde; denn die glänzendste Leistung Deutschlands ist eine Universität und nicht ein Salon à la française."

Nicht immer können wir französisches und deutsches Wesen in der Verbundenheit betrachten wie hier. Bietet es sich uns getrennt, so müssen wir die Art eines jeden für sich erfassen, unser Volk in der Form des Wir, die anderen in der Form des fremden Gastes.

Von diesem Standpunkt aus lehnen wir ein Buch wie ‚Esprit und Geist' von Eduard Wechßler* ab, bei aller Bewunderung für die Fülle des Materials, die hier zusammengetragen ist und für den Reichtum an Literatur, der darin, allerdings einseitig, verarbeitet wurde. Der Verfasser geht von konstruierten Kategorien aus, die den Charakter der Objektivität beanspruchen, aber jubjektiv sein müssen, weil er selbst zeit- und raumgebunden ist. Seine Konstruktionen gehen auf persönliche Erfahrungen zurück, auf seine reiche Ausbeute in allen geistes- und kulturgeschichtlichen Gebieten; dann lösen sie sich wieder in willkürlich gewählte Einzelheiten auf. Doch mit diesen Erfahrungstatsachen kann man nie die absolute Wesensmitte eines Volkes, die durch seinen metaphysischen Besitz gegeben ist, feststellen. Es gelingt Wechßler nicht, uns Klarheit über diesen bei ihm so häufig erscheinenden Begriff der Wesensmitte, der letztes Ziel seiner Arbeit ist, zu geben. Das Buch bedrückt uns in seinem Positivismus, kränkt den Ausländer, obgleich der Verfasser sich müht, dem Franzosen gerecht zu werden, durch die deutschtümelnde Betrachtungsweise, die nicht die aller guten Deutschen ist.

Wechßlers Buch hat in seiner Absicht Volkstum wesentlich zu schauen u. a. einen nicht genannten Vorläufer: August Julius Langbehn in seinem Werk ‚Rembrandt als Erzieher'. Doch beschränkt sich dieser auf den Deutschen, dessen zeitgebundenes Bild er, historisch vertieft, bringt. Hier schöpft der Schreiber nur aus den naturgegebenen Quellen seines Volkstums. Wenn sich auch bei ihm im Einzelnen falsche Beurteilungen finden, so können sie doch den Kern nicht treffen. Langbehn stellt sein Naturerlebnis nicht dem Bildungserlebnis unter Beanspruchung der Gleichwertigkeit gegenüber, darum lassen wir ihm die Härten und Ungerechtigkeiten gegenüber dem Franzosen hingehen. Er verstand ihn nicht, bemühte sich aber auch nicht seinem Geiste näher zu kommen. Er war ein Eigener, ein Einsamer, der keine fremden Gäste bei sich aufnehmen wollte. Er zog sich vor ihnen zurück und ging ganz in dem Seinigen auf, das er bei der Gestaltung mit dem großen Reichtum seines Gefühls übergoß. Ob der Wahrheit und Wärme der Empfindung, die aus dem Einzelnen leuchtet, übersehen wir oft die gezwungene, konstruierte Beziehung auf Rembrandt.

Maria Beermann.

* Eduard Wechßler: Esprit und Geist. Versuch einer Wesenskunde des Deutschen und des Franzosen. 1927, Verlag von Velhagen und Klasing, Bielefeld und Leipzig.

Eine Bilderreihe in Buchform über das Leben des heiligen Franziskus von Assisi

Die überragend wertvolle Veröffentlichung, über die ich an dieser Stelle berichten kann, dürfte schon deshalb eine seltene Ueberraschung für die deutsche Kulturwelt bedeuten, weil sie der Hauptsache nach das Werk eines chilenischen Künstlers ist, des Pedro Subercaseaux Errazuriz, des Sohnes eines chilenischen Botschafters beim Apostolischen Stuhle in Rom. Künstlerische Talente aus dem Hochland der Cordilleren sind ja bei uns wohl kaum bekannt. In Subercaseaux, jetzt Benediktiner in der Abtei Quarr in England offenbart sich der Welt ein Malerpoet, der unserm Jahrhundert Neues in eigener Form zu sagen vermag. Jene Welt von Poesie, die das heilige Leben des umbrischen Sängers Franziskus von Assisi und seine Poetenstube umschließt und in der Irdisches und Himmlisches in seltener Harmonie zusammengehen, hat Pedro Subercaseaux in fünfzig Aquarellbildern so neu, so gehalt- und glanzvoll geschildert, daß man zu der Behauptung versucht sein kann, er habe sie wie wenige in ihrem ganzen Reichtum gesehen und innerlich erlebt. Dante zeichnete in seiner Divina Comedia die umbrische Umwelt des heiligen Franziskus mit nur wenigen Strichen; Giotto ließ Geist und Persönlichkeit des Heiligen mit packender Schilderung wieder aufleben, auch Fra Angelico da Fiesole, Benedetto da Majano in seinen Reliefbildern an der Kanzel in Santa Croce zu Florenz, Raffael auf dem Bilde der Madonna da Foligno u. a. m. unter den alten Meistern mögen den Geist des umbrischen Heiligen wenigstens annähernd richtig erfaßt haben; Land und Leute seiner Heimat haben sie in ihrer vollen geschichtlichen und topographischen Wirklichkeit uns nicht zugleich mit seiner Persönlichkeit lebendig in Erinnerung gebracht. Neuere und moderne Künstler sahen den Heiligen mit allzuviel durch ihre Persönlichkeit und Zeitgeschichte bedingtem Subjektivismus, und manchen von ihnen fehlte überhaupt jene tiefe, verinnerlichte Geistigkeit, die sie erst befähigt hätte, Höhen, Tiefen und Weiten der Seelenwelt einer so gotterfüllten, mit mystischen Gnadengaben gesegneten und von Natur aus so feingestimmten Persönlichkeit, wie der Heilige von Assisi es war, zu verstehen und recht zu würdigen. Als Subercaseaux sich an die Ausführung der großen Aufgabe wagte, ausführlicher als es je in einer Bilderreihe gleicher Art geschehen war, die innere und äußere Welt des heiligen Franziskus darzustellen, brachte er dafür in seiner Persönlichkeit, seinen Kenntnissen und Fähigkeiten besonders günstige Vorbedingungen mit. Im Jahre 1880 in Rom geboren, wo sein Vater damals die diplomatische Laufbahn begann, und von Kindheit an der Malerei zugeneigt, erhielt er an den Kunstakademien in Berlin, Rom und Paris eine gute kunsttechnische Ausbildung. Zweimal besuchte er die Heimat des heiligen Franziskus. Jahre lang galten seine Studien der Legende des Heiligen, der franziskanischen Geschichte und der christlichen Kunst des Mittelalters in einem solchen Grade, daß die Beschäftigung seiner Seele mit dem Heiligen und Mystischen in ihm den Entschluß reif werden ließ, im Orden des heiligen Benediktus sich Gott zu weihen.

Neben dem Temperament und dem Formgefühl der romanischen Rasse sowie der technischen Tüchtigkeit verfügt Subercaseaux über ausgedehnte geschichtliche und volkskundliche Kenntnisse, über eine religiös verinnerlichte und verklärte Geistigkeit, die eine tiefere Einfühlung in Geist und Welt des heiligen Franziskus ermöglichten.

Der Künstler hat sich bei der Ausführung seiner fünfzig Aquarellbilder die Sache nicht leicht gemacht. Er stellt sich nicht einfach jenseits der malerischen Probleme und Aufgaben, die eine darstellerische Gebundenheit an das Wirkliche in Natur- und Geisteswelt dem Künstler stellt. Seine Aquarelle zeugen von eingehenden Studien

über Land und Leute des mittelalterlichen Italiens, von seiner Berücksichtigung der Gesetzlichkeiten anatomischer und perspektivischer Richtigkeit, der Licht- und Farbeneigentümlichkeiten, die durch Italiens Sonne bedingt sind.

Aber wie sein Sehen und darstellerisches Können diesen äußeren Dingen, so wurde seine künstlerische Intuition dem Seelischen und Uebernatürlichen im Leben des heiligen Franziskus in weitem Maße gerecht. Ohne Verachtung des Formschönen und ohne gesuchte Virtuosität sind seine Bilder lebens- und ausdrucksvoll gestaltet. Die Jugendzeit des Heiligen wird besonders ausführlich in leuchtenden Farben geschildert. Ueber der Gesamtheit der Aquarelle liegt ein feiner Hauch der Harmonie zwischen Irdischem und Geistigem, Ausdruck und Form.

Unter dem Titel Saint François d'Assisse d'après les aquarelles de P. Subercaseaux Errazuriz Moine Bénédictine de Solesmes, sind die fünfzig Aquarelle in guter farbiger Reproduktion und stattlichem Format, jede derselben mit einem kurzen erläuternden Text in französischer und englischer Sprache versehen, im Verlag von Marshall Jones Company in Boston 1925 erschienen.

Für Bibliotheken, namentlich in der Stadt, wäre das Werk, das auch typographisch geschmackvoll ausgestattet ist, ein kostbarer, fruchtbringender Besitz. Wie viel reinen Genuß und geistige Anregung werden Freunde des Schönen und Geistigen aus diesem Prachtwerk schöpfen können! Besonders aber sollten alle diejenigen, die zum heiligen Franziskus von Assisi irgendwie in besonderer Beziehung stehen, es nicht versäumen, wenn eben möglich, sich mit diesem eigenartigen und hochwertvollen Buch bekannt zu machen. Die fünfzig Bildschöpfungen des vergeistigten und feinsinnigen chilenischen Benediktiners können ihnen mehr geben als viele Worte, um Geist und Persönlichkeit des Heiligen recht zu erfassen und zu verkosten.

Remigius Boving O. F. M.

Jugendbücher

Fast restlose Freude hat der Freund der Jugendliteratur auf dem Gebiet der Bilderbücher. Hier ist der Fortschritt überraschend. Liegt er auch zu einem guten Teil daran, daß die Technik des Buchdrucks heute eine Wiedergabe in Farbe und Zeichnung ermöglicht, wie man es früher nicht ahnte, so ist doch auch nicht zu verkennen. daß beim Bilderbuch die Teilnahme des echten, wirklichen Künstlers beinahe schon Tradition geworden ist, so daß Verlage, die sich aus irgend welchen Gründen noch nicht der Mitarbeit der Künstlerschaft versicherten, heute überhaupt nicht mehr mitkommen können. Und welch entzückende Sachen bieten sich da dem schönheitsfrohen Auge! Für die Allerkleinsten gibt es da schon Bildergebetbücher, wie sie Dorothea Brockmann und Bessie Drey verfaßten; eine Bilderbibel ‚Die Geschichte vom Lieben Herrn Jesus', und ein Bildergebetbüchlein mit dem Titel ‚Mein Herzlein soll die Krippe sein'. (München, Kösel u. Pustet.) Beide sind in der Farbe, in der Erfindung und der zarten Zeichnung von solcher unmittelbaren Wirkung, daß die Kinder sich kaum davon trennen wollen. Die Heilsgeschichte, religiöse Gebräuche, kleine Legenden sind in guten, weil einfachsten Versen erzählt, und die Veranschaulichung im Bilde tut das ihrige in diesen kleinsten, billigen Büchlein.

Etwas ganz besonders Zartes und Stimmungsvolles ist das Büchlein ‚Vom göttlichen Kinderfreund', zu dem die Bilder Hans Huber-Sulzemoos, die Verse T. Burger beisteuerte. (Regensburg, Joseph Habbel.) Man kennt schon die Eigenart dieses innigen Malers, die in etwa an die der Schiestl erinnert. Für etwas fortgeschrittenere Kinder ist das Büchlein ‚Als Jesus klein war', Legenden und Geschichtlein von Maria Mayer bestimmt, zu dem Tilde Eisgruber farbige Bilder schuf. (Berlin, Pestalozzi-Verlag.) Auch hieran wird jeder seine helle Freude haben, denn die Geschichten sind mit dichterischem Hauch umwittert, und die Malerin hat ihren Befähigungsnachweis seit langem erbracht. Eisgruber hat etwas Expressionistisches an sich, diesen Ausdruck jedoch im allerbesten Sinne als Unmittelbarkeit gedeutet; ihre Gestalten sprechen gewissermaßen laut und vernehmlich. Sie fließen ohne weiteres ins kindliche Verstehen. So wirkt sie auch in den 17 Bildern zu dem Legendenbuch ‚An ewigen Brünnlein', worin Schw. Huberta Schmetz 60 kurze Heiligengeschichten gibt und sich dabei einer ruhigen und schlichten Darstellung bedient. Schon den Schulneulingen kann man sie vorerzählen. (Trier, Paulinus-Verlag.)

Gehen wir von diesen mehr religiös gestimmten zu profanen Bilderbüchern über, so sind da zunächst ein paar ältere bereits bewährte Bücher. ‚Meister Lampes lustige Streiche und Abenteuer', von dem frühverstorbenen Lyriker Martin Boelitz aus einem amerikanischen Original übertragen, mit Illustrationen von Kükenthal und Liebenwein versehen, will des Hasen Ehrenrettung unternehmen und erreicht das auch mit leidlichem Erfolge. (Berlin, Pestalozzi-Verlag.) Eine feinere, tief poetische Gabe ist das Buch ‚Von den Wurzelkindern', das uns Sibylle von Olfers geschaffen hat, und das jetzt erfreulicherweise in der 22. Auflage vorliegt. Wer war Sibylle von Olfers? Eine von den demütigen Künstlernaturen, wie sie nicht selten in unseren katholischen Klöstern leben. Auf dem elterlichen Landsitze (Metgethen in Ostpreußen) 1881 geboren, früh mit künstlerischen Neigungen sich offenbarend, trat sie 24-jährig bei den Grauen Schwestern in Königsberg in den Orden ein, als Krankenpflegerin, setzte dann auf Wunsch der Obern an der Lübecker Kunstakademie ihre Studien fort, als deren vornehmste Frucht wir eine Reihe feiner Bilderbücher ansehen können, und starb schon im Januar 1916. Die Wurzelkinder sind eine in einfachste Reime gebrachte, naturnahe

lyrische Geschichte, die den Kindern wie abgelauscht erscheint. Wir Katholiken sollten uns einer Kraft wie Olfers freuen und sie nie vergessen. (Eßlingen, Verlag F. J. Schreiber.)

Andersens drolliges Märchen von der ‚Prinzessin auf der Erbse' hat schon mehrfach die Bilderbuchkünstler zur Darstellung gereizt. Die Illustrationen von Hedvig Collin (Berlin, Pestalozzi-Verlag) sind allerliebst; auf gelbem Papier nehmen sie sich wie kleine Gemälde aus. Die 2. Auflage scheint darum wohlverdient. Ganz neu ist das hübsche Werkchen ‚Zwei Zwerge und ein großes Ei', eine lustige Bildergeschichte von Johannes Thiel. Die Zwerge finden ein Ei und wollen es dem Osterhasen zum Bemalen bringen; es kommen Hühner und erheben Einspruch; es erscheint der listige Fuchs, das Ei zerbricht, Häschen, Enten usw. greifen ein, und so entsteht von ungefähr eine tolle Sache, für den witzigen Maler ergötzlich zu bebildern. Aber auch der Versmacher versteht sein Handwerk, seine Reime sind gespitzt und treffen den Nagel auf den Kopf. (Freiburg, Verlag Herder.)

In Prosa, meist dem Sprechvermögen der Kleinen gut angepaßt, erzählt und zeichnet M. Lindberg ‚Karlchens Reise in der Seifenblase' (Berlin, Pestalozzi-Verlag). Natürlich geht es auf den Mond, der von jeher die Zufluchtsstätte der Kinder und Dichter war, und Lindberg versteht mit Grazie das Karlchen durch hübsche Abenteuer zu führen. Das Bilderbuch ‚Petz der Bettler' (Berlin, Pestalozzi-Verlag) ist zwiespältiger Natur; die Bilder von Louis Moe sind ergötzlich, übermütig im Humor, kleine Kunstwerke; aber die Verse sind zu hoch für Kinder, das Stück geht ohne eigentlichen Schluß aus, es sind besten Falls ein paar glückliche Einfälle. Elisabeth Morgenstern müßte ihre Reime viel näher dem Kindesempfinden umformen, dann hätte man an dem Werk ungeteilte Freude. Ein Fingerzeig für wirklich kindertümliche Reimkunst gäbe etwa ‚Mein erstes Reimbuch', dessen Gedichte Wolfgang Tischendorf auswählte, und die Emil Stahl schrieb und bebilderte. (Berlin, Pestalozzi-Verlag.) Es ist herzerfrischend, was da an volkstümlichem Gut geboten wird, wie sich der Zeichner einfältig und ohne aufgebauschtes Künstlerpathos in diesen volkserzieherischen Rahmen hineinfügt. Fast ein Gegenstück hierzu, aber ein wertvolles, ist das große Bilderwerk ‚Lustibus Löwenzahn auf seiner Flugfahrt durch das Blumenreich', Dichtung von Harry Maaß-Lübeck, Bilder von Franziska Schenkel. (Lahr in Baden, Verlag Richard Keutel.) Hier passen Type, Zeichnung, Satzanordnung und Farbe zusammen und geben eine Wirkung, die entzückt. Man betrachte diese vielen ganzseitigen Buntbilder! Das sind Stücke buchtechnischer Leistung, die zumal den Erwachsenen etwas sagen. In übermütiger Künstlerlaune sind Menschen zu Blumen und Elfen gestaltet. Mehr für Erwachsene ist auch wohl der Text gedacht: Es sind fortlaufende Blumenlegenden und Blumenmärchen, eine Symphonie der Frühlingsherrlichkeit.

Etwas Originelles und Reizvolles zugleich gibt die ‚Liederfibel' von Heribert und Johannes Grüger. (Breslau, Ostdeutsche Verlagsanstalt.) Das Buch enthält Kinderlieder in Bildernoten, d. h. es sind die Notengänge durch die Anordnung der Bilder, die Noten selbst durch Blumen, Uhren, Gänse, Schiffe, Neger, Pilze, Pferdchen und noch manches andere dargestellt, wie es eben dem Sinne des Liedes entspricht. Hierdurch ergibt sich eine Lockung für das Kind, dem Lauf der Melodie nachzuspüren; es ahnt bald das Geheimnis der Notenschrift, die aus ihrer unsinnlichen Dogmatik gleichsam in das fröhliche, blühende Kinderleben hinaustritt. Diese 18 Kinderlieder sind allesamt ein köstlicher Fund.

Größere durchillustrierte Märchen finden wir in ‚Zwölf Zwerge und ihr König', die Adalbert Zoellner für große und kleine Kinder erzählt, und zu denen Professor P. L. Müller kräftig wirkende Bilder beigesteuert hat. Die Märchen schließen sich an die Monate an; sie können nicht recht befriedigen in ihrer

etwas trockenen Art. Kinder lieben Lust und Bewegung. Das hat Egon H. Straßburger in dem Märchen ‚Firlefanz der Puppendoktor' verstanden; denn hier rauscht es geradezu von lustigen Einfällen, und es geht darin von Berlin nach Bagdad, nach dem Himmel und durch die Wüste, und nirgends reißt der Faden ab. Trotz solcher wilden Fahrt ist doch eine spannende Handlung festgehalten; spürt man auch etwas Opernmäßiges oder Kinohaftes in dem Ganzen, so fehlt es doch nicht an mancher weisen Beobachtung und witzigen Bemerkung. Die Bilder malte Adolf Propp. (Eßlingen, F. J. Schreiber.)

In die Reihe solcher Märchenbücher gehören auch die Dichtungen von Sophie Reinheimer. Ihre Befähigung, die Natur in allen Wesen und Kräften zum reden zu bringen, erscheint unerschöpflich. Das Bändchen ‚Osterzeit weit und breit' gibt Geschichten aus dem erwachenden Frühling, nicht gerade in allen Beziehungen, die herangeholt werden, überall glücklich; denn ohne Gewalt geht es bei solcher Verlebendigung nicht immer ab, aber doch meist erträglich, und bei den Stücken von der ‚Mutter Buche' gut gestaltet. Fast will es scheinen, als ob Reinheimer von mancher Seite allzu stark überschätzt werde. So könnte man auch den unverhältnismäßig hohen Preis des andern vorliegenden Büchleins erklären, das den Titel ‚Lustige Gaben für Mädel und Knaben' hat. Es umfaßt 40 Druck- und einige Ganzbildseiten und soll Mk. 4.20 kosten! Es will wohl mithelfen, die bekannte Lücke im Schrifttum für das erste Lesealter auszufüllen. An sich sind die Geschichtlein für diesen Zweck brauchbar, weil nett in der Erfindung und meist auch kindlich empfunden; doch müßte in der Stilführung viel mehr die Kindersprache erfaßt sein. Es ist sehr schwer, für das erste Lesealter zu schreiben, da muß jedes Wort überlegt werden. Es hat hier keinen Zweck, Beispiele anzuführen, es würden sich genug finden. (Beide Bücher Berlin, Verlag Franz Schneider.) Hier können wir gleich anfügen einen andern derartigen Versuch: ‚Das kleine Wunderbuch', die erste Einführung in Welt und Weltall, von Hedwig Lohß geschildert und mit Bildern von Eugen Oßwald (Gotha, Perthes). Es ist eine fleißige Arbeit, wenn man auch nicht ganz von ihr befriedigt wird. Es findet sich zuviel Lehrhaftes darin, das noch keinen Platz haben kann im kleinen Köpfchen, und auch ganz Unverdauliches, wie z. B. das gräßliche Ding vom guten Hund von Agnes Harder, u. a. Warum überhaupt so viele weibliche Federn? Wie überlegt und fein wirken dagegen Curtmann, Bockemühl, Dieffenbach, Reinick, um einige männliche Autoren zu nennen, die nur zu spärlich vertreten sind! An sich ist solch ein wieder erstandener Orbis pictus ja ein echtes Zeugnis unserer bildungshungrigen Zeit...

Der Aufschwung der Bilderbuchkunst knüpft sich bei uns an den Namen Kreidolf, der wieder mit andern um die neunziger Jahre von den Engländern angeregt erscheint (Walter Crane). Kurz vor dieser Bilderbuch-Erneuerung herrschte bei uns der Fabrikbetrieb im Bilderbuch. Aber es war nicht immer so gewesen; es war nur eine gute Entwicklungsreihe abgebrochen worden. Aus dieser früheren guten Bilderbuchzeit sind heute drei Neuausgaben zu verzeichnen. Da ist der alte fröhliche Friedrich Fröbel zu nennen mit seinem Buch ‚Mutter- und Koselieder wie auch Lieder zu Körper-, Glieder- und Sinnenspielen zur frühen und einigen Pflege des Kindheitslebens. Ein Familienbuch'. (Blankenburg bei Rudolstadt, Wiegandt.) Man darf nur mit Dank eine solche Erneuerung anzeigen, die mit den alten Bildern geschmückt ist, die uns noch heute unerschöpflichen Stoff bietet für Bewegungsspiele aller Art, auch für solche, die heute scheinbar funkelnagelneu sind. Der alte Fröbel hatte schon eine Ahnung von „Müllern" und „Mensendieken" und wußte, daß Kinder gern bei Bewegungen singen. Freilich, das Singen betrachtete er nicht als Kunst, der Takt war Trumpf, und so ist er vielleicht ein Vorläufer der – Jazzmusik. Sehr erwünscht ist auch das ‚Struwwelpeter-Album', das der Verlag Rütten und

Loening (Frankfurt a. M.) aus Bilderbüchern des Dr. Heinrich Hoffmann zusammenstellte. Denn der Struwwelpeter, dieser neuerdings unbestritten anerkannte Klassiker des Bilderbuchs, hat vom selben Verfasser eine Reihe von Brüderchen erhalten, die weniger bekannt sind, die aber die Verschollenheit nicht verdienen. Das Buch ist Kindern eine Fundgrube des Entzückens, zumal auch das kürzlich von den Enkelkindern Dr. Hoffmanns posthum herausgegebene ‚Besuch bei Frau Sonne' dabei ist. Der dritte im Bunde ist Wilhelm Hey, ‚Die schönsten Fabeln für Kinder' (Gotha, Perthes). Allerdings nicht in einer Original-Ausgabe, sondern in einer Auswahl von Paul Samuleit, und nicht mit den altvertrauten Bildern von Speckter, sondern mit 50 farbigen Bildern des bekannten Tiermalers Eugen Oßwald. Hey schuf seine kleinen Reimfabeln damals auf Wunsch des Verlegers Perthes um, in dessen Hause er verkehrte; er machte noch ein Anhängsel, weil unter den Bildchen noch Platz war! Diese Anhängsel, die gewöhnlich die Moral aus der Geschichte prägen, kann man als unorganisch empfinden, und so sind sie denn hier fortgeblieben. Uebrigens ist schon 1905 eine derartige purgierte Ausgabe erfolgt. Oßwalds Bilder können nicht überall befriedigen, Speckter stand Hey doch näher (oder dieser jenem).

Kommen wir zu dem Kapitel Erzählungen für die Jugend, so sind wir gleich auf heftig umstrittenem Gebiet. Aber es ist außerordentlich bequem zu sagen, alle eigens für die Jugend geschriebenen Erzählungen sind nichts wert, sind Widerspruch in sich, weil sie gegen den Geist der Dichtung verstoßen. Man hat derartige Abriegelung schon früher einmal wirklich gemacht; bei dem heutigen Stande der Jugendliteratur aber wäre eine solche bequeme Reserve nicht zu rechtfertigen. Auch wenn man ältere Bücher vor sich hat, ist eine Nachprüfung nützlich. So erschien bereits 1891 die Geschichte ‚Der Talisman des Inders' von dem 1851 geborenen Schriftsteller Hermann Hirschfeld (Regensburg, Manz). Es ist eine Geschichte des Edelmuts, aber sie ist vortrefflich motiviert, sie bringt mit dem Ton ihrer altväterischen Grandezza etwas von jener Romantik, die die Jugend immer ergreift. Und die Gefahren der englischen Herrschaft in Indien sind schließlich heute dieselben wie damals, auch dieses zeitliche Moment kommt der Neuausgabe zu statten. Eine bessere Ausstattung, namentlich in den Bildern, hätte ein solches Buch immerhin verdient.

H. Brandstädters Anfänge reichen in das Jahr 1895 zurück. Damals erschien sein Buch ‚Erichs Ferien', das heute in 6. Auflage vorliegt. Die Erzählung ‚Friedel findet eine Heimat' brachte es bis zur 8. Auflage, und ‚Die Zaubergeige' und ‚Um einer Mutter willen' sind ebenfalls ansehnlich verbreitet. Was hat zum Erfolg dieser Bücher beigetragen? Läßt man nicht das bekannte fatalistische Wort „Bücher haben ihre Schicksale" auch bei dem Falle Brandstädter gelten, so ergibt die gewissenhafte Prüfung, daß hier noch einmal einer das Erbe der Schmid, Braun, Marlitt und anderer mit romantischem Requisit fabulierenden Erzähler und Erzählerinnen aufgreift und dabei Glück hat. Auch Gustav Freytag klingt deutlich hinein und wieder daraus hervor. Etwas „zu sagen" hat Brandstädter uns nicht. Hat man eins seiner Bücher gelesen, kennt man sie alle. Schule, Schüler und Lehrer spielen stark hinein, Lehrertum im „Geiste Pestalozzis", wie die Mode der damaligen Zeit, der 90er Jahre, es wollte. Stark ist auch jedesmal der erzieherische Impuls in den Vordergrund geschoben. Auf die Wahrscheinlichkeit darf man nur ja nicht genauer hinsehen, sonst ist man blamiert. Der „Held" ist und bleibt ein Held unter allen Umständen, und seine Gegenspieler sind Schurken schwärzester Art. Es ist eben alles oberflächliche Mache, und das Einzige, was mit einigem Geschick gehandhabt wird, das ist die Rührseligkeit. In der Zaubergeige

wird (S. 19) ungeniert Gottfried Kellers Waldlied prosaiert, macht mehr als eine Textseite, und Erichs Ferien läuft unbekümmert auf das gute alte Lesestück ‚Das Haus Gruit van Steen' hinaus. Es wird sogar noch damit renommiert! Als Beispiel von Gedankenlosigkeit: In der Zaubergeige (S. 26) wird Haydn gespielt, „einige Saiten gaben mit schrillem Klang ihr gequältes Leben auf" ..., aber die Spieler merkten es nicht und der Satz schließt mit mächtigem Akkorde! Breites, gedankenloses, aber unterhaltsames Geschwätz, damit wäre wohl diese Buchart genügend charakterisiert. Das Unterhaltsame liegt für sehr anspruchslose Leser wahrscheinlich in dem faustdick aufgetragenen Humor, den man freilich mit Anführungszeichen versehen muß. (Verlag Müller, Barmen.)

Aus der bekannten Sammlung ‚Sonnenschein' (Einsiedeln, Benziger), die es auf 24 Nummern gebracht hat, erwähnen wir zunächst ‚Die Geschichten der Zwölf' von G. Lehner-Erb, märchenartige Erzählungen im Anschlusse an die Monate. Elsbeth Dükers ‚Zwiebelball in der Speisekammer' ist oft unkindlich und gesucht. Vier Bändchen, alle von Frauenhand; ebenso sind die zwei Bände der ‚Wildrosenzeit' von Schriftstellerinnen. Gerade solche Serien, die durch Verlag und Tradition eine sichere katholische Kost verbürgen, sind der sorgfältigsten Ausgestaltung wert.

Igna M. Jünemann offenbart in dem Sammelbande ‚Kinderland' eine bedeutsame Gewandtheit in der Kunst der Darstellung; sie erzählt meist Tiergeschichten in ganz amüsanter Weise und für Kinder geeignet. Federzeichnungen von Tamara Ramsay unterstützen den Vortrag. (Hildesheim, Borgmeyer.)

Uebrigens: Die Mädchengeschichte, die früher den bezeichnenden Namen Backfischgeschichte führte, hat sich den veränderten Zeitverhältnissen angepaßt. Der Backfisch wäre heute ein Gelächter; aber Sport- und Abenteuermädel, das ist modern. Das ‚Prachtmädel Gerda', das Franz Werner Schmidt uns vorführt, weicht nur äußerlich vom früheren Typ ab; der Verfasser erzählt schmissig, fast überklug, aber darunter versteckt sich nur die alte Romantik: Theaterleidenschaft, Spielschuld, der Brand. Das Abenteuermädel, von Helene Horlyk vorgestellt, unter dem Titel ‚Inge muß in die Welt', erlebt die tollsten Dinge auf der See, unter Menschenfressern, mit Tigern, bei den Kopfjägern, und doch ist es die alte Abenteuergeschichte, nur besser fundiert und mit respektabeln Kenntnissen gestützt. (Beide: Berlin, Franz Schneider.) Besser geriet eine Bearbeitung nach Alexander Dumas, ‚Die schwarze Blume', von Ala Herrmann (Ebenda). Aus der Zeit Wilhelms von Oranien entrollt sich hier ein düsteres Gemälde; auf dem Dunkel politischer Wirren hebt sich hell die Gestalt eines Mädchens, das einem unschuldigen Opfer im Kerker in seiner Blumenliebhaberei beisteht und ihm hilft, durch Züchtung der schwarzen Tulpe einen hohen Preis und die Freiheit zu erringen. Alles ist sehr spannend und wirksam erzählt und wird die Jugend fesseln. Ebenso kann man das auch von dem Wolfsroman ‚Stabusch' des gleichen Verlags sagen. Es ist die Geschichte eines als Hund verwendeten Wolfes, ganz natürlich gehalten und glaubhaft gestaltet, ohne jede Sentimentalität. Der Verfasser heißt Wolf Durian. Uraha, das Aeffchen, das einen kleinen Jungen auf seinen großen Abenteuern begleitet und endlich noch den ihm geltenden Steinwurf mit dem Tode bezahlt, ist der Held einer höchst abenteuerlichen Geschichte, die J. Miesgang-Knauer erzählt (Bonn, Rhenania-Verlag). Ein hastiges, fast kinoartiges Abrollen der unglaublichsten Geschehnisse drängt sich auf engen Raum zusammen; auf Wahrscheinlichkeit wird nicht viel Wert gelegt, auch die Erzählweise scheint von Kindertümlichkeit noch weit entfernt. Endlich sei noch ein richtiges Jungenbuch angezeigt: P. F. Westerman, ‚Die Jungens vom Pfeil' (Ebenda). Der Pfeil ist die Jacht, die einer Gruppe von Knaben gehört, und auf der sie unter Führung eines Großen segeln dürfen. So

erleben sie nicht zu knapp Abenteuer, entlarven einen Schmuggler, verhindern einen Versicherungsbetrug, veräppeln einen alten Streithahn, helfen bei einem Brande und halten sich brav in Sturm und Ungewitter. Freilich geht der Hauptheld seinem Vater durch, der ihn auf das Kontor stecken will und wird Schiffsjunge; aber wenn diese Extratour auch nicht gerügt wird, so braucht das nicht gerade ein Grund zu sein, das frische Buch zu verpönen. Höchstens könnten die vielen und nicht alle erklärten technischen Ausdrücke manchen jungen Leser abschrecken.

Laurenz Kiesgen.

Ein Blick in die neuen Abenteuerbücher

Wer sich durch einen ganzen Berg von Abenteuerbüchern durchgearbeitet hat, die ganz zufällig zusammengekommen sind, der muß doch die betrübliche Feststellung machen, daß hervorragende Neuerscheinungen selten sind. Im günstigsten Falle kann er eine Menge mittelmäßiger Bücher finden, von denen es dann heißt: „Kann passieren, weil sonst überhaupt nichts da ist." Das gilt auch von der überwiegenden Zahl der mir vorliegenden Bücher. Da hat Richard Zoozmann ein Kinderbuch geschrieben, das er ‚Muckipuckis wundersame Fahrten und Abenteuer' (F. Borgmeyer, Hildesheim, *M* 5.50) nennt. Es erinnert an Collodis ‚Hölzernen Bengele', ist aber nicht so frisch. Der Einfall, den lieben Gott als einen leicht vertrottelten alten Herrn darzustellen, ist so bedenklich, daß schon allein deswegen das Buch nicht empfohlen werden kann. Eher kann einem schon die lustige Lügenmäre von H. Watzlik ‚Ridibunz' gefallen. (Schaffstein, Köln, geb. 6 *M*.) Hier erzählt einer aus dem Geschlechte der Münchhausen die unglaublichsten Sachen. Watzlik scheint mir überhaupt einer von denen zu sein, auf die man achten muß. Er ist ein ganz vorzüglicher Jugendschriften-Verfasser. Sein überlegener Humor geht F. W. Schmidt fast ganz ab. Die Ausreißergeschichte ‚Pik fährt nach Amerika' (F. Schneider, Leipzig, *M* 2.50) ist in der Erfindung recht mager. Zudem ruht sie auf so unwahrscheinlichen Voraussetzungen, daß ein einigermaßen begabter Bursche sie leicht durchschauen kann. So viel Ordnung herrscht doch auf deutschen Schiffen, daß ein 12-jähriger Ausreißer nicht ohne weiteres als Küchenjunge angestellt werden kann. Besser sind schon die ‚Deutschen Heldensagen' (ders. Verlag, *M* 3.—) desselben Verfassers. Seine Sprache ist knapp, vielleicht zu knapp für Kinder. Aber er vermittelt doch das Wesentlichste aus den alten Heldensagen. Wer allerdings mehr Einzelheiten wünscht, der muß schon eine größere Sammlung kaufen. In die Ferne führt M. Kirsch, der ehemalige Fremdenlegionär. ‚Ein Robinson der Wüste' gibt die Erlebnisse eines Jungen wieder, der mit seiner Mutter von der Karawane abgekommen ist und nun auf eigene Füße gestellt ist. Die Not macht aus dem verwöhnten Bürschchen einen brauchbaren Kerl. Man kann die Geschichte nicht gerade ablehnen, wenn auch der dichterische Wert nicht bedeutend ist. Dagegen sind die beiden Bändchen von L. Gheri einfach undiskutabel. (‚Urwaldzauber und Urwaldschrecken' und ‚Durch pfadlose Wildnis', Verlag Wendt Groll, Marienwerder, je *M* 1.50.) Gheri ist einer von den Reisenden, die nur in den Urwald zu gehen brauchen, um gleich auf Klapperschlangen zu treten und Krokodile zu belästigen. Das ganze Buch ist nur auf Sensation eingestellt, ein Karl May in konzentrierter Form, nur daß Gheri selbst an Ort und Stelle war und durch Anführen lateinischer Namen sich den Anstrich des Gelehrten zu geben weiß. Die Titelbilder sind fürchterlich. Ich glaubte gar nicht, daß es so etwas noch gäbe. Wenn

man schon die Fremde kennen lernen will, dann soll man lieber zu den Berichten der Forscher greifen. Da weiß man doch wenigstens, woran man sich halten kann. Leider sind auch auf diesem Gebiete Männer wie Sven Hedin, die nicht nur Forscher und Gelehrte sind, sondern auch zu schreiben wissen, recht dünn gesät. Vielfach verbreiten sie sich über belanglose Nebensächlichkeiten ganz ausführlich, während sie anderes kurz abtun. Auch hier ist Oekonomie nötig. Aber im allgemeinen ist doch das, worüber sie zu schreiben haben, so interessant, daß man über diese Fehler hinwegliest. Rybitschka ist ein österreichischer Offizier, der aus russischer Kriegsgefangenschaft flieht und in Afghanistan ein Asyl findet, wo er für die deutsche Sache wirken kann. ‚Im gottgegebenen Afghanistan. Als Gäste des Emir', (F. A. Brockhaus, Leipzig) heißt der ausführliche und eingehende Bericht, den der Verfasser von seinem mehrjährigen Aufenthalte gibt. In eine ganz andere Gegend führt M. Johnson seine Leser. Als er ‚Mit dem Kurbelkasten bei den Menschenfressern' (ders. Verlag) war, da besuchte er die Südsee, die er schon früher mit Jack London bereist hatte. Dieser Bericht bietet an und für sich wenig Neues. Aber er ist doch recht aufschlußreich, da er sich vor allem mit der Psyche der Wilden beschäftigt. Von seinem Freunde Jack London ist als 11. der geplanten 30-bändigen Gesamtausgabe ‚Der Sohn des Wolfs' (Universitas-Verlag, Berlin, *M* 4.80) erschienen. Der spielt just am anderen Ende der Welt, im hohen Norden Amerikas. Es sind Kurzgeschichten aus seiner Anfangszeit, von denen ‚Der Seebauer' den tiefsten Eindruck hinterläßt. In rascher Folge sind drei weitere Bände herausgekommen. Nicht alle befriedigen in gleichem Maße. Es wäre für London besser, wenn seine schwächeren Stücke unübersetzt blieben. Das ist vor allem bei den Kurzgeschichten der Fall. Einen guten Eindruck hinterlassen die seltsamen Geschichten ‚Mondgesicht'. Die Hundegeschichte ‚Michael, der Bruder Jerrys' ist mit der deutlichen Absicht geschrieben, gegen die Tierquälerei der Dressuranstalten Front zu machen. Dieser Teil ist auch der beste des Buches, da er in ausgezeichneter Weise das System der Dresseure bloßlegt. Im übrigen ist die Darstellung des Verhältnisses des Hundes zu den Menschen anfechtbar. London schildert die Ueberlegungen, die das Tier möglicherweise anstellen kann, zu sehr von seinem menschlichen Standpunkte. Das gilt auch von manchen Partien der Wolfsgeschichte ‚Wolfsblut". Der Anfang ist großartig. Das Ende ist das Uebliche: Wolfsblut wird ein folgsames Haustier und rettet seinem Herrn – genau wie Michael am Ende – das Leben. Auch Peter Freuchen ist in der Arktis gewesen. Sein Roman von der Hudson-Bai ‚Der Eskimo' (Safari-Verlag, Berlin, 5.80 *M*) verrät nicht nur eine genaue Kenntnis der Lebensgewohnheiten dieses sterbenden Volkes. Er kennt auch die Gefahren, die ihnen von den Weißen drohen. Ueberdies ist er Künstler genug, um das Erlebte in die richtige Form zu bringen, so daß die Lektüre ganz erfreulich ist. Mittelamerika lernen wir durch H. Hoek kennen. ‚Aus Boliviens Bergen' (Brockhaus, Leipzig) hat er manche Kenntnisse heimgetragen, die er nun – stellenweise etwas gedehnt – vorträgt. Von Amerika ist auch der Flieger Lindbergh nach Paris geflogen. Er hat seine Popularität ausgenutzt. Sein Buch ‚Wir Zwei' (Brockhaus, Leipzig) enthält ja nichts Welterschütterndes. Aber man liest es gern als das Selbstzeugnis eines sympathischen Menschen, der sich etwas zutraut, ohne dabei leichtsinnig zu sein. Wie es in Nordamerika vor hundert Jahren aussah, das erfahren wir aus der Schrift ‚Makwinnas Gefangener' (ders. Verlag) von John Jewitt, die Professor Jakobi einer unverdienten Vergessenheit entrissen hat. Es ist der Bericht eines englischen Seemanns, der in die Gefangenschaft der Indianer auf der Vancouver-Insel geriet und mit offenen Augen das Leben dieser Wilden betrachtete. Noch ein anderes halbvergessenes Buch hat Brockhaus in seine Sammlung ‚Alte Reisen und Abenteuer' aufgenommen. ‚Die

erste deutsche Expedition nach Persien', über die ein Mitglied der Reisegesellschaft, Adam Olearius, ganz ausgezeichnete Mitteilungen hinterlassen hat. Die Expedition, an der auch der pietistische Dichter Paul Fleming teilnahm, verließ die Heimat 1633 und erreichte sie 1639 wieder, ohne daß die großen handelspolitischen Pläne des Herzogs von Gottorp in Erfüllung gingen. H. von Staden hat die Ausgabe bearbeitet und durch eine ausführliche Einleitung noch wertvoller gemacht.

Bei der Betrachtung von Reisebüchern darf die Missionsliteratur nicht übergangen werden. Gerade die Missionare haben – neben ihrer Hauptaufgabe der Bekehrung der Heiden – den Forschern die besten Dienste tun können. Für uns kommt noch das besondere Interesse hinzu, das wir an der Arbeit dieser opferfreudigen Männer und Frauen haben. Deshalb finden diese Bücher bei uns stärkste Beachtung. Daß die Kultur, die den Negern gebracht wird, kein äußerer Firnis ist, wie die Gegner der Missionstätigkeit behaupten, geht schon aus der Tatsache hervor, daß Neger die Priesterweihe empfangen durften. Wie sorgfältig dabei vorgegangen wird, wie groß insbesondere das zu bewältigende Pensum an wissenschaftlicher Arbeit ist, das geht aus der Biographie eines der ersten schwarzen Priester ‚Padri Donatus Leberaho' (Paulinusdruckerei, Trier, *M* 2.50) hervor. Im zweiten Bändchen der Sammlung ‚Unter der Aequatorsonne', die von den Weißen Vätern herausgegeben wird, sind die Erlebnisse von Schwestern aufgezeichnet, die ‚Nach Uganda' (ders. Verlag, *M* 1.30) gegangen waren. Es zeigt nicht nur die Schwierigkeiten, mit denen die Missionarinnen zu kämpfen hatten, sondern liefert auch ein gutes Material zur Volkskunde der Neger. Zugleich sind diese Bücher die besten Propagandisten, um für den Gedanken der Mission zu werben.

Unbekannt wie die weite Ferne ist den meisten Menschen das Leben der Tiere, selbst jener, die wir täglich sehen können. Der ungeheure Erfolg der ‚Biene Maja' (654. Tausend) beweist das. Nun hat W. Bonsels ein neues Buch geschrieben: ‚Mario und die Tiere' (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, *M* 6.50). Bonsels versteht es, aus einer Sache etwas zu machen. Er ist ein Blender. Seine geschraubte Sprache verrät es. Aber er hat viele Freunde. Und die werden auch dieses Buch „entzückend" finden. Eine ungeschickte Nachahmung der Biene Maja hat Fr. Arenhövel geschrieben. ‚Kilian und Wenzeslaus' (A. Sponholz, Hannover, *M* 2.—) handelt von den Abenteuern einer Ameise und einer Blattlaus. Im Tatsächlichen ist sie sicher unanfechtbar. Dem Verfasser fehlt aber die Gewandtheit in der Darstellung und das Geschick Bonsels. Man fühlt ganz deutlich das Bestreben, möglichst umfassend über das Leben der Ameisen zu schreiben. Dadurch bekommt das Ganze etwas Gezwungenes und Lehrhaftes. Durch die eingehende Schilderung der Wirklichkeit ist das Buch wertvoll geworden. Es ist gar nicht einzusehen, warum erst diese Umwege nötig sind, um die Natur zu beschreiben. Der Inder Dhan Gopal Mukerdschi hat drei Bücher geschrieben, in denen er uns Abendländern aus seiner Heimat erzählt. Von Kämpfen mit Tigern und anderen Tieren handeln die ‚Jugendjahre im Dschungel' (Rütten & Loening, Frankfurt, 6.— *M*), von dem Leben in den indischen Dörfern, von Jägern und kühnen Männern. Die Schicksale eines gezähmten Elefanten, der in den Dschungeln und auf dem Holzplatze seine Pflicht tut, bis er von einigen Weißen so gereizt wird, daß er in die Wildnis zurückläuft, bilden den Inhalt von ‚Kari, der Elefant' (ders. Verlag, 5.— *M*). Was zwei jungen Indern merkwürdiges auf einer Reise zustößt, darüber berichtet er in dem Buche ‚Wir pilgern zum Himalaya' (ders. Verlag, 5.— *M*). Das wird ganz einfach und natürlich dargestellt, ohne Mätzchen, ohne welche die meisten Schriftsteller nicht auszukommen meinen. Gerade dadurch erreicht er einen hohen

Grad der Anschaulichkeit. Er nimmt den Leser gefangen, der herzlichen Anteil nimmt an allem, was dort geschieht.

Spannender freilich sind die eigentlichen Abenteuerbücher. Selbst der verpönte Detektivroman kann Interesse erwecken, wenn er gut geschrieben ist und nicht gar zu schauerlich ist. A. Hruschka hat schon manches brauchbare Werk geliefert. Ihr neuestes Buch ‚Der Unbekannte in der Kapelle' (Benziger, Einsiedeln, *M* 5.—) erreicht freilich nicht die Höhe seiner Vorgänger. Die Voraussetzungen sind reichlich gesucht und die Lösung ahnt man schon von Anfang an, so daß der eigentliche Zweck des Romans, die Spannung, verloren geht. Besser ist ‚Das silberne Auto' (ders. Verlag). Silas Hempel findet auch hier die richtige Lösung, und am Ende fängt er auch den Uebeltäter. Wer schon Kriminalromane liest, der kann getrost zu den Büchern der Anni Hruschka greifen. Erträglich wirkt dieses Buch, wenn man A. Uzarskis ‚Kurukallawalla' (Delphin-Verlag, München *M* 3.80) daneben hält. Der Humor dieser spleenigen Geschichte, die den Film und die Filmhelden verulken soll, ist gequält. Er entlockt dem Leser höchstens einen Seufzer der Erleichterung, wenn er das Buch beiseitelegt, weil er dann den Unsinn nicht mehr zu lesen braucht. Man sollte uns auch jetzt nicht mehr mit solchen Schmarren kommen wie ‚Die Quadriga im Weltkriege'. Ich verstehe den Verlag Perthes nicht, der heute noch mit solchen Schmökern aufwartet. Das ist übelster patriotischer Kitsch, wie er vor dem Kriege im Schwange war. Wenn Hans-Caspar von Zobeltitz nicht schreiben kann – seine gute Absicht und seine Gesinnung sind sicher unanfechtbar – (wie der Krieg gewesen ist und wie man die Sache aufzufassen hat, das kann er im ‚Soldat Suhren' finden), dann soll er nüchtern die Wirklichkeit schildern. Das hat Graf zu Dohna getan, dessen ‚Der Möve Fahrten und Abenteuer' (Perthes, Gotha, *M* 6.30) trotz der Längen eine annehmbare Lektüre bilden. Wer richtige Seeabenteuer lesen will, der greife zu Dr. A. Sternbecks ‚Flibustier und Bukanier' (R. Hobbing, Berlin, *M* 12.—). Zum größten Teile läßt er seine Quellen selber sprechen. Der Verfasser gibt nur den verbindenden und erläuternden Text. Was da geschehen steht, das ist freilich nichts für zarte Gemüter. Diese Seeräuber waren Bestien in Menschengestalt. Die Quellen führt auch Hans Ostwald an. Er hat allerlei Berichte zusammengestellt, angefangen mit Burkhard Zink und Götz von Berlichingen, um des ‚Kaufmanns Abenteuer' (Sieben-Stäbe-Verlag, Berlin-Zehlendorf, 6.— *M*) zu schildern. Wenn auch die verbindenden Texte manchmal etwas trocken sind, so ist das Ganze nicht nur kulturhistorisch, sondern auch menschlich von größtem Interesse. Mancher Kaufmann, der heute über die großen Lasten seines Berufes stöhnt, würde erstaunt darüber sein, was seine Standesgenossen in früheren Zeiten durchgemacht haben, und seine Unzufriedenheit ein wenig dämpfen. Das ‚Räuberbuch' (Hausen, Saarlouis, *M* 2.50), von A. Fr. Binz zusammengestellt, ist schon angenehmer zu lesen. Moderne und alte Dichter sind vereinigt. Eichendorff, Cooper, Poe, Stevenson stehen neben A. Schaeffer, dessen Beitrag reichlich kraß ist und Binz selber, der durch das Bruchstück ‚Die Sarazenenburg' neugierig auf das Erscheinen des ganzen Romanes macht. Kolonialerlebnisse gibt Steinhardt zum Besten. ‚Aus Busch und Dorn' (C. Schünemann, Bremen, *M* 4.50) spielt im ehemaligen Deutsch-Südwest. Vielleicht ein wenig zu forciert im Tone, gibt das Buch eine Reihe von spannenden und interessanten Jagdgeschichten. Daß es auch in Deutschland möglich ist, Abenteuer zu erleben, zeigt H. Leip. ‚Der Nigger auf Scharhörn' (Enoch-Verlag, Hamburg) ist eine Feriengeschichte. Ein Junge verlebt auf der Elbinsel Neuwerk seine Ferien, trifft dort einen Negerjungen, den sie von einem havarierten Schiffe gerettet haben, und verlebt eine kurze und schöne Zeit. Dichterisch ist das Werk nicht so wertvoll wie die anderen

Bücher Leips. Unter der ganzen Auslese hat mich dichterisch am stärksten das Buch von W. Bergengruen ‚Das Buch Rodenstein' (Iris-Verlag, Frankfurt, *M* 10.—) gepackt. Es ist eine Sammlung von Sagen um den Rodenstein herum, den schon Scheffel besungen hat. Aber hier sitzt eine ganz andere Kraft und ein ganz anderer Ernst dahinter. Aus bäuerlichen Ueberlieferungen ist das Buch zusammengetragen, aber mit eigener Kraft gestaltet.

Ein ganz erschütterndes Buch hat Balder Olden geschrieben. Es ist die Biographie des Mannes, der bei der Erwerbung der Kolonien Deutschlands einen so großen Anteil hatte, Peters. ‚Ich bin Ich' (Universitas-Verlag, Berlin) ist seine Devise gewesen. Er war ein Egoist von ungeheuren Ausmaßen, der sein Wollen übertrieb und ein klägliches Ende fand. Man liest das Buch bis zur letzten Seite mit der gleichen Spannung. Mag der Charakter dieses Mannes in vielen Dingen auch abstoßend sein, es liegt doch eine Tragik darin, wie er durch den Unverstand der Menschen um seine ganze Lebensarbeit gebracht wird. Einen amerikanischen Roman hat A. O. Rust geschrieben. ‚Vom kommenden Geschlecht' (Ostdeutsche Verlagsanstalt, Breslau, *M* 8.—) ist mit reichlicher Gedankenfracht beladen. Rust zeigt manche Seiten unseres modernen Lebens, die nicht gut sind. Er wird Widerspruch damit erwecken. Anzuerkennen ist sein Mut, mit dem er die Probleme anpackt. Die Darstellung ist gut. Glänzend ist seine Schilderung des Waldbrandes. Er hat manches von den Amerikanern gelernt. Bis auf ein Geringes ist ihm der Wurf geglückt. Das Amerika, das wir im allgemeinen nicht zu sehen gewohnt sind, führt uns O. Kollbrunner in ‚Die Schenke des Mister Bucalo' (Huber, Frauenfeld) vor. In der Kneipe eines schmierigen Italieners treffen sich die Entwurzelten, die vom Unglück geschlagenen, lächerlichen Menschenwracks, die hier ihre Geschichten zum Besten geben. Es ist ganz lehrreich und aufschlußreich, auch einmal diesen Ton zu hören in einer Melodie, die sonst nur das Lob Amerikas kennt. Ein starker Schuß Sentimentalität ist dazwischen gemischt, der nicht zu verwundern ist bei Menschen, die alle an der Krankheit der Vaterlandslosigkeit leiden. Im Gegensatz hierzu ist Chesterton zu geistreich in der Formulierung seiner Thesen. Das ist nichts für die meisten Leser. Wer Zeit hat zum Nachdenken, der wird köstliche Stunden mit seinen Büchern verleben. ‚Don Quijotes Wiederkehr' (Grethlein, Leipzig, *M* 7.50) ist eine herrliche, ironische Betrachtung unserer Zeit. Unsinn wird zum tiefsten Sinne. Er nennt es selbst ‚Die Parabel eines Sozialreformers' und deckt damit den Sinn des Buches auf. Das andere ‚Der Held von Notting Hill' (Grethlein, Leipzig) ist abenteuerlich genug, aber zu paradox in der Ausführung, um befriedigen zu können. Diese Art des englischen Humors liegt uns Deutschen nicht. Ich kann mir denken, daß mancher Leser es gelangweilt aus der Hand legt, weil er in den Kern der Sache nicht eindringen kann. Und es enthält doch sehr richtige Beobachtungen über das Wesen des Menschen, die in dieser grotesken Form verpuffen. Ganz utopisch ist der Roman ‚Eurafasia' von Siegmund Guggenberger. Die Welt in dreißig Jahren. (Volksbundverlag, Wien.) Das Ganze ist eine Apologie der Freiwirtschaftslehre Silvio Gesells. Den breitesten Raum nehmen volkswirtschaftliche und politische Exkurse ein. An Handlung ist ein Minimum aufgeboten: Europa von den Leninisten erobert und von den Kriegsgefangenen von Rußland aus befreit, der Plan, den die tschechischen Legionäre durchführen wollten. Dieser Teil ist nicht einmal so übel gelungen. Dann wird in aller Breite das Regierungssystem des geeinten Europa-Afrika-Asien entwickelt. Uebrigens eine ganz gescheite Art, für ein System Propaganda zu machen.

Fremd und sonderbar mutet uns die Welt an, in die Panait Istrati uns führt. Dieser Graeco-Romane kennt wenigstens aus Erzählungen noch die Zeit, da seine Heimat von den Türken regiert wurde. Da gab es noch Räuber und Abenteurer,

idyllisches Familienleben neben den gräßlichsten Ausschweifungen. Panait Istrati ist kein Berufsschriftsteller. Romain Rolland hat ihn irgendwo aus der Tiefe aufgelesen. Auf seine Veranlassung hat er angefangen, diese Bücher ‚Kyra Kyralina' und ‚Onkel Angiel' (Rütten & Loening, Frankfurt, je ℳ 6.—) zu schreiben. Das hat er ausgezeichnet gemacht. Diese Geschichten des Adrian Zograffi, wie der Untertitel heißt, sind keineswegs für zarte Gemüter geeignet. Da lebt der Orient, oder besser, ein korrumpierter Orient, in deutlicher und lebhafter Glut, die dem Betrachter oft den Atem nimmt. Wie ruhig und behäbig nimmt sich dagegen unser Europa aus. Radcliffe Hall hat da einen Roman aus dem Londoner Armenviertel geschrieben: ‚Adams Geschlecht' (Knaur, Berlin, ℳ 2.85), der in der Sammlung der ‚Romane der Welt' sich nicht übel ausnimmt. Ein Italienerjunge wächst da auf, einsam, aber hellhörig. Er ist fix genug, den Wert des Geldes zu schätzen und wird ein tüchtiger Kellner. Aus dem Kriege heimgekehrt, kommen ihm Bedenken: welch ein Aufwand an Arbeit und Mühe, um den Bauch zu befriedigen. Ein Psychoanalytiker würde diesen Ueberdruß leicht deuten können. Er kann den Zwiespalt nicht überbrücken und verläßt alles, um in der Verborgenheit ein naturnahes Leben zu führen, ein Leben, dessen Strenge ihn tötet.

Es gibt gewiß noch viel mehr andere Bücher abenteuerlichen Inhalts. Alles kann man beim besten Willen nicht lesen. Immerhin aber beweist mir schon diese Auswahl, wie recht ich hatte, als ich an das Ende meiner Arbeit über das Abenteuerbuch die Bemerkung setzte, daß die Qualität in den meisten Fällen zu wünschen übrig läßt.

Georg Schäfer.

Unser Weg

Referate des 15. Kursus für Leiter und Mitarbeiter von Volksbüchereien des Borromäusvereins

In dem immer noch nicht erloschenen sog. katholischen Literaturstreit wurde von einem Rufer im Streite der Vorschlag gemacht: „Der einfachste und sicherste Weg wird der sein, daß sich die Verantwortlichen endlich zu einer offenen Aussprache über die Frage mit den Dichtern selbst zusammen finden." Diese Anregung ist nun teilweise verwirklicht worden durch den in den Streit hineingezogenen Borromäusverein. Der vom Direktor des Generalsekretariates des Vereins, J. Braun, organisierte 15. Schulungskursus für Leiter und Mitarbeiter von Volksbüchereien im Oktober des verflossenen Jahres brachte eine solche Aussprache. F. Herwig als Dichter und Kritiker, Professor Dr. Steinbüchel als Philosoph, Dr. Keckeis als Verlagsdirektor und Kritiker (nicht auch als Dichter?) hatten für den Dichter und sein Werk zu sprechen, Dr. Froberger und Dr. Schröder für die Kirche und das Verhältnis von ihr und ihrer Lehre zur Kunst, während Dr. Stahl als Oberstudienrat das religiöse Problem in der modernen Dichtung als Erzieher und auch als Sprecher der studierenden Jugend behandelte. Als letzte war Frl. Dr. H. Wolff von der Bonner Buchgemeinde mit der Aufgabe betraut worden, die Stellung der Frau zum Buche darzulegen. Annähernd 400 Bibliothekare aus ganz Deutschland horchten den Rednern. Diese waren von dem einen Willen beherrscht, der Kunst, der Kirche und der Erziehung in gleicher Weise dienen zu wollen. Mußte eine solche Tagung nicht Hoffnung auf Klärung und Uebereinstimmung im Wesentlichen wecken? Und die Ernte, die am Ende des Kursus eingeführt werden konnte? Im Vorwort zu der Broschüre ‚Unser Weg' (Bonn-Verlag des Borromäusvereins, 128 S., gr. 8°), welche die Vorträge der genannten Redner bringt, schreibt ihr Herausgeber und Leiter des Kursus, J. Braun: „Völlige Uebereinstimmung in allen Fragen war nicht zu erreichen, aber auch nicht erstrebt worden. Für unsere praktische Arbeit wurde als Grundsatz unter allgemeiner Zustimmung aufgestellt: Für uns gibt es keinen Literaturstreit. Wir freuen uns jedes guten Buches. Wir begrüßen den Dichter, auch den jungen, der feststehend auf katholisch-religiösem Fundament, mit starker künstlerischer Gestaltungskraft seine Werke formt. Wir sind überzeugt, daß so Bücher entstehen, die unserem Volke das geben, was es braucht zu seinem geistigen Aufbau, und daß der katholische Dichter ein wahrer ‚vates' wird, der nicht dem modernen Zeitgeist sich unterwirft, sondern ihn überwindet."

Als Niederschlag der Erörterungen wurde folgende Resolution gefaßt, die durch die ganze katholische Presse ging: „Der 15. Kursus für Leiter und Mitarbeiter von Volksbüchereien in Bonn hält es für nötig, darauf hinzuweisen, daß die Abwehr gegen den sittlichen Niedergang in der Literatur eine der ersten Aufgaben der literaturbeflissenen Katholiken ist, und dies im Sinne der kirchlichen Weisungen (Dekret des heiligen Offiziums). Er betont in gleicher Weise die Notwendigkeit, die gute Literatur noch mehr als bisher zu fördern und durch die nötige Pressearbeit zu unterstützen. Bezüglich der Aufgaben der katholischen Kritik stellt er den Grundsatz strengster Gerechtigkeit hinsichtlich künstlerischer und inhaltlicher Werte auf." Hat man hier nicht schon die volle Einigkeit in allem Wesentlichen? Welche tiefere Spalten klaffen zwischen den Ausführungen der einzelnen Referenten, die noch nicht überbrückt sind? Warum wurden sie nicht überbrückt? Auf diese Frage soll eine Antwort versucht werden.

An der Spitze der gedruckten Referate steht dasjenige von Dr. Keckeis: ‚Die

Tat des Künstlers'. Mit vollstem Recht, denn in Wirklichkeit ist es die Sonne, um welche die übrigen wie Planeten kreisen. Die anderen arbeiten Gedanken, die in ihm nur aphoristisch angedeutet sind, klarer heraus, erweitern, unterstreichen sie, oder begrenzen sie genauer. Nur Herwigs Gedankengänge über ‚Den Dichter im Ringen der Zeit' brechen am wichtigsten Punkte diese Planetenbahn und suchen ihre eigene Richtung. Oder ist der Ausbruch bloß scheinbar?

Am klarsten läßt sich erkennen, wie weit die Uebereinstimmung der einzelnen Referenten reicht und wo Grenzlinien gezogen werden, wenn zunächst die Vorstellung, die Dr. Keckeis von der Tat des Künstlers, d. h. von dem Kunstwerk, entwickelt, knapp skizziert, und diese Skizze mit dem Leitgedanken der übrigen konfrontiert wird. Mein Versuch, den Vortrag* in seinen wichtigsten Ideen zu erfassen, gibt diesen Aufbau: Erstens: „Gott hat das Kunstvermögen als eine besondere Gabe der Ebenbildlichkeit in uns gesenkt".

Von Dante übernimmt Keckeis die Benennung der Kunst als „Enkelin Gottes", womit „das Kunstwerk als ein Geschöpf des Geschöpfes bezeichnet" ist. Damit wird „die Gleichstellung der Kunst mit der Religion von einem der größten dichterischen Genies deutlich abgelehnt und der erhabene Vorrang der Offenbarung vor dem Menschenwerk betont. Wo Religion und Kunst verwechselt, wo dieser die Kraft zugesprochen wird, jene zu ersetzen, ist die sündige Selbstverstoßung des Geschöpfs aus dem göttlichen Kosmos vollzogen. Die Kunst des Gottesleugners, obwohl auch sie noch Gottes gütige Gabe bleibt, ist infolgedessen eine von Undank und Verblendung mißbrauchte und der Entartung notwendigerweise verfallene Fähigkeit der Menschen" ... „Gottlose Kunst ist wie ein stehendes, abseitiges Gewässer, Versumpfung, Traurigkeit, Fragwürdigkeit und trübes Hinsterben sind ihr gewiß" ... „Die Aesthetik des 19. und des 20. Jahrhunderts hat diesen gottlosen Künstler vor allem studiert, hat seine Eigenart erforscht, seinen Drang und seine Werkzeuge untersucht, seine Ethik und seine Selbstbehauptung betrachtet und schließlich eine Kunstanschauung ausgebildet, die auch manchen Katholiken den Blick verwirrt hat. Auch daraus wuchs Streitlust, auch daraus keimte Mißtrauen und Aengstlichkeit bei uns."

Zweitens: Ueber des Dichters Stoff und Material wird gesagt: „Der Künstler, dieser Lehrling und Geselle Gottes, schafft nicht wie sein allmächtiger Meister einen Kosmos aus dem Nichts..." „Der Leib der Dinge ist sein Stoff, die Seele der Dinge sein Begehren, die Schönheit der Dinge ist seine Kraft, der Schöpfer der Dinge ist sein Magnet und all dieses wirkt und bindet sich in seinem drangvollen Schaffen, bis die Gestalt des Werkes seinen Händen sich entringt..." „Die res facti des irdischen Lebens und die res facti des überirdischen Lebens bedingen das Kunstwerk und jede Kunsttätigkeit." Natur und Menschheit mit ihrem Werden und Vergehen, mit ihrem Tun und Leiden, ihrem Sündigen und Heiligsein sind das Material woraus der Dichter sein Werk bildet. Im Künstler ist die Kraft Göttliches zu ahnen. „Sie kommt von Gott, sie geht zu Gott. Es ist aus diesem Grund nicht richtig, wenn man das wirkliche Leben als den Inhalt des Kunstwerkes bezeichnet; denn subjektiv gestaltet der Künstler seine anschauliche Sehnsucht und objektiv wird daraus das Kunstwerk als Ausdruck eines neuen Lebens. Umschaffung über Evolution hinaus, nicht absichtliche Darstellung des Seins ist Kunst, und das primum mobile des künstlerischen Schaffens ist die unsterbliche Seele." Dabei bleibt

* Es wäre sehr zu begrüßen, wenn Dr. Keckeis dieses Referat zusammen mit dem nicht minder gründlichen ‚Fördernde Literaturkritik' des letztjährigen Kursus und seinen sonstigen das literarische Gebiet berührenden Vorträgen als Broschüre herausgäbe. Keiner wäre berufener in die vielfach erregten und verworrenen Auseinandersetzungen Klarheit und Ruhe zu bringen.

bestehen: „Als Schöpfer kann der Künstler nur ein Weltbild gestalten, Uebernatürliches entgleitet seinen Händen."

Drittens: „Die Freiheit der Kunst ist eine Freiheit der Begabungsform, keine Entbindung von menschlicher Pflicht. Die Freiheit der Kunst... ist nichts anderes als das Recht des Künstlers, Gott mit seinen Mitteln zu dienen. Es ist keine Berechtigung in dieser Freiheit, die Sittlichkeit und überhaupt Gottes Ordnung im Leben willkürlich zu stören oder gar zu zerstören..." Wir haben des ganzen Ablaufs des neunzehnten Jahrhunderts bedurft, um zu erfahren, daß Amoralismus Dekadenz in Kunst und Leben ist.

Viertens: Wie ist nun eine Konfliktsmöglichkeit zwischen dem Künstler, der nach diesen idealen Normen sein Werk bildet (es ist hier nicht an das entartete künstlerische Schaffen gedacht), dem Erzieher und Seelsorger denkbar? Keckeis folgert: Deshalb, weil der Pädagoge „die Kunst als Kulturgut betrachtet mit bestimmtem Bildungswert, an dem der Mensch nach seinen Kräften teilnehmen soll" und darauf bedacht ist, „die vorhandenen Kunstwerke im Bezug auf seine Güter- und Wertlehre vernünftig einzugliedern", sozusagen zu „kapitalisieren", interessiert ihn das Geheimnis in der Natur des schöpferischen Aktes kaum, umgekehrt aber bestreitet die Kunst die didaktische Aufgeschlossenheit ihrer Werke und ihren Charakter als nützliche Mittel zur Erziehung. Das ist die eine Ursache der Konfliktsmöglichkeiten. Man kann die uralte Streitfrage, ob ein Kunstwerk auch lehren und erziehen soll, ganz beiseite lassen und doch für diese Bedenken von Keckeis eine befriedigende Lösung aufzeigen mit der einfachen Konstatierung, daß des Künstlers Bereich ein viel weiterer als der des Erziehers ist, daß der Erzieher sich bescheide, aus den Dichtungen jene auszuwählen, die seine Tätigkeit fördern, der Künstler aber auch dem Erzieher nichts aufdränge, was in dessen Arbeitsbereich nicht hineinpaßt, mag es auch von höchstem künstlerischem Werte sein. Beide müssen in ihrer Zone unabhängig schalten können.

Verwickelter und tiefer liegen die Konfliktsmöglichkeiten zwischen Dichter und Seelsorger. Die eine ergibt sich daraus, daß der Künstler den Geistlichen als seinen eigenen Seelsorger braucht, d. h., daß unter Umständen der Seelsorger im Gegensatz zum bloßen Erzieher auch des Künstlers Schaffen, nicht bloß sein Werk seelsorgerlich zu beurteilen hat, z. B. dann, wenn der Dichter mit der Frage zu seinem Seelsorger käme, ob die Arbeit am dichterischen Werk, so wie z. B. Herwig sie schildert, mit den Grundsätzen der christlichen Moral vereinbar sei oder nicht. Einer zweiten Konfliktsmöglichkeit, die in der größeren Scheu und Empfindsamkeit liege, womit der Geistliche als Zölibatär sich gegen die Einflüsse des Erotischen schütze, weshalb ihm unter Umständen die volle Unbefangenheit bei der Beurteilung des Geschlechtlichen mangle, möchte ich nicht die Wichtigkeit beilegen, die ihr Keckeis beimißt. Da es sich hier um Erfahrungsurteile handelt, seien, damit der Leser selbst sich seine Meinung bilde, die wichtigsten diesbezüglichen Sätze hierhergesetzt: „Der Künstler sagt manchen Priestern nach, daß sie dem Erotischen und Geschlechtlichen gegenüber, das in den Kunstwerken dargestellt wird, die abnormale Scheu des ringenden Zölibatären erweisen. Ich begreife diese Scheu vollauf: wer Gott dieses Opfer bringt, darf sich mit Scheu und Empfindsamkeit schützen. Hier wirkt nicht eine pädagogische Anpassung an die Bedürfnisse und Gegegebenheiten der anderen Vielen, sondern eine entgegengesetzte subjektive Abwehr, die auf andere meist wohl unbewußt übertragen wird; hier wird etwas Subjektives verallgemeinert, nicht etwas allgemein Subjektives übernommen. Es gibt neurotische Angstzustände vor der Erotik und vor dem Geschlechtlichen, Zustände, die auf einen zerreibenden Kampf um die Reinheit schließen lassen. Diese gehen selbstverständlich die Kunst nichts an, obwohl wir uns hüten müssen, sie mit billiger Mißachtung zu bedenken... Wichtig ist nur, daß

der Kämpfer nicht aus seinem besonderen Kampf heraus Normen aufstellt, die er nun gegen die Kunst mit dem Gewicht des priesterlichen Wortes anwendet. Das hieße den Kampf verallgemeinernd in die vielen Mitmenschen hineintragen, die zu diesem Kampf nicht verpflichtet sind und ihn ohne priesterliche Gnade auch wohl schwer bestehen könnten." An dieser Stelle spricht Keckeis sein lebhaftes Bedauern darüber aus, „kaum ein Beispiel zu kennen, daß katholische Künstler sich mit Entrüstung gegen die sündflutartige, unsittliche Afterkunst gewendet haben". Den dritten Grund für Zusammenstöße zwischen Seelsorger und Künstler nehme ich zwar nicht leicht, halte ihn jedoch bei beiderseitiger Bereitschaft sich zu verstehen, für ausräumbar. Mit Recht spricht nämlich Keckeis den Seelsorger zugleich als Pädagogen, als Volkserzieher an, und meint nun, daß er ebendeshalb „mehr mit den Gegegebenheiten des Lebens rechne, mit den Verhältnissen von bestimmtem Raum und bestimmter Zeit als der Künstler, dem all dies bloß Ausgangspunkt ist". Keckeis fürchtet, daß da manchmal der Seelsorger zwar in löblicher aber zu sehr von der Umwelt beeinflußter Absicht und aus einer gewissen Kurzsichtigkeit geneigt sei, um irdisch Sanktioniertes dem revolutionären Künstler gegenüber sich zu wehren, als ob es um göttlich Sanktioniertes, um ewige Werte ginge. Er weist darauf hin, daß der Klerus verschiedener Länder und Zeiten zu ein und demselben Kunstwerk total verschieden sich eingestellt habe, und glaubt, daß „in solchen Unterschiedlichkeiten sich doch metaphysische Schwächen verborgen halten". Indem er die zu diesem Punkte vorgebrachten Bedenken schließt: „Das Sittliche kann nicht verschieden sein, aber die menschliche Empfänglichkeit unterliegt der Mannigfaltigkeit der Geschichte und des Schicksals", deutet er den Punkt an, bei dem es zum ernstesten Konflikt zwischen Seelsorger und echtem Künstler kommen kann. Der Fall wäre gegeben, wenn der Seelsorger – ich denke nicht an den Skrupulanten und Lebensunerfahrenen – hinsichtlich eines wirklichen Kunstwerkes, so wie es Keckeis umschreibt, zu dem Urteil käme: „Eine große künstlerische Leistung, reif in jeder Hinsicht, aber, um mit dem Apostel zu reden, für jene, welche noch der Milch bedürfen, nicht die rechte Speise" und eine dementsprechende Einschränkung des Leserkreises verlangte, während der Dichter gegen diese Begrenzung protestierte. Man wird nun sagen: Was kann der Dichter gegen diese Begrenzung haben? An und für sich nichts. Allein: irren ist menschlich. Der Irrtum kann in diesem Falle so gut beim Seelsorger wie beim Dichter liegen. Ist dieser nicht auch Mensch? Und wenn ihm die Kunst nicht bloß hoher Beruf wäre, für den er vor Gott sich verantwortlich fühlt, sondern auch Broterwerb? Und wenn er von auflagegierigen Verlegern, von Schmeichlern, von Clique und Claque gehetzt wird und solchen Einflüssen unterliegt, ist dann nicht der schwerste Konflikt da, allerdings nicht im Grundsätzlichen, sondern im Menschlich-Allzumenschlichen? Grundsätzlich, unbehebbar wäre er dann, wenn für eine Künstlertat vom Erzieher und noch mehr vom Seelsorger eine Indulgenz, ein Hinwegsehen über sittliche und religiöse Irrwege verlangt würde. Doch gerade hier darf der Leser die erfreulichste Einigkeit zwischen Keckeis und den Vertretern der Erziehung und Seelsorge konstatieren. Diese Harmonie hätte als ein noch viel vollerer Erfolg der Tagung gebucht werden können, wenn vom vorjährigen Kursus die Referate von Keckeis ‚Fördernde Literaturkritik' und von Froberger ‚Seelische Persönlichkeit und Lektüre' mit in die Beratungen des 15. Kursus einbezogen worden wären.

An fünfter Stelle forscht Keckeis noch einmal eigens nach dem Metaphysischen in der Kunst. Mit den Worten des heiligen Paulus betont er: „Das Verwesliche muß das Unverwesliche anziehen und das Sterbliche Unsterblichkeit", was besagen will, daß das Kunstschaffen die Gegebenheiten alles Seienden übersteige und den Drang bekunde, bisher Unerfahrenes einzuformen in die Gestalt des Kunst-

werkes. „Das letzte Unerfahrene ist aber das Ewige im Zeitlichen, die letzte Sehnsucht des Sinnlichen ist der reine Geist." Dem reinen Kunstgeist widerstreitet jeder Naturalismus und jeder Aesthetizismus, überhaupt jede die Kunst in den Raum der reinen Diesseitigkeit spannende Richtung. „Nicht die Zeit, nicht einmal die Epoche, nicht der Daseinsraum, nicht einmal der Volksboden, sondern der Lebensablauf in der Menschheit arbeitet die Gottesspur heraus, auf der die Kunstwerke entstehen; er allein bestimmt Struktur und Spannkraft der Gestalt, womit das Kunstwerk sich aus der Zeit und Wirklichkeit löst, um Neues zu erwirken, um zu schaffen, um schöpferisch sein zu können..." Wer nicht mit einer Lebensauffassung aktiv verbunden ist, so, daß sie wie ein Quell ihn durchströmt, kann gar keine Kunst schaffen oder betrachten, weil hier der seelische Organismus fehlt, der die innere Form für die Kunstgestalt ist.

An letzter Stelle wird das Verhältnis des Künstlers zum Stoff behandelt. „Die Tat des Künstlers setzt nicht nur ein adäquates Gottesbewußtsein des Geschöpfes (mit dem Worte „adäquat" wählt Keckeis eine mißverständliche Benennung), sondern auch ein entsprechendes Eintauchen in die irdische Stoffwelt voraus." Schiller gebraucht den Ausdruck „Sichhineinversetzen", Herwig: „Sichhineinfallen lassen". Aber das „Sich in den Stoff versenken" muß mit dem Bezwingen des Stoffes endigen. Es ist das Kainszeichen der Halbkünstler, daß sie wohl „in den Stoff einsinken, aber sich und den Stoff nicht zur Höhe tragen können". „Er wird das ganze Sein und die ganze Umwelt des Menschen erfassen, nicht als Verwandlungskünstler, der das Darzustellende ‚wird', sondern als ein Begnadeter, der durchdringenden Blickes das Darzustellende erfaßt." Das echte künstlerische Schaffen ist Entmaterialisierung des Stoffes, Befreiung von Erdzugewandtheit, Loslösung von Sünde und Gottesferne, von niederer Idealität, ohne deshalb beim Suchen nach Stoff dem mysterium iniquitatis aus dem Wege zu gehen. Das bedeutet radikalste Absage an jeden Naturalismus und Aesthetizismus.

Wie werden nun von den andern Rednern, zunächst von Steinbüchel und Herwig und dann von Froberger, Schröder und Stahl die Ausführungen von Keckeis weitergesponnen, umgebogen oder bestritten?

Steinbüchel wollte Antwort geben auf die zwei Fragen: Was bedingt des Künstlers Schaffen? Worauf geht es? In seinem Vortrag sind das Soziologische und Persönliche im dichterischen Schaffen in das Zentrum gestellt. Er betont zunächst nachdrucksvollst durch die Hervorhebung der soziologischen Bedingtheiten des Dichters die alte Wahrheit, daß der Künstler genau so, ja noch stärker wie jeder Andere, ein Kind seiner Zeit ist und deshalb sein Werk, falls es echt ist, eo ipso ein Spiegel seiner Zeit wird.

Indes – und darin liegt der Hauptwert seiner Ausführungen – wird noch eindringlicher auf die Individualität des Dichters hingewiesen, die einen Kern, ein Unaussprechliches birgt, ein Unauflösbares, „das man durch ‚Hineinversetzen', durch Einfühlen in ihre Wertwelt und in ihr Empfinden ‚ahnend', ‚verstehen' mag, das man aber auch so nie restlos ergreift, geschweige es aus überindividuellen Zusammenhängen begreift". Weil jeder Mensch dieser und nur dieser Mensch ist und es in aller Welt nicht zwei gleiche Menschen gibt, ist die Seele des Dichters nicht der Spiegel, der alles bloß reflektiert und nachbildet, sondern das Aufgenommene wird sofort auf eine Weise verarbeitet und umgeschaffen, wie es nur diese eine Seele umschaffen kann; so wird das Aufgenommene zum Erlebnis. Wenn nun in Intuition und Formung das Erlebnis Dichtung wird, wem wendet sich dann das dichterische Schaffen zu? Was wird erstrebt? Man kann Steinbüchels Antwort im Anschluß an seine eigenen Worte knapp formulieren: Erstens Bruder-

gemeinschaft mit der Menschheit verbunden mit der Gottesgemeinschaft. Diese wird zur Sucherin eines Gottes, der in der Welt und über der Welt ist. Die Ideenverwandtschaft bezw. -Identität mit Keckeis leuchtet klar in Steinbüchels Bekenntnis auf: „Sein dichterisches Schaffen ist dann aber nichts anderes als die ewige Offenbarung: Persönlichkeit nur aus und in Gemeinschaft, persönliches Menschsein zu allertiefst aus Verbundensein mit dem göttlichen Urgrund alles Lebens, auch des persönlichen Gestaltens und lebendigen Formens." Eigentümlich ist dem Steinbüchelschen Referate eine stark optimistische Bejahung der heutigen Dichter in den zahlreichen Hinweisen und Proben. Aus Dr. Schröders und Dr. Stahls Vorträgen weht in dieser Hinsicht ein kälterer Wind. Auch bleibt fraglich, ob alle Belobten vor einem Gericht nach Keckeisschen Maßstäben bestehen könnten. Indes weist Steinbüchel selbst hinsichtlich mancher religiösen Strophe, die als Probe mitgeteilt ist, auf die Möglichkeit doppelter Deutung hin, einer theistischen wie pantheistischen.

Den beiden Fragen Steinbüchels reiht Herwig die dritte an: Wie wird, wie entsteht eine Dichtung? Bereits dreimal hat sich Herwig bemüht, das in Worten anschaulich zu machen, was Schiller mit dem Ausdruck „Sichhineinversetzen", Keckeis mit „Hineintauchen", er selbst mit „Sichhineinfallen lassen" beim Vorgang des künstlerischen Gestaltens sagen will: Das einemal in seiner Rede auf der Borromäusvereinstagung gelegentlich der Dortmunder Katholikenversammlung 1927, ein zweitesmal in seinem Referat ‚Der Dichter im Ringen der Zeit' und ein drittesmal in seiner Plauderei für die K. Muthsche Festschrift: ‚Wiederbegegnung der Kirche und der Kultur in Deutschland'. Immer bediente er sich so ziemlich der nämlichen Worte: „Der Dichter muß imstande sein, die Welt und alles Geschehen vom Standpunkt einer jeden Gestalt seines Werkes zu erblicken; was bedeutet denn das? Es bedeutet, daß er sich in jede Gestalt hineinfallen lassen muß, er muß rettungslos, ohne Vorbehalt und gleichsam ohne Hoffnung in jeder Gestalt untergehen, damit er aus ihr in ihrem Geiste folgerichtig und überzeugend reden und handeln kann. Jeder Figur muß er recht geben ... Im nächsten Atemzug hat er sich in das Gegenteil fallen zu lassen, um von da aus sich gegen die Figur zu wenden, die er vorher mit seinem Blut und Leben erfüllt hat." (Die Unterstreichungen sind von Herwig selbst.)

Zwischen diesen Sätzen einerseits und zwischen Steinbüchels und Keckeis' Referaten und den Ergänzungen von Keckeis in der Debatte gähnt eine unüberbrückbare Kluft, falls Herwigs starke Worte mehr besagen sollen, als was über den psychologischen Vorgang des Dichters Schiller mit dem einfachen Ausdruck „Sichhineinversetzen", Keckeis mit „Eintauchen" andeutet. Dürfte man nicht annehmen, daß Herwig für etwas Geheimnisvolles, Unerklärliches, wofür der richtige sprachliche Ausdruck fehlt, bloß nach starkem Worte gesucht hätte, müßte man vielmehr seine Auslassung wörtlich nehmen, dann läge darin nach der moralischen Seite hin eine Forderung für Freiheiten bezüglich des künstlerischen Schaffens (nicht bloß der Stoffauswahl), für deren Erörterung nicht die Bücherwelt, sondern ein Lehrbuch der Moral oder eine theologische Zeitschrift der richtige Ort ist. Herwigs theologische Verteidigung seiner These ist nicht glücklich. Sie krankt an einer zweifelhaften Theologie. Vom psychologischen Standpunkt gesehen, bedeuten die Sätze geradezu eine Ungeheuerlichkeit. Mit Blitzschnelle soll des Dichters Denken und Fühlen sich vom Göttlichen und Heiligen ins Gemeine und Liederliche, vom Erhabenen ins Lächerliche fallen lassen. Wie ein „Radioapparat" soll sein Aufnahmevermögen sein. Noch mehr! Je nachdem die Fäden in der Komposition hin und herlaufen, muß der Dichter Heiliger und Schuft in seinem Fühlen und Denken zugleich sein können. Ist es da zu verwundern, daß Dr. Keckeis diese Theorie mit

der Bezeichnung „Verwandlungskünstler" abtut. Was Herwig vorträgt ist Rückfall in den Naturalismus, falls er wörtlich verstanden sein will. Den Stoß ins Herz versetzen seiner Theorie die oben mitgeteilten Sätze Steinbüchels über die dichterische Individualität.

Hier also tut sich ein tiefer Spalt auf zwischen den einzelnen Referenten, jedoch ein solcher, der die Bemühungen des Borromäusvereins und seiner Freunde um die Förderung des guten Buches und echter Dichtung in den Grenzen seines Bereichs nicht im mindesten geniert, weil der Verein nach dem allerersten Satze des Herwigschen Referates verfährt, „daß es in der Welt nur auf das Werk ankommt, auf die Frucht".

In den unerfreulichen Erscheinungen, die man unter dem nur teilweise zutreffenden Sammelnamen „Ein zweiter katholischer Literaturstreit" zusammenfaßt, hat die Stellung der Kirche, sowie der Vertreter der Erziehung zur Arbeit des Künstlers an seinem Werk kaum eine Rolle gespielt. Die Auseinandersetzungen gingen ums Gewordene, um die Frucht, um das wirkliche oder vermeintliche Kunstwerk. In dieser Hinsicht scheint mir volle Einigkeit im Grundsätzlichen zwischen den Referaten zu bestehen, und Verschiedenheit bloß im Ton, sowie in der Anwendung des Prinzips auf Tatsächliches zu herrschen. So findet Dr. Frobergers wichtigste Forderung in dem Vortrag ‚Die Einordnung der Literatur in christliches Kulturleben', daß der Primat der Religion über die Kunst anerkannt werden müsse und demgemäß der katholische Dichter wie der katholische Kritiker an die Lehren und Grundsätze der Kirche gebunden seien, soweit es sich um den Inhalt und Geist des Kunstwerkes handle, ihre tiefste Begründung in den Ausführungen von Keckeis. Sein Hinweis auf die unheilvollen Folgen der Erbsünde für die Kunst erhält die Bestätigung in Keckeis Behauptung, daß das Kunstvermögen eine Gabe der Ebenbildlichkeit Gottes sei. Denn nach dem Dogma ist der Mensch auch in der natürlichen Ebenbildlichkeit, worin das Kunstvermögen keimt, durch die Erbsünde geschwächt. In der Konstatierung der Eigengesetzlichkeit der künstlerischen und kritischen Tätigkeit innerhalb ihres Bereichs, d. h. der eigentlich künstlerischen Gestaltung und der Beurteilung der künstlerischen Formung durch den Kritiker sind beide einig. Das Beste hierüber findet man in dem bereits erwähnten Referate von Dr. Keckeis ‚Fördernde Literaturkritik'. Die Tatsache eines Abfalls von wahrer Kunst in weitem Umfang, das Ueberwuchern der Schein- und Afterkunst, sowie eine zu wohlwollend nachgiebige Stellungnahme katholischer Literaten zu Erzeugnissen solcher gottabgekehrten Kunst betonen beide. Dr. Schröders Vortrag ‚Die Stellung der Katholiken zur modernen deutschen Dichtung' und ebenso Dr. Stahls Ausführungen in ‚Literarische Irrwege moderner religiöser Sehnsucht' über religiöse Dichtungen (Lyrik, Romane, Legende) zeitgenössischer Poeten, belegen mit erschütternden Tatsachen die Ausführungen von Keckeis über die Entartung der Kunst, sobald der Künstler den Glauben um einen überweltlichen Gott preisgegeben hat und seine Weltanschauung im Diesseitigen aufgeht. Braucht die gemeinsame Anerkennung des Rechtes der Kirche und der Erziehung, sich gegen den schädigenden Einfluß einer antikatholischen Literatur zu wehren, noch besondere Hervorhebung? Die Frage aber ist die: wieviel mit der Harmonie im Grundsätzlichen und Theoretischen für die praktische Arbeit erreicht ist.

Schiller hat an Hölderlins Dichten gerade bei dem Punkt der Entwicklung den Geschmack verloren, wo der eigentliche, jetzt so hoch gefeierte Dichter aus der Knospe kam. Es ist allgemein bekannt, wie abfällig Goethe die Dichtungen von Heinrich Kleist beurteilt hat, und wie Hebbel über die Poesie Stifters spottete. Deutinger, heute als katholischer Aesthet vom Kreise ums Hochland wieder zu Ehren

gebracht, hat die Gedichte der Droste-Hülshoff mit einem „freundlichen Hausgärtchen" verglichen, „in welchem die eine und die andere hübsche Blume gepflegt wird und gedeiht, bei dem aber Schnittlauch und Petersilie und sonstige Küchenkräuter so sehr überwiegen, daß man die blühenden Blumen fast darüber aus dem Auge verliert. Diese Beispiele, leicht um ein Dutzend vermehrbar, beweisen, wie schwer es ist, einen sensus communis, eine allgemeingültige Meinung über das einzelne Kunstwerk zu erzielen, sobald man aus dem Gebiet der allgemeinen Betrachtung auf dasjenige der Tatsache tritt. Hic Rhodus, hic salta! Da beginnt die Schwierigkeit. Warum?

Der Dichter gestaltet Menschen und Menschentum. Mit seinen Schöpfungen verhält er sich darum in etwa wie mit wirklichen Menschen. Die einen haben einen schönen, reichen Geist in einem ähnlich gestalteten schönen Leib. Bei anderen wohnt ein häßlicher Geist in schönem Leibe, beim dritten eine herrliche Seele in unscheinbarem Leibe. Unzählige Abstufungen und Schattierungen herrschen. Wie schwer aber wird es dem Beurteiler, hinter der hübschen Larve den hohlen Geist und hinter einem unscheinbaren, vielleicht häßlichen Gesicht die reiche, edle Seele zu erkennen! Wievielen Täuschungen und allzu menschlichen Beeinflussungen unterliegt selbst der beste Menschenkenner! Dazu die Verschiedenheit des Geschmackes! „Ueber den Geschmack läßt sich streiten!" „Der Geschmack ist verschieden!"

Die gleichen Schwierigkeiten wie bei der Beurteilung des wirklichen Menschen und seines Tuns liegen vor, wenn der Kritiker den vom Dichter gestalteten Menschen und sein Tun beurteilt. Die schöne Larve, d. h. die Form ist nicht immer die Erscheinung eines hohen Geistes. Umgekehrt schafft ein erhabener Geist sich oft eine Form, deren Strenge und Herbheit schwer um Gunst ringt. Wie der Dichter nur diese eine, ganz bestimmte Individualität ist, wie Steinbüchel sie schildert, so auch der Kritiker. Es werden daher bei aller Einheit im Prinzipiellen und Theoretischen in der Praxis trotz bestem Willen und bester Aesthetik stets große Differenzen in der Beurteilung der einzelnen Kunstwerke bestehen. Was bleibt da zu tun? Nichts anderes, als einander in christlicher Liebe und Geduld ertragen, die Meinung der andern achten, nicht sofort pfäffisches Pharisäertum, engherziges Zelotentum, Antiklerikalismus und Abfall von der Kirche wittern.

Bis zu einem ziemlich hohen Grade könnte der sensus communis, wenigstens für den Tätigkeitsbereich des Borromäusvereins erreicht werden, wenn die Vorträge auf den Schulungskursen des Borromäusvereins nunmehr die theoretischen Erörterungen mehr zurückstellten und jeweils einzelne, bedeutende, aber umstrittene Dichtungen, die jeder Kursteilnehmer zuvor gelesen haben müßte, von erprobten Referenten nach ihrer künstlerischen, religiösen und erzieherischen Seite gewürdigt und dann den Zuhörern zur Debatte gestellt würden. Ich denke dabei aber nicht bloß, nicht einmal in erster Reihe, an umstrittene Werke aus jüngster Zeit, sondern ebenso an solche, die bereits vor Jahrzehnten erschienen sind, auch an Werke der klassischen und romantischen Epoche. Allerdings würde man, damit eine solche Aussprache wirklichen Nutzen brächte, und der „glänzende Redner" den tieferen, aber weniger zungenfertigen Denker nicht einschüchterte, für derartige Aussprachen keine allzustark besuchten Kurse wünschen dürfen. Und warum sollten in besonderen Fällen nicht auch Dichter vom Temperament eines F. Th. Vischer sich über ihre Werke mit Erziehern und Seelsorgern aussprechen? Man braucht als Resultat nicht immer volle Einheit buchen zu können. Es ist schon viel erreicht, falls nach Schluß einer solchen Tagung die Teilnehmer die ausgetauschten Gedanken still bei sich verarbeiten.

Auch das wären Wege, die der Borromäusverein als die seinen bezeichnen kann.

Hermann Herz.

Von der Tagung rheinischer Dichter in Frankfurt a. M.

Ueber die Zusammenkunft von Autoren und Schriftstellern des Rheinlandes in Frankfurt a. M. ist an anderen Stellen ausführlich berichtet worden. Wenn hier noch einmal auf die Tagung zurückgegriffen wird, so geschieht es aus der Erwägung und Einsicht, daß die besondere Aufgabe und Einstellung der ‚Bücherwelt' Vorgänge und Tatsachen dieser Tagung als für ihre Leser besonders interessant hält, die der Tagespresse garnicht oder nicht wichtig genug gewesen sind. Man könnte den Einwand machen, daß der Enderfolg dieses Dichterkongresses doch sehr schwach und ohne viel Auswirkung geblieben ist. Aber hier soll der Versuch gemacht werden, gerade aus der Schwäche – die ja keine zufällige ist – Perspektiven zu gewinnen, die für unsere Arbeit an der Wiedererrichtung, Erhaltung und Ueberprüfung wahrhaft wertigen Schrifttums wichtig sind.

*

Durch eine Rede, die Josef Ponten im Frankfurter Schauspielhaus an einem der Morgen hielt, rückte das Problem „Kunst und Masse" in den Vordergrund aller Diskussionen, die sich daran schlossen, bis in die kritischen Würdigungen der Tagespresse. Es darf nicht verkannt werden, daß es sich manche sehr leicht gemacht haben, Pontens Gedankengänge abzutun. Aber seine stark vorkriegszeitlich schmeckenden Formulierungen reizten auch und forderten heraus. Das strittige Kernproblem seiner Ausführungen entwickelte er etwa so: Früher war der Gegensatz Kunst und Masse dadurch geregelt (in Pontens Sinn natürlich), daß das Gros der Menschen des Lesens unkundig war und nur den Gebildeten der Weg in Dichtung und Literatur offenstand. Heute hat jeder die uneingeschränkte Möglichkeit, jedes und alles sich einzuverleiben. Damit ist die Stufung, die vor der Kunst immer eine aristokratische ist, aufgehoben. Die „untere Masse" aber ist frei von jeder Pflicht geistiger Anteilnahme. Sie hat nichts zu sein als die breite Grundlage, auf der sich die Pyramide des Geistigen erheben kann. In diesem Sinne predigte Ponten aristokratischen Optimismus und forderte die „Erzeuger" auf, jedes falsche Mitleid gegen die „horizontlose, schwarze Masse" fallen zu lassen.

So unglücklich solche Gedankengänge sich in unsere Zeit hinstellen, sie treffen immerhin in einen Punkt, der gerade uns das Zentrum der Diskussion zu sein scheint, die wir uns ständig bemühen, die anscheinend unüberbrückbare Gegensätzlichkeit von guter Dichtung und einfachem Volk aufzuheben oder zu verringern. Aber wir haben als Katholiken gelernt, diese Frage aus tieferen Gründen zu sehen als aus der flachen Ebene des Humanismus oder Klassizismus, wie Ponten. Er redet dem Gleichgewicht zwischen Ungeist und Geist das Wort. Wir aber glauben an die Allmacht des Geistigen, glauben, daß, sobald sich die Wahrheit mit der Schönheit paart, der Geist weht, wo er will. In Zeiten (unvergleichlich höher stehenden als unseren), in denen Wolfram und Walther Spitzenleistungen unserer Dichtung geschaffen haben, stellten sich nicht nur neben diese wahrhaft geistesaristokratischen „Erzeuger" wichtige Gruppen der Volksmasse als „Abnehmer", nein, jede Schicht des Volkes beteiligte sich selbst an dem schöpferischen Prozeß, schuf Dichtung im edelsten Sinne, bis „hinab" zum Volks- und Liebeslied. Oder wer wollte behaupten, daß es gegen Dante spreche, wenn man heute noch ganze Gesänge seiner Divina Comedia hören könne aus dem Munde einfacher Hirten und Bergbewohner, die vielleicht nicht einmal des Lesens recht kundig sind. Es gibt eine Stufung der Werte, auch im Dichterischen. Es gibt auch die Notwendigkeit einer persönlichen Adelung, um überhaupt der Dichtung innerlich gewachsen und aufgetan zu sein. Aber was wollte der Dichter machen ohne die ununterbrochen schwingende Resonanz dessen, was Ponten „Masse" nennt. Was, ohne jene letzte organische Verbundenheit, die den Dichtungsprozeß zu einem Kollektiv

von Gedanken, Gefühlen, Erlebnissen, Weisheiten, Erfahrungen und auch Tätigkeiten macht, von denen die Tätigkeit des Dichtens die zusammenfassend letzte, wenn auch geistig höchststehende ist. Es ist seltsam, daß gerade auf einer rheinischen Dichtertagung einer, der sich zu den Exponiertesten rechnet, den Begriff des Volkhaften so verbildet in sich trägt.

Zu diesem Volkhaften gehört unzertrennlich auch das Bewußtsein des Historischen. Die Einordnung der Menschen in geschichtliche Gegebenheiten. Im Rheinland heißt die Vergangenheit vor allem katholisches Mittelalter. Selbst Stefan George, der Sechzigjährige, kommt bei der Formulierung seines Heidentums par excellence an dieser Tatsache nicht vorbei, so sehr er sie auch in seinem Sinne umzubiegen sucht. (Er war übrigens – man muß schon bei ihm sagen „selbstverständlich" – nicht auf der Tagung!)

Diese Gebundenheit an die Welt der Kirche konnte auch in den Frankfurter Tagen nicht geleugnet werden. Man beabsichtigte das auch garnicht; im Gegenteil. Die hervorspringendste Aeußerung dieser Haltung war das Referat von Otto Brües über Albertus Magnus. Es bedeutet schon viel, wenn man sich auf einer Tagung wie dieser für eine Persönlichkeit interessiert, die immerhin von der Kirche heilig gesprochen ist. Zwar hat Brües sich fast ausschließlich mit dem Phänomen des genialen und universalen Wissenschaftlers Albertus befaßt, wie er aus der Legenda Albertina herausspringt. Albert war ihm das große Beispiel, das bewies, wie im scholastischen Denken die Welt des Gelehrten in die des Dichters übergeht. Albertus, der Beherrscher vieler Naturkräfte, war ein Magier des Wortes und damit schon ein gut Stück Poet. Sei es schon über unsere Begriffe wunderbar – so meint Brües –, Menschen mitten im Winter eine Welt des Frühlings und des Lebens vorzuzaubern, wie es die Legende anläßlich der Bewirtung Wilhelms von Holland durch den großen Heiligen erzählt, noch größer sei das Wunder der Entzauberung; denn sie offenbare durch die Rückkehr der Verzauberten in die Wirklichkeit die Ewigkeit von Gottes Gesetz. – Nicht überall auf der Tagung haben sich Andersgläubige so liebevoll mit katholischem Gut befaßt.

Der Abend „Rheinischer Dramatiker" im Frankfurter Schauspielhaus brachte unter der Unmenge Szenen, die hier mit und ohne Kostüm vorgeführt wurden, auch die Behandlung durchaus katholischer Stoffe. Warum sollte er auch nicht; stehen doch unseren Autoren heute keinerlei Schranken vor den Augen, und zumal, wenn etwas „zurückliegt" und damit historisch geworden ist, gilt es in unseren Tagen als das Freirevier dichterischer Jagd. Aber es gibt immerhin unstreitig die Möglichkeit, einem Stoff näher oder ferner zu stehen, ja sich sogar in seiner Mitte zu befinden. Dabei kommt es nicht darauf an, daß das äußere Erlebnis des Stoffes da ist, sonst wäre ja nur Gegenwartsdichtung möglich. Reinachers ‚Bauernzorn' und Friedrich Wolfs ‚Armer Konrad' sind den Revolten des 16. Jahrhunderts entnommen. Sie wirken aber so unmittelbar, weil ihre Dichter in unseren Tagen erlebt haben, was es heißt, unterdrückt zu werden. Schmidtbonns ‚Stadt der Besessenen' schildert den orgiastischen Wahnsinn der Wiedertäufer in Münster, die ihre Leibes- und Sinnennot religiös rechtfertigen wollen, – ein Hang, der absolut nicht „unmodern" ist, wenn er auch heute nicht in so krassen Formen auftritt. Trifft aber ein Dichter so ins allgemein Menschliche wie Heinrich Leopold Wagner (aus der Sturm- und Drangzeit) mit der packenden Szene aus der ‚Kindesmörderin', so vergißt man gern, um welche „Zeit" es sich dabei handelt und fühlt sich unmittelbar angesprochen.

Warum soll da nicht auch ein Autor einen durchaus katholischen Stoff verdichten. Er braucht nicht einmal wie Weismantel, von dem man eine Szene aus seinem ‚Lionardo' sah, selbst katholisch zu sein. Solange er sich nur in der Formen-

welt der Kirche bewegt, sich ihrer Symbole bedient und mit ihnen sein Milieu um die von ihm erdichteten, durchaus menschlichen Vorgänge anordnet, ist nichts dagegen einzuwenden, vorausgesetzt, daß er es ohne Entstellung tut. Goethe hat das auch gekonnt, wie sein ‚Faust', wenigstens im Außen beweist.

Betritt er aber die inneren Bezirke, greift er also gleichsam die seelischen Requisiten auf, bewegt er sich in der Geisteswelt der Kirche, so kann er es nur, wenn er durchaus rechtgläubig und tiefgläubig selbst in dieser Welt steht, – also Katholik ist.

Nicht wie ein gewisser Bacmeister, der eine Szene aus seiner ‚Dunklen Stadt' spielen ließ. Darin soll uns klargemacht werden, daß es auch eine Lösegewalt des „guten Gewissens" gibt. Die Haupttheldin ißt vom Tisch des Herrn, ohne vorher im Sakrament der Buße Freisprechung von ihren Sünden erlangt zu haben. Aber nicht nur das sucht man hier uns einzureden (es wäre immerhin noch verständlich als eine Ueberspitzung protestantischen Ich-Gefühls), man will uns sogar glauben machen, daß der katholische Mensch damit rechne, daß jeden, der unwürdig kommuniziert, sofort der Schlag rühre. Als ob das Christuswort „Wer unwürdig meinen Leib ißt und mein Blut trinkt, der ißt und trinkt sich das Gericht" keinen tieferen als nur diesen flachen, äußerlichen Sinn hätte. Aber nicht genug damit; dieser Autor will uns weiter glauben machen, daß sich in der Kirche ein Geistlicher gefunden habe, der (anscheinend, nach bacmeisterscher Intention, um das vermeintliche Gottesgericht zu erfüllen) selbst mit Gift der Gottesräuberin zu diesem „Gericht" verhilft, als die von ihm (nach Bacmeister!) erwartete Wirkung ausbleibt. Als ob nicht leider immer wieder sich Unwürdige und Nichtswürdige fänden, die ohne die erforderliche Vorbereitung den Leib des Herrn genießen; und sie leben nicht nur weiter, sie leben zumeist sogar äußerlich recht glücklich.

Es wäre an sich überflüssig, über das Machwerk überhaupt Worte zu verlieren, zumal die Szene auch dichterisch keine Qualitäten offenbarte. Aber sie gibt willkommenen Anlaß, einmal auf diesen Uebelstand hinzuweisen, daß das Katholische zum allgemeinen dichterischen Tummelplatz geworden ist. Wir werden uns gegen diesen Mißbrauch mit aller Entschiedenheit wehren, wo immer er auftritt, ob er so grobe Formen annimmt wie hier bei Bacmeister, oder so verfeinerte wie in Wilhelm von Scholz' ‚Perpetua'. Bei rheinischen Dichtern liegt die Gefahr besonders nahe.

*

Zumal wenn sie so wenig wirklich „gegenwärtig" sind, wie es hier auf dieser Tagung zum Ausdruck kam. An dem Abend der rheinischen Dramatiker hatte man schnell noch eine Szene eines jungen Frankfurters eingeschoben, aus Ernst Gläsers ‚September', worin geschildert wurde, wie die modernen Sklaven des Tyrannen Geld, die Arbeiter, am laufenden Band stehen und mechanisch, indem sie plötzlich Granaten unter die Hände bekommen, ihren eigenen Untergang mit vorbereiten müssen; bis dann ein revoltierender Streik diesen Nonsens abbricht. Das kleine dramatische Bild, sichtlich erwachsen aus sozialistischen Ideengängen und nicht einmal besonders stark als Dichtung, wirkte unter den zwei Dutzend Antiquitäten grell und hell und löste auch unter den rheinischen Dichterkollegen spontanen Beifall aus.

Warum eigentlich? Weil in diesem Augenblick die Gespinste des Historischen, des Romantischen und des abstrakt Gedanklichen zerrissen, die vorher und nachher die Tagung beirrten, und plötzlich jeder in das klare, brennende Auge der Gegenwart sehen konnte, in das, „was uns alle angeht". Drum auch wirkte im dritten Vortrag der Matinée neben Pontens ästhetischen Sophismen und den Brües'schen Historismen das Wort René Schickeles, des Elsässers, der uns das Gegenwartserlebnis der Grenze schilderte, so blutwarm.

Es war nicht nur jugendlich rasche Opposition, wenn am Tage vorher im Dichterparlament des Frankfurter Bürgersaals gerade um Gläser immer wieder Stimmen laut wurden, denen die ganze Art wie und wo hier Probleme aufgegriffen wurden, nicht paßte. Zwar drangen sie nicht bestimmend durch. Aber sie gaben an die Atmosphäre das Element der Unzufriedenheit und Ungelöstheit ab, das spüren ließ: hier ist man nicht bis zum Wesentlichen vorgedrungen. Darüber konnte auch nicht der äußerlich glänzende Verlauf des Kongresses täuschen.

Ponten war es, der in seiner unglücklichen Rede das Wort prägte: „Die technische Zeit bringt die allergrößte Disposition für die Kunst mit", weil der technische Mensch hinter dem Gehirn das Herz, hinter der Tatsache die Ahnung und das Erlebnis sucht und neben der geistig-kalten Weltbeherrschung die „reine Schau". Aber der technische Mensch will in seiner Not begriffen sein. Man hat sich auf dieser Tagung hinter einer Anti-Berlin-Stimmung verborgen, wenn es galt, der heißen Gegenwart die Stirn zu bieten. Es ist richtig, wenn man sich sauber zu trennen sucht von den vielen Literaturbörsianern der Reichshauptstadt; aber deren Konjunktur ist in sich dem Niedergang geweiht, und neben ihnen gibt es immer Einzelne, die begriffen haben, daß wir Menschen des 20. Jahrhunderts andere Probleme haben als ein Immermann. Man spielte in Homburg seine ‚Schelmische Gräfin', und die ferne Kühle wehte selbst die Versponnensten und Versonnensten lächerlich an. Es ist nicht einmal nötig, daß ein Autor wie Hasenclever mondän-moderne Konversation macht (in der Szene aus ‚Ein besserer Herr'); nicht einmal, daß er wie Goering in seiner ‚Seeschlacht' oder wie Paquet in seinen ‚Fahnen' oder wie Schickele im ‚Hans im Schnakenloch' unsere Zeit selbst im großen Ereignis einfängt. Alfred Momberts ‚Aeon zwischen den Frauen' war nur scheinbar aeonenfern, in Wirklichkeit griff es tief in unsere Seelen, weil es tief aus unseren Seelen gegriffen war. Mombert ist mir, seitdem ich ihn ohne jede Geste und jeden Anspruch auf dieser Tagung anwesend sah, erst recht als der „größte Dichter" von denen, die da waren, erschienen.

Es gibt eben Gegenwärtigkeit und Sensation! Die letztere hat es nötig, mit lauter „Aktualität" ihren Mangel an „Ewigkeit" und damit an Bestand und Dauerwert zu verdecken. Wirkliche Gegenwärtigkeit aber ist etwas Göttliches, ein Stück unserer Ebenbildlichkeit mit dem Ewigen. Es trifft zugleich das Heute und das Immer, uns und alle. Weil es hingeordnet ist auf die große Rangordnung der Dinge; hier ist die Kunst nur ein Vorletztes, hinter dem das Letzte, das Religiöse pulst als die Beziehung des Menschen zu Gott; in ihm aber fällt das Wahre, das Gute und das Schöne in eins zusammen.

*

Wir glauben unerschütterlich an diese Rangordnung und werden immer die Schwächen auch einer solchen Tagung suchen in den bewußten oder unbewußten Sünden gegen sie. Nächstes Jahr ist Essen, das so „gegenwärtige" Essen, als Tagungsort vorgesehen. Hoffentlich zwingt der genius loci zu klareren Entscheidungen. Hoffentlich täuscht man sich nicht wieder über die Tatsache, daß die Zugehörigkeit zu einer Landschaft in unserer aufgelösten Zeit herzlich wenig besagen will, wo die geistigen Welten der einzelnen Menschen von heute so unendlich weit auseinanderliegen. Aber das gerade macht unsere heutige Gemeinsamkeit aus, die Gemeinsamkeit unserer Not. Und die begreifen zu lernen, ist heute die „aristokratischste" Aufgabe eines Dichters. Sie schneidet quer durchs ganze Volk, selbst durch die Menschheit. Deutschland aber, und das Rheinland besonders, stehen im Mittelpunkt.

Die Ahnung der eigentlichsten Aufgabe wehte herein, als man beschloß, die Ballung

dieser Not, wie sie sich im Separatistenaufstand geäußert hat, gemeinsam (kollektivistisch, wie das Schlagwort sagt) dadurch anzusprechen, daß jeder von sich aus dieses Erlebnis zu sammeln und darzustellen sucht, wo immer er es findet. Das ist beschlossen aus der tiefen menschlichen Weisheit, wonach der Linderung und Heilung jeglicher Unordnung im Menschlichen die volle Einsicht voraufgehen muß. Aus dieser Einsicht wird das große Leid und die erhabene Trauer über die Unzulänglichkeit alles Menschlichen brechen, die auszudrücken nur der große Dichter vermag.

Heinrich Bachmann (Berlin).

Von der Internationalen katholischen Kulturwoche in der Kölner Presse

Fünf Arbeitsgemeinschaften teilten sich in das Fragengebiet: Für die Presse, für das Buch, für das Theater, für den Film, für den Rundfunk. Wir müssen uns hier darauf beschränken, über jene für das Buch zu berichten.

Den Vorstand der Arbeitsgemeinschaft für das Buch bildeten: Büchereidirektor Dr. Reuter, Köln, Yves de la Brière S. J., Frankreich, P. Fr. Muckermann, Münster, Abbé Merklen, Frankreich.

Besonders der Aufgabenkreis dieser Arbeitsgemeinschaft war zu umfangreich, fast jeder einzelne der fünf Gegenstände konnte einen Verhandlungstag für sich allein beanspruchen. Das einleitende Referat des Versammlungsleiters, des Büchereidirektors Dr. Reuter, Köln, gab folgenden Ueberblick über die Lage des katholischen Buches: Im Ganzen blieb der Produktionsapparat bei erheblich verminderter Absatzmöglichkeit bestehen, ja, es erfolgte sogar eine Vergrößerung durch den Ausbau des Verlagswesens der Orden und Missionsgesellschaften. Hinzu kommt eine Reihe besonderer Schwierigkeiten, die nur den katholischen Verlag und Autor treffen. Schwierigkeiten, die in den ethischen und seelsorgerischen Anforderungen beruhen, welche die katholische Oeffentlichkeit an den katholischen Autor und Verlag zu stellen gewöhnt ist. Besonders die sog. Schöne Literatur und bestimmte Wissenschaftsgebiete werden von diesen Anforderungen getroffen. Das wiegt um so schwerer, als der Katholizismus, sicher in Deutschland, offenbar aus tieferliegenden Gründen keinen Ueberfluß an literarisch wirklich schöpferischen Kräften besitzt. Die zweite Frage betrifft das Sortiment. Welches ist die kulturelle und wirtschaftliche Lage des katholischen Buchhändlers? Ist überhaupt ein besonderer katholischer Buchhändler nötig? Verspricht der Typ der Gruppenbücherstube Erfolg? Führt die Form der Buchgemeinschaft zum Ziele? Wie steht es um das katholische Volksbüchereiwesen in Deutschland? Und schließlich die dritte Frage: Wie steht es mit der literarischen Kritik, und dem Anteil der Katholiken auf dem Gebiete des Büchereiwesens? Ist die katholische Kritik maßstabsicher? Bildet sie die Katholiken zum sicheren literarischen Urteil heran? Gehört jedes literarische Erzeugnis vor jedes kritische Forum? Oder müssen wir nicht auch auf diesem Gebiete zu einer Abgrenzung der Zuständigkeiten kommen, jeweils entsprechend den Fähigkeiten des einzelnen Kritikers und den Anforderungen, die ein Werk stellt?

In der Aussprache, die sich auf die zwei ersten Programmpunkte (Bucherzeugung und Buchvertrieb) beschränkte, berührte zunächst Abbé Merklen die französischen Verhältnisse. Es scheint in Frankreich zwar nicht mehr so viel gelesen zu werden, wie

vor fünfzig Jahren, immerhin aber blieb rege Nachfrage nach dem religiösen, dem Gebet- und Erbauungsbuch und besonders nach den Heiligenbüchern. Für literarisch wertvolle Literatur sei keine Interessenverminderung zu befürchten, dank der „literarischen Neugierde des französischen Geistes" und der verpflichtenden Macht des guten Tons, der zur Kenntnisnahme der jeweiligen Hochliteratur zwinge. Beachtenswert war dann der Hinweis auf die steigende Verbreitung des französischen Buches in Südamerika. In Holland hemmt, nach Dr. Teulings, die Konkurrenz des ausländischen Buches, aber es regt sich stärker in der Volksbreite das Verlangen nach dem katholischen Buch und macht die Einrichtung eines katholischen Buchhandels, den es bis jetzt nicht gibt, zur Notwendigkeit. Die deutschen Verlagsverhältnisse behandelte Dr. Keckeis, Freiburg, mit ernster Klage über das Ermüden des literarischen Interesses in breiten Kreisen der katholischen Gebildeten. Er sieht einen Hauptgrund in dem noch immer nicht behobenen Minderwertigkeitsgefühl katholischerseits. Freilich ist auch das Stoffgebiet von vornherein eingeengt, weil bei unserer Ewigkeitseinstellung viele Zeitwerte ausgeschaltet bleiben müssen. Es mangelt aber auch an der Produktivität der Katholiken: Wo sind die großen Schaffer auf dem Gebiet der Naturwissenschaft und der Technik, der geographischen und Reiseliteratur? Sehr sympathisch war, was Keckeis vorbrachte gegen die üblichen Schlagworte: das Buch sei heute zu teuer und Bücher seien überhaupt ein Luxus. Nur Unkenntnis der Sachlage, Gedankenlosigkeit und Erlebnismüdigkeit könnten zu solchen banausischen Phrasen führen, deren unbesehenes Weitergeben leider die bessere Meinungsbildung hindere und die unleugbare Trägheit breiter katholischer Bildungsschichten noch bestärke. Freilich nicht allein dort, auf der Leserseite, liege Schuld. Man solle auch nicht versäumen, an das Buch bzw. an den Autor hohe Anforderungen zu stellen. Das war im Grunde wohl der Zielpunkt der weiteren kritischen Ausführungen Michel Beckers und Weismantels, die vom Standpunkt des Autors aus zur Lage sprachen.

Zur Frage der Buchvermittlung (Kritik und Bücherei) stießen die Beratungen nicht vor; sie hätte auch nicht erschöpfend behandelt werden können, bei der Kürze der Zeit. Hoffen wir, daß man für dieses Fragengebiet eine eigene Tagung erwägt!

Heinrich Ruster.

Von Werk- und Feierstunden

Ländliche Bücherei und „belehrende Literatur"

Als ich im Januar 1918 die Borromäusbücherei meines Eifeldorfes Kesternich (ca. 850 Seelen) übernahm, fand ich folgende Ordnung vor: Jede angeschlossene Familie erhält alle vierzehn Tage drei Bücher. Mein seliger Amtsvorgänger hatte unter großen persönlichen Opfern die Bibliothek erst Dezember 1906 gegründet. Gleichwohl enthielt sie bereits etwas über 500 Bände. Es waren großenteils Bücher erzählenden Charakters; nur verhältnismäßig wenige kamen als „belehrende Literatur" in Frage, und diese wenigen wurden noch fast nicht gelesen. Die Arbeit der ersten Woche bestand darin, sämtliche Berlepsch- und Sherlock-Holmes-Bände verschwinden zu lassen. Wie oft wurden die „spannenden" roten Bücher noch vermißt! Doch ich blieb unerbittlich. Unterdessen suchte ich die Bücherei immer mehr systematisch auszubauen, auch insofern, als ich die Zahl der allgemeinbildenden, geschichtlichen, naturwissenschaftlichen und religiösen Schriftwerke bedeutend vermehrte. Doch, wie sie an den Mann bringen? Ich hielt schon Besprechungen für die Bibliothekteilnehmer: „Was und wie soll ich lesen?" Ich machte in den alljährlichen Unterrichtskursen der Jünglinge und Jungfrauen zahlreiche Hinweise auf viele in den Rahmen der besprochenen Fragen passende Bücher. Schließlich kam ich im Januar 1923 auf folgende Praxis, die ich jetzt schon im sechsten Jahr durchhalte: Jede Familie hat auf Grund des Mitglieds- oder Leserbeitrags ohne irgend eine Nachzahlung alle vierzehn Tage ein Anrecht auf drei Bücher. Davon dürfen aber nur zwei erzählender Natur (Romane, Novellen, Jugendschriften, Zeitschriftenbände) sein. Will man ein drittes Buch haben, so muß dieses der „belehrenden Literatur" entnommen werden, also zu den allgemeinbildenden, geschichtlichen, naturkundlichen, erzieherischen oder religiösen Büchern gehören. Diese Regel gilt für Jugendliche genau so wie für ältere Leser. Die Ausleihe lehrt nun, daß die allermeisten Leser ein drittes Buch verlangen. Durch diese Praxis sind im Laufe von fünf Jahren 3158 „belehrende Bücher" in unsere katholischen Bauernfamilien gekommen. Das Aeußere der Bücher beweist, daß sie, jedenfalls von vielen, auch tatsächlich gelesen werden. Letzteres geht auch aus dem Wunsche mancher Mitglieder hervor, ein solches „belehrendes Buch" länger als die Romane behalten zu dürfen.

Hierbei sehe ich es als meine Hauptaufgabe an, die richtigen Bücher in die richtigen Hände zu bringen. Man kann nicht jedem ohne weiteres religiöse Bücher anbieten; die würde er einfach zurücklegen. Mit großem Interesse aber liest er vielleicht die prächtigen Reisebeschreibungen von Georg Baumberger, Alexander Baumgartner, Petrus Klotz, Johannes Mayrhofer, Raymund Netzhammer u. a. Italien, Spanien, Rumänien, Aegypten, Indien haben auch für ihn noch Reiz. Bei andern liegt das Interesse mehr bei Büchern über „Landwirtschaftliche Haustiere in gesunden und in kranken Tagen", „Feld und Vieh", „Haus und Hof" oder über Technik oder Sternkunde. „Wunder im Weltall" von Paul Siebertz z. B. empfiehlt einer dem andern. Sehr großen Anklang finden stets alle auf die Eifel bezüglichen Bücher, wie die verschiedenen reichbebilderten Jahrgänge des ‚Eifelkalenders'; Wrede, Eifeler Volkskunde; Zender, Eifelheimatbuch; Follmann, Die Eifel; Hermann Ritter, Reisebilder aus der Eifel und den Ardennen; Mathar, Wunder der Heimat. Dann einzelne „Bauernbücher". Ich nenne nur Weigert, Das Dorf entlang und Rathgeber, Im Schatten des Dorfkirchleins. Aehnliches ist zu sagen von Hüsgen, Ludwig Windthorst und Rausse, Geschichte des deutschen Mittelalters. Auf diese Weise wandern in gewisse Familien nach und nach sämtliche acht Bände von Annegarns Weltgeschichte, die Bücher von Anton Heinen und Augustin Wibbelt. Daß ich die Abteilung

„Religiöse Bücher" mit der äußersten Sorgfalt auszubauen suchte, dürfte jedem Einsichtigen klar sein. Alte verschimmelte aszetische Schmöker können hier nicht genügen. Die größte Beliebtheit genießt bei unsern Landleuten immer noch der unverwüstliche Alban Stolz. Wer ihn einmal kennt, will alles von ihm haben. Selbstredend durften Apologetik, Mission, Heiligenleben in packenden Einzelbiographien nicht übersehen werden, ebensowenig wie die Schriften von Donders, Keppler, Klug, Meschler, Mohr, Schilgen, Wolpert, Zöpfl. Sogar die christliche Kunst wurde nicht ganz ausgeschlossen.

Unsere Borromäusbücherei zählt heute unter fast 1200 Bänden etwa 250, die der „belehrenden Literatur" zugehören. Eine baldige stärkere Vermehrung steht in Aussicht. Daß es auf dem Lande doppelt schwer fällt, unter den kleinen Verhältnissen mit den Neuanschaffungen immer auf der Höhe zu bleiben, ist traurig genug. Aber sicher bleibt, daß die Geldmittel, aus welcher Quelle sie immer stammen mögen, nicht schlecht angebracht sind, wenn sie in gute Bücher umgesetzt werden. Den Blick unseres Landvolkes zu weiten, muß uns Priestern neben der religiösen Festigung auch als ein ideales Ziel erscheinen.

Manches Buch verlangt selbstverständlich, damit es ganz ausgeschöpft werden soll, eine gewisse Einführung. Dazu bietet sich – ähnlich wie für die „Schöne Literatur" – Gelegenheit in „Leseabenden" der einzelnen Vereine, in winterlichen Unterrichtskursen der Jünglinge und Jungfrauen im lebenskundlichen Unterricht der „Landwirtschaftlichen Berufsschule" und hier und da sogar in Predigt und Katechese. Warum soll man nicht selbst auf der Kanzel ein gerade aktuelles Buch mit Namen nennen können? Die Bücherei ist nun einmal ein hervorragendes Mittel der modernen Seelsorge, das bei zielbewußter Ausnutzung reiche Früchte zeitigen kann.

Pfarrer Hubert Hahn.

Studienfahrt der Bonner Bibliothekarschule

Bekanntlich legt die junge Pflanzstätte für berufsmäßige Bibliothekare in Bonn mehr als ähnliche Institute in Deutschland Wert auf wissenschaftliche Allgemeinbildung. Von diesem Gesichtspunkte aus sind auch von ihr in den letzten Jahren Studienfahrten zur Erweiterung des Gesichtskreises der angehenden Bibliothekare veranstaltet worden.

Nachdem in diesem Semester der „Pressa", namentlich in ihrer buchgeschichtlichen Abteilung, ein ganzer Tag gewidmet war, wurde noch eine kleine Studienfahrt nach Wiesbaden und Mainz veranstaltet unter der Leitung des Dozenten für Kunst und Buchkunst: P. Remigius Boving.

In Wiesbaden wurden wir am Bahnhof durch Herrn Verleger Rauch und einen seiner Mitarbeiter, Herrn Melzheimer, in liebenswürdigster Weise begrüßt. Unter der Führung des ortskundigen Herrn Melzheimer besuchten wir sodann die Wiesbadener „Bücherstube bei St. Bonifatius". Es muß ein Vergnügen sein in einem solchen Raum als Volksbibliothekar zu arbeiten! Die feinen Wandmalereien des Bonner Malers Alfred Gottwald illustrieren das Schriftwesen in all seinen Formen.

Ein Besuch der Druckerei und des Verlagshauses Hermann Rauch machte uns mit dem Werdegang des Buches bekannt. Wir verfolgten das Entstehen einer Zeitung und verschiedener Zeitschriften. Von der prachtvollen Fioretti-Ausgabe der Bonner Buchgemeinde, wovon das zweite 5000 jetzt herauskommt, sahen wir den letzten Bogen durch die Maschinen laufen. Neben dem geschmackvollen Verkaufsraum darf die dezente und wirkungsvolle Fensterauslage nicht übersehen werden. Der Geist der im Hause herrscht, berührte uns sehr wohltuend.

In der Landesbilbliothek empfing uns der Direktor, Professor Liesegang, in einem kleinen Empfangssalon, der vor seinem Arbeitszimmer gelegen ist. Die Möbel sind im Empirestil gehalten und stammen zum Teil aus der Abtei Eberbach. Der alte Herr hielt uns einen spannenden Vortrag, zuerst über die Geschichte der Landesbibliothek und dann an Hand eines Grundrisses über den Bau der Bibliothek, die 1913 fertig wurde, in allen seinen Einzelheiten. Im großen Büchermagazin fielen uns besonders die sogenannten „Herborner Drucke" auf, die die Wiesbadener Landesbibliothek fast vollständig besitzt. Es sind die Bestände der früheren Hochschule in Herborn, deren Gebäude heute noch steht. Der Lesesaal ist in seiner Einrichtung, Deckenmalerei und seinem Fußbodenbelag farblich gut abgestimmt. In dem Ausleiheraum und einem angrenzenden konnten wir uns über die Art der Kataloge und das Kartothekswesen informieren. Ein Gang in das Untergeschoß zeigte uns die Buchbinderei (die in keiner Bibliothek fehlen sollte) und das Gewölbe, wo literarische Kostbarkeiten untergebracht sind. Als die wertvollste ist der berühmte Kodex ‚Scivias' der heiligen Hildegard anzusprechen, der um 1200 auf dem Rupertsberg entstanden ist. Das Werk ist als eines der schönsten dieser Zeit bekannt. Die Miniaturen, die wie Emaille wirken, sind von einer feinen Vergeistigung, trotz ihrer großen Farbenpracht. Voll befriedigt verließen wir die Landesbibliothek, der auch eine Bezirks-Wanderbibliothek angegliedert ist, um einen Gang durch die Stadt zu machen.

Während der ganzen Zeit unseres Aufenthaltes in Wiesbaden waren wir Gäste des Herrn Verlegers Rauch, dem auch an dieser Stelle für sein außerordentlich freundliches Entgegenkommen gedankt sei.

Auf Wiesbaden folgte Mainz. Der Dom, den wir zuerst besichtigten, wird zurzeit vollständig restauriert. Im Gutenberg-Museum hatten wir Gelegenheit die Schrifttypen von ihren ersten Anfängen bis zur heutigen Zeit zu verfolgen. Eine Reihe prachtvoller Incunabeln und neuerer buchkünstlerisch wertvoller Drucke lernten wir kennen. Wir sahen hier z. B. die herrlichen Drucke von William Morris mit Proben seiner berühmten Golden Type, Troy- und Chaucertype. Noch einige Seltenheiten fesselten uns sehr, wie ein spanisches Werk, dessen Blätter und Einband aus Kork hergestellt sind, und eine kleine Sammlung von Drucken en miniature; unter diesen eine Dante-Ausgabe, deren Längsseite kaum 4 cm mißt.

Wenn die Fahrt auch kurz war, so war sie doch reich an angenehmen Eindrücken und wertvollen bleibenden Erkenntnissen.

Käthe Kaeuffer, Bonn.

Borromäussonntag

Es sei jetzt schon auf den Borromäussonntag im November verwiesen. Die Zentrale stellt Vortragsmaterial, Flugblätter usw. zur Verfügung. Für Feiern findet sich Vieles in der ‚Bücherwelt' 1927, S. 496 ff.

16. Kursus

für Leiter und Mitarbeiter von Volksbüchereien

in Bonn an der Zentrale des Borromäusvereins vom 8. bis 12. Oktober 1928

I. Teil.

Die Persönlichkeit des Bibliothekars.

Montag, den 8. Oktober 1928:

9 Uhr: 1. Die pädagogisch-psychologische Grundhaltung des Bibliothekars.
11 Uhr: 2. Das Handwerkszeug des Bibliothekars.
4 Uhr: 3. Der technische Betrieb (Aufbau der Bibliothek - Der Katalog einschl. Sachkatalog - Ausleihe - Statistik).

II. Teil.

Literatur und Lebenskreise (Lesertypen und sachliche Zusammenstellung).

A. Literatur.

Dienstag, den 9. Oktober 1928:

9 Uhr: 4. Literatur und Volk.
11 Uhr: 5. Der katholische Buchhandel, seine Lage und die daraus sich ergebenden Forderungen.
4 Uhr: 6. Der moderne Mensch und die religiöse Literatur.
Literarischer Bildungsabend.

Mittwoch, den 10. Oktober 1928:

9 Uhr: 7. Die Führung des Lesers zum belehrenden Schrifttum.
11 Uhr: 8. Der moderne Roman in unserer Bibliothek.
Besuch der Presse.

B. Lebenskreise.

Donnerstag, den 11. Oktober 1928.

9 Uhr: 9. Jugend und Literatur.
11 Uhr: 10. Landvolk und Literatur.
4 Uhr: 11. Der Akademiker und seine Stellung zur schönen Literatur.

Freitag, den 12. Oktober 1928:

9 Uhr: 12. Industrievolk und Literatur.
11 Uhr: 13. Die Frau und die Literatur.

Nach den Nachmittagsvorträgen Besprechungen in Arbeitsgemeinschaften. In den Mittagspausen Besichtigungen der Universitäts- u. a. Bibliotheken, von Buchdruckereien und Buchbindereien der Stadt. Die Teilnahme an dem Kursus ist kostenlos. Die Teilnehmerzahl ist begrenzt. Daher können nur solche Leiter und Mitarbeiter unserer Bibliotheken berücksichtigt werden, die sich bis zum 1. Oktober angemeldet haben. Die Anmeldung ist daher unbedingt notwendig, auch wenn eine Wohnungsvermittlung nicht gewünscht ist. Zur Wohnungsvermittlung ist das Generalsekretariat auf Wunsch gerne bereit (angeben, ob Hotel- oder Privatunterkunft gewünscht!). Die Aufenthaltskosten betragen pro Tag ca. 6.— bis 8.— *M*.

In diesem Jahre ist es wieder möglich, einigen bedürftigen Büchereien auf Antrag hin einen Fahrgeldzuschuß zu bewilligen. Entsprechende Gesuche ebenfalls bis 1. Oktober an das Generalsekretariat erbeten. Zuschüsse können nur gewährt werden bei Entfernungen von über 100 Kilometer. Für eine Bibliothek kann nur ein Teilnehmer einen Fahrgeldzuschuß erhalten. Nach dem 1. Oktober eingehende Anmeldungen und Anträge können leider nicht berücksichtigt werden. Ueber Zulassung und Bewilligung des Fahrgeldzuschusses erfolgt rechtzeitig Nachricht.

Das Generalsekretariat.

Chronik

Das 25. Jahr der ‚Bücherwelt' ist auch Jubiläumsjahr ihres Mitgründers und ersten Schriftleiters: Am 1. Juli 1903 übernahm es der jetzige Pfarrer von Dettlingen in Hohenzollern Hermann Herz, nach den Plänen und Vorarbeiten einer literarischen Kommission die volksbildnerische Arbeit des Vereins vom heiligen Karl Borromäus in noch engere, lebendigere Verbindung mit den geistig-seelischen Bedürfnissen und Nöten der Zeit zu bringen. Die zum 75. Geburtstage des Vereins erschienene Festausgabe der Bücherwelt enthält auch Näheres über die Geschichte dieser Berufung. Es war eine glückliche Wahl, Beginn einer neuen Blüteperiode des Vereins. Man hatte für die Volkssache einen Volksmann gewonnen, einen Mann, in dem gesundes Fühlen aus und mit dem Volke lebte, reine Liebe zur Kunst, feines literarisches Empfinden, heiliges Seelsorgerfeuer; einen Mann, der – wie könnte es bei einem echten Schwaben anders sein – tief im Grunde seines Wesens den vom Gottesherde stammenden Funken des Poeten barg, der ihm, bei allem praktischen Sinn, auch den Werktag sonntäglich wärmte und veredelte, seinem Werk überhaupt Einheit und Schmelz gab.

So hat man ihn achtzehn Jahre hindurch mit gewandter, wenn nötig auch streitbarer Feder seines Amtes als Schriftleiter aufs fruchtbarste walten sehen. Tausende von Büchern gingen durch seine Hände, passierten die Zone seiner Kritik. Eine wertvolle Frucht der mit seinen Mitarbeitern besorgten Sichtung des Schrifttums, um Bestes dem Volke zuzuführen, war auch der ‚Musterkatalog für katholische Volks- und Jugendbüchereien', später ‚Literarischer Ratgeber der Bücherwelt' benannt, worin sich die verstreuten Gaben der Zeitschrift in neuer, verdichteter Form darboten. Daneben war er auf zahlreichen, in ganz Deutschland abgehaltenen Konferenzen für äußeres Wachstum und innere Erstarkung des Vereins, ab 1908 als dessen Generalsekretär erfolgreich bemüht. Beim Ausscheiden aus der Schriftleitung der ‚Bücherwelt' (nicht auch aus dem Mitarbeiterstabe!) sicherte man sich auch insofern seinen gewichtigen Rat durch Wahl in die Mitgliederversammlung des Vereins.

War so sein Leben auf Kritik gestellt, sie verdarb ihm doch nicht den Grundzug seines Wesens: Kindlichkeit, kindlich frohsinniges Verhältnis zu den Dingen und Gaben des Daseins. Im alten Heim des Borromäusvereins am Münsterplatz (man denkt gern zurück an die mit ihm dort verlebte Zeit) thront jetzt der „Puppenkönig", mit seinen Schätzen; Ziel der Kinderwünsche. Der Sinn eines Mannes wie unser Hermann Herz war zwar sicher nicht auf die Spielerei der nun abgeschafften Orden gerichtet, gefreut wird es ihn aber haben, daß der Vorstand des Borromäusvereins aus Anlaß jenes Gedenktages dem um die Volksbildung, um die katholischen Haus- und Volksbüchereien, um die Sache des Vereins Hochverdienten durch Verleihung des goldenen Ehrenzeichens des Vereins seine dankbare Anerkennung zu bekunden wünschte. Und wir freuen uns mit ihm.

*

Mit Freude vermerken wir ferner, daß der unlängst zum 1. Vorsitzenden des Borromäusvereins gewählte Professor Dr. Albert Lauscher, der besonders als Mitglied des Landtags seit Jahren beredter Anwalt der Rechte des christlichen Volkes und der kirchlich-religiösen Interessen ist, und von dem auch die Sache unsres Vereins sich reichste Förderung versprechen darf, durch die Ernennung zum päpstlichen Hausprälaten geehrt wurde.

Umschau

Zur Frage der Kultur

Es ist immer schade, wenn ein wertvolles, reiches Buch im Trödelladen des Lebens verschollen bleibt. Dies Schicksal sollte wirklich nicht Guardinis ‚Briefen vom Comer See' (Mainz, Grünewald-Verlag) beschieden sein. Guardini ist ein stiller Denker, der nicht alles gleich zu geschäftigem Werk ausarten läßt. Er bleibt in der Stille, in der Besinnung auf wirkliche Werte. Hier dient auch er dem Leben, vor allem der religiösen und kulturellen Bildung. Sein feines Sprach- und Formgefühl schenkte manchem die ‚Heiligen Zeichen' (Mainz, Grünewald-Verlag) der Kirche neu und vertiefte so das religiöse Leben. Mit klarem, nüchternem Blick für die Wirklichkeit schaut er das Schwinden der Kultur, ihrer Formen, das Hereinbrechen der Technik in die Natur, trotzdem bejaht er das heutige Leben als gottgewollt, nur ersehnt er ein neues, lebendiges Menschentum, das uns eine „stärkere, besonnenere, menschlichere Technik" bringt (S. 96). Beobachtungen und Fragen finden wir in diesen Briefen, die auch uns nicht fremd sind, wenn wir das unvermittelte Hereinbrechen der Technik in die Natur und in die Kultur alter Städte gewahren, wenn wir die Talmi-Bildungsmittel des Marktes betrachten. Da schreibt er in der südlichen Herrlichkeit: „Sieh, was droben im Norden schon fast vollendet ist, sah ich hier anheben. Ich sah die Maschine in ein Land einbrechen, das bisher Kultur gehabt. Ich sah, wie der Tod über ein Leben von unendlicher Schönheit kam, und fühlte: Das ist nicht nur ein äußerer Verlust, den man hinnehmen kann, und doch bleiben, was man ist; sondern es gibt ein Leben, und von höchstem Wert, das kann nur in dieser Welt bestehen, die bei uns längst versunken ist, und hier nun unterzugehen beginnt" (S. 11). Er spricht von der Bewußtheit unseres Lebens: „Das viel entwickelte System der Volksbildung – und „Bildung" heißt ja bei uns immer noch nichts anderes als „Wissen"! – angefangen von der Schule mit all ihren Formen und Stufen bis zu Vortrag, Buch und Zeitschrift, Führung und Reise ist systematische Bewußtmachung... Ein unbeobachtetes Geschehen gibt es nicht mehr. Und das Entscheidende daran: Wir empfinden diesen Zustand als normal. Unsere Literatur – vor allem an Novelle und Roman zu denken – ist in künstlerischer Form sich vollziehende Bewußtwerdung; oft geht sie unmittelbar in wissenschaftliche Analyse über. Unsere bildende Kunst ist psychologisch. Und betrachtest du den Kunstsatz, der sich an das Volk wendet, das Lichtspiel – wenigstens war es bisher nichts anderes als Kunstersatz – so bemerkst du bald eine eigentümliche Psychologisierung, eine Lust am Herausheben, Zergliedern, Betonen psychologischer Vorgänge. Was bedeutet das alles? Ich erinnere mich, wie ich einmal die Treppe hinunterging. Und plötzlich, in dem Bruchteil eines Augenblicks, als der Fuß sich von der Stufe hob und für das Betreten der nächsten einstellte, wurde mir bewußt, daß ich das tat. Sofort merkte ich, wie die selbstverständliche Sicherheit im Spiel der Muskeln aussetzte. Ich fühlte das Gehen in Frage gestellt. ... Die Pflanze kann nur wachsen, wenn ihre Wurzeln im Dunkeln sitzen. Nur aus dem Dunkeln heraus kann sie ins Helle wachsen. Das ist die Sinnrichtung des Lebens. Es stirbt, sobald die Wurzel beleuchtet wird. Alles Leben muß in einem Unbewußten gründen, und von dort ins Bewußt-Helle hinaufsteigen." (Seite 37 bis 40.) „Eine furchtbare Vermengung der Formen ist eingerissen. Sie haben keine Wurzeln mehr im Leben und dessen wesenhaften Gehalten. Wir bauen Theater mit Tempelformen, Banken wie Kathedralen, Miethäuser mit Palastfirn. Arbeit wird in Stöckelschuhen und seidener Bluse getan. ... Jede Alltäglichkeit wird mit den ehrwürdigsten Worten gesagt..... Der Nibelungenfilm mag technisch eine Glanzleistung sein, darum bleibt er doch ein Greuel. Schon Wagners Opern haben die Welt der deutschen Sage angefressen. Seit dem ‚Ring der Nibelungen' ist die Wälsungensage im geistigen Besitz des deutschen Volkes nicht mehr, was sie war, oder hätte werden können. Sie ist bereits aus der einsamen Größe der heroischen Sphäre ins Kitschige gezogen. Dieser Film führt das Werk der Zerstörung fort. ... Wer die Bilder sieht und in die Seele läßt, dem ist das Nibelungenlied verloren. Gesprochen müßte es werden, gehört, und aus allem, was in den Seelen Heldenhaftes lebt, müßten die Gestalten aufsteigen. Kann das einer nicht, nun gut; dann sind sie für ihn eben nicht da. Das ist die Aristokratie des Kunstwerks.... Nimm das religiöse Schauspiel, die üblichen Mysterien. Noch ein paar Jahre Mysterien-

spiel, noch ein paar Jahre ‚Legende' und religiöse Lyrik, und unser Glaubensleben hat keine heile Gestalt mehr! Was ist das Geschehen der Weihnacht noch, wenn es in hundert süßlichen Krippenspielen verraspelt wird?" ... „Heute ist das Wort (z. B. ‚edel') versudelt. Mit Edelgasen hats angefangen, kam dann zu Edelkommunisten und Edelstahl. Nun ist es beim Edelschnaps geendet." (S. 69 bis 72.) Und doch bejaht Guardini die Gegenwart: „Das Neue wirkt zerstörend, weil der Mensch, der zu ihm gehört, noch nicht da ist." (S. 92.) „Wohl handelt es sich um technische, wissenschaftliche, politische Aufgaben; die aber sind nur vom Menschen her zu lösen. Ein neues Menschentum muß erwachen, von tieferer Geistigkeit, neuer Freiheit und Innerlichkeit, neuer Geformtheit und Formungskraft." (S. 96.) Schon sieht er „Bauwerke, in denen das technische Gebilde zu wirklicher Form bewältigt ist". (S. 107.) „Ich sehe überall, gegen äußeren Drill und rationalistischen Lehrbetrieb, eine Sehnsucht nach lebendiger Bildung aufstehen. Neue, tief liegende Keim- und Ordnungspunkte bilden sich, und formende Kraft tastet sich von dort her vor. Die Maßstäbe der Echtheit, der Lebendigkeit, der Wesenhaftigkeit erwachen, und ein Wille zu einer neuen Bildung ist da." (Seite 109.) – Wir sollten uns alle wirklich etwas mehr mit diesem Buche beschäftigen.

Josef Zimmermann.

Von Mammutbüchern und wenig Zeit

Seltsam: in solcher Zeit des Tempos erscheinen so oft mehrbändige Romane. Nicht, daß sie unbeachtet bleiben, sie werden oft weithin gelobt, man muß sie gelesen haben. Günstige Kritik und verlegerisches Geschick beeinflussen die öffentliche Meinung. Daß überhaupt solche dickleibigen Werke erscheinen, liegt nicht an der Darstellung einer weiten Spanne geschichtlichen Geschehens wie beim historischen Roman, sondern an der Eigenart heutiger psychologischer Zergliederung und Durchdringung. Nur ist es merkwürdig, daß diese großen Werke so viel gelesen werden. Freilich, hier wage ich doch wirklich an der Feststellung zu zweifeln. Was bedeutet es denn, wenn ein solches Werk einmal – aber ganz und gründlich, was so selten vorkommt – gelesen wird? Ein paar Gedankenfetzen, ein paar Bilder hat der Leser erfaßt, „fehlt leider oft das geistige Band". Oder glauben wir wirklich, die Dichtung völlig erfaßt zu haben, daß kein Bild, kein Gedanke tot an uns vorübergeglitten sei? Ich habe nicht den Mut dazu, zu behaupten, daß alles in den großen Dichtungen in mir so lebendig geworden sei, daß die nachschöpferische Kraft des echten Lesens nie erlahmte, daß ich auch nach Monaten alles gegenwärtig hatte. Will man eine Dichtung, die man zu lieben vorgibt, wirklich innerlich besitzen, so muß man sie öfter lesen. Und da ist der wunde Punkt. Vor einiger Zeit sprach ein Bekannter mir begeistert von dem gewaltigen Werk der Sigrid Undset. Auch ich teile diese Wertschätzung. Trotzdem fragte ich: „Ja, aber werden Sie in der nächsten Zeit, vielleicht in Jahresfrist, ‚Kristin Lavranstochter' nochmals lesen?" Darauf konnte er keine bejahende Antwort geben, weil er fühlte, daß er dazu kaum Zeit noch Ruhe finden würde. Damit ist aber das Schicksal dieser Werke bei vielen Lesern besiegelt, sie werden nicht ganz lebendig, vieles wird vergessen, im übrigen lassen sich hier die alten Verse anwenden: „Wer wird nicht einen Klopstock loben? ..." – Zur künstlerischen Erfassung gehört aber die Konzentration, die bei so großen Werken durch die Tatsache, daß die meisten Leser nur in ihren Erholungsstunden stückweise lesend viele Tage brauchen, gefährdet ist. So ergibt sich als Rat für die künstlerische und menschliche Erfassung von Dichtungen nicht so sehr die Lektüre solcher Werke, die natürlich hiermit durchaus noch keine Wertung erfahren und erst recht nicht an sich abgelehnt werden dürfen, als die Lesung der Novelle, des Gedichts. Ein sehr feinsinniger Mensch, der ganz gewiß mehr inneres Empfinden für echte Kunst hatte als der Durchschnitt, klagte mir einmal bei einem Plauderstündchen, daß seine Berufsarbeit ihm völlig die Möglichkeit nehme, Dichtungen zu lesen. Da riet ich: „Fünf oder zehn Minuten haben Sie doch sicher Zeit, um einmal täglich ein einziges Gedicht langsam sinnend zu lesen. Oder nicht?" Das ist doch sicher der Weg, um dem vielbeschäftigten, gehetzten Pflichtmenschen das Tor zur Schatzkammer der Dichtung zu öffnen, abgesehen von der rechten Zeiteinteilung. Die kleine, oft vielfach geschliffene Form der Novelle, wie wir sie besitzen, strahlt so viel an dichterischer Schönheit aus, daß sie die meisten Leser reicher macht, als ein Mammutbuch, und sei es innerlich noch so reich und schön.

Josef Zimmermann.

Verschiedenartige Kritik

Daß es im Geistigen keine Uniform, keine volle Einheitlichkeit geben darf, ist an sich selbstverständlich, auch bei weltanschaulicher Gemeinsamkeit. Selbst bei Kunstwerken desselben Stiles prägt sich die eigene Seele des Künstlers aus, wenn anders ein Kunstwerk gestaltet wurde. Auch in der Kritik, der nacherlebenden und nachschöpferischen, kann der Kritiker bei aller Sachlichkeit doch immer nur er selbst sein. Das ist sein Recht, ja, seine Pflicht, denn sonst hat er nicht aus innerer Stellungnahme seine Wertung ausgesprochen, er bleibt Kanzlist, der alles fein säuberlich registriert. Die künstlerische Wertung hat immer etwas stark Persönliches, nur in der religiös-sittlichen Wertung müssen katholische Kritiker grundsätzlich und im wesentlichen gemeinsame Wege gehen.

Die katholische Haltung E. von Handel-Mazzettis in ihrem ‚Johann Christian Günther' ist unbestritten, aber die künstlerische Beurteilung mußte mit Notwendigkeit verschiedenartig ausfallen. Dr. Martin Rockenbach (siehe ‚Orplid' 4. Jahrg., Heft 11/12, Seite 153) steht zu diesem Werk innerlich ganz anders als etwa Dr. Paul Siebertz, der wohl der Dichterin Wesen persönlich näher kennt. Doch, hier steht mehr das Werk in Frage. Rockenbach sagt: „Es weht uns an der Geist einer besonderen Frömmigkeit, zu dem uns jungen Deutschen, die wir aus dem Volke stammen, das gleichgestimmte Organ fehlt; ja, die Verquickung persönlicher Dinge und Handlungen mit dem Religiösen ... ist uns sogar mitunter schon einmal peinlich." (S. 154.) Seit ‚Ritas Briefen' und erst recht seit ‚Ritas Vermächtnis' gewahren Viele zwar nicht eigentlich ein Schwinden künstlerischer Kraft, aber doch eine gewisse Verengung oder, wenn man will, Beschränkung auf eine Lieblingsidee, bei der ihre dichterischen Werke wie Varianten wirken. Manchem muß eben die Welt der Rita oder der Else fremd bleiben, weil er die zarte Frömmigkeit eines Klosterkindes wohl achten kann, sie aber ihm nicht Vorbild ist, weil er wissend sich bewährend dastehen muß im Lebenskampf, von dem die früheren geschichtlichen Romane Handel-Mazzettis oft ein Abbild boten. Allen kann deshalb doch die gleichtiefe Gläubigkeit bleiben. Liest man nun den ersten, autobiographischen Teil des ‚Johann Christian Günther', dann berührt es öfter peinlich, wenn Handel-Mazzetti empfindsam, fast sentimental, Nichtverstehen beklagt und vom „liberal-katholischen Flügel", vom „fortschrittlich-katholischen Flügel", der ihr Werk schlecht behandelt habe (S. 186/187), schreibt. Das wirkt wie ein Femespruch, man sollte sich doch vor solch einem Urteil, das einen Makel anheftet, mehr hüten. Zudem wirken die vielen Namensnennungen von günstigen Kritikern und begeistertes Lob oft peinlich, ja, ich glaube, mehr als einen Kritiker, der ihrem Werk an sich freundlich gegenübersteht, hat das Lob, das ihm gespendet wurde, empfindlich berührt. Daß viele Leser keine rechte Freude an diesem Selbstbekenntnis des autobiographischen Teils, der fast zwei Drittel des Buches umfaßt, fanden, trotz alles Interessanten aus der Dichterwerkstatt, ist mehr als verständlich.

Die Novelle ‚Günthers Tod' hätte nur gewonnen, wenn der autobiographische Teil als Broschüre oder als Teil der Lebenserinnerungen gesondert erschienen wäre. Auch diese Novelle hat manches, was vielen nicht recht zusagen mag, etwa das physische Martyrium der Vivisektion, die barocke, etwas ungebändigte Bewegtheit mancher Szene. Jedoch scheint mir die Entsühnung Günthers genial geschaut zu sein, wenn ihre Tatsächlichkeit doch immer noch problematisch ist. Das Bestreben, einem Dichter, dem der Himmel in der Hölle seines stürmischen Lebens versank, barmherzige Liebe entgegenzubringen und seine Sehnsucht nach Reinheit und nach dem Himmel als Rettung zu erkennen, verdient Achtung.

Doch, es bleibt das eigene, subjektive Empfinden des Kritikers wie das der Dichterin zu Recht bestehen. Es muß dem Kritiker, der sicher nicht allein dasteht in seiner inneren Geisteshaltung – nicht nur, weil er die Meinung beeinflußt, sondern weil er selbst Deuter seiner Zeit oder einer Zeitrichtung ist – verstattet sein, zu sagen, ob ihn die Dichtung ergreift oder nicht. Wenn viele nicht immer die beiden Teile des Werkes vor Augen sähen, ich glaube, es wäre leichter, ein abwägendes Urteil zu fällen. So aber blieb der Eindruck bei vielen zwiespältig. Rockenbach geht im ‚Orplid' S. 155 sicher zu weit, wenn er sagt: „So schreibt keine religiöse Dichterin" und ich verstehe, daß Siebertz im ‚Neuen Reich' (10. Jahrg. Nr. 35) sich dagegen wendet. Es sind hier eben religiöse Formen, die mancher annehmen kann oder auch nicht. Daß aber Rockenbach selbst kein „Diktator" sein will, zeigt er durch die Tat-

sache, daß er durch Dr. Wilhelm Meridies (‚Orplid' 5. Jahrg. Heft 1/2) nochmals urteilen ließ. Im ganzen ist wohl Rockenbach etwas zu weit gegangen im Urteil, es ist doch mehr Kunst in dieser Novelle, als er glaubte. Doch, es ist auch etwas zuviel Bewegtheit in diesem Werk, vielleicht beruht es aber auch in der Eigenart des unstäten Günther, ähnlich wie Oskar Wilde in der ‚Ballade vom Zuchthaus zu Reading' sagt: „Glücklich ein Herz, das brechen kann und zum Frieden der Gnade gedeihn. Wie glättet sich sonst der Pfad, wie wird die Seele von Sünde rein? Wie anders als in ein gebroch'nes Herz kehret der Heiland ein?" Es gibt viele Wege zu Gott.

Schließlich bleibt jede Kritik nur ein Beitrag zur letzten, endgültigen Wertung, sofern es eine gibt. Unsre Leser sollten einmal die verschiedenartige Kritik, natürlich die ernsthafte, vergleichen, die ein Werk erfährt, um nicht von einem Kritiker zuviel zu verlangen.

Ganz anders liegt aber die Frage der Kritik bei den Werken Emil Ludwigs. Sie sind im wesentlichen nicht dichterisch-schöpferisch, sondern biographisch-gewandt. So muß schon der Titel des Aufsatzes eines pseudonymen Kritikers ‚Die Forderung des Tages: Geisteskultur' (‚Volkswart', Monatsschrift zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit, Juli 1928) Widerspruch hervorrufen, weil als Beispiel hoher Geisteskultur nur Emil Ludwigs Buch ‚Napoleon' genannt ist. Das uneingeschränkte Lob dieses gewandten Schriftstellers, der das Schöpferische der rechten Geisteskultur fast nie zeigte, sondern Bücher aus dem Leben großer Männer macht, die sich natürlich stetig vermehren lassen, zeigt eine Kritik, die keine ist, weil sie nicht abwägt. Zu gleicher Zeit erschien im ‚Hochland' (Juli 1928) eine geistvolle Satire auf Emil Ludwig von Dr. Friedrich Fuchs: ‚Der fünfte Evangelist und sein Tier'. Er bespricht Ludwigs Buch ‚Der Menschensohn'. Das Tier ist ihm „die Harpyie, jene Gattung, die Vergil beschreibt: mit unreinem Zugriff besudeln sie alles". Ludwig hat sich an eine Gestalt, die er nicht erfassen konnte, gewagt, obschon einmal ein geistvoller Kritiker meinte, Ludwig habe schon über so viele Persönlichkeiten geschrieben, daß ihm nur noch eine Biographie über den Herrgott zu schreiben übrig bleibe. Nun wagt er es, und Fuchs muß sagen: „Jedes Herrenwort, das da in Ludwigs schön und klug darum gruppierter Prosa steht (ganz wie das Ewige Wort selber in der Pharisäerschar) gibt Zeugnis wider die Ludwigsche Kreatur, der es in den geschminkten Mund gelegt ist." Wie sagt er noch am Schluß seiner geistvollen Kritik, die satirisch sein mußte: „Man sollte sich diese Bücher in Schweinsleder binden lassen; im Gedenken an die gerasenischen Schweine." Man lese dazu die scharfe Ablehnung Ludwigs durch Prof. Dr. Philipp Funk im ‚Literarischen Ratgeber für die Katholiken Deutschlands' (1926/28, Seite 201 ff.).

Solange ein wirklich schöpferischer Mensch etwas ihm Verwandtes gestaltet und damit Geisteskultur pflegt, solange bleibt jede echte Kritik ehrfurchtsvoll, auch wenn das Werk nicht ganz seines Geistes ist. Es trägt eben die Echtheit als Siegel, das nur eine grobe Hand zerbricht. Doch, jede Kritik, auch die beste, ist nur ein Beitrag zu abschließender Wertung.

Josef Zimmermann.

Besprechungen

Religion

Miller, Athanasius O.S.B.: Das Hohe Lied, übersetzt und erklärt. (Die Heilige Schrift des Alten Testamentes übersetzt und erklärt. In Verbindung mit Fachgelehrten herausgegeben von Franz Feldmann und Heinrich Herkenne, VI. Band, 3. Abt.) 76 S. Bonn, 1927, Hanstein. 2.70 *M*, geb. in Lwd. 4.— *M*.

Nach M. ist es das Wahrscheinlichste, daß das Hohe Lied in der Gegend von Damaskus entstanden ist. Als Verfasser kommt nicht Salomon in Betracht; die Entstehung des Buches fällt in die Zeit des großen Propheten oder in die kurz darauf folgende Zeit. Was den literarischen Charakter des Buches betrifft, so ist es weder ein bunter Strauß von einzelnen Liedern, noch ein Drama, sondern eine „lyrische Zwiesprache, durchsetzt mit dramatischer Bewegung und Handlung" unter Anlehnung an orientalische Hochzeitsgebräuche.

Der Gegenstand des Hohen Liedes „ist nach dem zunächst liegenden Wortlaut ein bräutlich-eheliches Verhältnis, in idealster Gestalt geschildert". Die Beschreibung der bräutlich-ehelichen Liebe ist aber nicht Selbstzweck, sondern bildet die Unterlage für eine höhere Idee. Das Hohe Lied ist also typisch aufzufassen und „stellt die Liebe Gottes zur Menschheit, speziell zu seinem Volke dar"; es ist nur eine logische Folgerung und Ausweitung, wenn man in ihm auch die Vereinigung Gottes und Christi mit der Einzelseele dargestellt sieht.

Die sorgfältige Uebersetzung ist von einer doppelten Erklärung begleitet; die erste macht mit dem Literalsinn vertraut, die zweite bietet die höhere Deutung.

Die Freunde der Heiligen Schrift werden dem Verfasser für die überaus gediegene Arbeit Dank wissen.

Godesberg. H. J. Heyes.

Siemer, Laurentius M., O.P.: Die mystische Seelenentfaltung unter dem Einfluß der Gaben des Heiligen Geistes. Nach der Lehre des heiligen Thomas dargestellt. 8°, 176 Seiten. Vechta i. Oldbg. Albertus-Magnus-Verlag. In Leinen gebunden 3.60 *M*.

Als Schüler eines Meisters des geistlichen Lebens, des heiligen Thomas von Aquin, spricht Siemer hier von der Entwicklung des übernatürlichen Lebens der Seele, von der Entfaltung, dem Aufstieg der Seele zu Gott durch Wachstum in der Liebe bis zur innigsten Vereinigung mit Gott, die aus der Liebe hervorgeht und jedes Christen Aufgabe und Ziel ist und nicht nur, wie oft angenommen, des außerordentlich Begnadeten. Von den ersten Anfängen des Strebens nach sittlicher Höhe bis zu dessen Krönung erscheint das religiöse Leben auf eine einheitliche Linie gebracht, unter eindrucksvoller Herausstellung der entscheidenden Bedeutung des göttlichen Gnadenwaltens, besonders in den sieben Gaben des Gottesgeistes, dessen Führung auf dem Wege der Läuterung, Erleuchtung und Einigung die hohe Schule christlicher Seelenentfaltung ist. Dienen die Darlegungen auch nicht unmittelbar der Weckung von Impulsen zur religiösen Tat, so tragen sie doch sehr viel bei zu deren Voraussetzung, nämlich zur seelischen Klärung und zur Heiligung der Gesinnung. Siemer weist selbst darauf hin, es werde nicht immer leicht sein, den Gedanken des Meisters zu folgen, der so hoch emporgestiegen zu den Höhen der Gottheit, aber es bringt sicher hohen Gewinn, den Gedanken nachzugehen und sie durchzudenken.

Bonn. Heinrich Ostlender.

Thomas von Aquin: Von göttlichem Leben. Mit Kommentar von P. Lemonnyer O. P., übersetzt von P. Suitbert Soreth O. P. Vechta, 1927, Albertus-Magnus-Verlag. Gebunden in Indanthrenleinen 3.90 *M*, kart. 3.45 *M*.

Dieses Büchlein zeugt wirklich von echtem „dominikanischem Geistesleben", wie sich die „Schriftenreihe zur Einführung in dominikanische Aszese und Mystik" nennt. Es hat die kleine wenig gekannte Schrift des heiligen Thomas: ‚De divinis moribus' zum Gegenstand, zu dessen einzelnen Kapiteln der Franzose P. Lemonnyer eine Paraphrase und Weiterführung geschrieben hat. Das Leitmotiv bildet der Spruch des Herrn, Matth. 5, 48: „Seid vollkommen, wie auch euer himmlischer Vater vollkommen ist!" Damit stecken sich der englische Lehrer und sein interpretierender Ordensbruder das hohe religiöse Ziel, darzutun, wie der Mensch durch Betrachtung und Nachahmung göttlicher Eigenschaften Gott ähnlich werden kann. Darin ist nichts zu fin-

den von einer Geheimlehre für wenige Auserwählte oder einer in barocker Zeit so beliebt gewordenen mystischen Stufenreihe, sondern mit erquickender Unbefangenheit wird dem in die Gnade, in das „ewige Leben" eingetauchten Christen in der treffenden bis zum Rande sinngefüllten Sprache des großen mittelalterlichen Theologen gleich das höchste Ziel allen religiösen Lebens überhaupt dargetan. In den jeweiligen ersten Abschnitten der 24 Kapitel, die immer von Thomas selbst stammen, leuchtet für den, der Thomas zu lesen weiß, seine tiefe mystische Seele, die sich hinter klaren geschliffenen Gedankenbildern verbirgt. Wir gewahren dabei ein ganz ungespaltenes christliches Seelenleben. Der Erklärer hat das für ein weiteres Publikum in brillanter, mitunter zwar etwas fremd anmutender Sprache näher ausgeführt, immer schöpfend aus den Quellen der Heiligen Schrift. Er vertritt damit nicht nur die religiös-mystische Lehre seiner Ordensschule, sondern spricht jedem ehrlich strebenden Frommen aus dem Herzen. Ein Wort aus der Einleitung mag für viele andere hier stehen: „Thomas will nichts wissen von einer Art dicht abschließender Scheidewand zwischen einer rein vernunftmäßigen Gedankenarbeit auf der einen Seite, und den Erwägungen, den tiefen Einblicken in Gott durch die geistliche, mystische Gotteswissenschaft auf der anderen Seite."

Köln. Albert Mecklenbeck.

Nachfolge Christi. Uebersetzt und herausgegeben von Otto Karrer, mit Bildern von Gebhard Fugel. Taschenformat. 494 Seiten. München, Ars sacra, Jos. Müller.

Neben dem neu übersetzten Texte enthält das Büchlein eine Einführung in seine Eigenart und Bedeutung und kritische Bemerkungen über seinen Verfasser. Gebete im Anhang, praktische Anordnung der Lesungen aus der Nachfolge Christi mit Rücksicht auf die verschiedenen Witterungen der Seelen und das Inhaltsverzeichnis. Die Uebersetzung liest sich gut. Die bekannten Fugelschen Bibelbilder sind passend dem Text eingefügt.

Bonn. Hugo Dausend O. F. M.

Antonius von Padua: Wie man das selige Leben finde. Aus Predigten des Heiligen von Otto Karrer. Taschenformat. 200 Seiten mit 15 Bildern in Kupfertiefdruck. München, Ars sacra, Jos. Müller. Halbleinen 3.60 *M.*

Eine kritische Würdigung und Darstellung des Lebens und Wirkens des großen Volksheiligen und erbauliche Proben aus seinen schriftlich hinterlassenen Predigten schenkt uns der rastlose Karrer. Das Büchlein ist würdig des großen Heiligen und verdient nach Inhalt und Ausstattung recht viele Freunde. Manchem werden Stellen des ersten Teiles wohl etwas rationalistisch kalt erscheinen. Doch dieser Teil ist der kritische.

Bonn. Hugo Dausend O. F. M.

Baltin, Franz: Die lauretanische Litanei. In Bildern von alten Meistern und mit liturgischen Texten. 8°. 146 S. München, 1928, Kösel-Pustet. Ganzleinen 7.50 *M.*

Die lauretanische Litanei, eine Schatzkammer theologisch-mystischer Gedanken in poetischem Wortgewande, erfährt in diesem strahlenden Büchlein (Kunstdruckpapier und Chromotypie) eine erbauliche Ausdeutung durch sorgfältig ausgewählte Bilder aus der gotischen bis barocken Zeit in Verbindung mit mariologischen Texten aus der Liturgie. Auf jeder Seite steht eine Anrufung der Litanei und ein passendes Bild darüber. Ihm gegenüber steht erst ein Vorspruch und darunter ein Gebet. Aus diesem Dreiklang von Anrufung, Bild und liturgischem Wort wird jeder einzelne der volkstümlichen phantasiegetränkten Marienpreise in die geläuterte Gemütssphäre der religiös empfindsamen Seele des Künstlers und in die völlig abgeklärte gedankentiefe und objektive Welt des kirchlichen Gebetsgeistes hinaufgehoben. Drum muß der Leser und Betrachter vor jeder Seite weilen, um immer wieder neu im Wechsel der Mittel den Weg vom bewegten Gemüte zu den feinsten Schwingungen der Seele bis hin in die Ruhe des Geistes zu nehmen. Die Zusammenstellung der Texte ist durchweg ungezwungen. Zu jedem Ruf ein passendes Bild zu finden, war schon schwerer. Rein formal schwierig ist es geblieben bei den Massenszenen, sie sind in ein allzu kleines Format geraten, manchmal unkenntlich. Zwar so ganz Große wie Fra Angelico und der unvergleichliche Giotto wirken auch in Duodezform noch erhaben und überwältigend. Wie durch ein himmlisches Schlaglicht wird manches Bild durch seinen lauretanischen Marienpreis zu einer religiösen Offenbarung, etwa ‚Die allerreinste Mutter' (Raffael) und ‚Du Morgenstern' (Luinis Bild aus Lugano). Ueber ein paar Lückenbüßer, wo man die Verlegenheit des Autors merkt, sieht man gern hinweg. Alles in Allem ein herrliches Marienlob für stille Marientage und sinnige Marienkinder.

Köln Albert Mecklenbeck.

Marienlob. Des Bruders Egidius Büchlein von unserer lieben Fraue. 8°. 42 Seiten, 8 Bilder in Kupfertiefdruck. München, 1927, Ars sacra, Jos. Müller. In Büttenumschlag 1.25 *M.*

Auf feinstem Büttenpapier, zweifarbig, bietet der Verfasser vom 12. Jahrhundert bis hinein in die Gegenwart eine Auswahl inniger, wertvoller Mariendichtung. Er ordnet sie nach den Geschehnissen im Leben Mariens. Die acht beigegebenen Bilder beleuchten die Hauptvorkommnisse treffend. Der Text Seite 16 stammt nicht von Jacopone da Todi.

Bonn. Hugo Dausend O. F. M.

Gebete im Geiste des heiligen Anselmus. Verdeutscht von J. Knor. 8°, 135 Seiten. München 1927. Kösel & Pustet. Preis in Ganzleinen 3.50 *M.*

Diese Gebete, nur zum geringen Teil von Anselm selbst herrührend, atmen ganz die packende Lebendigkeit, Innigkeit und Glaubenswärme mittelalterlicher Frömmigkeit. Freilich tritt auch nicht selten zutage, daß die damalige Rede- und Ausdrucksweise nicht mehr in allem unserem heutigen Denken und Empfinden entsprechend sind. Diesem Umstande hätte durch sorgfältigere Auslese und weitgehenderen Gebrauch der nur gelegentlich angewendeten Kürzung noch mehr Rechnung getragen werden können.

Bonn. Heinrich Ostlender.

Kaulen, Franz: Die Legende von dem seligen Hermann Joseph. 3. Auflage. 12°. XVIII, 160 Seiten, 1 Tafel. Freiburg i. Br., 1927, Herder. Kart. 3.40 *M.*

Franz Kaulen, der gelehrte Theologe, hat uns auch zwei mittelalterliche Legenden in altertümlichem deutschen Sprachgewande geschenkt. Die eine, die Legende vom seligen Hermann Joseph, die erstmalig 1862 ohne Verfassername auf den Büchermarkt kam, erlebt jetzt die 3. Auflage. Sie ist nur wenig abgeändert gegenüber der zweiten vom Jahre 1880. Vermehrt wurde sie um den Herz-Jesu-Hymnus, der dem Seligen zugesprochen wird.

Bonn. Hugo Dausend O. F. M.

Ex Oriente. Religiöse und philosophische Probleme des Ostens und des Westens. Beiträge orthodoxer, unierter und katholischer Schriftsteller in russischer, französischer und deutscher Sprache. Mit einem achtfarbigen Titelbild und sechs einfarbigen Bildern. Herausgegeben von Ludwig Berg. Mainz 1927. Matthias Grünewald-Verlag. Gr. 8°, 427 Seiten. Geb. 14.—, Halbleinen 16.— *M.*

Zu dem nunmehr so aktuell gewordenen Problem der Union der morgenländischen mit der abendländischen Kirche bringt dieses Sammelwerk aus der Feder sachkundiger Mitarbeiter wertvolle Beiträge, in denen sowohl die Dringlichkeit als auch die Schwierigkeit dieser Union von den verschiedensten Gesichtspunkten aus erörtert wird. Gegenseitige Kenntnis, gegenseitige Achtung und Liebe wollen diese Abhandlungen vermitteln und so eine Atmosphäre schaffen, in der der Gedanke der Union, die ja noch manche Zeit fordern wird, Wurzel schlagen und reifen kann. Auf beiden Seiten wird die Notwendigkeit der Union erkannt, schon aus der Einsicht heraus, daß die Einheit von Christus gewollt ist und daß eine einheitliche Front gegen den Ansturm des neuen Heidentums geschaffen werden muß. (Vgl. die Beiträge des Orthodoxen Iconow und des Georgiers Iwanitsky-Ingilo.) Vom geschichtsphilosophischen Standpunkt aus behandelt die sehr beachtenswerte Abhandlung „Union und Zukunft" des Wiener Philosophen Hans Eibl die Wiedervereinigungsfrage (S. 10—30). Es ist gut, daß der Herausgeber, der mit der Russenfürsorge betraut gewesene Prof. L. Berg, die seelischen Hemmungen aufdeckt, durch die manche Russen sich vom Uebertritt zur katholischen Kirche abhalten lassen (S. 31—51); hier sind manche für die Religionspsychologie belangreiche Tatsachen berührt. Was der Metropolit von Lemberg, Graf Andreas Szepticky, über die Vollmachten mitteilt, die ihm die letzten Päpste für die Organisation der katholischen Kirche in Rußland, speziell für die Errichtung eines römischen-katholischen Exarchats gegeben haben, dürfte bisher nur engerem Kreise bekannt gewesen sein; in diesen und in anderen Beiträgen zeigt es sich, wie sorglich Rom die liturgische Eigenart des östlichen Christentums schont. Auf den Inhalt der sämtlichen Beiträge kann hier leider nicht eingegangen werden; hingewiesen sei kurz auf die Aufsätze des Freiherrn von Taube über Rom und Rußland in der vormongolischen Zeit, Josephs von Uminsky über Rußlands Beziehungen zu Rom im 13. Jahrhundert und die beiden Abhandlungen über Wladimir Solowjew.

In der Abteilung „Dogmatische Fragen" behandeln in sachkundiger Art A. Bukowski

die russisch-orthodoxe Lehre von der Erbsünde, P. Tyskiewicz „Die Primatlehre des heiligen Ephräm, die Stimme der alten Orthodoxie", M. de la Taille die Frage der Zuwendung der Früchte des heiligen Meßopfers an die getrennten Brüder, K. Lübeck die Priesterehe in der griechischen Kirche. Mit ganz besonderem Interesse wird derjenige, der sich für die Geschichte und Psychologie der Askese interessiert, den Beitrag Reinhold von Walters lesen über Pilger und Starzen (387—412). Die russischen Beiträge sind in deutscher Sprache wiederholt. Die beigegebenen Bilder sind gut erklärt und tragen zu ihrem Teil zur Charakterisierung des orthodoxen Christentums bei. Prof. Berg hat sich mit der Herausgabe dieses glänzend ausgestatteten Sammelwerkes ein Verdienst erworben. Möge es viele Leser finden und seinen Zweck erreichen: nämlich Kenntnis über unsere getrennten Brüder im Osten zu verbreiten und zum Forschen, aber auch zu lebendigem religiösen Interesse für die Frage der Union anzuregen.

Bonn. Friedrich Andres.

Kulturgeschichte

Zoepfl, Friedrich: Deutsche Kulturgeschichte. 2 Bände, erscheinen in Lieferungen. 1. Band, 580 Seiten. (6 Lieferungen, je 3.80 *M.*) Freiburg i. B. 1928. Verlag Herder.

Die 1. und 2. Lieferung dieses Werkes wurde im 2. Heft 1928 auf S. 138 besprochen. Nun liegt der 1. Band vollendet vor, und er ist eine schöne Leistung. Er hält das, was die ersten Lieferungen versprachen, ja eigentlich bedeutet er eine Steigerung, nicht nur dem Inhalt nach, sondern auch in der Art der Darstellung. Außerordentlich lebendig und anschaulich wirken auf den Leser die Kulturkräfte des Mittelalters. Dabei sind mit vorbildlicher Objektivität Licht und Schatten abgewogen. Daher kommt es, daß man nun erst die rechte Ueberzeugung von der Helligkeit dieser Kulturepoche bekommt. Weltentrücktheit ist mit Erdgebundenheit innigst verwachsen! Die Einheit in der Vielseitigkeit einer weltanschaulich geschlossen denkenden Zeit wirkt durchaus nicht als geistiger — oder geistlicher — Schematismus. Rätsel brauchen allerdings nicht gelöst zu werden; denn die gesunde Kraftentfaltung unseres Volkes ist Grundlage dieser Epoche. Vor allem aber wird klar, welche Kräfte imstande sind, ein niedergehendes Volk vor dem Untergang zu retten.

Die 3. Lieferung geht aus vom Kernpunkt deutschen Bildungswesen, von den Klöstern, Domen, Stiftern. Der Bildungskreis erweitert sich in eigenartigster Form: es entsteht eine ständische Bildung des Rittertums. Die Germanische Kultur wird vom Süden und Westen beeinflußt. — Mustergiltig ist die Entstehung der Stände charakterisiert und ihre Schwächen, besonders die der Bauern und Ritter. Wenn auch die Grundlage der materiellen Kultur der Ackerbau bleibt, es kommt beherrschend der Handel hinzu. Besonders interessant und im einzelnen besonders lebendig gestaltet ist die Darstellung des bürgerlichen Lebens im dreizehnten bis fünfzehnten Jahrhundert. Das Stadtbild schon zeigt in seiner Architektur die Persönlichkeit der Bürger. Das Zunftleben ist reich illustriert mit sorgfältig zusammengestellten Abbildungen. Die gesamte Großzügigkeit des bürgerlichen Lebens erläutert dann das Leben im Hause, das eheliche Leben, die neue Bildung, Zunft- und Volksfeste. Die Wohlhabenheit zeigen insbesondere Bauten und Prunkentfaltung in Ausstattung und Kleidung.

Dabei werden, wie gesagt, die Schattenseiten als solche klar gekennzeichnet, mag es sich um gesellschaftliches Leben, um religiöse Betätigung handeln, oder um die öffentliche Sittlichkeit oder das Badeleben.

Es ist wirklich nichts Wesentliches vergessen, so daß der folgende Band eine im besten Sinne reale Grundlage in diesem wissenschaftlich straff aufgebauten Fundament findet. Die Lebendigkeit der Darstellung wächst dadurch, daß die scharfsichtigsten Beurteiler ihrer Zeit, deren Schriften wir kennen, als Kronzeugen aufgerufen werden (z. B. Berth. von Regensburg, ‚Das Buch Weinsberg' u. a.).

Einige Ausstellungen: Der Niedergang der Hansa ist in seinen Ursachen nicht vollständig genug behandelt. — Bei der Charakterisierung des Lebens auf einer Burg ist bei Erwähnung des Badewesens auf den Parzival hingewiesen (S. 302). Aber die erwähnte Szene ist durchaus nicht harmlos, — oder höchstens für Parzival — jedenfalls nicht für die Bademädchen.

Im ganzen geurteilt: Das Werk ist wie geschaffen dazu, ein Hausbuch zu werden für die gebildete deutsche Familie. Es ist nämlich

die erste Kulturgeschichte, die so handlich, so gut illustriert, so gut einprägsam in den Geist des Mittelalters und seine kulturellen Werte einführt.

Bonn. Johannes Peters.

Zellinger, Johannes: Bad und Bäder in der altchristlichen Kirche. 136 S. München, 1928, Max Hueber-Verlag. Brosch. 4.50 *M*, geb. 6.— *M*.

Mit ausgezeichneter Gelehrsamkeit behandelt der Verfasser an der nur scheinbar abgelegenen Frage des Bades die Einstellung der frühen Kirche zum Körper und zum Sinnlichen überhaupt. Es zeigt sich, daß die kirchlichen Behörden nie gegen das Bad überhaupt waren, das sie im Gegenteil fast überall zum notwendigen Bestand der Körperpflege rechneten. Der radikale Wasserverzicht, wie ihn östliche Asketen durchführten, ist für die Gesamtkirche nicht bezeichnend. Auch hier sieht man wieder in voller Deutlichkeit, wie die Kirche die überkommenen Vorstellungen der Antike nicht schroff ablehnte, sondern in organischem Uebergang, soweit sie überhaupt für eine christliche Haltung tragbar waren, sich einzuverwandeln wußte. Natürlich ist diese hervorragende philologisch-geistesgeschichtliche Studie, die ein überaus sorgfältiges Namen- und Sachregister zusammenfaßt, für eine allgemeine Volksbücherei nicht geeignet.

Bonn. Heinrich Lützeler.

Politik / Geopolitik

Göhre, Paul: Deutschlands weltpolitische Zukunft. 8°, 176 Seiten. Berlin-Grunewald 1925. Kurt Vowinckels Verlag.

Paul Göhre, der sich schon vor beinahe vier Jahrzehnten durch sein Buch ‚Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksbursche' das eigene Erlebnisse in der Welt des Industriearbeiters schilderte und zu deuten suchte, einen Namen gemacht hat, wagt sich in der vorliegenden Schrift an ein Problem, das nicht bloß eine, sondern die Lebensfrage des deutschen Volkes bedeutet. Die sonst aufgetauchten Lösungsvorschläge – Pazifismus, Weltrevolution, Revanchekrieg, Wiederherstellung der alten Weltmacht, Bündnispolitik – lehnt er als illusionär und verderblich ab. Sein eigener Versuch geht von der These aus, daß Wirtschaft und Politik über Länder- und Völkerschranken hinauswachsen müßten, um sich in einem weit umfassenderen Rahmen, in sog. Großerdraumorganismen, neuen Lebensmöglichkeiten zu finden. Er sieht eine ganze Anzahl dieser Gebilde teils schon verwirklicht, teils noch im Entstehen begriffen: Sowjetrußland (mit Nordasien), Nordamerika, Südamerika, das britische Imperium (dem indes die dauernde Daseinsmöglichkeit abgesprochen wird), Südafrika und Südostasien. Zu diesen muß sich nach Göhres Meinung auch Kontinentaleuropa gesellen, wenn es nicht an seiner Zersplitterung in 28 Staaten zugrunde gehen soll. Der lebensnotwendige Zusammenschluß dieser Staaten, der natürlich nur auf der Grundlage vollständiger Gleichberechtigung erfolgen kann, soll nicht etwa auf die Schaffung eines europäischen Einheitsstaats abzielen, sondern sich auf die Herstellung einer Art Föderation mit dem Zwecke dauernder Befriedung und planvoller wirtschaftlicher und politischer Zusammenarbeit beschränken. In dieser europäischen Union wird dann, so hofft Göhre, auch Deutschland wieder eine Stellung und eine Aufgabe finden, für die es sich lohnt, zu leben und zu schaffen. – Das ungemein anregende Buch verdient die Aufmerksamkeit der deutschen Oeffentlichkeit. Ob es sie findet, ist leider eine andere Frage.

Bonn. Albert Lauscher.

Politisches Jahrbuch 1927/28. Bearbeitet und herausgegeben von Universitätsprofessor Dr. Georg Schreiber, M. d. R. 8°. 830 Seiten. M. Gladbach, 1928, Volksvereinsverlag.

Aeußerlich bedeutend gewachsen, innerlich fast in jeder einzelnen Sparte vervollkommnet, tritt das Politische Jahrbuch der deutschen Zentrumspartei zum dritten Male seinen Weg in die deutsche Oeffentlichkeit an. Eine Darstellung der deutschen Politik, die den Vorgängen Schritt um Schritt in eindringender Analyse folgt und mit dem Ende des letzten Reichstags auch selber am Ende ihrer Arbeit stand - das Vorwort des Herausgebers gehört dem März 1928 an - stellt schon als bloßes Faktum eine erstaunliche Leistung dar, deren Möglichkeit man bezweifeln würde, wenn nicht die Wirklichkeit sie bezeugte. Ein ganzer Stab von Mitarbeitern,

sämtlich Mitglieder der Reichstagsfraktion des Zentrums, hat auch diesmal wieder durch sachkundige Bearbeitung der einzelnen Sparten der Politik des Deutschen Reichs während der Berichtszeit wertvolle Beihilfe geleistet. Der Löwenanteil an der Arbeit und am Erfolg gehört indes ohne allen Zweifel dem Herausgeber selbst, ohne dessen ungeheure Arbeitskraft - von den 42 Beiträgen rühren nicht weniger als sechs, dazu besonders wertvolle, von ihm her - es nicht möglich gewesen wäre, ein so stattliches und gehaltvolles Werk in so unverhältnismäßig knapp bemessener Zeit zum Abschluß zu bringen. Das Buch ist nicht für eine flüchtige Lektüre bestimmt, es ist ein Nachschlagewerk, dessen sich jeder politisch regsame Deutsche für das Ganze wie für jedes Teilgebiet des politischen Geschehens in Deutschland mit großem Nutzen bedienen kann.

Bonn. Albert Lauscher.

Brunstäd, Friedrich: Deutschland und der Sozialismus. (Nationale Bücherei, herausgegeben von Dietrich Schäfer, Bd. V.) Gr. 8°. VIII und 324 Seiten. Berlin, 1924, Georg Elsner, Verlagsgesellschaft m. b. H. Brosch. 6.— *M*, geb. 7.50 *M*.

Ein Versuch, den Sozialismus in die Geschichte der neuzeitlichen Ideenbewegung einzuordnen und in engster Verbindung hiermit seinen weltanschaulichen Gehalt wie seine wirtschafts-, staats- und kulturpolitische Einstellung und Auswirkung, insbesondere seinen Anteil einerseits an der dutschen Arbeiterbewegung, anderseits an dem tragischen Geschick des deutschen Volkes wissenschaftlich darzustellen, darf von vornherein aufmerksamer Beachtung sicher sein. Brundstäd hat diesen Versuch gewagt, und man kann ihm die Anerkennung nicht versagen, daß er ein tüchtiges Werk geschaffen hat. Der Erlanger Philosoph ist positiver Protestant, als Politiker steht er weit rechts, das nationale Leben des deutschen Volkes erhält nach ihm „im preußischen Staate die politische Gestalt, ohne die alle Kultur wieder zugrunde gehen muß" (S. 106). Es versteht sich also von selbst, daß er dem Sozialismus scharf ablehnend gegenübersteht. Er ist zweifellos im Recht, wenn er die tragenden Ideen der sozialistischen Weltanschauung als späten Niederschlag der Aufklärung charakterisiert, in welchem diese neuerdings über unser Volk verhängnisvolle Macht gewann. Auch seiner Kritik der sozialistischen und namentlich der marxistischen Wirtschaftstheorien wird man im großen und ganzen zustimmen müssen, ebenso auch der Feststellung, daß es ein Unglück für die Arbeiterbewegung gewesen ist, daß sie in den Bann des Marxismus geriet. Daran aber, daß die deutsche Arbeiterschaft jahrzehntelang zur Nation und zum Staat kein inneres Verhältnis gewonnen hat, trägt der Sozialismus nicht die alleinige, nicht einmal die größte Schuld. Der alte Staat hat sich zu wenig um sie bemüht, er hat sie nicht zum Dienst am Staat herangezogen, was Wunder, wenn das Gefühl, daß dieser Staat auch der ihrige sei, ihr trotz aller staatlichen Sozialpolitik fremd blieb? - B. ist übrigens durchaus kein Reaktionär: das Schlußkapitel, in welchem er das Ergebnis seiner Untersuchung zusammenfaßt, entwirft ein Wirtschafts- und Sozialprogramm für die Zukunft, das ihm alle Ehre macht.

Bonn. Albert Lauscher.

Metz, Friedrich: Die Oberrheinlande. Gr. 8°. 284 Seiten. Mit 45 Karten und Diagrammen im Text. Breslau 1925. Ferd. Hirt.

Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, die geschlossene Einheit der Rheinebene von Basel bis Mainz – sie versteht er unter den Oberrheinlanden – mit den Hilfsmitteln der geographischen Wissenschaft zu erweisen. Ausgehend von den Naturgrundlagen der oberrheinischen Kulturentwicklung (Oberflächengestaltung und Gewässer, Klima, Pflanzen und Tierwelt), verfolgt er den Gang der Besiedlung mit besonderer Berücksichtigung der Städte, um sich dann der Darstellung des Wirtschaftslebens in seinen verschiedenen Zweigen (Landwirtschaft, Rebbau, Wälder und Waldwirtschaft, Bergbau, Gewerbe) zuzuwenden. Das Ergebnis ist: Das Oberrheinland bleibt die geschlossenste natürliche, kulturelle und nationale Einheit auf dem Boden Mitteleuropas, ihre Aufteilung in eine Vielheit von Ländern und Ländchen durch den leidigen deutschen Partikularismus war somit sinnlos, und die Losreißung des Elsaß und Deutsch-Lothringens vom Deutschen Reich, die Frankreich seit dem sechzehnten Jahrhundert und neuerdings wieder durch den Gewaltfrieden von Versailles verübt hat, war eine Sünde wider die Natur. Der Beweis für diese These wird in einer Reihe historisch-politischer Abschnitte noch weiter ausgebaut, und man darf unbedenklich sagen, daß er für den unbefangenen Leser an Ueber-

zeugungskraft nichts zu wünschen übrig läßt. Zu bemängeln bleibt nur, daß Metz nicht den Mut gefunden hat, offen zu gestehen, daß die deutsche Politik 1871–1914 sich der Aufgabe, das mit den Waffen zurückeroberte Elsaß-Lothringen auch innerlich, seelisch für Deutschland wiederzugewinnen, in keiner Weise gewachsen gezeigt hat. Nicht das ist für uns das Schmerzlichste, daß wir das schöne Land am Oberrhein wieder verloren haben. Aber daß der urdeutsche Stamm, der dieses Land bewohnt, 1918 mit fliegenden Fahnen zu Frankreich überging, und daß er auch heute noch, trotz aller Enttäuschungen, die er inzwischen erlitten hat, von einer Wiedervereinigung mit uns nichts wissen will, das ist unsagbar bitter. Wirtschaftliche Hebung tuts eben nicht allein, Achtung vor fremder Eigenart, Verzicht auf herrische Bevormundung und geduldiges Zuwarten sind noch viel wichtiger. Daran aber hat es leider gefehlt. Im übrigen verdient das sehr tüchtige und gehaltvolle Buch die wärmste Empfehlung.

Bonn. Albert Lauscher.

Deutschtum im Ausland

Jahrbuch des Reichsverbandes für die katholischen Auslandsdeutschen. 232 Seiten. Münster i. W., 1926, Aschendorff. 6.— *M*, geb. 7.20 *M*.

Dieser erste Versuch, einen Ueberblick über das Arbeitsfeld und die Aufgaben des vor einigen Jahren ins Leben gerufenen Reichsverbandes für die katholischen Auslandsdeutschen zu ermöglichen, ist um so lebhafter zu begrüßen, als das Interesse für unsere ausgedehnte nationale Diaspora erheblicher Steigerung nicht bloß fähig, sondern auch sehr bedürftig ist. Insbesondere wir deutsche Katholiken, die wir doch nahezu zwei Drittel der dreißig Millionen Auslandsdeutsche zu unseren Glaubensgenossen zählen, haben es in dieser Hinsicht bisher nur allzusehr an uns fehlen lassen. Man kümmerte sich allenfalls noch um die Auswanderer (St. Raphaels-Verein!), aber was nachher in ihrer neuen Heimat aus diesen katholischen Deutschen wurde, ob ihnen Glaube und Volkstum erhalten blieb, hat den meisten von uns wenig Sorge gemacht. Erst die Katastrophe von 1918, die mehrere Millionen deutscher Volksgenossen, und zwar der großen Mehrzahl nach Katholiken, von uns losriß und in fremdem Staatsverbande zu hartem Kampf um ihr Deutschtum zwang, hat uns die Augen geöffnet für die großen Aufgaben, die wir an unseren Brüdern und Schwestern jenseits der deutschen Grenzpfähle zu erfüllen haben. Das vorliegende Handbuch ist geeignet, dieses Bewußtsein zu vertiefen. In einer stattlichen Anzahl von Aufsätzen aus der Feder bewährter Sachkenner wendet es sich, vom Grundsätzlichen zum Faktischen und Praktischen fortschreitend, an Verstand und Herz des katholischen Deutschlands mit eindringlicher Werbung für unser Auslandsdeutschtum. Lassen auch einige der Beiträge die klarbewußte Zielsetzung einigermaßen vermissen, so darf doch im ganzen dieser erste Wurf als gelungen bezeichnet werden. Im Interesse der großen Sache, der es dienen will, muß man dem Buche weiteste Verbreitung wünschen.

Bonn. Albert Lauscher.

Südtirol. Unter Mitwirkung von Dominikus Dietrich, Anton Doerrer, Ludwig Jutz, Hans Kinzl, Josef Ringler, Josef Rungg, Wilhelm Rohmeder, Otto Stolz, Josef Weingartner, Hermann Wopfner, * * *. Herausgegeben von Dr. Karl Bell. Mit 10 Karten und Tabellen, sowie 26 Abbildungen. (Das Deutschtum im Ausland, Band 2.) 8°. 272 Seiten. Dresden 1927. Deutscher Buch- und Kunstverlag William Berger.

Dieses Sammelwerk will durch eine Reihe wertvoller Abhandlungen aus der Feder bedeutender Fachmänner den Nachweis erbringen, daß Südtirol allen italienischen Behauptungen zum Trotz ein in jeder Hinsicht deutsches Land ist. Man kann sagen, daß der Nachweis durchaus geglückt ist, und daß vernünftiger Weise alle Uebertreibungen und Ueberschärfungen vermieden wurden, die sich öfters in Werke von Defensiv- und polemischem Charakter einschleichen. Dadurch erhöht sich der Wert der vorliegenden Publikation, die ganz objektiv schwer erreichbares Material zusammenstellt und verwertet. Sie gibt ein wirkliches Totalbild von Wesen und Art südtirolischen Landes und Volkes, das gegen unerhörte und ungerechte Unterdrückung kämpft. Aus der Fülle der Beiträge, die an dieser Stelle nicht ausreichend gewürdigt werden können, seien vor allem die Abhandlung ‚Südtirol im deutschen Schrifttum' genannt, fast eine Monographie, eine Arbeit von dauernder wissenschaftlicher Bedeutung, für die der Innsrucker Universitätsbibliothekar Doerrer

als Verfasser zeichnet, die kunsthistorischen Aufsätze vom Propst Weingartner und Dr. Ringler, die wichtigen Untersuchungen ‚Die volkliche Einheit Tirols und ihre Entstehung' (von Universitätsprofessor Herm. Wopfner), ‚Deutschsüdtirol im Ringen der Völker und Staaten' (von Universitätsprof. Otto Stolz) und ‚Die deutsche Sprache in Südtirol' (vom Dozenten Dr. Jutz). Es wäre lebhaft zu wünschen, daß dieses Buch in Deutschland und auch im Ausland recht große Verbreitung fände, denn es dient einer guten und gerechten Sache, die über ihre lokale Bedeutung hinaus prinzipielles Interesse besitzt. Besuchern von Tirol – auch wenn sie nur den österreichischen Teil bereisen – wird überdies eine wertvolle Orientierung geboten, die ihnen Volk und Land näherrückt.

Wien. Ernst Alker.

Länder- und Völkerkunde

Paquet, Alfons: Städte, Landschaften und ewige Bewegung. Ein Roman ohne Helden. 8°, 478 Seiten. Hamburg-Großborstel 1927. Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung. Gebunden 6.— *M.*

Ohne mich in die Frage einzulassen, ob das vorliegende, schön ausgestattete und gebundene, dabei erstaunlich billige Buch wirklich ein Roman ist, auch nicht in der übertragenen Bedeutung des Wortes, will ich erklären, daß es ein gutes Buch ist. Denn es gehört nicht zu jener Sorte von Reiseschilderungen, wo der Autor nur von sich selbst erzählt, und auch nicht zu jener, die ein ausgeschriebener, sentimentalischer Baedecker ist. Es vermittelt Bekanntschaft mit unbekannten Landschaften und Städten, und es erweckt – meistens – Zustimmung, wenn es von Ländern spricht, die dem Leser vertraut sind. Paquet hat als Reiseschriftsteller einen wohlbegründeten Ruf; Erlebnisfähigkeit, scharfer Blick und Wissen ist ihm eigen. Aber wie jedes und noch so großes Land so hat auch er seine Grenzen: sein Verständnis für zivilisatorische Werte ist stärker als für kulturelle, sein Verhältnis zur östlichen Welt inniger als zur westlichen. Am stärksten ist er, wenn er über die Grenzgebiete Europas sprechen darf; daher sind die Abschnitte ‚Altes Rußland', ‚Am Njemen', ‚Libau', ‚Haparanda', ‚Finnland' die besten des Werkes. Dann kommen die Kapitel über Sibirien, Mandschurei, China, Japan. Rom, Griechenland und Palästina wirken weniger befriedigend, doch nicht uninteressant: der Reichtum an kultureller Vergangenheit dieser Landschaften bedrängt den Autor irgendwie; es kann auch sein, daß sein Verhältnis zum Christentum einigermaßen problematisch ist. (Immerhin enthält das Kapitel ‚ER' ein warmes Bekenntnis zu diesem.) – Dem Katholizisums scheint Paquet auf protestantischer Basis (die aber nicht seinen Grundrhythmus ausmachen dürfte) mit achtungsvoller Distanz gegenüberzustehen. Unbefriedigend wirken (abgesehen von ein paar feinen Bemerkungen) die Abschnitte über Wien, Kopenhagen und London. Ganz ausgezeichnet aber sind die Sätze über das Rheinland und besonders Köln: hier fühlt er Heimat nach langer Wanderung in der Fremde.– Ein sehr empfehlenswertes Buch, dieses grau gebundene: denn in ihm steckt Weltorientierung und die Urlust des Wanderns, die zu befriedigen Krieg und Not so lange verboten. Und mit Paquet kann man vom Lesetisch aus in die weite Welt ziehen, die jenseits einer mitteleuropäischen Enge liegt.

Wien. Ernst Alker.

Amann, Gustav: Sun Yatsens Vermächtnis. Geschichte der chinesischen Revolution. Mit Vorwort von Prof. Dr. Karl Haushofer, Generalmajor a. D. und von Prof. Theol. Engelbert Krebs, Freiburg. 18 Abbildungen. XXVI, 270 Seiten. 8°. Berlin-Grunewald, 1928, Kurt Vowinckel-Verlag.

Chinas Wirren scheinen ihr Ende gefunden zu haben. Das Land, das fast den vierten Teil der Menschheit beherbergt, hat sich zu einer neuen Staatsform durchgerungen und beginnt sich der Fesseln zu entledigen, die ausländische Mächte ihm angelegt hatten. Am 10. Oktober 1911 wurde die morsche Mandschu-Dynastie entfernt und damit eine Jahrtausende alte Monarchie zu Grabe getragen. Alle bisherigen Versuche, dieselbe wieder zu errichten, schlugen fehl, selbst der Yuan Shih kai's des ersten kraftvollen Präsidenten, der selbst eine neue Dynastie zu begründen gedachte. Als er am 6. Juni 1916 aus dem Leben schied, setzte der Bürgerkrieg ein, der über ein Jahrzehnt das Land schädigte. Generäle und Militärgouverneure bekämpften sich, und hierbei spielte ausländisches Geld keine geringe Rolle. Lag es doch im Interesse der Mächte, die China

in der Vorkriegszeit als leichte Beute betrachtet hatten, dessen Erwachen und Erstarken möglichst lang hintanzuhalten. Dieses kam von Süden, von Kanton, her, wo schon seit Jahrzehnten ein Revolutionsherd brannte, mochte die alte Regierung ihn auch verschiedentlich zu ersticken versucht haben. Angezündet aber hatte ihn Sun Yatsen, der 1866 geboren wurde und aus niederem Bürgertum stammte. Auf einer Missionsschule hatte er studiert und in Hongkong 1892 das ärztliche Studium zum Abschluß gebracht. Schon früh erkannte er, daß nur eine demokratische Volksregierung seinem von habgierigen Feinden bedrohten Lande helfen könne, und die Verwirklichung dieser Idee wurde sein Lebensziel. Von Kanton ging die Bewegung aus, die vor einigen Monaten mit dem Sieg der nationalistischen Regierung zu einem vollen Erfolge geführt hat. Mehr als einmal stand China in Gefahr ein Sowjet-Staat zu werden, doch der altkonfuzianische Geist war noch stark genug, diese zu überwinden.

Das vorliegende Buch erscheint gerade zu einer Zeit, wo Europa spannungsvoll nach dem Osten sieht und die schnelle Konsolidierung des Riesenreiches beobachtet. In sechs Kapiteln schildert der Verfasser, der die Entwicklung offenbar in nächster Nähe miterlebt hat, die letzte Epoche chinesischer Geschichte, nicht ohne sie in einen größeren kulturhistorischen Rahmen hineinzusetzen. Der größte Teil des Buches beschäftigt sich natürlich mit der Bildung der nationalistischen Regierung und ihren Kämpfen gegen die verschiedenen Generäle. Eine etwas eigentümliche Stellung nimmt der Verfasser den Russen gegenüber ein, die als Berater und Organisatoren der kantonesischen Regierung beigegeben waren. Borodin nebst Frau und General Galen waren die Führer dieser Funktionäre, die den Chinesen erst die Methoden der Organisation und Propaganda vermittelten. China hat ihnen wahrscheinlich manches zu danken. Daß sie aber so idealistische und selbstlose Leute gewesen seien, wie der Verfasser es meint, dürfte doch nicht so ganz der Wahrheit entsprechen. Tatsache bleibt doch, daß sich mehrmals starke kommunistische Strömungen bemerkbar gemacht haben, die dann von den Militaristen mit grausamer Strenge unterdrückt wurden. Auf diesen Widerspruch haben schon die beiden Vorredner aufmerksam gemacht. Wäre das Buch einige Monate später erschienen, so hätte es als siebtes Kapitel den Sieg der Nationalisten schildern können. Aber auch so darf es starkes Interesse beanspruchen. Die Sprache ist gewandt, die Ausstattung modern und die Abbildungen mit den Darstellungen führender Männer des jungen China ausgezeichnet.

Bonn. W. Kirfel.

Frobenius, Leo: Das sterbende Afrika. Die Seele eines Erdteils. 1. vollständige Ausgabe, 503 Seiten. Frankfurt a. M. 1928. Verlag Frankfurt Societäts-Druckerei, Abteilung Buchverlag.

Das Werk des bekannten Afrikaforschers erscheint als 5. Band der Sammlung: ‚Erlebte Erdteile'. Unter diesem Obertitel bekommt es eine ganz bestimmte Bedeutung. Der Verfasser schreibt kein geographisches Buch herkömmlicher Art. Es ist ihm wesentlich, zu erfassen: welche Kultur, das heißt welche seelische Einstellung ist dem Erdteil zu eigen? Wir sind ja leider schon lange gewöhnt, Afrika nur als Wirtschaftsgebiet von Europas Gnaden aufzufassen, das unter europäischer Organisation erst „aufzublühen" beginnt. Als wenn es gar keine Selbstberechtigung hätte! Wohl sind wir geneigt, etwas Kunst und Handfertigkeit als Zeichen „höherer Kultur" der Eingeborenen anzuerkennen.

Frobenius leitet uns an, die Welt anders zu erfassen, nämlich - sie richtig zu erfassen aus ihrem geistigen und persönlichsten Eigenleben heraus. So wird hier die Kultur der Stämme Afrikas aus nächster Nähe erlebt: Religion, Sitte, gesellschaftliches Leben, persönlichstes Gefühlsleben. Die Quellen, die der Verfasser benutzt, sind ihm in Zwiegesprächen selber geflossen, oder es sind Novellen und Märchen der Eingeborenen.

Was für Ausblicke eröffnen sich da? Wichtiger ist vielleicht noch die Frage: Was ist eigentlich „primitiv" an dieser Kultur? Objektiv gesagt: Gar nichts, außer der Gesundheit, der Geradheit, der naturgegebenen und naturgebundenen Echtheit. So sagt der Verfasser mit Recht: „Seht, das ist die Schönheit des einfachen Herzens. Unser aber ist der Fluch der Ueberhebung und das Martyrium der Intellektualität" (S. 119). Diese Eingeborenen, die der Verfasser besuchte, ahnen kaum, „wie hoch sie begnadet sind, indem sie Träger dieser tiefgründigen, alles umfassenden Kultur sind" (S. 424). – So klingt es wie eine erschütternde Mahnung an uns Menschen der Zivilisation, was der Verfasser von einem Bewohner Nordnigerias hörte. Er fragte seinen Wirt, ob er jemals einen

Wunsch gehabt habe, der ihm nicht erfüllt sei. Die Antwort lautete: „Welcher Art sollte er sein? - Meine Frauen sind gut, ordentlich und fleißig. Meine Kinder sind gesund. Mein Gehöft ist in Ordnung. Ich bin nicht arm. Welchen Wunsch sollte ich noch haben? Herr, ich verstehe dich nicht!" (S. 325.) Mit Betonung setzt Frobenius an die Spitze des Kapitels ‚Die Freude' die Abschnitte ‚Der Bauer', dann ‚Die Arbeit'. Denn die Arbeit ist das „das Leben Erfüllende, aus dem Leben Kommende und das Leben Bereitende". Der Eingeborene kennt keine Fron! Wie muß das imperialistische Europa reuevoll bekennen, daß es nichts von dieser Seele Afrikas zu behüten gewillt war. Die Politik kennt nämlich keine Ergriffenheit, die zu kulturellen Herrlichkeiten aufschaut. – Frobenius aber macht mit rührender Anteilnahme klar, daß der sogenannte primitive „Wilde" ein Urbild hoher geistiger, insbesondere hoher seelischer Struktur ist.

Nun sei auch noch betont, daß das Geographische, die verschiedenen Landschaftstypen mitberücksichtigt sind, – aber naturgemäß im Zusammenhang mit der Seele der Bewohner. Man legt das Buch aus der Hand mit elegischen Gedanken und Gefühlen; denn man muß dem Verfasser recht geben, wenn er am Schluß seiner Vorrede sagt: Das alte Afrika stirbt! – Das anspruchsvolle Buch gehört nur in die Hand gebildeter Leser.

Bonn. Johannes Peters.

Literaturgeschichte / Literaturwissenschaft

Otfrids Evangelienbuch. Aus dem Altdeutschen frei übersetzt von Richard Fromme. Berlin, Furche-Verlag. Geb. 6.— *M.*

Es wird immer ein Verdienst bleiben, wertvolle Dichtungen vergangener Zeiten, die durch ihre fast unverständlich gewordene sprachliche Form der Gegenwart fremd geworden sind, in den Sprach- und Stilmitteln unserer Zeit nachzugestalten und aus einem Buch der Wissenschaft zu einem lebendigen Quell weit wirkenden Volksgutes umzuformen. Von dieser Einstellung aus kann man R. Frommes Umdichtung von Otfrids ‚Liber Evangeliorum' (meist als „Krist" bekannt) freudig begrüßen. Mit Recht hat Fromme von einer ängstlichen Nachahmung des Originalversmaßes abgesehen; ohne Härten und Vergewaltigungen der Sprache geht es meist nicht. Diese Uebertragung in ihren kurzen Reimzeilen liest sich vorzüglich; sprachliche Härten sind vermieden. Mit gutem Glück hat der Verfasser den halb treuherzigen, halb lehrhaften Ton des Originals getroffen. Auch wo Otfrid vom Epischen zum Lyrischen übergeht, versagt die Nachdichtung nicht. In der Hand des Lehrers und in der Schülerbibliothek wird Frommes Buch ein wertvolles Hilfsmittel für den Deutschunterricht in den Oberklassen der höheren Schulen sein, um den Schülern einen klaren Begriff von Otfrid zu vermitteln. Möge diese vortreffliche Nachdichtung in recht viele Hände kommen! Unsere Gegenwart mit ihrer Zerrissenheit und ihrer Haltlosigkeit braucht solche Vorbilder einer bewundernswerten Geschlossenheit in der Einheit von Gott und Welt.

Hünfeld. Willi Beils.

Grosche, Robert: Paul Claudel. Hellerau 1928, Jakob Hegner. Gebunden 4.50 *M.*

Ich möchte Grosches Buch einer Fuge vergleichen, die uns in unendlichem Reichtum Variationen zu dem gewählten Thema bietet. Es erwuchs aus gründlicher Kenntnis von Claudels Wesen, das durchaus im Metaphysischen wurzelt. Dieses Sein mit seinen Quellen gesetzt, erschauen wir in allen Aeußerungen des Dichter-Theologen, die Grosche uns in verschwenderischer Fülle bietet, ob er uns nun den „Speculator mundi" oder den „Actor scenae" vorführt. Wer Claudels Werk kennt und liebt, freut sich an dieser zusammenfassenden Darstellung, die in ihrem antithetischen Aufbau, dem fließenden Rhythmus und der Klarheit der Sprache in sich künstlerischen Wert besitzt. Der geschmackvolle äußere Rahmen des Buches deutet seinen Gehalt fein an.

Doch stellen wir dem Kenner Claudels einmal den Nichtkenner gegenüber! Würde dieser nicht lieber den Weg der Er-kenntnis geführt, den Weg „einer absolut unbefangenen, rein den Dingen selbst zugewandten Naivität", wie Grosche ihn S. 41 als den des Philosophen Claudel kennzeichnet? Würde für ihn eine konkretere Behandlung des Themas nicht notwendiger sein, die Besprechung einzelner Werke, genaue Angabe der Zitate in Fußnoten, damit er zu jener Kenntnis kommt, die Vorbedingung für den Genuß des vorliegenden Werkes ist? Würde er nicht gerne auch den form- und sprachschöpferischen Künstler Claudel in seinem Symbolismus der Gestaltung sehen? Muß Deutschland nicht ein solches Claudelbuch haben?

Bonn. Maria Beermann.

Lebensbilder

Küppers, Adam Joseph: Aus zwei Jahrhunderten. Lebenserinnerungen eines Schulmannes und Schriftstellers. Mit dem Bildnis des Verfassers. Düsseldorf, 1928, Verlag Neue Brücke. Geheftet 6.— *M*, geb. 7.50 *M*, in Halblwd. 8.50.

In unverkennbar männlich-starkem Ton sind diese Erinnerungen des bekannten Schulmannes und auch auf literarischem Felde verdienstvollen Erzählers geschrieben, so etwa als wenn ein seines Wirkens zufriedener Mensch der Welt ein Rechenschaftswort über seine Tätigkeit ablegen will. Es fehlt die so oft beliebte Resignation; es klingt alles so gegenständlich, so ohne gefühlsmäßige Ver- oder Beschönigung, fast trocken, und doch liegt gerade in diesem Schlichten, Konkreten der Wert des Buches. Denn wir haben gewiß genug schöngefärbte Bücher derart, wir haben aber nicht genug von diesen, die sagen, daß eine Katze eine Katze ist! Adam Joseph Küppers ist wegen seiner klugen, einfach die Dinge beim Namen fassenden Geschichtserzählungen zu sehr an eine abwägende, das Wort genau wertende Darstellungsweise gewöhnt, als daß er uns hiermit überraschen könnte. Aber es fällt doch in unserer der Phrase wie nie ergebenen Zeit so auf, daß man es besonders erwähnen muß. Was den stets auf der Geniesuche befindlichen Literaten von heute in diesem Buche erwartet, das geht etwa aus dem Anfang hervor, worin erzählt wird, daß Küppers das dreizehnte - jawohl, das dreizehnte! - Kind war, wie auch aus dem ganzen Verlauf der Schilderung, die ergibt, daß der Erzähler fünfzig Jahre, also ein halbes Jahrhundert, geschulmeistert hat. So etwas gibt es ja heute einfach nicht mehr, und literarisch kann man damit absolut nichts machen! Vielleicht aber nehmen altfränkische, einfältige Leser das Buch um so lieber in die Hand und freuen sich über die wie ein Märchen herüberklingenden alten Zeiten, finden das Gediegene solchen Wirkens in streng bemessenem Kreise, leben noch einmal diese Kämpfe und Leiden eines Politikers und Pädagogen und erbauen sich an der frischen Art, wie hier ein fast Achtzigjähriger froh und bejahend in Deutschlands Zukunft schaut. Und darum sollten es auch junge Menschen lesen.

Köln. Laurenz Kiesgen.

Musik

Fischer, Wilhelm: Beethoven als Mensch. Regensburg, 1928, Bosse. (Deutsche Musikbücherei, Band 63.)

Daß dieses Buch des Grazer Dichters von der strengen Stoffordnung einer üblichen Biographie absieht, ist ein gutes Recht des Verfassers. Die mosaikartige Aufreihung alles Wissenswerten und den heutigen Menschen an Beethovens Persönlichkeit Ergreifenden unter einer Folge von sechsundsechzig Schlagworten hat ihren eigenen Reiz und ebnet jedenfalls der Schrift den Weg zu jenem „volkstümlichen Beethovenbuch", das sie sein möchte. Indes hätte gerade in Hinblick auf diesen Zweck die Ueberlieferung kritisch geprüft werden müssen. Da und dort schimmern noch im Vertrauen auf die Bettinabriefe Züge des romantischen Beethovenbildes durch, dessen Echtheit die Wissenschaft inzwischen ernsthaft bestritten hat.

Köln. Willi Kahl.

Göllerich, August: Anton Bruckner. Ein Lebens- und Schaffens-Bild. Nach dessen Tod ergänzt und herausgegeben von Max Auer. Bd. 2, Teil 1 u. 2. Regensburg, 1928, Bosse. (Deutsche Musikbücherei, Bd. 37, Teil 1 u. 2.)

Nach Göllerichs Tod, der nicht einmal mehr das Erscheinen und den Erfolg des ersten Bandes seines groß angelegten Brucknerwerkes erleben konnte, darf Max Auer als der berufene Fortsetzer seiner Arbeit gelten. Sein Anteil tritt jetzt durch gewissenhafte Klammerung im Text deutlich hervor, eine Selbstverständlichkeit, die man leider oft genug in solchen Fällen vermissen muß. Nicht als „literarisches Kunstwerk", sondern als „grundlegendes, wissenschaftlich stichhaltiges Quellenwerk" will das ganze Werk betrachtet werden, als „eine Sammlung dessen, was über die Persönlichkeit und das Leben und Schaffen des Meisters in der Zeit, da noch Zeitgenossen davon Kunde geben konnten, zu erforschen war". Was hier zu leisten war, ist geschehen, und man darf zugleich sagen, glücklicherweise rechtzeitig geschehen, solange diese Dokumente des Lebens und Schaffens noch in hinreichender Zahl erreichbar waren. Was das für die Forschung bedeutet, ermißt man schnell mit einem Blick auf Kurths monumentales Brucknerwerk, das sich noch ausschließlich an die veröffentlichten Werke Bruckners halten mußte, während hier im Hauptteil und einem eigenen Notenband eine

Fülle bisher unbekannter Kompositionen, z. T. nach der Handschrift faksimiliert erstmalig der Oeffentlichkeit vorgelegt werden. Im Textband stören vielleicht einige unnötige Breiten, wenn liturgische Texte (Messe, Requiem, Magnifikat) in ganzer Ausführlichkeit wiedergegeben werden.

Köln. Willi Kahl.

Musik im Leben. Ein Jahrbuch der Volkserneuerung. Herausgegeben von E. J. Müller. 3. Jahr. München Gladbach, 1927, Führerverlag.

Mit innerer Genugtuung zeigt man jeden neuen Band dieses Jahrbuches an, das jeweils einen Jahrgang der gleichnamigen Zeitschrift handlich und in geschmackvoller Ausstattung zusammenfaßt. Zeigt sich doch, daß diese Zeitschrift unbeirrt ihren Weg dem Ziele einer „Volkserneuerung" zu weitergeht, einer Volkserneuerung auf dem Boden einer musikalischen Volksgesundung. Der Inhalt des Bandes ist vielseitig und anregend wie bei seinen Vorgängern. Dazu wieder als willkommene Beilage ‚Der Notenschrank', eine Fundgrube für Freunde der Hausmusik.

Köln. Willi Kahl.

Auslandsbücher

Aschendorffs moderne Auslandbücherei, zwar in erster Linie als Schulausgabe gedacht, wird sich sicher auch bei den sprachkundigen Lesern der Borromäus-Bibliothek bald großer Beliebtheit erfreuen. Mir lagen vier französische Bändchen vor, die wohl geeignet erscheinen, die reifere Jugend, die von der höheren Schule kommt, und die gebildeten Erwachsenen zu fördern. Immerhin werden diese Bändchen nur von einer Auslese gewertet und verarbeitet werden können.

Extraits de L'Oeuvre Philosophique de Jean Jacques Rousseau. Publiès avec une introduction critique et reconstitution idéale, un appendice et des notes par Karl Bosch. Münster 1927.

Die sehr geschickte Auswahl der Texte greift die prägnantesten Stellen aus den ‚Discours', dem ‚Contrat social', dem Briefwechsel (mit d'Alembert, Voltaire, Christophe de Beaumont u. a. Zeitgenossen) sowie aus den Aeußerungen über religiöse Probleme (‚Kritik der Konfessionen') heraus und gibt so ein ziemlich gerundetes Bild insbesondere der Rousseau'schen Ideen, die ihre Tragweite in der Zukunft bewiesen haben. Die schöne Einleitung des Verfassers skizziert das philosophische Werk Rousseaus, besonders seine Lehre vom Naturrecht; der überaus wertvolle Kommentar, der im Gegensatz zu den meisten Schulausgaben ‚Sachkommentar' ist, ergänzt die Texte vielseitig durch tiefgehende Auseinandersetzungen über Zeit, Werk und Einfluß Rousseaus.

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß das Bändchen nur bei gut vorgebildeten, urteilsfähigen Lesern Gutes stiften kann.

La Cathédrale (d'après les Etudes de Ch. Morice, Aug. Rodin, J. K. Huysmans, M. Barrès) composée par Dr. A. Dieckmann. Münster 1926.

Das Büchlein setzt der Natur des Inhalts gemäß noch mehr Kenntnis des Französischen voraus als das erste. Die Wunder mittelalterlicher Kunst werden hier wieder entdeckt; die Kathedrale als „künstlerische Ausdrucksform geschlossenen, geistigen Zusammenlebens" erklärt. Als solche aber wird sie immer die Sehnsucht unserer Zeit bleiben. - Der deutsche Leser wird Vergleiche ziehen können zur deutschen Kunst des Mittelalters, die trotz aller Differenziertheit beider Völker große innere Verwandtschaft aufweist. So lernt er erst recht die deutschen Dome schätzen und daraus die Wesensart beider Völker erschließen (abendländische Kulturgemeinschaft). Studien eines Kunstgelehrten (Ch. Morice) eines Dichters (J. K. Huysmans), eines Künstlers (A. Rodin), zuletzt eines Kulturhistorikers und Politikers (M. Barrès) bilden die Texte. Von der Periode der Katakomben führen sie bis zur Höhe der Gotik. Die ‚Notes' des Herausgebers, in eigenem Heftchen angegliedert, enthalten ergänzende kunstgeschichtliche Erörterungen.

Alphonse Daudet: Tartarin de Tarascon avec une introduction et des notes par Paul Vrijdaghs. Münster 1927.

Schon die leichtere, bilderreiche Dichtersprache Daudets wird diesem Bändchen eine größere Zahl von Lesern sichern als den beiden ersten beschieden sein wird. (In der deutschen Uebersetzung geht viel verloren!) Vor allem wird die feine, amüsante Satire des südfranzösischen Charakters - Tartarins Abenteuer in Afrika - den Leser entzücken. Sie richtet sich gegen alle Uebertreibung, Prahlerei und groteske Tapferkeit, bleibt aber immer humorvoll. Vorzüglich sind die Illustrationen!

Die Einleitung des Herausgebers führt in das Leben und Schaffen Daudets ein und regt zur Lektüre seiner übrigen Werke an. Die Anmerkungen erleichtern das Verständnis durch Erklärung vornehmlich der fremdländischen Ausdrücke (Afrikanische Flora usw.).

Molière: L'Avare. Comédie en cinq actes avec une introduction et des notes par Paul Vrijdaghs et Paul Schultz. Münster 1926.

Eine der bedeutendsten Charakterkomödien des Genies Molière wird hier geboten. Sie zeigt den Kampf des großen Komikers gegen die niedrigen Laster (Geiz) und offenbart jene Mischung des Komischen mit dem Tragischen, wie es in den Werken Molières immer wieder überrascht. - Wer sich hineinarbeiten will und kann in das Leben, die Zeit und das Werk des Dichters, wird sicher reichen Gewinn von der Lektüre haben. Die sprachlichen Schwierigkeiten sind nicht allzu groß und können mit Hilfe der Anmerkungen überwunden werden. Der Erleichterung des Verständnisses dienen auch die kurze Inhaltsangabe (nach Akten gegliedert) zu Anfang und die kurzen Ausführungen über Charakter und Quelle des ‚Avare'.

Alle vier Bändchen zeichnen sich durch schmucke (weinrote) Ausstattung und schöne Illustrationen aus.

Bonn. Helene Gottwald.

Mundart-Dichtungen

1. **Droste, Georg: Sunnenschien un Wulken.** Eernste Vertellsels un vergnögde Döntjes. 6.—8. Dusend. 374 Seiten. Bremen, Carl Schünemann. Gebunden 5.— *M.*

2. **Koch, Christine: Rund ümm'n Stimmstamm rümme.** Neheim a. d. Ruhr, Sauerländer Musik- und Kunstverlag König & Co. 75 Seiten.

3. **Schoneweg, Eduard: Nao Hius.** Ein niederdeutsches Trauerspiel in fünf Aufzügen. Bielefeld, 1928, Thumel & Jaecker.

Zunächst zwei Bücher vom alten plattdeutschen Stil. Seiner schmucken Neuausgabe von Drostes trefflichen ‚Ottjen'-Geschichten (3 Bände) und der Sammlung kürzerer Geschichten ‚Ut mien Muskantentied' hat der Verlag Schünemann nunmehr dieses Buch des mannhaften blinden Dichters folgen lassen. Der Band ‚Sunnenschien un Wulken', dessen Kernstück das plattdeutsche Erstlingswerk Drostes, ‚För de Fierstunnen' bildet, besteht aus einer Reihe von Skizzen, Schwänken und Geschichten aus dem Bremer Volksleben in dem kernhaften Platt dieses volksechten Erzählers, die aber harmlos im Inhalt und von veralteter Technik sind; daß sie bei den engeren Landsleuten Drostes so großen Anklang gefunden, führe ich auf die liebevoll ausgeführten Erinnerungen und Bilder aus Altbremen zurück, die dem Buche für den Einheimischen natürlich einen gewissen Reiz geben.

Das Prosabuch von Chr. Koch, die vor ein paar Jahren die niederdeutsche Welt mit ihrem gefühlstiefen, klangreichen sauerländischen Liederbuche ‚Wille Räusen' überraschte, ist eine Enttäuschung. Der Hauptheld dieser Geschichte, der Amtmann Kranink, hat wohl das Zeug zu einem echten „Original", wie er nicht selten ist im niederdeutschen Schrifttum, aber es ist der Dichterin nicht gelungen, seine Gestalt oder die der übrigen Personen abgerundet und plastisch vor uns hinzustellen; das bleibt - ebenso wie der Aufbau der Geschichte - im Skizzenhaften, Unabgeschlossenen stecken. Und die Sprache der Dichterin der ‚Willen Räusen' ist in diesem Buche manchmal erstaunlich unplattdeutsch.

Ein tüchtiger Wurf ist E. Schonewegs Drama ‚Nao Hius'. Die Geschichte des plattdeutschen Schauspiels auf westfälischem Boden ist äußerst arm: lediglich unschuldige Volksschwänke - bis auf Wagenfels kraftvolle Bauerndramen. Dem münsterländischen Dichter ist in dem Ravensberger Schoneweg ein ebenbürtiger Nachfolger erstanden; sein neues Trauerspiel steht dem dramatischen Werke Wagenfelds an schwerer Wucht und erschütternder Tragik nicht nach.

Seinen Stoff hat der Dichter aus unserer Zeit genommen, ohne daß er darum neu ist, und ihn meisterlich ins westfälische Volk und Land hineingesetzt: Der wohlhabende Bauer Hermann Meyer hat 1914 Frau und Kind verlassen, um seine Vaterlandspflicht zu erfüllen. Der Vermißte, für tot Erklärte kommt nach sechs furchtbaren Jahren sibirischer Gefangenschaft zurück und muß erfahren, daß sein Weib die Frau eines anderen geworden ist, von dem sie ein Töchterchen hat. In dem schweren Seelenkampfe, ob er seine alten Rechte geltend machen und so ein blühendes Glück, den Frieden seiner Lieben gefährden, wenn nicht zerstören soll oder ob er verzichten soll, entscheidet er sich für das letztere - nur seinen Hof will er - in Abwesenheit

des nunmehrigen Bewohnerpaares - noch einmal sehen; und da, bei der unvermuteten Heimkehr des Paares, nicht mehr Herr seines Gefühls, macht er seinem Leben durch einen Flintenschuß ein Ende.

Meisterhaft hat der Verfasser echt westfälischem Volks- und Bauerntum Gestalt geschenkt. Mag auch der eine oder andere kleinere Zug meinem Empfinden nach nicht niederdeutsch sein (z. B. kann ich mir einen ausgewachsenen westfälischen Bauern nicht vorstellen, der seinem Heimweh in einer Bahnhofswirtschaft mit dem empfindsamen Liede ‚Wenn ich den Landmann frage' Ausdruck gibt - doch ich mag mich irren - auch bei unserem Landvolke ist vieles anders geworden) - wie echt ist der Zug, daß der Heimgekehrte, der seinem Weib und Kind nicht wieder entgegentreten darf, wenigstens seinen Hof noch einmal sehen will! Um den Hof geht es ja auch seiner alten Mutter, als sie ihre Schwiegertochter zur Wiederverheiratung drängt.

Noch ein Wort über den Ausgang und damit über das Stück selbst. Der Ausgang ist ergreifend und menschlich begreiflich. Die katholische Auffassung freilich ist eine andere. Für uns gibt es nur eine der beiden Lösungen, wie sie Alfred Tennyson und der Sauerländer Fr. W. Grimme gefunden haben: Verzicht des einen oder des anderen Ehemannes. Enoch Arden entsagt in stillem Heldentum; in Grimmes tragikomischer Schwankgeschichte ‚Twäi für äinen' dagegen bescheidet vor hundert und mehr Jahren der Fürstbischof von Paderborn die Frau, die zu ihm kommt und ihn bittet, ihre beiden Ehemänner, den alten, gleichfalls aus russischer Gefangenschaft zurückgekehrten und den neuen behalten zu dürfen, derb, aber mit gesundem Menschenverstand: „Düse beiden Isels (Esel) wörten (würden) sick talmen (zanken) alle Dage, dai (die) Guatt (Gott) weren lätt (läßt)."

Menschlich begreiflich und dramatisch wirksam ist der Ausweg, den Schoneweg gefunden hat. Den edlen Geistlichen und die ehrwürdige Mutter, die beide dem Heimgekehrten zu dem Opfer des Unerkanntbleibens und des Verzichtes drängen, läßt der Dichter mit Eindringlichkeit und Würde deutlich genug die Auffassung des Christentums vertreten. Bei der Beurteilung der Selbstmordtat muß man berücksichtigen, daß „es" plötzlich über den durch Jahre furchtbarsten Leides zermürbten Unglücklichen „kommt" und ihn überwältigt, daß er im Wirbel der andrängenden Gefühle die Kraft verliert und in einem Augenblick der Schwäche Hand an sich legt. Mit Wibbelt, mit dem ich übereinstimme in der hohen menschlichen und künstlerischen Bewertung dieses Dramas, - die noch gewinnt durch die schönen beigefügten Bilder, Darstellungen der Hauptpersonen, prachtvolle westfälische Bauerngestalten - befürchte ich, daß bei den Durchschnittslesern und -zuschauern der Ausgang dieses Dramas eine ähnliche Wirkung ausüben könnte wie einst Werthers gefühlssames Ende.

Bad Münster a. St. F. Wippermann.

Romane / Novellen

Böhlau, Helene: Die kleine Goethemutter. Roman. 212 Seiten. Stuttgart, Berlin, Leipzig, 1928, Deutsche Verlagsanstalt. In Leinen gebunden 5.— *M.*

Der Titel besagt: Goethes Mutter als Kind. Die kleine lebendige, phantasievolle Beth ist der Sonnenschein im ernsten Hause Textor. In der alten Reichsstadt Frankfurt gibt es soviel Sehenswertes und Schönes, das für das Kind bedeutungsvoll ist: die mit biblischen und anderen Historien bunt bemalten Häuser entzünden die Phantasie des Kindes, auf dem herrlichen Hochwall fühlt sie sich wie im Paradiese, in der Judengasse segnet sie der alte langbärtige, geheimnisvolle Zadik, bei dem Feste der Kaiserkrönung Karl Alberts von Bayern fühlt sie - ein elfjährig Kind - das Geheimnis ihrer Größe in sich wachsen, nicht zu vergessen die mit besonderer Liebe dargestellte, der kleinen Beth seelenverwandte Madame Schaket mit ihrem pietistischen und zunächst grämlichen und geizigen Gatten. Das gütige Wesen des Kindes vermag ihn zu bessern. Wie eine Vorwegnahme ihres späteren Wesens wirkt die sinnenhaft fröhliche, originell phantasievolle fabulierlustige Madame Schaket. Ihr Wesen drängt zeitweilig das der kleinen Beth in den Hintergrund. Sie ist die echteste Gestalt des Romans. Alles ist liebenswürdig und eigentümlich erzählt mit einer an Einzelheiten haftenden Plauderlust sondergleichen. Die Klarheit der Komposition wird dadurch verwischt. Die Personen sind nicht von innen heraus geschildert, sondern, mit Ausnahme der Madame Schaket, nur im Profil angedeutet. Eine seelische Entwicklung der kleinen Beth wird zunächst garnicht aufgezeigt. Erst gegen Ende

des Romans spürt man Zielstrebigkeit, die aber mit solcher Schnelligkeit zu Werke geht, daß die Entwicklung unwahrscheinlich wirkt. Das geheimnisvolle mystisch anmutende Gebaren des Pietisten und Juden soll das Kind mit der dunklen Ahnung des Kommenden umspinnen. Wir spüren in diesen andeutenden Mitteln einen Geist, der dem Kulte huldigt, den wir Goetzendienst nennen.

Bonn. Paul L. Kämpchen.

Stockhausen, Juliana v.: Greif. Die Geschichte eines deutschen Geschlechtes. 1. Buch: Der Reiter. 310 Seiten. München 1928. Kösel & Pustet. Brosch. 6.— *M*, Ganzleinen 8.— *M*.

Die Geschichte eines deutschen Geschlechtes im 19. Jahrhundert, das Erwachen des Volkes in napoleonischer Herrschaft zu nationalem Selbstgefühl und zur sozialen Geltung will die Dichterin schildern in ihrem neuen Werk, von dem der 1. Band vorliegt. Die Liebe Alexanders von Greif zu einem bürgerlichen Mädchen, Camilla, deren inneres Leiden unter der noch nicht durch die adelige Verwandtschaft anerkannten Ehe und das Fehlen innerster Verbundenheit durch den schweifenden Charakter Alexanders, der als Reiter Ruhm in der Rheinbundarmee sucht, bis er müde von den Eisfeldern Rußlands heimkehrend in Camilla seine Heimstatt findet, all das, zumal der Frauencharakter, ist gut gezeichnet. Im Kampf gegen Napoleon findet Alexander im Elsaß den frühen Reitertod. Die Sprache, auch die Landschaftsbilder, lassen die reifende dichterische Zucht erkennen. Nur einmal fand ich Papierdeutsch, das nach Kanzlei riecht: Weiterung (S. 259). Doch, als Ganzes ist das Werk gereift und ausgeglichen.

Bonn. Josef Zimmermann.

Brausewetter, Artur: Der See. Roman. Breslau, 1927, Bergstadtverlag. Lein. 6.80 *M*.

Der See, von dem der Roman seinen Namen hat, ist einmal die nach dunklem Aberglauben des Volkes ihr Opfer begehrende Macht, zum andern Vollstrecker eines sittlichen Urteils an dem Uebermut eines Menschen. Sonst geht die Handlung, in der Gegenwart spielend, ziemlich losgelöst von ihr ihre romantisch beschatteten Wege. Ein Gutsbesitzersehepaar trifft die eigenartige Bestimmung, sein Erbe seiner Enkelin nur dann zu belassen, wenn sie einen Landwirt heiratet. Andernfalls hat es ein Neffe anzutreten. Beide sind von vornherein zur Ehe aufeinander angewiesen und finden sich dann auch, nachdem das Mädchen, das in der männlichen Rolle als Gutsherrin nicht immer anziehend wirkt, ihrer Neigung zu dem jungen Prediger entsagt und die Leidenschaft zu dem Blender Lawell in sich besiegt. Dieser, ein rasch berühmt werdender Frauenarzt, versetzt Stadt und Umgebung in Aufruhr, indem er in kühner Spekulation und rücksichtslosem Vorwärtsdrängen, darin eine Personifikation des Zeitgeistes, den vergessenen Badeort mit amerikanischem Tempo in die Höhe treibt. Sein menschlicher Unwert und seine Selbstüberhebung finden dann mit dem Tod im See ihre Strafe, die nur eine sittliche, nicht aber eine dichterische Lösung bedeutet. In seinem ärztlichen Freund und dessen aus dem See geretteten jungen Weibe findet Lawell sympathischere Gegenspieler. Das Buch, das in Stoff und Sprache nicht über Unterhaltungslektüre hinauskommt, kann allen in die Hand gegeben werden, die nach einer Plauderstunde verlangen.

Münster. Heinrich Luhmann.

Vesper, Will: Der Heilige und der Papst. Eine Novelle. 8°, 116 Seiten. Leipzig 1928. H. Haessel. Geheftet 2.—, gebunden 4.— *M*.

Diese feine, durch C. F. Meyersches Vorbild orientierte Novelle ist vom rein literarischen Standpunkt aus ein kleines Meisterwerk. Zwei persönliche Aufzeichnungen und ein berichtender Brief setzen sie zusammen, Dokumente, deren Stil allein die schreibenden und handelnden Personen glänzend charakterisieren. Das Büchlein erzählt von den Wirren um den Papstthron, welche der Uebersiedlung nach Avignon vorausgingen. Vesper hat den an sich heiklen Stoff mit Delikatesse und Gerechtigkeit behandelt. Niemals findet sich eine Andeutung einer billigen Polemik, die sich auf die bekannten Mißstände bei der Wahl stützen würde. Man muß anerkennen, daß dieser protestantische Autor erstaunlich taktvoll schreibt, denn der Stoff ist, wie schon gesagt, an sich heikel. (Und vielleicht werden sich gegen ihn Bedenken erheben, die aber nicht das Kunstwerk als solches treffen können.) Ein anderer Einwand darf vielleicht noch laut werden: daß ein Thema, voll weltanschaulicher Spannungen, zu sehr mit spitzigem Pinsel, ohne pastosen Vortrag und im Kabinettsformat dargestellt ist.

Wien. Ernst Alker.

Verzeichnis der besprochenen Bücher

Amann, Sun Yatsens Vermächtnis 392
Andersen-Collin, Prinzessin auf der Erbse . . 352
Antonius v. P., Wie man das selige Leben finde 386
Arenhövel, Kilian und Wenzeslaus 358
Aschendorffs moderne Auslandsbücherei . . 396
Baltin, Die lauretanische Litanei 386
Bell, Südtirol 391
Berg, Ex oriente 387
Bergengruen, Das Buch Rodenstein 360
Binz, Das Räuberbuch 359
Boelitz-Kukenthal-Liebewein, Meister Lampes lustige Streiche und Abenteuer 351
Böhlau, Die kleine Goethemutter 398
Bonsels, Mario und die Tiere 358
Brandstädter, Erichs Ferien 354
— Friedel findet eine Heimat 354
— Die Zaubergeige 354
— Um einer Mutter willen 354
Braun, Unser Weg . . . . . 362 ff.
Brausewetter, Der See 399
Brentano, Clemens, Werke . . . . . 321 ff.
Brockmann-Drey, Die Geschichte vom Lieben Herrn Jesus 351
— Mein Herzlein soll die Krippe sein . . . 351
Brunstäd, Deutschland und der Sozialismus . 390
Chesterton, Don Quijotes Wiederkehr . . . 360
— Der Held von Notting Hill 360
Dohna, Der Möve Fahrten und Abenteuer . . 359
Droste, Sunnenschien un Wulken 397
Düker, Zwiebelball in der Speisekammer . . 355
Dumas, Alexander-Herrmann, Die schwarze Blume 355
Durian, Stabusch 355
Eberlein, Paul Keller 329
Fischer, Beethoven als Mensch 395
Freuchen, Der Eskimo 357
Frobenius, Das sterbende Afrika 393
Fröbel, Mutter- und Koselieder 353
Gheri, Urwaldzauber und Urwaldschrecken . . 356
— Durch pfadlose Wildnis 356
Göhre, Deutschlands weltpolitische Zukunft . . 389
Göllerich, Anton Bruckner 395
Götze, Ein fremder Gast 346
Grosche, Paul Claudel 394
Grüger, Liederfiebel 352
Guggenberger, Curafasia 360
Halfeld, Amerika und der Amerikanismus . . 344 ff.
Hall, Adams Geschlecht 361
Hey, Die schönsten Fabeln für Kinder . . . 354
Hirschfeld, Der Talisman des Inders . . . 354
Hoffmann, Struwwelpeter-Album 353
Hoek, Aus Boliviens Bergen 357
Horlyk, Inge muß in die Welt 355
Hruschka, Der Unbekannte in der Kapelle . . 359
— Das silberne Auto 359
Huber-Sulzemoos u. Burger, Vom göttlichen Kinderfreund 351
Jahrb. des Reichsverb. f. d. kath. Auslands-deutschen 391
Jewitt, Makwinnas Gefangener 357
Johnson, Mit dem Kurbelkasten bei den Menschenfressern 357
Istrati, Kyra Kyralina 361
— Onkel Angiel 361
Jünemann, Kinderland 355
Kaulen, Die Legende von dem sel. Hermann Joseph 387
Keller, Paul, Werke . . . . . 327 ff.
Kirsch, Ein Robinson der Wüste 356
Knor, Gebete im Geiste des heiligen Anselmus 387
Koch, Rund ümm'n Stimmstamm rümme . . . 397
Kollbrunner, Die Schenke des Mister Bucalo 360
Küppers, Aus zwei Jahrhunderten 395
Langbehn, Rembrandt als Erzieher 348
Lehner-Erb, Die Geschichten der Zwölf . . . 355
Leip, Der Nigger auf Scharhörn 359
Lindberg, Karlchens Reise in der Seifenblase 352
Lindbergh, Wir Zwei 357
Lohß-Oßwald, Das kleine Wunderbuch . . . 353
London, Der Sohn des Wolfs 357
— Mondgesicht 357
— Michael, der Bruder Jerrys 357
— Wolfsblut 357
Maaß-Lübeck-Schenkel, Lustibus Löwenzahn . 352
Marienlob, Des Bruders Egidius-Büchlein von U. l. Frau 387
Mayer-Eisgruber, Als Jesus klein war . . . 350
Metz, Die Oberrheinlande 390
Miesgang-Knauer, Uraha 355
Miller, Das Hohe Lied 385
Moe-Morgenstern, Petz der Bettler 352
Mukerdschi, Jugendjahre im Dschungel . . . 358
— Kari, der Elefant 358
— Wir pilgern zum Himalaja 358
Musik im Leben, 3. Jahr 396
Nach Uganda 358
Olden, Ich bin Ich 360
Olearius-Staden, Die erste deutsche Expedition nach Persien 358
Olfers, Von den Wurzelkindern 351
Ostwald, Kaufmanns Abenteuer 359
Otfrids Evangelienbuch 394
Padri Donatus Leberaho 358
Paquet, Städte, Landschaften u. ewige Bewegung 392
Reinheimer, Osterzeit weit und breit 353
— Lustige Gaben für Mädel und Knaben . 353
Rust, Vom kommenden Geschlecht 360
Rybitschka, Im gottgegebenen Afghanistan . . 357
Schmetz, An ewigen Brünnlein 351
Schmidt, Franz Werner, Prachtmädel Gerda . 355
— Pik fährt nach Amerika 356
— Deutsche Heldensagen 356
Schoneweg, Nao Hius 397
Schönherr, Werke . . . . . 336 ff.
Schreiber, Politisches Jahrbuch 1927/28 . . . 389
Siemer, Die mystische Seelenentfaltung . . . 385
Steinhardt, Aus Busch und Dorn 359
Sternbeck, Flibustier und Bukanier 359
Stockhausen, Greif 399
Straßburger-Propp, Firlefanz 353
Subercaseaux, Saint François d'Assise . . 349 ff.
Thiel, Zwei Zwerge und ein großes Ei . . . 352
Tischendorf-Stahl, Mein erstes Reimbuch . . . 352
Thomas v. A., Vom göttlichen Leben 385
Thomas v. K., Nachfolge Christi (herausgegeben v. Karrer-Fugel) 386
Uzarski, Kurukallawalla 359
Vesper, Der Heilige und der Papst 399
Watzlik, Ridibung 356
Weichert, Mayibuye i Africa! Kehre wieder, Afrika . . . . . 341 ff.
Westermann, Die Jungens vom Pfeil 355
Zellinger, Bad und Bäder in der altchristlichen Kirche 389
Zobeltitz, Die Quadriga im Weltkriege . . . 359
Zoellner-Müller, Zwölf Zwerge und ihr König 352
Zoepfl, Deutsche Kulturgeschichte, 1. Bd. . . . 388
Zozmann, Muckipuckis wundersame Fahrten . 356

Verantwortlicher Schriftleiter: Bernhard Achtermann, Bonn. Alle redaktionellen Zusendungen an die Schriftleitung in Bonn, Wittelsbacher Ring 9. Alle Rechte für sämtliche Beiträge vorbehalten.

Allen Geschäftsführern des Borromäusvereins wird die „Bücherwelt" regelmäßig von der Druckerei Hermann Rauch in Wiesbaden durch die Postzeitungsstelle zugesandt. Adressenänderungen möge man unverzüglich der Zentralstelle in Bonn mitteilen. Die anderen Bezieher bestellen bei der Post oder bei den Buchhandlungen. Bezugspreis halbjährlich RM 3.—.

Rainer Maria Rilke

Die Sammlung der Dichtungen Rilkes, die der Inselverlag noch unter der Leitung des Dichters selbst in einer sehr schönen sechsbändigen* Ausgabe veranstaltet hat, ist unversehens zu einem Gedächtnismal für einen Verstorbenen geworden. Es liegt nicht der Glanz und die Schönheit der denkmalhaft geformten Gestalt über diesem Werk, noch ist in ihm der Reichtum, die Fülle und die Weite einer menschlich erbauten Welt, was es enthält sind recht eigentlich Denkmäler eines beständigen Aufbruches auf der Suche nach dem Sinne der Existenz in der Welt. Die herrscherliche und herrische Gewalt des Dichters, die Welt zu durchdringen mit Sinn und als sinnhaltige Gestalt zu zeigen, hat der die Innerlichkeit Preisende nicht auf sich nehmen können. Sein Bild hat er selbst einmal so gezeichnet, sich als Werdenden und Wachsenden deutend:

Selbstbildnis aus dem Jahre 1906

Des alten lange adligen Geschlechtes
Feststehendes im Augenbogenbau.
Im Blicke noch der Kindheit Angst und Blau
und Demut da und dort, nicht eines Knechtes,
doch eines Dienenden und einer Frau.
Der Mund als Mund gemacht, groß und genau,
nicht überredend, aber ein Gerechtes
Aussagendes. Die Stirne ohne Schlechtes
und gern im Schatten stiller Niederschau.
Das als Zusammenhang nur erst geahnt,
noch nie im Leiden oder im Gelingen
zusammgefaßt zu dauerndem Durchdringen,
doch so als wäre mit zerstreuten Dingen
von fern ein Ernstes, Wirkliches geplant.

Es scheint notwendig, in die Atmosphäre, die um diesen edlen und stolzen Einsamen ist, einzuführen, denn die Mißverständnisse sind um ihn gehäuft. Man sieht ihn als den Dichter des Buches vom Tode, als den Dichter der Schwermut der ganz Verlorenen und Aufgegebenen (Malte Laurids Brigge), als den Dichter des Unterganges der schönen, edlen und zarten Dinge, und in dieser Schwermut und Todesnähe des Einsamen, in der traurigen und rührenden Müdigkeit des Pilgernden scheint der Zauber seines Werkes zu liegen. Aber die, die von ihm deswegen ergriffen wurden, lieben ihn zu Unrecht. Denn als der eigentliche Inhalt seines Werkes zeigt sich bis zuletzt immer klarer, daß er nicht den Untergang besingen wollte, sondern das Sein, daß es nicht das Sterbliche und Vergängliche ist, das er erheben wollte, sondern das Unvergängliche des reifgewordenen Lebens.

Du sagtest leben laut und sterben leise
Und wiederholtest immer wieder: Sein,

sagt er im Stundenbuch von dem, von Gott her bestimmten, Sinn des Lebens aus.

Der ganz Einsame, den keine Welt, die den Sinn eines einigen Geschehens enthielt, umgab, keine Welt, die von einer innerlichen Bindung her geformt war, hatte

* Ein siebter oder eigentlich vorbereitender Band, der für die Deutung der Gesamterscheinung kaum zu entbehren ist, die ‚Erzählungen und Skizzen aus der Frühzeit' enthaltend, kommt als Einzelband hinzu. Er ist in derselben Ausstattung wie die Gesamtausgabe erschienen. Noch zu erwarten ist eine Ausgabe der Briefe Rilkes, von denen einzelne von außerordentlicher Schönheit schon bekannt geworden sind.

den Weg zur Sicherheit und inneren Einigkeit in der Welt mit der Beständigmachung seiner eigenen Innerlichkeit beginnen müssen. Sammlung heißt das Wort, das er immer wieder ausspricht, alle die Gleichnisse von den schweren Dingen, die auf den Grund zurückfallen wollen, bedeuten nichts anderes:

Eins muß er wieder können: fallen,
geduldig in der Schwere ruhn
der sich vermaß den Vögeln allen
im Fliegen es zuvorzutun.

Den Zwiespalt zwischen Innen und Außen, der von sehr früh an der eigentliche Konflikt seines gesamten Lebensgefühles war, löst er nun, einsam wie er ist, nicht durch die herrische Tat des Formens und Sinngebens der Welt, sondern von der Seite der reinen Verinnerlichung. „Nirgends, Geliebte, wird Welt sein als innen. Unser Leben geht hin mit Verwandlung. Und immer geringer schwindet das Außen." Die Gemeinsamkeit zwischen Ich und Welt begreift er nicht als Aufgabe des für die Zeit in die Welt gestellten Ichs, sondern von seiner klar genug erkennbaren pantheistischen Religiosität als freilich entzweiten Wesensgrund, nicht als Schicksalsgrund des Lebens. Und während er sich in seiner Innerlichkeit sammelt, um dem Anruf des Gemeinsamen aus der Schöpfung begegnen zu können, isoliert er sich in Wirklichkeit immer mehr in sich selbst, bis schließlich in der Erkenntnis einer seienderen, vollkommeneren Welt, bei gewandelter religiöser Weltanschauung, ihm nur Klage und das Verhalten der Schwermut seines eigenen Herzens bleibt.

Dies ist seine Schwermut und die Verdüsterung, die bei aller Stärke seines Herzens über seinem Leben liegt: das Gefühl der Nähe der vollkommenen Einigkeit, die dem Wachsenden und Reifenden nie Erfüllung werden konnte. Sie entsteht nicht aus der Untergangssehnsucht und der Müdigkeit des Aufgegebenen, sondern aus der Stärke und dem Leide des Wissenden, die besteht, auch wenn sie irregeht.

Er kannte Aengste deren Eingang schon
wie Sterben war und nicht zu überstehn.
Sein Herz erlernte langsam durchzugehn;
er zog es groß wie einen Sohn.

Und namenlose Nöte kannte er
finster und ohne Morgen wie Verschläge;
und seine Seele gab er folgsam her ...

(Aus dem Leben eines Heiligen, Der Neuen Gedichte anderer Teil.)

*

Das erste Buch des jungen Rilke, ein schmales Bändchen Gedichte, verdankt seinen Inhalt zum überwiegenden Teil der an Erinnerungen an merkwürdige Menschenschicksale reichen Atmosphäre der Stadt Prag. Seine Aufschrift ‚Larenopfer' weist darauf ausdrücklich hin. Es zeigt, ohne selbst Neues und Eigentümliches zu bringen, eine erstaunliche Gewandtheit und Sicherheit der Sprache und der Form und eine große Leichtigkeit der Einfühlungsfähigkeit in fremde Gefühle und Stimmungen. Von sentimentalen Betrachtungen über Mutterliebe bis zu liebelnden Tändeleien weiß er alle Register einer von Heine beeinflußten Lyrik zu ziehen, mit viel Geschmack und leiser, nur an wenigen Stellen durchkommender Ironie, die freilich auch ein Motiv jener Lyrik ist. Ein leiser Ton von Innigkeit läßt vielleicht manchmal aufhorchen, aber er ist noch zu flüchtig und fern, als daß man ihn fassen könnte. Ein einziges Gedicht nur steht über den anderen, die voll erschlichenen Gefühlsreichtums sind, in seiner Schlichtheit echt und ohne großen Anspruch doch schön:

Volksweise

Mich rührt so sehr
böhmischen Volkes Weise,
schleicht sie ins Herz sich leise,
macht sie es schwer.

Wenn ein Kind sacht
singt beim Kartoffeljäten,
klingt dir sein Lied im späten
Traum noch der Nacht.

Magst du auch sein
weit über Land gefahren
fällt es dir doch nach Jahren
stets wieder ein.

Keins von all den anderen Gedichten kommt diesem gleich, wenige, alle mit demselben Motiv stehen ihm nahe.

Diese Tatsache darf vielleicht als ein Zeichen dafür genommen werden, daß die Stadt, in der Rilke den größten Teil seiner Jugend verbracht hat, ihm mehr bedeutet hat, als aus seinem ersten, ihr gewidmeten Gedichtband hervorgeht. Was er später in Rußland auf einer reiferen Stufe seines Lebens noch einmal und so stark erlebte, daß er schreiben konnte: „Daß Rußland meine Heimat ist, gehört zu jenen großen und geheimnisvollen Sicherheiten, aus denen ich lebe“: die ursprüngliche Einheit eines hingebungsfreudigen Volkes mit Erde und Gott zugleich, sah er schon damals, unklarer und unbewußter im böhmischen Volke, und so bereitete sich die Fähigkeit zum raschen Einfühlen und zur freudigen Teilnahme am russischen Wesen schon damals vor. Etwas anderes kommt hinzu, das böhmische Volk lebt, rechtlos und machtlos, ohne geprägte staatliche Form, in einer gleichsam fremden Welt, ein Dasein rein in sich, nicht in der modernen Schablone des Staates, die Rilke so verabscheute; der Dichter, der sich auch ohne eine geformte Welt, die zu ihm gehört, fühlt, wird so durch Verwandtschaft des Schicksals zu ihm hingezogen. Fruchtbar wurde dieses Jugenderlebnis dann im Rußlanderlebnis Rilkes.

Der Gedichtband ‚Traumgekrönt‘ aus dem Jahre 1897 kennt das Spiel mit fremden Gefühlen, das Versuchen und Herumtasten und -zerren nicht mehr. Er ist karger und ärmlicher, weniger bunt und vielfältig, so tritt seine Unreife und seine Unsicherheit mehr hervor; noch sind zu viele dieser Gedichte zu redselig von Schmerz und Leid und Zärtlichkeit und Liebe, man wird zum Schluß müde davon zu hören; zu viele enthalten noch die allzu persönlichen Schmerzen und Freuden eines vielleicht besonders empfindsamen Jünglings, noch nicht durch das Erlebnis ihres Sinnes gereift und zu Sinnbildern von mehr als subjektiver Bedeutung geworden. Dafür aber sind sie wahrhaftiger und gefühlter.

Wenn man das Eingangsgedicht dieses Bandes etwa mit den Eingangsgedichten der Georgeschen Hymnen vergleicht, die das gleiche Motiv der Berufung und Weihe des Dichters enthalten, kann man schon auf so früher Stufe Rilkes Eigenart und die von Grund auf verschiedene Wesensrichtung der beiden größten Lyriker der Zeit sehen. (Wir wollen dabei nicht messen und gegeneinander abwägen, was nicht meßbar und gegeneinander abschätzbar ist, beide haben ihr eigenes Maß.) Dieses Gedicht, – eines der wenigen, die mehr enthalten als die Spiegelung subjektiver Empfindsamkeit, nämlich das Erlebnis einer schicksalhaften Tiefe und Würde – ist mehr noch als „Volksweise“ aus den ‚Larenopfern‘ durch seinen Ton aus der Reihe der übrigen herausfallend:

Tage weben aus leuchtender Sonne
dir deinen Purpur und Hermelin,
und, in den Händen Wehmut und Wonne,
liegen die Nächte vor dir auf den Knien.

Empfunden und ausgesprochen ist hier ganz vordringlich die Weihe als ein Besitz, als Recht der reicheren Innerlichkeit. Sie ist beinahe wie eine Entschädigung für die fehlende Welt, zugleich ist mit ihr eine innerlichere Beziehung zu den Dingen gesetzt. Georges Gedichte enthalten dagegen das Gefühl eines Auftrages, der dem reinen Herzen kommt, eine strenge zuchtvollere Welt zu gestalten. Wo bei beiden vom „Träumen" des Dichters die Rede ist, meint es bei Rilke das in sich hinein Träumen der Seele, bei George die Geburt einer geschauten Welt.

Der dichter dem die vögel angstlos nahen
Träumt einsam in dem weiten schattensaal ...
Die jenen wonnetag erwachen sahen
Empfinden heiß von weichem klang berauscht.
Es schmachtet leib und leib sich zu umfahen.
Der dichter auch der töne lockung lauscht
Doch heut darf ihre weise ihn nicht rühren
Weil er mit seinen geistern rede tauscht.
Er hat den griffel der sich sträubt zu führen.

(Stefan George: Hymnen, Im Park.)

Dieses wartende Träumen seiner Seele, ihre Passivität gibt das Thema seiner nächsten Gedichtsammlung: Advent.

An manchem Tag ist meine Seele still
Ein Gotteshaus, draus alle Beter gingen
. . . . . .
Verträumte Heiligenbilder dunkeln drin
in ratlos-sehnendem Erhörenwollen:
Sie warten auf den Sonntag ...

Reicher und breiter, auch fühlsamer und inniger ist seine Innerlichkeit in ihnen geworden, noch aber ist ihr Sprechen ganz unsicher, noch nicht ganz Müssen, mehr wieder als im vorigen Bande ist Spiel in ihm, sie sind, um mit seinen Worten zu sprechen, noch zu „gewählt" noch nicht wie „auferlegt", wie „Auftrag". Er hat jenen zuwachsenden Reichtum der Seele selbst noch nicht begriffen und ganz ohne Rückstand in sich verwandelt, er redet, in dieser größeren Fülle spielend, noch von ihm. Diese Mitteilsamkeit verleitet ihn zu den ‚Gaben an verschiedene Freunde', dem ersten Zyklus dieses Bandes. Die ‚Fahrten' dagegen, der zweite Zyklus, Landschaftsgedichte, zeigen eine weit größere innere Sicherheit, bei weit geringerer Ausdruckskraft; das innere Wissen um die Dinge ist tiefer, aber die ganz eigene Form ist noch nicht gefunden. Es ist das später immer wieder abgewandelte Thema von der Verlassenheit der Schöpfung, die von den Menschen nicht begriffen wird, deren Oberflächlichkeit an ihr vorbeihaftet; von ihrem Warten auf den, dem der innere Sinn gereift ist, ihrem Sinne, der aus dem gleichen Wesensgrund erwächst, zu antworten, und ihn zu erfüllen.

Und für wen im Burghof drinnen
Immer noch die Brunnen rinnen –
Keiner weiß es dort im Tal. (Englar im Eppau.)

Lange harren die Paläste
auf die Herren, auf die Gäste ... (Venedig.)

Die Bedeutung dieser sehr wenigen Gedichte liegt wieder darin, daß sie zeigen, wie das Verhältnis Rilkes zu den Dingen schon früh sich bildet. Sie erheben Ansprüche an ihn, denen er sich nicht entziehen kann; da er um ihren Sinn weiß, wird deren Ausdruck ihm zur Aufgabe. Durch dieses Begreifen der Aufgabe führen die ‚Fahrten' über die frühere Konzeption seines Dichtertums in ‚Traumgekrönt' weiter.

Der Inhalt der beiden anderen Zyklen des Bandes Advent rührt Dinge an, die unmittelbar zu den Motiven der ‚Frühen Gedichte' führen. In den ‚Funden' spricht sich ein noch ganz jünglinghaftes Liebeserlebnis aus, sehr zart, scheu und erwartungsvoll. Das Aufblühen der Seele, ihr durch den Eros, als sinnlich-geistige Kraft, erweckter Drang, seiender, dem Ewigen ähnlicher zu sein, ist noch ganz aus einmaligem, subjektivem Gefühl heraus ausgesprochen, nicht wie bei dem späteren Rilke als überpersönliche, schicksalhafte Macht in der Seele. Aber in einigen Gedichten kreist dies Gefühl schon um ein Geheimnis, dessen zentrale Stellung in Rilkes Problematik zu der Behauptung von der eigentlichen Weiblichkeit seines Gefühls und seines Wesens geführt hat. Sie berühren sich mit den ‚Mädchengestalten' der frühen Gedichte. Es ist die Kraft des Eros, die Seele zu öffnen der Erkenntnis des wahreren Seins, eine Kraft des Schauens, die hinausführt über das Selbst der Seele, und es ist der Drang des Eros in der Seele, dem Erschauten gleich zu werden, er ist eine Kraft der Verwandlung, heidnisch gesprochen der Verewigung des Einmaligen, Bedingten zur unbedingten Vollkommenheit. (Es ist vielleicht notwendig, darauf hinzuweisen, daß dies kein absolut unchristlicher Gedanke ist, wir erinnern nur an die Ausdrucksweise der christlichen Mystik von dem Empfangen und der Wiedergeburt Christi in der Seele. Er hat allerdings insofern einen qualitativ anderen Inhalt, als das Gottesverhältnis der Menschheit durch die wirkliche Geburt Christi in die Welt einen qualitativ anderen Sinn bekommen hat.) Gemäß dem Wesen Rilkes begreift er nun die Kraft der Liebe zuvörderst als die Kraft, die die Seele zur Empfängnisbereitschaft auflockert, und er wendet die der Liebe innewohnende Verwandlungskraft nach innen. Nicht das Neuwerden der Welt nach dem liebend erfaßten Bilde des Vollkommenen, sondern das Neuwerden und Anderswerden der Seele, die Geburt eines Neuen im Inneren ist für ihn die Frucht der Liebeskraft.

In den ‚Mädchengestalten' und den ‚Gebeten der Mädchen an Maria' hat er dieses Erlebnis als Sehnsucht und Warten ausgesprochen. (Der Zyklus ‚Mütter' des Bandes Advent scheint neben ihnen unbedeutend und verfrüht, er deutet nur eine Frage an, enthält nichts wirklich Gewußtes und Erlebtes.) Später in den Uebersetzungen der Sonette der Elisabeth Barret Browning und der Louïze Labé, der Briefe der Portugiesin und des Traktats über die Liebe der Magdalena, an vielen Stellen des Malte Laurids Brigge, hat er den überlegenen Reichtum der Liebe der Frau über die des Mannes zeigen wollen, die ihm zu leichtfertig, zu oberflächlich erschien, da sie sich nach außen hin verschwendete, an dem Besitze der Geliebten hing, an allen Dingen der Welt sich ausgab, während die Liebe der Frau in ihr wuchs, groß wurde, sie verwandelte, innen Frucht trug, und endlich ganz reif und selig in sich ruhte, keine Gegenliebe mehr brauchte, ja nicht mehr wollte, nicht mehr Drang sondern Wesen geworden. Die Mädchengedichte sind der Ausdruck der Passivität, der Empfangensseligkeit seines Wesens, die späteren Preisungen der weiblichen Liebe begreifen in ihr etwas Schöpferisches, aber nach innen gewendet, Vollendung der Seele oder innere Verwandlung des Lebens in Gestalt im Bilde der Mütterlichkeit. So enthält für ihn auf dieser Stufe die Frau beide Möglichkeiten des Menschlichen: das Empfangen als die eigentlich weibliche, das Schöpferische als die eigentlich männliche Aufgabe. (Diese Konzeption des Schöpferischen, diese Verinnerlichung, die den Verzicht auf Welt- und Dinggestaltung ausspricht, kann leicht etwa durch eine Gegenüberstellung mit George entwertet werden, sie bedeutet in der

Tat eine Einseitigkeit, einen Mangel, den Rilke klar ausspricht und an dem er furchtbar leidet: „die Unmöglichkeit körperlich zu bilden", wie es in einem Briefe heißt, aber wir wollen Rilke auch nicht als Halbgott hinstellen, sondern als Menschen, den die Größe seiner Seele zu einer beispielhaften Gestalt unserer Zeit macht. Sich an Rilke hinzugeben bedeutet eine große Gefahr, für den christlichen Menschen besonders, für ihn liegen alle Entscheidungen anders; aber bedeutet Rilkes Kampf etwas anderes als den Kampf um die Sicherheit in der Welt, ist nicht seine Abschließung in sich selbst seine Tragik, und gewinnen wir nicht aus dem Anschauen jeder Tragik den ehrfürchtigen Schauer, in dem wir die Kräfte unserer eigenen Seele und ihre Bindungen stärker und neu spüren? Die Aufgabe dieses Aufsatzes ist nicht so sehr Auseinandersetzung mit Rilke, also Kritik, als Aufzeigen der Kräfte, die sein Werk formten.

Mit dem Liebeserlebnis verbindet sich etwas anderes: das Wissen, daß seine Kindheit ihn verlassen hat. Kindheit bedeutet für Rilke bis in seine späte Zeit den frühen menschlichen Zustand in dem sein Wesen noch geeinigt ist, in dem er an den Dingen noch natürlich teilnehmen kann, im Kinde ist der Zwiespalt zwischen Innen und Außen, zwischen Welt und Ich noch ruhend, noch nicht entbrannt. Daß er freilich nur latent in ihm ist, erfährt schon das Kind, Aengste, unbegreiflich und fürchterlich, steigen in ihm auf, die in ihrer Unbegreiflichkeit nur um so furchtbarer sind. Jene Einigkeit, die den Urgrund alles Wesens als Besitz *hat*, unreflektiert und ungespalten, sieht er als die große Aufgabe seines Lebens; „seine Kindheit noch einmal zu leisten", drückt er es aus. Allen den großen zerstörerischen Aengsten standzuhalten, sie zu überwinden und durch Aufgabe seiner vereinzelten Person die Innigkeit des frühen Weltverhältnisses wiederzugewinnen, so faßt er im Malte Laurids Brigge diese Aufgabe.

In den ‚Frühen Gedichten' versinnbildet er dieses Weggehen seiner Kindheit so, daß sein Engel ihn verlassen habe, der ihn in der Hut gehalten hat. Oder vielmehr: er hat seine Ruhe, seine Sicherheit des Seins aufgebraucht, bis der Engel arm geworden ist und er ihn erbarmend freigibt, um die große Aufgabe selbst auf sich zu nehmen, die das einzelne Sein in der Welt bedeutet.

Ich ließ meinen Engel lange nicht los,
und er verarmte in meinen Armen
und wurde klein und ich wurde groß
und auf einmal war ich das Erbarmen
und er eine zitternde Bitte bloß.

Da hab ich ihm seine Himmel gegeben, –
und er ließ mir das Nahe, daraus er entschwand,
er lernte das Schweben, ich lernte das Leben,
und wir haben langsam einander erkannt ...

Hat auch mein Engel keine Pflicht mehr,
Seit ihn mein strenger Tag vertrieb ...

Der tiefste Grund der wachsenden Isoliertheit Rilkes wird hier schon sichtbar und deutlich: das Fehlen eines persönlichen Gottesverhältnisses. Gott ist für ihn der tiefe, dunkle Urgrund des Seins, aus dem das Reich der Schöpfung, Tier-, Menschen- und Engelwelt aufsteigen. Zwischen der dumpfen Seele des Tiers, die einig ist mit dem Außen, und der herrlichen, geistigen Sicherheit der Engel (obgleich in Rilkes späterer Konzeption das Dasein der Engel kein rein geistiges, sondern ein geist-leibliches ist) steht der Mensch in sich ratlos, gespalten in ein Innen und Außen wie ein Fremder in der Welt. Er strebt zum „Sein" das heißt aber zum

vollkommenen Durchdrungensein von Seele und Physis, die die Einheit des Göttlichen, die allein „Sein" ist, wieder herstellt. In dieser Einigkeit mit der Welt zu leben, sie von sich aus bewußt erfüllend, ist seine Aufgabe. Die Absolutheit der Aufgabe des Seins in der Welt, die Leugnung der Relativität des Lebens, seiner Angelegtheit auf etwas außerhalb (transzendent) Seiendes, bewirkt eben die notwendige Tragik des Konfliktes.

Die Engellieder versinnbilden das entscheidende neue Erlebnis, das der junge Rilke hatte, die anderen Verse der frühen Gedichte sprechen Sehnsüchte, Hoffnungen und die jugendlich-liebeserregte seelische Offenheit des Dichters aus. Mehr noch hat sich das Gefühl der Aufgabe seines Dichtertums konkretisiert:

Die armen Worte, die im Alltag darben,
die unscheinbaren Worte, lieb ich so.
Aus meinen Festen schenk ich ihnen Farben,
da lächeln sie und werden langsam froh.

Ihr Wesen, das sie lang in sich bezwangen,
erneut sich deutlich, daß es jeder sieht;
. . . . . .

Das Einleitungsgedicht des Buches der Bilder führt diesen Gedanken im Sinne der Bedürftigkeit der Welt, im Menschen zum Bewußtsein ihres Sinnes zu gelangen, fort.

Wer du auch seist.
Mit deinen Augen, welche müde kaum
von der verbrauchten Schwelle sich befrein,
hebst du ganz langsam einen schwarzen Baum
und stellst ihn vor den Himmel: schlank, allein.
Und hast die Welt gemacht. Und sie ist groß
und wie ein Wort das in der Stille reift.
Und wie dein Wille ihren Sinn begreift
lassen sie deine Augen zärtlich los...

Nichts wäre abwegiger als einen Ausdruck wie „Und hast die Welt gemacht" etwa im Sinne einer idealistischen Philosophie zu deuten. Die Welt und die Dinge in ihr haben absolute Realität für Rilke, aber dem Menschen wird die Welt um ihn erst real, d. h. in ihrer Realität faßbar, wenn er sich im Einklange mit ihr weiß. Die Welt wird zur begreifbaren Realität mit dem Reifen des inneren Sinnes, der auf den Sinn der Dinge antwortet. Daß er diese Aufgabe nicht leisten kann, ganz rund und geschlossen „seiend" in und mit der Welt zu sein, ist die Qual und die Tragik des späten Rilke. Im Buch der Bilder versucht er immer wieder die Aufgabe zu packen, er glaubt noch ihr standhalten zu können.

Die Dinge sind Geigenleiber
und murrenden Dunkels voll
. . . . . .

Ich soll
silbern erzittern: dann wird
alles unter mir beben,
und was in den Dingen irrt,
wird nach dem Lichte streben...

Fast alle die übrigen Gedichte des Buches der Bilder enthalten das Thema des Menschen in der Welt in vielfachen Abwandlungen. Die Starken und Sicheren, um die die Dinge sich fügten nach ihrem Willen, „der Dinge dunkles Maß", „die

Städtegründer, die über allem gut und kundig saßen", Könige und Herrscher erscheinen dem Dichter, die Verwirrten und Armen, denen die Seele schrecklich zerstört ist, denen das Leben unter den Händen in Stücke ging, sprechen. Eine Fülle von Schicksalen, die voller Beziehung sind, von Gebärden, die auf etwas antworten, von Geschehnissen, die etwas erfüllen, umfaßt sein Blick, hier im Buch der Bilder zeigt sich Rilke zum erstenmal reich an Wissen und Erfahrung über den Menschen und sein Verhältnis zur Welt, er ist befähigt geworden, mehr zu sagen als sein Gefühl. Buch der Bilder, das heißt Bilder der Wirklichkeit, die aus täglicher Berührung, täglichem Umgange mit den Dingen als geformte Welt des Menschen entsteht, aber auch der Sinnlosigkeit, der Aengste und Verzweiflungen, die dieses tägliche Geschehen enthält.

Diese Konkretisierung seines Gefühles, die reale Erfahrung von Menschen und Kulturen, zeigt sich auch dort wo er von seiner Stellung in der Zeit spricht, es ist nicht mehr das allgemein Gefühlte „Keine Heimat haben in der Zeit" der ‚Frühen Gedichte', er findet ein faßliches, mit Realität gefülltes Sinnbild dafür. Der Sohn eines alten kärntischen Adelsgeschlechtes, hatte er das Erbe einer alten von innen geformten Kultur in sich, die dem Untergange geweiht war vor dem Heraufkommen einer neuen Zeit, die in versachlichten, mechanisch-gesetzlich bedingten Formen lebte. Das Bild des Letzten aus einem Stamme von adliger Form, der sein Reich verloren, wird Rilke nun zum Bilde seiner Einsamkeit.

Mein Vater war ein verbannter
König von überm Meer ... (Der Sohn)

Da steh ich nun in der Welt und geh
in die Welt immer tiefer hinein,
und habe mein Glück und habe mein Weh
und habe jedes allein.
Und bin doch manch eines Erbe.
Mit drei Zweigen hat mein Geschlecht geblüht
auf sieben Schlössern im Wald,
und wurde seines Wappens müd
und war schon viel zu alt; –
und was sie mir ließen und was ich erwerbe
zum alten Besitze ist heimatlos.
In meinen Händen in meinem Schoß
muß ich es halten bis ich sterbe.
Denn was ich fortstelle
hinein in die Welt,
fällt,
ist wie auf eine Welle
gestellt. (Der Letzte)

Von allen den Erlebnissen des Lebens hat ihn eines am tiefsten erregt, daß es gleichsam leere Stellen in seiner Realität gibt, Stellen, wo bildlich gesprochen die Allgegenwart Gottes nicht hinreicht, wo Sinnlosigkeiten unbegreifliche Aengste erregen, da in ihnen eine gottfeindliche, gott-entgegengesetzte Macht am Werke schien. Im Malte Laurids Brigge und der folgenden Zeit bricht dieses Erlebnis ganz aus.

Vorläufig wurde sie überdeckt von dem Rußlanderlebnis Rilkes. Wir wiesen schon darauf, wie Rilke durch die Umgebung seiner Jugend dem slavischen Wesen vertraut gemacht worden ist, das Erlebnis Rußlands fällt nun in eine Epoche, in der die Problematik seiner Natur an der Erfahrung des Lebens in der Welt auf-

gebrochen war. In dem russischen Menschentum, das an Gott und Erde gleich innig hing, in einer Einigkeit lebte, wie er sie nur in seiner Kindheit besessen zu haben glaubte, sah er ein Beispiel der Menschlichkeit, die er ersehnte: die aus dem Gefühl der Allgegenwart und des Innewohnens Gottes auch in den Dingen, sie mit Ehrfurcht und Liebe umfing und an der Welt schöpferisch wird. Er sah in Rußland gerade das Gegenteil zu der Tendenz des Westens: dem ungebändigten Machtstreben des von dem Urgrunde sich lossagenden herrschsüchtigen Menschen, der die Welt versachlicht und mechanisiert, um sie beherrschbarer zu machen. Daß diese Tendenz in sich zusammenfallen, an sich selbst zerbrechen würde und ein neues Zeitalter der liebenden Brüderlichkeit von Mensch und Welt heraufkäme, ist seine Zuversicht; das Gefühl, daß die Zeit an einer Wende stehe, hat er schon früher ausgesprochen, jetzt wird es ihm zur Gewißheit:

Ich lebe grad da das Jahrhundert geht.
Man fühlt den Wind von einem großen Blatt,
das Gott und du und ich beschrieben hat,
und das sich groß in fremden Händen dreht.
Man fühlt den Glanz von einer neuen Seite,
auf der noch alles werden kann.
Die stillen Kräfte prüfen ihre Breite
und sehn einander dunkel an.

Daß der russische Mensch sich seine Kindlichkeit (im Rilkeschen Sinne), die Fähigkeit, die Erde als Heimat zu lieben, bewahrt hat, sieht er geradezu als providentielle geschichtliche Stellung Rußlands an: „Vielleicht ist der Russe gemacht, die Menschengeschichte vorbeigehn zu lassen, um später in die Harmonie der Dinge einzufallen mit seinem liebenden Herzen ... Immer mehr und von immer innigerer Zustimmung erfüllt, trage ich meine Zustimmung für dieses weite heilige Land in mir ..."

Die Versicherung des Wissens, daß Gott als Urgrund in der Seele und in den Dingen west, ist der Inhalt des ersten Buches des Stundenbuches, des ‚Buches vom mönchischen Leben'. Daß Gott die Welt erschaffen habe, um seine Einsamkeit zu durchbrechen, um in ihr Gestalt zu werden, – um dieses Thema kreisen schon viele Gedichte des Buches der Bilder. Aber das erschreckende Erlebnis, daß die Welt nun ein eigenmächtiges Dasein führe, ihm gleichsam aus den Händen geglitten sei, so daß beide das Bewußtsein, ihr gegenseitiges Dasein verloren hätten – von der Seite Gottes als Angst und Bedürfnis, von der Seite der Welt als Sinnlosigkeit gesehen –, herrschte in ihnen vor. In der Sicherheit gebenden Atmosphäre Rußlands wird dieses Erschrecken überdeckt von der Größe der neu versicherten Aufgabe, den Willen Gottes und den Sinn der Welt zu erfüllen.

Werkleute sind wir, Knappen, Jünger, Meister,
und bauen dich, du hohes Mittelschiff ...
. . . . . .
Wir steigen in die wiegenden Gerüste,
in unsern Händen hängt der Hammer schwer,
bis eine Stunde uns die Stirnen küßte,
die strahlend und als ob sie alles wüßte
von dir kommt wie der Wind vom Meer.
Dann ist ein Hallen von dem vielen Hämmern
und durch die Berge geht es Stoß um Stoß.
Erst wenn es dämmert lassen wir dich los.
Und deine kommenden Konturen dämmern.
Gott, du bist groß.

Gott spricht zu jedem nur, eh er ihn macht,
dann geht er schweigend mit ihm aus der Nacht,
aber die Worte eh' jeder beginnt,
diese wolkigen Worte sind:
. . . . . .
gib mir Gewand.

Von der Bereitung der Seele zu der Haltung, die die Aufgabe erfüllen kann, handelt das zweite Buch: ‚Von der Pilgerschaft'. Es spricht von der inneren Sammlung, von dem Loslassen der Dinge, die nur aus Eitelkeit festgehalten werden, von der wiederzugewinnenden Einfachheit.

Da muß er lernen von den Dingen,
anfangen wieder wie ein Kind,
weil sie, die Gott am Herzen hingen,
nie von ihm fortgegangen sind.
Eins muß er wieder können: fallen,
geduldig in der Schwere ruhn . . .

Dies Buch ist von der Seligkeit des Dienens so voll, wie berauscht von der Größe des zu Leistenden, daß er Dinge auszusprechen wagt, die uns wie Blasphemie klingen (was er im übrigen selbst sehr wohl empfindet), so wenn er ganz erfüllt von seiner Aufgabe, den Willen Gottes zu erfüllen, daß die Welt wirklich von ihm durchdrungene Gestalt werde, sein Schöpfertum unter dem Bilde faßt, daß Gott der Sohn und er sein Vater sei:

Ich bin der Vater; doch der Sohn ist mehr,
ist alles, was der Vater war, und der,
der er nicht wurde, wird in jenem groß . . .

Du bist mein Sohn. Ich werde dich erkennen,
wie man sein einziglieb es Kind erkennt . . .

Wir sprachen schon davon, wie ihm das Machtstreben des modernen westlichen Menschen, der nach dem Besitze und der Herrschaft der Welt begierig ist und in der Umformung der Welt keine religiöse Aufgabe sieht, im tiefsten gottlos erschien. Den Verzicht auf Besitz und Macht, das innerliche Reifen und Reichwerden setzt er als die geforderte Haltung dem entgegen. ‚Von der Armut' handelt deshalb das dritte Buch des Stundenbuchs, von der Armut, die „ein großer Glanz aus Innen ist". Anklage gegen die modernen Städte als des sichtbarsten Ausdruckes jener widernatürlichen, widermenschlichen und widergöttlichen Haltung, füllt einen großen Teil des Buches aus.

. . . ihre Menschen dienen in Kulturen
und fallen tief aus Gleichgewicht und Maß.
. . . . . .
Es ist als ob ein Trug die Menschen täglich äffte,
sie können gar nicht mehr sie selber sein;
das Geld wächst an, hat alle ihre Kräfte
und ist wie Ostwind groß und sie sind klein
und ausgeholt und warten, daß der Wein
und alles Gift der Tier- und Menschensäfte
sie reize zu vergänglichem Geschäfte.

Von dem Wege zu der Haltung der Armut handelte das Buch von der Pilgerschaft, das Buch von der Armut ist ihrem Preise geweiht. So wird jene Anklage zuletzt doch übertönt von den Gedichten, die die Erscheinung des aus frommer Hin-

gegebenheit, aus dem Reichtum der Seele Armen feiern. Die Gestalt des heiligen Franziskus hat das Vorbild für das letzte und schönste von ihnen abgegeben.

... der, der aus Besitz und Zeit
zu seiner großen Armut so erstarkte,
daß er die Kleider abtat auf dem Markte ...

Noch ein dritter Motivkreis des Stundenbuches ist bisher unerwähnt geblieben. Von dem Gedanken ausgehend, daß in der Welt das Sein der Gottheit erst beginne, daß sie ohne die Welt nur wese, nicht lebe, erhebt sich die Stimme des Dichters zum Preise und zur Feier des Lebens, als eines tiefen religiösen Geheimnisses. Im Buche von der Armut (nicht nur in ihm) kreist ein Teil der Gedichte um dieses Motiv, aber vor der Unendlichkeit der Aufgabe, die Welt zum Leben der Gottheit zu machen und angesichts der Endlichkeit der menschlichen Existenz, wandelt sich die Lobpreisung zur Feier der Zeugungskraft des Lebens, die über die einzelne menschliche Existenz hinaus der Unendlichkeit des Prozesses entspricht, als eigentlich göttlichem Geheimnis des Lebens. Und aus dem Gefühl, daß mit diesem Geheimnis das unendlich sich darlebende Leben der Gottheit verbürgt ist, wendet sich der Gedanke zu der Endlichkeit der einzelnen Existenz zurück und feiert deren Erfüllung: den Tod. So handelt das dritte Buch von ‚der Armut und vom Tode'. Die zentrale Wichtigkeit des Gedankens an den Tod in Rilkes Denken, so oft mißdeutet als Ausdruck seiner Müdigkeit und Dekadenz, wird hier ganz deutlich:

Der große Tod, den jeder in sich hat,
das ist die Frucht, um die sich alles dreht ...

Er ist das Gegenteil von Müdigkeit und Dekadenz, er ist die Frucht des Lebens, das seine Aufgabe erfüllt hat. „Ein gut ausgearbeiteter Tod" ein Tod, der „Besitz" geworden ist durch das Reifwerden des Lebens, ein „eigener" Tod, der dem Leben entspricht, das sind immer wieder Rilkes Ausdrücke.

O Herr, gib jedem seinen eignen Tod,
das Sterben, das aus jenem Leben geht,
darin er Liebe hatte, Sinn und Not.

Die tiefe Wirkung, die das Stundenbuch ausgeübt hat und noch heute ausübt, verdankt es weniger seiner seltsamen, nur als Spiegelung seines im Metaphysischen begründeten Dichtertums verständlichen Theologie, als vielmehr der Tatsache, daß hier überhaupt vom Religiösen her ein Protest gegen die Zeit erhoben und das Bild eines im Religiösen verwurzelten Menschentums aufgezeigt wurde, daß das Verhältnis zur Welt als vom Göttlichen gestellte Aufgabe begriffen und gedeutet war. Hier liegt seine Bedeutung für die Zeit auch für den Christen, der, trotz aller Abwehr, doch die tiefe innere Ergriffenheit und religiöse Durchdrungenheit des Dichters des Stundenbuchs lieben und achten muß.

Mit dem Stundenbuch ist die Entwicklung und metaphysische Ausdeutung der Motive Rilkes, die wir bis zu ihm verfolgt haben, in gewissem Sinne abgeschlossen, seine Weltanschauung rund und klar geworden. Es beginnt nach ihm die Periode Rilkes, in dem die in ihr enthaltene Fragwürdigkeit, die im letzten auf seiner Fassung des Gottesbegriffes beruht, zum tragischen Ausdruck kommt. Die in Rußland gewonnene Sicherheit, aus der er die in ihrer Absolutheit unmögliche Aufgabe, das Göttliche in der Welt zu verwirklichen, auf sich nimmt, äußert sich zunächst in dem Entschlusse, sein Haus und seine Familie zu gründen. Aber schon bald überfällt ihn vor der Absolutheit der Aufgabe das Gefühl des Ungenügens an ihrer Verwirklichung. „Früher glaubte ich," schreibt er aus diesem Gefühl heraus, „das würde besser, wenn ich einmal ein Haus hätte, eine Frau und ein Kind, Wirkliches und

Unleugbares; glaubte, daß ich sichtbarer würde damit, greifbarer, tatsächlicher ... Aber es war eine Wirklichkeit außer mir, ich war nicht mit darin und ging nicht darin auf ..." Und so verläßt er bald mit seiner Frau das neu erbaute Haus und zieht nach Paris.

In Paris aber verhindert noch einmal ein tiefes Erlebnis das endgültige Ausbrechen jener Tragik: die Bekanntschaft mit Rodin, der ihn bald darauf als seinen Sekretär in sein Haus nimmt. Hatte ihn in Rußland der Anblick eines ganzen Volkes, das in brüderlicher Gemeinschaft zusammenlebend, den Dienst an der Erde und die Verwirklichung des Göttlichen leistete, in seinen Bann geschlagen, so hatte er an Rodin ein Erlebnis, das dem, der sich immer als Vereinzelter in einer fast feindlichen Umwelt, als Letzter einer vergangenen oder als Erster einer neuen Welt empfunden hatte, mehr adäquat war: den Anblick eines großen Einzelnen, der schafft. In seinem Buche über Rodin spricht er immer wieder aus, was ihm als das Bewunderungswürdigste an dem Meister erscheint: die ungeheuere Arbeits- und Schaffenskraft, die die Aufgabe leistet, „... denn wir wollten von ihm arbeiten lernen. Wir wollten nichts haben als Arbeit, und wollten jeder bei seinem Werke stehen und ruhig sein ...", so klingt es auch in den Briefen immer wieder.

So entstehen aus dem Umgang mit Rodin die beiden Bücher der Neuen Gedichte. In seinen Briefen spricht er aus, was das Neue an ihnen ist: die Hingegebenheit an die Realität des Göttlichen, die in den Dingen ist, die jedes persönliche Gefühl, den letzten Rest von Sentiment, das die Person den Dingen gegenüberstellt, statt in sie einzugehen, das sagt, was es angesichts des Dings fühlt, statt das Ding als Gestalt, in seiner Bedeutung zu zeigen, auslöscht. Uns wird von der unendlichen Mühe an wochenlanger Beobachtung im Jardin des Plantes berichtet, die Rilke sich gab, um das Gedicht ‚Der Panther' zu schreiben; in der Haltung des japanischen Malers, dessen Kunst darin besteht, daß er sein Ich ganz vergißt um eine Gestalt, die außer ihm sinnvoll ist, als Kunstwerk nachzugestalten (Tschuangtses Gleichnis von dem Glockenständermacher hat ihn vielleicht darauf geführt) findet er ein Bild seiner eigenen Bemühung:

Sechsunddreißigmal und hundertmal
hat der Maler jenen Berg beschrieben,
weggerissen wieder hingetrieben
(sechsunddreißigmal und hundertmal)

zu dem unbegreiflichen Vulkane,
selig, voll Versuchung ohne Rat, –
während der mit Umriß Angetane
seiner Herrlichkeit nicht Einhalt tat:

Tausendmal aus allen Tagen tauchend,
Nächte ohnegleichen von sich ab
fallen lassend, alle wie zu knapp;
jedes Bild im Augenblick verbrauchend,
von Gestalt gesteigert zu Gestalt,
teilnahmslos und weit und ohne Meinung –,
um auf einmal wissend, wie Erscheinung,
sich zu heben hinter jedem Spalt.

In einem Briefe berichtet er von dieser Zeit, daß er fühlte, wie ihm die ganze Welt „immer mehr nur noch als Aufgabe entgegenströmte" und er „klar und sicher mit purer Leistung antwortete ...", wie er „zum Ausdruck erzogen" worden sei.

Der Reichtum dieser beiden Gedichtbände ist unbeschreiblich, aus der mit aller Kraft gesammelten Seele, die sich an den Sinn der Dinge hingibt, werden Gestalten

und Geschehnisse aller Kulturen und aller Bereiche der Seele als Sinnbilder der Realität des Weltverhältnisses wiedergeboren. Aber es scheint, daß die Kraft dieser Seele an dieser gewaltigen Aufgabe ermattet, daß die Sicherheit der Seele, die sich so hingibt, nicht tief genug gewesen ist, Beschwörung tritt an die Stelle der Hingabe, Beschwörung der Dinge, standzuhalten, sich nicht zu entziehen, und Klage der Seele, nicht völlig in sich reifen zu können in der Bindung an die Dinge:

Der Magier

Er ruft es an. Er schrickt zusamm und steht.
Was steht? Das andre; alles, was nicht er ist,
wird Wesen. Und das ganze Wesen dreht
ein rasch gemachtes Antlitz her, das mehr ist.

O Magier halt aus, halt aus, halt aus!
Schaff Gleichgewicht. Steh ruhig auf der Wage,
damit sie einerseits dich und das Haus
und drüber jenes Angewachsne trage.

Entscheidung fällt. Die Bindung stellt sich her.
Er weiß, der Anruf überwog das Weigern.
Doch sein Gesicht, wie mit gedeckten Zeigern,
hat Mitternacht. Gebunden ist auch er.

Nach dem Bruche mit Rodin, dessen Grund in der inneren Wesensverschiedenheit dieser beiden Menschen zu suchen ist, kommt der Konflikt zum Ausbruch. ‚Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge', das einzige vollendet gelungene Prosawerk Rilkes, sind das Zeugnis jenes Ausbruchs. Das Erlebnis, das schon das Buch der Bilder enthielt, wiederholt sich, daß es Dinge und Geschehnisse in der Welt gibt, die ganz von Gott verlassen, vollkommen sinnlos, teuflisch sind. Und so kommt es, daß der Gottesbegriff in ihm sich langsam wandelt, Gott ist in ihm fernergerückt, aus der innigen Nähe verschwunden. Und das Gefühl der Brüderlichkeit, das sein eigentliches Einsamsein während der Rußlandreise gleichsam überdeckt hatte, versagt vor der neuen Erfahrung des Pariser Lebens, er spricht sein Einsamsein in den furchtbaren Schilderungen des Malte Laurids Brigge mit nie vorher so empfundener quälender Eindringlichkeit aus. Es ist ein zentrales Problem des Buches, wie er „seine Kindheit wieder leisten", die Sicherheit wiedergewinnen könne, aus der das Kind in der Welt lebt, all das Zerstörerische, Gespenstische, dunkel Gefahrvolle, das schon in ihr aufsteigt, überwinden könne und den Mut finden, ihm ins Gesicht zu sehen. Aber langsam entweicht aus dem Buch die vorherrschende Empfindung der Aufgabe an der Welt, in demselben Maße, wie Gott ihm aus der Welt in eine größere Ferne rückt, wird ihm auch die Welt ferner, und ganz vordringlich wird das Problem der eigenen gespaltenen und entzweiten Persönlichkeit, der Nicht-Uebereinstimmung seines eigenen Innen und Außen. Und so zieht er sich gleichsam von der Welt zurück in seine Innerlichkeit, um sie zu bilden an der Liebe zu dem fernen Gotte. Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge klingen aus in der Erzählung vom verlorenen Sohne, der in sein Vaterhaus zurückkehrt, nachdem er seinen Reichtum an der Welt verschwendet hat, um die harte Arbeit in sich zu leisten, sein Herz der reinen vollkommenen Liebe zu bereiten. Aber es ist wichtig, wie Rilke den Ausgang in die Welt deutet; er bedeutet die Flucht aus den Bindungen, die seine Seele beeinflussen, in ihr rein innerliches Leben von außen eingreifen. Der verlorene Sohn entzieht sich auch der Bindung der Liebe, um in Freiheit in sich selbst zu sein. Denn, das Motiv der Neuen Gedichte klingt an, die Liebe, die besitzen will, die an dem Geliebten formt, damit er ihrem Bilde von ihm ähnlicher wird, ihn nicht in seinem Sinn und Wesen bestehen läßt, ist für ihn unerträglicher Zwang,

er sucht die Liebe, die den Geliebten durchleuchtet und transparent macht, daß sein göttliches Wesen hervorleuchtet und die so schöpferisch an ihm wird. Daß er nicht so, wie er selbst liebt, wiedergeliebt wird, ist noch seine Qual. Aber zuletzt begreift er, daß auch diese Liebe den Liebenden selbst nicht frei sein läßt, auch in ihr ist noch zu viel Bindung (das Motiv des ‚Magiers'), er kehrt aus der Welt zurück in sich selbst und versucht die Liebe in sich reifen zu lassen, die keine Gegenliebe braucht, die in sich ruht als vollkommen gewordenes Sein. Er wendet das Schöpferische der Liebe nach innen, nicht mehr auf die Welt.

Wie „eine hohe Wasserscheide" sei dies Buch für ihn gewesen, sagt Rilke später in einem Brief von ihm. „Aber nun erweist es sich, daß alle Gewässer nach der alten Seite abgeflossen sind und ich in eine Dürre hinausgeh, die nicht anders wird." Das ganze Weltbild schon des Stundenbuches barg den Keim des Konfliktes in sich, der hier zum Ausbruch kommt; die Welt und alle, auch die menschliche, Bildung in ihr in ihrer Relativität muß zusammenbrechen vor der Vollkommenheit des Absoluten, wenn das Schöpfertum in ihr die Forderung des in sich Seins zur Absolutheit übertreibt, wenn es nicht begreift, daß es nur analog und nicht der göttlichen Schöpferkraft gleich sei, in der Zeit nur auf Hoffnung steht. Von der Verzweiflung und dem Leiden an der Welt, suchte Rilke sich durch Isolierung in sich selbst zu retten, und kommt nur in die neue Verzweiflung und das Leid an sich selbst. Denn, davon sind die Briefe der Jahre bis zur Vollendung der Duineser Elegien voll, es beginnt mit dem Malte Laurids Brigge ein heroischer aber verzweifelter Kampf um die eigene Einigkeit, als feindliche Kräfte stehen sich Physis und Seele gegenüber. Daß der Körper die Harmonie der Seele störte, die Rilke fordert und zu bilden strebt, ist die immer wiederholte Klage. Das in ihm ungeheuer starke und sichere religiöse Gefühl, das Wissen um das Absolute, hindert ihn an einer allzu einfachen Harmonisierung, daran sich über sich selbst hinwegzutäuschen, die Wirklichkeit der erschauten Harmonie in ihrer Absolutheit aber ist für den Menschen nicht erreichbar, so bleibt für den Dichter nur Klage.

Die Duineser Elegien sind zunächst Ausdruck dieser Klage um die ewig unerreichbare Harmonie. Aber durch die Konfrontierung mit einer harmonischeren, seienderen Welt gewinnt die Klage die Tiefe, die ihr entspricht. Nicht das Göttliche kann diese vollkommene Realität sein, es ist zu fern und kann nur in der Schöpfung als seiend oder zum Sein strebend begriffen werden, über die Konzeption des pantheistischen Gottesbegriffes kommt Rilke in der – wir sind fast versucht zu sagen – Hybris seiner Isoliertheit nicht hinaus. Und so begreift er das Reich des wirklichkeitserfüllten, harmonischen Seins unter dem Bilde der erschaffenen Engelwelt.

.....Wer seid ihr?
Frühe Geglückte, ihr Verwöhnten der Schöpfung,
Höhenzüge, morgenrötliche Grate
aller Erschaffung – Pollen der blühenden Gottheit,
Gelenke des Lichtes, Gänge, Treppen, Throne,
Räume aus Wesen, Schilde aus Wonne, Tumulte
stürmisch entzückten Gefühls und plötzlich einzeln,
Spiegel, die die entströmte eigene Schönheit
wiederschöpfen zurück in das eigene Antlitz.

Erst durch das Wissen um diese Realität einer vollkommenen Schöpfung wird die Klage mehr als Klage aus Schwäche, denn da es im Wesen des Vollkommenen liegt, das Unvollkommene in Frage zu stellen, wird die Fragwürdigkeit der menschlichen Welt zur metaphysischen Bedingtheit. So birgt der Anblick der Engelwelt den Schrecken und Schauer der Unwürdigkeit und Unwerthaftigkeit in sich, aber auch das

mysterium fascinosum, die geheimnisvolle Anziehungskraft des Vollkommenen für das Unvollkommene.

Jeder Engel ist schrecklich. Und dennoch weh mir
anfing ich euch, fast tödliche Vögel der Seele,
wissend um euch ...

Das was ihn in der Zeit nach dem Malte Laurids Brigge so quälte, daß seine Physis sich der Gestaltung zur Harmonie immer wieder entzog und ein eigenmächtiges Dasein führte, gewinnt in den Duineser Elegien der Einigkeit der Engel gegenüber als das Zerstörerische, Teuflische gleichzeitig sein volles Gewicht. Daß es dieselbe Anziehungskraft und denselben Schrecken für ihn enthält wie die Welt der Engel, zeigt seine Bedeutung als Gegenpol des Positiven. Wie sie geschaffen, real und unentrinnbar, wird es erweckt zugleich mit der Erweckung des Dranges zum Absoluten, mit dem Erscheinen des Liebesgefühls in der Seele:

..... Liebend
stieg er hinab in das ältere Blut, in die Schluchten,
wo das Furchtbare lag, noch satt von den Vätern. Und jedes
Schreckliche kannte ihn, blinzelte, war wie verständigt.
Ja das Entsetzliche lächelte ... Selten
hast du so zärtlich gelächelt, Mutter. Wie sollte
er es nicht lieben, da es ihm lächelte ....

Die Unverwandelbarkeit der Physis, seit Urzeiten vererbt und gleich schrecklich geblieben, wie Rilke es versinnbildet, selbst trotz der verwandelnden Kraft der Liebe als ungelöster Rest fortlebend, bleibt unerlöst und die Unvollkommenheit und Unwertigkeit der menschlichen Existenz wird so schicksalhaft und Erbfluch.

Der notwendige Bruch in dem Weltbild Rilkes ist damit evident geworden, aber gerade sein Aussprechen zeigt die Echtheit der religiösen Inbrunst des Dichters. Zur Wirklichkeit Gottes konnte er nicht durchstoßen, die von ihm geglaubte gotterfüllte Wirklichkeit der Erde verging ihm unter den Händen, so wandelt er gleichsam in einem leeren Raum und erhebt die Klage seines einsamen Herzens. Aber, daß er sich nicht zufrieden gab mit der Flucht in eine Form, die Beruhigung gab und die Frage seines Herzens einlullte, und der Größe der Frage, wenn auch klagend, standhielt, macht seine eigene Größe und die Beispielhaftigkeit seines Lebens aus. Und wunderbar rein und schön erhebt sich seine Stimme am Schlusse der Elegien aus der Sicherheit, daß endlich, einmal sein Standhalten Frucht tragen werde, Hoffnung fast wie auf die Offenbarung eines auf etwas außerhalb der Welt angelegten Sinnes des Leides und der Klage:

O, daß ich dereinst am Ausgang der grimmigen Einsicht
Jubel und Ruhm auffinge zustimmenden Engeln,
daß von den klargeschlagenen Hämmern des Herzens
keiner versage an weichen zweifelnden oder
reißenden Saiten ...

Und so führt ein dritter Motivkreis der Elegien weiter über das Entwirklichen, Entwerten der Welt, das mit dem Erlebnis der Engelwelt verbunden war, zu einer neuen Liebe des Irdischen, zu einer neuen Hinwendung an die Welt. Die Einsicht in einen anderen eigenständigen Sinn des Irdischen bereitet sich vor. Nicht die Erhabenheit der absoluten Vollkommenheit ist der ihr zugehörige Wert, aber die gestalteten, aus dem an kleinen Stellen erreichten Einklang entstandenen Dinge der Welt, die Dinge der Umwelt, an der der Mensch schöpferisch wird, bestehen neben der Engelwelt mit eigenem Wert.

Preise dem Engel die Welt, nicht die unsägliche, ihm
kannst du nicht großtun mit herrlich Erfühltem; im Weltall,
wo er fühlender fühlt, bist du ein Neuling, drum zeig
ihm das Einfache, das von Geschlecht zu Geschlechtern gestaltet,
als ein unsriges lebt neben der Hand und im Blick.
Sag ihm die Dinge. Er wird staunender stehn; wie du standest
bei dem Seiler in Rom, oder beim Töpfer am Nil.

„Ich habe überstehen dürfen bis dazu hin. Durch alles. Wunder. Gnade", so schrieb er, als die Elegien vollendet waren. Und fast war es mehr als er leisten konnte, sich durch die Verzweiflung hindurch zu retten und an ihr schöpferisch zu werden, in dem er aus den Einsichten, die sie hervorgerufen hatten, die Ordnung der Welt aufzeigte und besang. Und diese Gnade des Dichtertums feiert er in seinem letzten Werke, den ‚Sonetten an Orpheus'.

Du aber, Göttlicher, du bis zuletzt noch Ertöner,
da ihn der Schwarm der verschmähten Mänaden befiel,
hast ihr Geschrei übertönt mit Ordnung, du Schöner,
aus den Zerstörenden stieg dein erbauendes Spiel.

Der innige Ton des Stundenbuchs scheint neu aus diesem letzten Buche Rilkes aufzusteigen. Wieder wird das Schöpfertum des reinen Herzens gefeiert. Aber die allzu nahe, oft allzu selige Nähe des Göttlichen in der Welt, an dem der Dichter schöpferisch wird, ist durch die Erfahrung der Relativität der Welt einem Vollkommeneren gegenüber zu größerer Ferne geworden, die Sicherheit des Wissens äußert sich nicht so berauscht und glühend, nicht mehr auf das Absolute ist die Aufgabe gerichtet, sondern auf einen begrenzten, dem Menschen aus seiner immer noch geheimnisvollen Verbundenheit mit der Erde zugänglichen Bereich. Und viel Wissen um Gnade und Geschenk, viel reine, fast kindliche Freude des leiderfahrenen Dichters darüber ist in ihnen. Die Wirklichkeit der durch die Deutung des Dichters Gestalt werdenden Welt ist hinfällig und wenig dicht, aber schon dies Wenige ist Geheimnis.

Wir machen mit Worten und Fingerzeigen
uns allmählich die Welt zu eigen,
vielleicht ihren schwachsten gefährlichsten Teil.

Und so ist auch dieser Preis des Dichtertums wieder überschattet von der Schwermut des Wissens um das Vollkommenere:

Ein Gott vermags. Wie aber, sag mir, soll
ein Mann ihm folgen durch die schmale Leier?
Sein Sinn ist Zwiespalt. An der Kreuzung zweier
Herzwege steht kein Tempel für Apoll.

Gesang wie du ihn lehrst ist nicht Begehr,
nicht Werbung um ein endlich noch Erreichtes;
Gesang ist Dasein. Für den Gott ein Leichtes.
Wann aber sind wir? Und wann wendet er

an unser Sein die Erde und die Sterne?
Dies ist's nicht Jüngling, daß du liebst, wenn auch
die Stimme dann den Mund dir aufstößt, – lerne
vergessen, daß du aufsangst. Das verrinnt.
In Wahrheit singen ist ein andrer Hauch.
Ein Hauch um nichts. Ein Wehn im Gott. Ein Wind.

Karlheinz Schmidthüs.

Das Lied der Arbeit

Wenn wir die Arbeit als Gegenstand künstlerischer Darstellung betrachten wollen, so müssen wir zunächst den Begriff genau umgrenzen als Arbeit des Körpers, der Hände. Wohl hat in der Gegenwart die Handarbeit die verdiente Anerkennung und Achtung gefunden. Wir wissen, „daß nur die Arbeit aus Not und Nacht das deutsche Volk ans Licht gebracht, daß nur ein rastloses Schaffen und Sinnen uns eine Zukunft kann gewinnen". In Kunst und Dichtung fand der arbeitende Mensch seinen Platz. Aber diese Anerkennung ist nicht ein Ergebnis der Umstellung der Geister nach dem Weltkrieg; sie ist schon alt. Es ist bekannt, welche Rolle die Arbeit bereits in den Dichtungen Homers[1] spielt. In seiner unübertrefflichen Anschaulichkeit schildert uns der Dichter z. B. die Tätigkeit am Webstuhl, beim Pflügen, bei der Wäsche. Sein Schild des Achilles ist ein klarer Beweis für die bedeutende Höhe des Kunsthandwerkes in jenen Zeiten, die ja durch die Ausgrabungen Schliemanns eine ungeahnte Bestätigung gefunden hat. Die rhythmische Betätigung bei der Arbeit ist die Quelle der Poesie und der Musik.[2] Ebenso ist bereits das Altertum reich an Darstellungen aus dem Bereich der Arbeit in der Kunst.[3] So finden wir im alten Aegypten u. a. Bauszenen und Figuren von Menschen bei der Arbeit („Lastträger" und „Bierbrauer" in Kairo). Es ist also das gleiche Erleben, das Dichter und Künstler aller Zeiten in den ihnen eigenen Ausdrucksformen dargestellt haben: Arbeit des Körpers, die ihnen künstlerischer Prägung wert erschien.

Für die künstlerische Behandlung der Arbeit in der Dichtung ist es von wesentlicher Bedeutung, welches Verhältnis der Dichter selbst zur Arbeit einnimmt. Ist er selbst Arbeiter und vereinigt so Arbeiter und Dichter zu schaffender Einheit, dann wird ihm die Arbeit tiefstes Erleben sein und seine dichterische Gestaltung wird von packender Wirkung werden. Anders steht es mit dem Dichter, für den die Arbeit ein Sujet ist wie andere auch. Ihm ist die Arbeit ein Baustein im Gebäude seines Schaffens; er wählt dieses Motiv, wie eben andere auch, aus demselben Drang und in derselben Absicht; er sieht die Arbeit stets in einer ästhetischen Distanzbetrachtung. Ein charakteristisches Beispiel ist Schillers ‚Glocke'.

Auf Grund genauer, persönlicher Anschauung und theoretischer Studien entwirft Schiller ein anschauliches, der Wirklichkeit entsprechendes Abbild der Glockengießerwerkstätte und der Arbeit in ihr bei der Anfertigung einer Glocke. Wir sehen in lebendiger Schilderung den Ofen, d. h. den Feuerherd, dessen „eingepreßte Flamme" durch den „Schwalch" in den Schmelzherd mit den Pfeifen dringt, mit dem Kamin, dessen Stichloch durch den Zapfen verschlossen ist. Von der Dammgrube besteht der sichtbare Teil aus der Laufrinne, dem Gießtrichter und den Luftlöchern. Im „dunklen Schoß der heil'gen Erde" befindet sich der unsichtbare Teil, die Glockenform. Auf dieser Grundlage baut nun der Dichter seine wirkungsvolle Darstellung des Glockengusses auf. Die Herstellung der Glockenform setzt er als gegeben voraus. In sechs Stufen wird dann der Verlauf des Glockengusses vorgeführt. Trockenes Fichtenholz erzeugt die erforderliche Glut, um die Glockenspeise flüssig zu machen. Die nötigen Zusätze werden gegeben, um das flüssige Metall zu reinigen. Dann wird die Mischung geprüft, „ob das Spröde mit dem Weichen sich vereint zum guten Zeichen". Eine Probe wird dem Metall entnommen und die Bruchstelle untersucht. Dann wird der Zapfen ausgestoßen, und das glühend-flüssige Metall schießt „mit feuerbraunen

[1] Gute und billige Ausgabe mit Erläuterungen und einer Darstellung der homerischen Welt in Bongs Gold. Klassiker-Bibliothek.

[2] Grundlegende Bearbeitung des Themas von Karl Bücher: Arbeit und Rhythmus. Leipzig, 1924, F. Reinicke. 6. Auflage.

[3] Paul Brandt, Schaffende Arbeit und bildende Kunst. Leipzig, 1927/28. A. Kröner. 2 Bde.

Wogen" in die Form. Mit Bangen und Zagen warten Meister und Gesellen, bis die Glocke hinreichend abgekühlt ist. Dann wird die Form zerschlagen, und „Herz und Auge weiden sich an dem wohlgelungenen Bild".

Nicht um der Arbeit selbst willen hat Schiller diese prachtvolle Schilderung des Glockengusses gegeben; ihm ist diese Darstellung nur Mittel zu seinem Zweck. Der philosophisch betrachtende Dichter gebraucht diesen Werdegang der Arbeit nur als Gleichnis für die Entwicklung des Menschenlebens im Werden und Vergehen, und zwar des Lebens in der Familie und im Staate. So geben die einzelnen Stufen der Arbeit, wie sie in den Meistersprüchen sich aussprechen, den realistischen Ausgangspunkt zu den Betrachtungen.

Mittel zum dichterischen Zweck ist ebenfalls Schillers Darstellung der Arbeit im Eisenwerk in seinem Gedicht ‚Der Gang nach dem Eisenhammer'. Auch hier baut der Dichter auf eigener Anschauung auf: wie in der ‚Glocke' die Mayersche Glockengießerei in Rudolstadt, so vermittelte hier der Grenzhammer bei Ilmenau die Anschauung. Ein Industriebild, wie wir es später bei den Arbeiterdichtern wiederfinden: „Der Funke sprüht, die Bälge blasen, als gält es, Felsen zu verglasen. Des Wassers und des Feuers Kraft verbündet sieht man hier; das Mühlrad, von der Flut gerafft, umwälzt sich für und für; die Werke klappern Nacht und Tag, im Takte pocht der Hämmer Schlag."

Goethe, der für praktische Arbeit stets das größte Interesse besaß, hat als wertvolles Ergebnis seines langen, alles umfassenden Lebens als „der Weisheit letzten Schluß" die Bedeutung der Arbeit verkündet. In ‚Wilhelm Meisters Wanderjahren' ist tätige Arbeit das wichtigste Erziehungsmittel für die Menschheit; mit besonderem Nachdruck wird auf den hohen Wert des Handwerks und der Landwirtschaft hingewiesen. Für den alten Goethe war tätige Mitarbeit im Dienste der menschlichen Gesellschaft wichtigste Forderung; immer stärker bekannte er sich zum Evangelium der Tat. Aber auch ihm ist die Arbeit Mittel zum dichterischen Zweck: sie ist wichtigstes pädagogisches Mittel, um Menschen zu erziehen, die im Daseinskampf einen gesunden Wirklichkeitssinn besitzen. Fortschreitende Industrialisierung, die des großen Zieles wegen das Kleine erdrückt (Szene mit Philemon und Baucis!) kündet der Schluß der Faustdichtung. Es ist charakteristisch für den alten Dichter, daß er seinen Menschheitstyp in praktischer Arbeit zum Wohle der Gesamtheit den „höchsten Augenblick" und die tiefste Befriedigung finden läßt: „Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben, Der täglich sie erobern muß." Ein größeres Lob konnte die Arbeit nicht erhalten, als daß der größte Dichter in seiner größten Dichtung als Höhepunkt den Wert tätiger Arbeit preist.

Mit ästhetischem Behagen malt Heine seine Bilder vom ruhelosen Leben der Fischer an der Nordsee. Sie sind der Resonanzboden für seine lyrischen Stimmungen und treten diesen gegenüber weit zurück.

Der Landmann, der die goldenen Körner dem Schoß der Erde anvertraut, den reifen Erntesegen mäht und, umwittert von drohenden Wolken, der Scheune zuführt, findet bei C. F. Meyer[4] eine dichterisch verklärte Prägung. Mit der ihm eigenen Farbenpracht und Gestaltungskunst malt er Ausschnitte aus dem Schnitterleben in köstlicher Verklärung. Meyers südlich warmer Schönheitssinn schaut mit dem Auge des Malers plastisches Sein. So im ‚Erntegewitter': knappste Einstimmung: „Ein jäher Blitz". Schwankender Erntewagen voll goldener Garben, auf ihnen „thronend" die bacchantenhafte Maid und als wirkungsvollster Hintergrund schwarze Gewitterwolken und grelle Blitze. Es ist dasselbe schönheitstrunkene Auge des Malerdichters, das in dem Gedicht ‚Auf Goldgrund' den vom Goldglanz der Abendsonne umflossenen

[4] Neue billige Ausgabe der Werke Meyers, dessen antikatholische Einstellung nicht übersehen werden darf, bei Knaur Nachf., Berlin. (4 Bde., Gzl. je 2.85 *M*, Hlbld. je 3.75 *M*.)

Schnitter in Parallele stellt mit den mittelalterlichen Altargemälden, „wo die Heil'gen, wo die Beter auf den goldnen Gründen prangen". Diese Bildhaftigkeit der dichterischen Aeußerung ist für Meyers Kunst charakteristisch. Er sieht auch die arbeitenden Menschen vom Blickpunkte des Schönheitssuchers, für den die Welt voll köstlicher Gemälde ist. Wieder ist es das Bild des Schnitters, das in dem Gedicht ‚Schnitterlied' gemalt wird. Aber hier ist die Arbeit nur Gleichnis. Hier ist der Dichter der Schnitter, der seine Lebensernte einbringt. Aber wie leicht kann das unerbittliche Schicksal sich zwischen Werk und Werk stellen: „Von Garbe zu Garbe ist Raum für den Tod –." Darum erklingt der Hymnus der Lebensbejahung: „Von Munde zu Munde ist Raum für den Tod – Wie schwellen die Lippen des Todes so rot!"

In diese ästhetische Wertung der Arbeit in der Dichtung drang bereits um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ein anderer Ton ein: die soziale Einstellung. Nicht die Arbeit als solche blieb Gegenstand dichterischer Darstellung, sondern der Arbeiter und seine soziale Lage rückte in den Vordergrund. Unter dem Einfluß der französischen Umwälzungen traten auch die Dichter für den gedrückten Arbeiterstand ein und suchten ihm sein Recht zu sichern. Diese soziale Betrachtungsweise erlebte ihren Höhepunkt in den neunziger Jahren. Bei dieser Einstellung vergaß man die Arbeit selbst vollständig.

Als diese soziale Dichtung ihr Ende gefunden hatte, erstand eine neue Dichtung der Arbeit. Schon Arno Holz, noch unter den sozialen Dichtern, hatte bekannt:

Denn süß klingt mir die Melodie
Aus diesen zukunftsschwangern Tönen,
Die Hämmer senken sich und dröhnen:
Schau her, auch dies ist Poesie!

Soziales Mitleid mit der materiell gedrückten Arbeiterklasse ist fast verschwunden; der Arbeiter selbst tritt auf als Dichter der Welt, in der er lebt. In seinen Dichtungen ist kein weichliches Klagen mehr, kein Aufbrausen gegen die Bourgoisie. In seinen Liedern schwingt der donnernde Rhythmus der Arbeit; unter seiner schwieligen Faust ist ihm das Eisen, der Stein verkörperte Poesie geworden. Dieser Klang ist neu in der Poesie; die Industrie in künstlicher Umprägung spricht aus der Dichtung arbeitender Männer. Soziale Klagen braucht der Arbeiterdichter weniger; sie sind ja durch seine Herkunft selbstverständlich. Er lebt im Sozialismus als seiner eigenen Welt, während der bürgerliche Dichter dem Sozialismus in betrachtender Distanz gegenübersteht.

Solange der Ackerbau seine Herrscherrolle inne hatte, war er fast das einzige Motiv in Dichtung und Kunst, das der Arbeit menschlicher Hände entstammte. Erst die Arbeiterdichtung hat in großen Ausmaßen das Eisen herangezogen, das ja die Grundlage der modernen Industrie ist. Der dichtende Arbeiter, der täglich inmitten des ohrenbetäubenden Lärms der Eisenwerke, bei glühender Hitze im Dienste des Eisens steht, gießt seine Gedanken hinein in die eiserne Kraft und erkennt in den großartigen Industrieanlagen ein herrliches Zeugnis des menschlichen Geistes, der sie erschaffen hat und ihnen seinen Willen aufzwingt. So entwirft Reinhold Braun ein großartiges Bild des Eisenwalzwerkes:

Im Eisenwalzwerk. – Durch die Riesenhalle
Zwölf Bogenlampen gießen weißes Licht
Wie greller Tag, und im verschwelten Grunde
Die rote Erzflut durch die Walzen bricht.
Ein Brausen, Brüllen, Stampfen, Stöhnen, Rasseln
Und Schreien, wie aus Aengsten, Qual und Wut!
Ein Zischen, Pfeifen, Singen, Brechen, Branden!

Und donnernd wälzt sie sich, die rote Flut.
Wie urkraftvolle, geistbeschwingte Wesen
Stehn die Maschinen herrlich, Glied an Glied,
Und aus den dunklen, schweren, wilden Wirbeln
Löst sich der Arbeit erdenfrohes Lied.
Und in der Brandung voll Bezwingergröße,
Voll Ruhe steht der Mensch, der Herr und Held,
Und herrscht mit freien, klaren Königssinnen
In seines Geistes wunderreicher Welt.

Die enge Verbundenheit des arbeitenden Menschen mit den Eisenwerken verkündet Christoph Wieprecht in seiner Dichtung ‚Hüttenwerke'[5]:

Hochwerke, wir grüßen euch –
Wie ihr siegkündend ragt aus dem Dunkel der Nacht!
Menschliche Hände erschufen euch,
Daß ihr werden solltet gebärende Macht;
Türmten Träger auf Träger und Stein auf Stein,
Nun strebt ihr als Denkmal ins Weltall hinein
Und redet von unserem Schaffen.
Wie unaufhörlich die Drahtseile gehn –
Und Rädergerassel und Wagengedröhn –
Gichtflammen jubeln in Nächte hinein
Von unseren Mühen, von unserem Sein.

Wie diese enge Verbundenheit zur Beseelung des toten Eisens führt, zeigt in großartiger Kunst Gerrit Engelkes Gedicht ‚Lokomotive'[6]:

Da liegt das zwanzigmeterlange Tier,
Die Dampfmaschine,
Auf blankgeschliffener Schiene
Voll heißer Wut und sprungbereiter Gier –
Da lauert, liegt das langgestreckte Eisen-Biest –
Sieh da: wie Oel- und Wasserschweiß
Wie Lebensblut, gefährlich heiß
Ihm aus den Radgestängen: den offenen Weichen fließt.
Es liegt auf sechzehn roten Räder-Pranken,
Wie fiebernd, langgeduckt zum Sprunge
Und Fieberdampf stößt röchelnd aus den Flanken.
Es kocht und kocht die Röhrenlunge –
Den ganzen Rumpf die Feuerkraft durchzittert,
Er ächzt und siedet, zischt und hackt
Im hastigen Dampf- und Eisentakt, –
Dein Menschenwort wie nichts im Qualm zerflittert.

Nun faßt der Führer den Hebel: bange Erwartung, daß das Eisentier wie ein Tiger aufspringt. Aber nein; der Geist des Menschen bändigt die lodernde Kraft:

Ruhig gleiten und kreisen auf endloser Schiene
Die treibenden Räder hinaus auf dem bländernden Band.

Nicht nur im sanften Hauch des Windes, nicht nur im ruhigen Frieden der mondbeglänzten Landschaft, nicht nur im feierlichen Schweigen der Gotteshäuser: auch im

[5] Christoph Wieprecht, Erde. (Bücher der Arbeit, Bd. 6.) Duisburg, 1922.
[6] Gerrit Engelke, Rhythmus des neuen Europa. Jena, 1921.

Dröhnen des Metalls, auch im chaotischen Lärm der Fabrik, auch im brausenden Rhythmus der Großstädte spricht Gott zu uns:

Weißt du, was die Mittags-Straße schüttert, lebt,
Wenn chaotisch tausend Lebenstakte schlagen
Aus den Menschen, Häusern, Pferden, Wagen?
Gottesrhythmus!

Unaufhörlich drangvoll fluten, beben
Rhythmusströme durch die Stunden um dich her,
Schwellen, wellen über dich zu einem Meer:
Gottesrhythmus!

Aus diesem stolzen Gefühl, auch bei lärmender Fabrikarbeit Gottes Werk zu verrichten, läßt Wieprecht die Arbeiter singen:

Wir haben nichts ererbt als die Kraft,
Als den Stolz und die glühende Leidenschaft,
Schöpfer zu sein.
— — — — — — — — — —
Wir fühlen, daß mit uns ein Höherer stritt –
Wir sind berufen als ordnende Macht;
Wir sind am Herzen der Arbeit zu Schöpfern erwacht!

In seiner tiefen Sehnsucht nach Menschheitserlösung steigt der Dichter (Wieprecht) hinab in die Tiefen des Bergwerks, wo im Schoße der Allmutter Erde schweißtriefende, grell beleuchtete Menschen Eisenerze bergen:

Sang, Lärm verrauscht. Mit schwarzen Augen winkt der Schacht.
Hinein. Mein Freund faßt führend meine Hand.
Auf fliegt das Gatter, und der Korb ist frei;
Glückauf! Mir klingt der Gruß wie urweltalter Schrei –
Aus einem längst versunk'nen schönen Land.
Ein Glockenschlag. Ein Ruck – ein Sausen — —
— — — — — — — — siebte Sohle — —
Ade, du Welt, dein nächtlich wimmerndes Gejohle
Laß ich, in Andacht schauernd, dir zurück.
Ich stehe an der Schöpfung Anfang, Ende –
Ich beug' das Knie und falte stumm die Hände.
Ein Riesengrab. Glühlampenschein
Durchflutet Schacht und Gänge bis zur Wettertür –
Noch schreit' ich aufrecht durch das Arbeitsfeld;
Die Wagen rasseln – matt erhellt
Das Grubenlicht der Felsen druckgeborstenes Gestein,
An dessen Spitzen nackte Leiber blutend sich kasteien.
Und Eichenstämme, Schienen stehn gebeugt, geknickt;
In Spalten, Seitengängen klunkert Wasser. Tief gebückt,
Dem Höhlenmenschen gleich, der vor vieltausend Jahren,
Ein Werdender, durch Felsgeklüfte kroch,
So zwäng' ich mich, umdonnert von Gefahren,
Tief, tief hinein ins heiße Arbeitsjoch.
Nicht Neugier treibt mich – ich will sehn
Der Lebensopfer größtes, das die Erde trägt –
Und wie sie immer mehr um mich die Arme schlägt,
Seh' ich der Schöpfung Tag lebendig vor mir stehn.

Hier in gähnender Tiefe, die keinen Anteil hat an der schönen, farbenprächtigen

Gottesnatur, wo „die Keilhau' knirscht, Bohrhämmer rasseln; fernhin kracht ein Schuß, zerschmetternd das Gestein, und bronzefarb'ne Leiber, triefend nackt bis auf das Bein, stehn vor mir in der Tiefe Qualgetösen", hier tritt der Dichter näher an die Ewigkeit. Hier gibt es keine Rätsel mehr: „Hier hört alle Frage auf; die Steine reden!" Wie nahe lauert der Tod! Auch in diesem Sinne ist der Mensch der Ewigkeit nahe: es droht der furchtbare „Tod im Schacht" (Engelke):

Zweihundert Männer sind in den Schacht gefahren.
Mütter drängen sich oben in Scharen.
Rauch steigt aus dem Schacht.

Die Kohlenwälder nachtunten glühen,
Urwilde Sonnenfeuer sprühen.
Rauch steigt aus dem Schacht.

Der Brandschlund frißt seine Opfer und lauert.
Die brennenden Stollen werden zugemauert.
Rauch steigt aus dem Schacht.

Zweihundert waren in den Schacht gefahren.
Mütter weinen an leeren Bahren.
Rauch steigt aus dem Schacht.

Ein grausiges Bild von furchtbarer Sachlichkeit! Von dem schauerlichen Los, ausgestoßen zu sein vom Sonnenlichte und tief unten im Schoße der Erde unter steter Lebensgefahr mühselig arbeiten zu müssen, singt das Lied der ‚Kohlenhäuer' (Engelke):

Wir wracken, wir hacken,
Mit hangendem Nacken,
Im wachsenden Schacht
Bei Tage, bei Nacht –

Wir fallen und fallen auf schwankender Schale
Ins lampendurchwanderte Erde-Gedärm –
Die Andern, sie schweben auf schwankender Schale
Steilauf in das Licht! in das Licht! in den Lärm.
Wir fallen und fallen auf schwankender Schale –

Wir wracken, wir hacken,
Mit hangendem Nacken,
Im wachsenden Schacht
Bei Tage, bei Nacht –

In den Tiefen des Bergwerks, mitten in Schöpfungsneuland, täglich in harter Arbeit aus der Finsternis zum Lichte strebend, wird der Arbeiter zum „sehnsuchtsgewaltigen Tiefenschürfer". Darum fordert Josef Winckler:

Geht nur ein Jahr – alle Dichter! Alle ihr Künstler Deutschlands – ins Bergwerk!
Alle Studenten – hinab ins Bergwerk!
Priester, Philosophen, Volksrechtslehrer, Politiker, Musiker, Bildhauer – hinunter ins Bergwerk!
Schließt die Hochschulen! Schließt die Kirchen! Akademien, Museen!
Denn ich sage euch:
Es gibt keine Ertüchtigung, keine Einkehr
Als in Selbstzucht!
Als in mystischer Vergessenheit!

In stolzem Selbstbewußtsein steht der Arbeiter am Werk. Er fühlt sich als ein Teil des Geistes, der herrschend dem tosenden Element seinen Weg vorschreibt:

Wir, die den Hammer schwingen,
Wir, die das Eisen hämmern,
Wir sind die Kraft!
Der Erde Herren!

Aehnliche Gedanken wie A. Mellen in diesem ‚Kampflied der Arbeit'[7] spricht H. Mönch aus in seinem Hymnus ‚Wir Männer vom Metall'[7]:

Wir schwingen auf glühendes Eisen schwere Hämmer.
Dröhnend.
Drücken in hartes Eisen scharfen Stahl.
Jauchzend. –
Wir Männer
Vom Metall!

Wir schmieden, daß die Funken grellen,
Um alle Geister zu erhellen.
Wir drehen, daß die Späne fliegen,
Um eine neue Form zu kriegen.

Wir Schmiede,
Wir Former
Des Neuen!

Wo bleibt bei dieser harten Arbeit, für Lohn, im Dienste anderer, die Seele? Ein heißes Klagen um die Verkümmerung der Seele klingt aus den Dichtungen dieser Arbeiterdichter. Tag für Tag sind sie an die Materie gefesselt; Tag für Tag „saugt die laute Arbeitshölle", die Fabrik, Männer und Frauen, Jünglinge und Mädchen auf und zwingt sie zu hartem Dienst:

Bis der Pfiff heiser gellt:
Aus offnem Tore strömen dann
Mädchen, Frauen, Mann und Mann –
Blasses Volk – müde – verquält –

So klagt auch Heinrich Lersch[8]:

Wie gern wär' ich zu Schiff gegangen, hätt' alle Erdländer gesehn, alle Weltmeere befahren –
Doch Eltern und sieben Kinder zu Haus!
Die schlossen mich von der blühenden Erde aus.
Ich ließ mich von der Pflicht mit den Ketten der Sorge an den Amboß knebeln, das Eisen zu schlagen;
Leben hieß: verdienen, verdienen und sparen, sparen.
Knecht der Pflicht und des Eisens, dumpf und stumpf von der Not,
In engsten Kreis trug ich getreu des Werktags Plage,
Kroch von Schlot zu Schlot, im Gemäuer der Kessel, wie ein Bergmann tief unter Tage
Und sah von der Sonne noch das Morgen- und Abendrot.

Nur in der Nacht, im Traum, da baute die Phantasie die ersehnte schöne Welt auf. Da sah sich der Dichter und Arbeiter in erträumten fernen Ländern; er sah sich in Reichtum, so daß er „den Brüdern eine Werkstatt, den Eltern ein Haus" bauen konnte; während der Mond durch das Kammerfenster schien, träumte der Dichter von seligem Liebesglück: bis „die Heulhörner am frühen Morgen an die Arbeit schrien, hinaus aus Taten und Träumen, Gesang und Gedicht". So überkommt auch Wieprecht

[7] Karl Bröger, Jüngste Arbeiterdichtung. Berlin, 1925.
[8] ‚Mensch im Eisen. Gesänge von Volk und Werk.' Stuttgart, 1925, Deutsche Verlags-Anstalt.

inmitten der Werkstatt die Vision ferner Länder in orientalischer Pracht: er sieht sich am Ganges:

Es rauscht der Strom; verschwunden sind die Kraftmaschinen,
Und Palmen, blühend, wachsen aus dem Wunderreich;
Ein Schloß ragt auf mit leuchtenden Delphinen,
Im Prunkportal ein Jüngling, träumebleich;
Und Gold und Edelsteine – Dienerschargewimmel –
Mit Sonnenfunken spielt das weite Land,
Darüber märchenblau der tiefe Himmel
Sein Seidenbanner trunken ausgespannt.

Noch einmal möge H. Lersch die Sehnsucht der Seele klagen:

O Mensch, wo bist du? Wie ein Käfertier
In Bernstein eingeschlossen hockst du rings im Eisen,
Eisen umpanzert dich in schließendem Gewirr.
Im Auge rast die Seele arm und irr.
Heimweh heult wahnsinnswild, Heimweh weint süße Weisen
Nach Erde, Mensch und Licht. So schrei doch, Mensch im Eisen!

In diesen Nöten schreit das Menschenherz in heißer Sehnsucht nach Befreiung aus diesen Ketten der Materie: „Ich will nicht länger mehr Amboß sein!“ Lockend steigt das traute Bild der grünen Landschaft vor dem Auge des Dichters auf. Da packt es ihn mit starkem Drang: hinaus aus dem Lärm der Fabrik! Hinaus aus der seelenmordenden Großstadt! Der dichtende Arbeiter weiß, „daß Berge auf mich warten. Draußen – weit – Und Wald und Winterfeld und Wiesengarten voll Gottes-einsamkeit –“. Hinaus aus der Stadt, wo

Straßenbahnschienen klirren,
Hundert Sensen umschwirren,
Fabriken umrauchen dich,
Im Ohr gellt dir: – Messerstich,
Geschäft, Diebstahl, Geld, Brand –
Wände stürzen ein über dir:
Du verkümmerst, wirst klein und gemein –
Hinaus!
Hinaus aufs Land!

Hier, inmitten der grünenden und blühenden Gottesnatur, als Geschöpf unter Geschöpfen, nicht als „Nummer“ in Fabrik oder Bergwerk fühlt der Arbeiter, daß Gott auch für ihn die schöne Welt erschaffen hat. Und über all dieses Verlangen nach Natur und Menschentum ringt sich ein starkes Sehnen nach Seelenerlösung, nach Gottverbundenheit durch. Während der Körper arbeitet, verdient und spart, darbt die hungernde Seele.

Ganz neu und nie gehört ist diese Dichtung der Arbeit. Die Einheit von Dichter und Arbeiter hat neue Klänge in unsere Lyrik hineingebracht, die in ihrer elementaren Wucht überwältigen. Gegen diese Macht der modernen Wirklichkeit steht die gesamte übrige Lyrik in scharfem Gegensatz. Es ist das ungeschminkte Antlitz der neuen Zeit, das uns aus diesen Dichtungen entgegenblickt. In der Einheit von körperlicher und geistiger Arbeitsleistung entsteht das nachhaltige Erleben, das dann in einer Dichtung sich ausspricht, in der man den donnernden Rhythmus der Industriearbeit hört. Wie die wachsende Industrialisierung unserer Zeit ein neues Antlitz aufgedrückt hat, schroff entgegengesetzt der beschaulichen Zeit unserer Altvorderen, so sitzt heute der dichtende Arbeiter an diesem sausenden Webstuhl der Zeit und hilft mitwirken an der Gottheit lebendigem Kleid.

Willi Beils.

Künstler-Biographien

„Es gibt in der Welt nichts Interessanteres für den Menschen als den Menschen", schrieb W. von Humboldt einst an eine Freundin. Deshalb ist auch die Anteilnahme an allem, was den Mitmenschen angeht, zu allen Zeiten groß gewesen. Nicht immer muß es die lästerliche Neugier sein, die sich des andern nur um der vielen Fehler wegen annimmt. Gerade heute erleben wir es, daß man sich ausgiebig mit dem Nächsten beschäftigt, aus einem Gefühl des lebhaften Mitempfindens heraus. Es ist das ein seltsamer Widerspruch. Der einzelne verliert sich immer mehr in der Menge. Eigenheiten schleifen sich ab. Man muß einmal bei Geschäftsschluß auf einer Straße der Großstadt die Menschen sich ansehen, um feststellen zu müssen, wie erschreckend ähnlich sie sich alle geworden sind. Dann versteht man auch, wie rasend schnell sie auf jede Massensuggestion reagieren müssen.

Es steckt ein Stück Selbsterkenntnis darin, wenn gerade zu unserer Zeit Biographien ein begehrter Lesestoff sind. Es sind nicht so sehr die Lebensbeschreibungen der Großen dieser Welt, die gelesen werden. Alles was vom Krieg und der Nachkriegszeit übrig geblieben ist, die Rechtfertigungsschriften jener Männer, von denen keiner die Schuld am Untergange tragen wollte, will niemand mehr sehen. Nur da, wo Innerlichkeit sich offenbart, wo geistiges Bemühen sich zeigt, wo man einen Menschen, nicht den Funktionär einer großen Rolle, agieren sieht, kann auch der Leser mitgehen. Und so erleben heute Biographien von Künstlern und Dichtern, stille, einfache Bücher ohne vorlaute Aufdringlichkeit, eine Beachtung, die weniger dem Einzelnen und den zufälligen Begebenheiten gilt, die sein Leben ausmachen, sondern dem Künstler als Typus, als dem Vertreter einer Welt, die man heute mißachtet und übersieht, weil sie keinen sichtbaren Nutzen abwirft. Der Geist triumphiert doch immer wieder. Was ist uns heute Shelley? Den meisten ein obskurer Name, den man irgendwie mit Byron zusammenbringt, ein Dichter, dessen Werk uns heute nur noch mäßig in Anspruch nimmt, ein halsstarriger Engländer, dessen Anschauungen uns kaum etwas angehen. Und doch, wie ergreift uns das Menschliche dieses Mannes, das André Maurois in ‚Ariel oder das Leben Shelleys' (Insel-Verlag) aufgezeichnet hat.

Da vollzieht sich das Wunder: wir lieben diesen seltsamen Menschen, der seine Umgebung in Aufruhr bringt. Seine Jugend war ein Aufstand gegen das Alter. Vater und Lehrer entsetzen sich gleicherweise über seine revolutionären und radikalen Ansichten. Und doch ist der Jüngling von einer Reinheit des Gemütes, der verwundert dasteht und den Aufruhr nicht begreift; denn er hat doch nicht mehr getan, als sein Gewissen ihn zu tun verpflichtet. Unter lauter Heuchlern ist er der einzige ehrliche. Am Gelde liegt ihm nichts. Leichten Herzens verzichtet er auf eine Riesenerbschaft, um nachher um so ärger mit der Not zu kämpfen. Freunde verraten ihn. Auch Lord Byron, als Dichter größer, als Mensch aber viel kleiner als Shelley, gewinnt nicht durch eine Gegenüberstellung. Liebenswert ist er selbst in seinen Fehlern. Er tritt für freie Liebe ein, heiratet aber, als er mit einem Mädchen zusammenkommt. Die Ueberschwenglichkeit seiner Ansichten macht uns manches Mal lächeln. Und später ändert er völlig seine Anschauungen. „In ihm haben Dante und Plato über Diderot gesiegt." Und als er gefragt wird: „Warum bezeichnen Sie sich als Atheisten?" antwortet er vergnügt: „Das ist nur ein gemalter Teufel, um die geistig Armen zu schrecken." Der Nachruf Byrons, er sei „der beste, der selbstloseste Mensch und welch ein Gentleman", charakterisiert Shelley auf das schönste.

Maurois stellt alles ganz einfach, ohne pathetische Lobrede dar. Es ist das Muster einer sauberen, klaren Lebensbeschreibung. Er geht nicht völlig in seinen Helden auf, glorifiziert nicht um jeden Preis seine Handlungen, sondern deckt mit schalkhafter Ironie seine Blößen auf. Welch ein köstliches Bild: Shelley als Hausvater!

Und während er alle Welt durch seine ausgefallenen Ideen chokiert, geht er in aller Gemütsruhe seinen Weg, ohne in jedem Falle Wort und Tat zu vereinigen. Die Aufgabe des Buches lag, wie der Verfasser in der Anmerkung für den geneigten Leser sagt, „mehr auf dem Gebiete der Romandichtung als auf dem der Geschichtschreibung oder Kritik. Gewiß entsprechen die Tatsachen der Wahrheit, ... aber es wurde nach bestem Können versucht, den Baustoff des Tatsächlichen so zu ordnen, daß sich der Eindruck jener allmählich zunehmenden Aufhellung und jenes natürlichen Wuchses ergab, die das eigentümliche Wesen des Romans auszumachen scheinen."

Maurois, der Franzose, hat auch auf die Form ein großes Gewicht gelegt. Demgegenüber wirkt Stefan Zweigs neues Buch ‚Drei Dichter ihres Lebens' (Insel-Verlag) viel schwächer. ‚Ariel', nicht nur als Lebensbild eines Menschen, sondern auch als Kunstwerk vollendet, zeigt sich im Aufbau durch den Formwillen des Romanen gebändigt. Zweig ist zu redselig und breit. Der Stoff zerfließt ihm unter den Händen. Damit ist der fundamentale Unterschied zum Werke des Franzosen konstatiert. Sieht man aber von diesem Mangel ab, so ist das Buch als ein erfreulicher Gewinn zu werten. Es ist das dritte einer Reihe, darin ‚Drei Meister' (Balzac, Dickens, Dostojewski), ‚Der Kampf mit dem Dämon' (Hölderlin, Kleist, Nietzsche) und die ‚Drei Dichter ihres Lebens' (Casanova, Stendhal, Tolstoi) eingehend und sorgfältig analysiert werden. Diese liebevolle Analyse wieder gibt dem Werke den großen Reiz. Man mag auf den ersten Blick über die Zusammenstellung erstaunt sein. Vor allem Casanova will uns in der Reihe wenig behagen, da man ihn kaum als Dichter ansehen kann. Dieser Einwand wird hinfällig, wenn man das Buch gelesen hat.

Zweig hat die wundervolle Gabe, sich in andere Menschen hineinzudenken, ihr Leben nachzuleben und ihr Tun zu deuten. Er findet zu jedem den archimedischen Punkt, von dem aus es möglich ist, die Gesamtheit seines Schaffens zu erfassen. Und so kann er zum Werke hinführen (was Maurois nicht beabsichtigt hat, und ihm auch wohl kaum gelungen wäre), indem er aus dem Leben des Dichters heraus den Zugang dazu findet. Man darf sich Casanovas Lebensbeichte ruhig schenken. Der Verlust ist nicht groß. Der Kerl selbst bleibt eine Merkwürdigkeit, Vertreter eines lasterhaften Zeitalters. Dieser eiskalte Zyniker und Genußmensch, der in allem nur sich selbst liebte, dem es nur auf das körperliche Vergnügen ankam, ist ein Stück Sittengeschichte des Rokoko. Seine Lebensphilosophie – soweit man bei seiner Unbedenklichkeit überhaupt davon reden kann – ist auch heute noch in manchem Genießer lebendig. Ernster zu nehmen ist Stendhal. Der war Künstler. Er konnte die Form meistern. Aber was für ein Mensch! Einsiedler, der vor Lebensgier verging, Beamter mit den Allüren eines Bohêmiens, ein Egoist, der von anderen nichts will, immer zwischen zwei Extremen pendelnd, nie zur Ruhe kommend, „unablässig bemüht sich Stendhal, sein Gefühl intelligenzhaft klarzumachen, die Vernunft wiederum zu verleidenschaftlichen, – ein ganzes Leben lang romantischer Intellektualist und intellektueller Romantiker in ebenderselben gespannten und empfindlichen Haut". Nun erst kann man den Zwiespalt zwischen seiner eisklaren Prosa und der Leidenschaftlichkeit seines Schaffens erkennen und in sein Werk eindringen. Und das ist kein geringes Verdienst Zweigs. So deutet er auch Tolstoi, diesen eigenartigen Heiligen, der Forderungen aufstellt und sie selber nicht erfüllt, der das Haupt einer großen Gemeinde ist, von der er selber der schlechteste Anhänger ist. Zweig nennt ihn den „künstlichen Christen", womit er eine gute Formulierung gefunden hat. Dieser Widerspruch, von Tolstoi selber klar erkannt, auch von anderen Beobachtern bestätigt, gibt den Schlüssel zum Verständnisse Tolstois. Ich habe unter den vielen Jubiläumsaufsätzen kaum einen gefunden, der mit solcher Klarheit das Wirkliche von Tolstois Charakter herausgeschält hätte.

Wichtigere Dinge als ein Literat über einen Dichter zu sagen hat, teilt uns der Dichter mit, wenn er über sein Leben Rückschau hält. Vor seinen Augen erstehen nicht nur die äußeren Zusammenhänge, die vielleicht so belanglos sind, daß sie kaum aufgezeichnet zu werden verdienen, Kindheit, Jugend, Mannesalter eines Menschen, der uns in seiner bürgerlichen Existenz gleichgültig ist. Dann könnte man auch die ‚Lebensläufe', die bei Behörden usw. eingereicht werden als literarische Dokumente werten. Dem Dichter geht es darum, sein geistiges Sein zu beweisen, von seinem Leben – als dem Einzel- und Normalfall – aus auf das Gesetz vorzustoßen, das seine Zeit beherrscht. Durch die Verflechtung seines Ichs mit der Umwelt erhält er die Kunde, die er zu werten und zu deuten hat. So entstanden die großartigen Beschreibungen von Epochen, die über den geringfügigen Anlaß einer Selbstbiographie hinaus für alle Zeiten wertvoll wurden. Das macht die Lebenserinnerungen Jung-Stillings, Richters, Kügelgens so bedeutungsvoll für die Nachwelt.

Scheffler, ein Kunsthistoriker von anerkannten Graden, der sich besonders um das Verständnis des Impressionismus bemüht hat, aber merkwürdige Hemmungen zeigte, Ansätze, die darüber hinausgingen, anzuerkennen, hat seiner Lebensbeschreibung die Form eines Romans gegeben, den er ‚Der junge Tobias' (Insel-Verlag) nennt. Er gab ihm den Untertitel ‚Eine Jugend und ihre Umwelt'. Die Zeichnung der Umwelt ist für uns das Wesentliche. Schefflers Jugend reicht hinab in die Zeit der Gründerjahre, die für uns den Anfang einer neuen Zeit darstellen. Die Dörfer am Rande der Städte wurden aufgesogen. Die alten Bauerngeschlechter entarteten und verdarben in kurzer Zeit. Es war ein fürchterlicher Uebergang. „Zur selben Zeit, als das Wort Bauer zu einem Schimpfwort wurde, kam die Meinung auf, die Arbeitsgewänder des Handwerks seien etwas Niedriges, und vornehm sei nur eine Beschäftigung, wobei Manschetten und ein weißer Kragen getragen werden können." Scheffler hat nicht nur eine gute Gabe, die Veränderungen zu beobachten. Er kann auch die Erscheinungen deuten. Und darum durchschaut er den ganzen Schwindel des Aufblühens und des industriellen Aufschwungs. Sind wir denn seelisch reicher geworden durch die ganze Hast des künstlich gesteigerten Erwerbstriebes? Scheffler und wir mit ihm, sind der Meinung, daß es nicht der Fall ist. „Der Wille zur Großstadt fraß die alte Stadt, wie er das Dorf auffraß, er zersetzte die Gesellschaft und schuf ein Tempo, das alle zu fieberhafter Hast zwang."

An den Menschen, die Scheffler in seiner Jugend kennen lernte, sah er die Zwiespältigkeit. Seine „Familie war ein getreues Abbild dieser allgemeinen Unruhe". Sie besaß keine Tradition und so fehlte der feste Halt einer zu respektierenden Ueberlieferung. Der Vater, Romantiker, arbeitswütig, ohne festes Ziel, ein Erzähler, dem Dichtung und Wahrheit durcheinanderliefen, war schon eine Uebergangserscheinung, während der Onkel Haye, ein liebenswürdiger Taugenichts, sich wenig um das Getriebe kümmerte. Restlos der neuen Zeit ergeben – wenigstens soweit sie ihm günstig war, während er in anderen Dingen noch alte Anschauungen pflegte –, war der Onkel Jochen, der von sich behauptete: „Ich brauche keine Kirche. Das Geschäft ist meine Kirche." Deutlicher konnte die Gesinnung dieser Zeit nicht zum Ausdruck gebracht werden.

Was Scheffler dann über seine Jugend und sein Verhältnis zu den Alten sagt, das zeugt von so feiner Einsicht in die Psyche des Jugendlichen, daß dieses Kapitel jedem, der mit Heranwachsenden umzugehen hat, als Lektüre empfohlen werden kann. Nach der Schulentlassung kam er zu seinem Onkel Jochen in die Lehre. Die Zeit war nicht eben rosig. Fünfzehnstündige Arbeitszeit, dabei von Meister und Gesellen ausgenutzt, ohne daß sich einer besonders um seine Ausbildung kümmerte. Der Betrieb war zu groß, als daß der Meister ihn unterweisen konnte. Hier ist übrigens ein Punkt, der auch heute noch die Meisterlehre so problematisch macht. Für ihn kam

noch erschwerend hinzu, daß damals die ganze Arbeitsweise auf den Bauten sich änderte. „An die Stelle der lebendigen Ueberlieferung trat die Organisation, und dadurch wurde die Arbeitsweise mechanisiert. Wo früher der Tischler den Gartenzaun aus selbstgehobelten Stäben gefügt hatte, da wurden nun gußeiserne Geländerteile angefahren. Der Handwerker hatte nichts zu tun, als die Teile zu montieren." Der alte Handwerkerstolz ging verloren. Man schuf nicht mehr selber, sondern war nur Teil eines Vorganges, den man nicht überblicken konnte. Die Maschinenarbeit verdrängte nicht nur das Gefühl der Arbeitsehre, sie machte die Arbeit unpersönlich, man hatte keine Beziehung mehr zu ihr und verabscheute sie deshalb. Meister und Gesellen wuchsen auseinander. Der Meister wurde zum Unternehmer, zum behäbigen Bourgeois, der Geselle zum Arbeitnehmer, den keine seelischen Bindungen mit der Arbeitsstelle zusammenhielten.

Ganz neue Menschen lernte Scheffler in Berlin kennen. Hier war die Entwickelung zur Großstadt schon weiter fortgeschritten als in Hamburg, woher er kam. Dort lernte er die entwurzelten Existenzen kennen; die entsittlichende Macht der Stadt, die so sonderbare Blüten treibt. Hier kam er auch zur Besinnung. Die innere Hohlheit des Betriebs auf der Kunstschule widerte ihn an. Das geistlose Nachzeichnen alter Ornamente erschien ihm zu billig, als daß dadurch künstlerisches Sehen geübt werden konnte. Er dachte über die Probleme nach und schrieb sich auf, was ihm auffiel. So wurde er der Kunstkritiker und Kunstgelehrte, der auch einigen Einfluß gewann.

Für einen Roman ist das Buch zu sehr mit Reflexionen beladen, mehr Bericht als Schau. Die Lektüre ist aber ungeheuer anregend und aufschlußreich. Manches Uebel wird uns verständlich, wenn wir die Anfänge kennen. Eine sichere Hand hat alles niedergeschrieben, ein Mann von Geschmack, der ein sauberes und anständiges Deutsch schreibt. Diese Selbstverständlichkeit immer hervorheben zu müssen, ist bedauerlich. Wir werden immer wieder daran erinnert, wie schluderig die meisten Schreiber mit ihrer Muttersprache umgehen.

Aus einer ganz anderen gesellschaftlichen Schicht stammte Binding. Sein Vater, der berühmte Rechtslehrer, wie auch die Mutter kamen aus dem guten Bürgertum. Er hat alles das, was Scheffler erleben mußte, die Bedrücktheit und Enge, nicht durchgemacht. Und doch steht auch er kritisch seiner Zeit gegenüber. Im vierten Bande der ‚Gesammelten Schriften' (Frankfurt a. M., Rütten & Loening) erzählt er sein ‚Erlebtes Leben'. Sein Lebenslauf war anfangs der übliche: Gymnasium, Universität, ein Jahr Husar, wieder Universität, Referendar; dann kommen ihm Zweifel. Er sattelt um, studiert Medizin, wird wieder unsicher und sucht weiter. Bis er endlich zu sich selber findet. Er wird als Dichter entdeckt von d'Annunzio.

Zeigte er schon in seiner Art, wie wenig er in den allgemeinen Taumel verfallen war, um jeden Preis Karrière zu machen, so war er auch hellsichtig genug, die Fehler seiner Generation zu durchschauen. „Es war bezeichnend für das Leben jener Jahre und Jahrzehnte", stellt er fest, „*man belog sich... Es war die Form des Lebens*, war dieser Zeit Form, war *unsere Form*". Aber diese Verlogenheit – beim Anblick der Bauwerke jener Periode wird es einem ganz klar, wie sehr die Kunst den Geist einer Zeit widerspiegelt – war mehr ein Zeichen innerer Unsicherheit als böser Wille. Man war optimistisch gestimmt, wollte nur den Fortschritt sehen und das Böse ignorieren. Das war alles so neu, so ungewohnt, dieser Reichtum, dieser geschäftliche Aufschwung, daß man immer befürchtete, alles würde wie im Märchen eines Tages spurlos verrinnen. Zudem wußte man auch nie, ob das, was heute unglaubhaft schien, nicht morgen schon die neue Wahrheit war. So schnell lebte es sich. Nebensächlichkeiten wurde die Bedeutung wichtiger Angelegenheiten beigelegt. Eine Barttracht konnte die Leute aufregen. Diese Unrast griff auf alle Stände über. Selbst das Militär, von Natur aus kühl und nüchtern und nach der alten preußischen

Tradition wenig auf Aeußerlichkeiten erpicht, machte den Wandel mit. „Aus einem unerklärlichen Grunde gehört eine zur Schau getragene Blödigkeit des Ausdrucks über einem unsinnig hohen und steifen Kragen des Waffenrocks zum Benehmen und Auftreten des deutschen Offiziers; sie wurde angestrebt. Denn ich weiß aus eigener Anschauung, daß diese jungen Männer garnicht so blöde waren wie sie sich den Anschein gaben zu sein."

Man kann sich seine Ueberraschung vorstellen, als er in Berlin einen ehemaligen Offizier kennen lernte, der Kunstgeschichte – eine brotlose Kunst – studierte und den ‚Grünen Heinrich' kannte. Dieser Jüngling Anton, eine „der vollkommensten Inkarnationen eines gehobenen jungen Mannes um die Wende des Jahrhunderts" war schon ein Vertreter der Dekadence. Der Erbe stand auf, der das mühsam zusammengeraffte Geld des Vaters mühelos ausgab. Der Abstieg begann. Das stürmische Aufwärts der Gründerjahre ebbte ab. Man war saturiert und ging dem Kampf aus dem Wege. Das Ideal: „Eine gehobene sinnliche Harmonie, nicht gerade aufregend, etwas ästhetisch, unverbindlich, ohne eigentliche Verantwortung, ohne Konflikte – dieses besonders –, kampflos, kultiviert, unheroisch, unplebejisch."

Diesen Typen stellt Binding sein eigenes Ideal entgegen. (In seinen Dichtungen hat er die Idee verleiblicht.) Das ist der Gentleman. Er setzt an einer Stelle auseinander, was er darunter versteht. „Er ist ein Mensch, der auf sich hält, ein Mensch, der nicht darauf pocht, was er ist oder was er hat... Er ist unsentimental wie ein Spazierstock. Er ist unverdrossen wie ein Foxterrier. Er ist immer bereit wie eine geschliffene Klinge... Er macht den Mund nicht weiter auf als nötig. Er tut nicht als ob und nennt die Dinge beim rechten Namen. Er ist ehrlich und wahrt seinen Vorteil. Er ist sachlich und unromantisch. Er ist nie laut und ist in allen Lebenslagen frisch rasiert und gut angezogen." So wortreich diese Definition auch ist, eins erwartet man vergebens: die Verpflichtung auf ein religiöses Programm. Solches tangiert den Gentleman nicht. Er ist ein Mensch des Diesseits. Eben ein „moderner Mensch".

Nicht nur wir Deutschen, auch die andern Nationen können es wohl vertragen, wenn ihnen einer die Wahrheit sagt (wobei es nichts verschlägt, wenn das Negative stärker herausgestellt wird als das Positive). Auch Sherwood Anderson, der Amerikaner, ist nicht mit allem einverstanden, was in seiner Heimat geschieht. Und dennoch zählt er sich mit Stolz zu diesem Volke. In seinem Buche ‚Der Erzähler erzählt sein Leben' (Insel-Verlag) hat er seine Lebensgeschichte aufgeschrieben. Sein Vater ist ein sentimentaler Geschichtenerzähler, kein Mann der Tat. Er hat es im Leben nicht eben weit gebracht; denn die meiste Zeit verträumt er. Der junge Anderson lernt schon früh des Lebens Notdurft kennen. Das ist nicht von Uebel für ihn gewesen. Er hat es bald gelernt, sich zu rühren. Mancher Mensch ist ihm über den Weg gelaufen. Von jeder Begegnung blieb ein Stück in ihm zurück. Dadurch erweiterte sich der Kreis seiner Erfahrungen. Er hat das Erbe seines Vaters, das Verträumtsein, gewaltsam unterdrückt und keine Arbeit gescheut. Auch hungern mußte er. Doch wenn er auch lernte, das Leben zu meistern, so wurde er dennoch kein Anbeter der Arbeit, kein Raffgieriger. Immer ist er ein Fragender geblieben, der seinen Geist mit Fragen marterte, die seine glücklicheren Zeitgenossen übersahen. Wie Scheffler, so sah auch er die Wandlung, die im Wesen des Arbeiters vor sich gegangen war. Kleinigkeiten bemerkte er. „In meinen Knabenjahren", sagt er tiefsinnig, „hatte ich oft gehört, daß alte Handwerker bei ihrer Arbeit sangen; die Arbeiter in den Fabriken hatten es niemals getan". Er fühlt das Verhängnis der Geschichtslosigkeit – „ungeschichtliche Bildungsmenschen" nannte schon vor sechzig Jahren Burckhardt die Amerikaner – und so stellt er dies fest: „Der echte Amerikaner wußte wohl etwas von Tatsachen, aber nichts von Gefühlen; er las den Buchstaben, aber er fühlte niemals das innere

Gesetz ... Dort, auf der einen Seite, im Louvre und in Chartres, wirkte, das wußte er aus der Ueberschau über die geleistete und noch vor ihm liegende Arbeit, die höchste Schöpferkraft ... eine Schöpferkraft, die unendlich größere Wirkungsgewalt über den menschlichen Geist hatte, als sie sämtliche Dampfmaschinen und Dynamos zusammengenommen sich jemals hatten träumen lassen, und doch war diese Schöpferkraft dem amerikanischen Geiste unbekannt."

Der Dichter reibt sich an seiner Umgebung und siehe, es fliegen Funken. Er erzählt sein ureigenes Leben, sein Leiden und Streben und es wird die Geschichte seiner Zeit daraus. Darum lesen wir sie mit doppelter Anteilnahme. Ein Mensch spricht zu uns, einer, der nicht tatenlos beiseite steht, sondern das Geschehen deutet und zu klären sucht.

Georg Schäfer.

Ein Weg zur Kunst

Den volksbildnerischen Bestrebungen des Borromäusvereins entspricht in hervorragendem Maße als ein Ergebnis reicher praktischer Bemühung eine Studie von Dr. Heinrich Ostlender, die sechs Bildbesprechungen unter dem Titel: ‚Ein Weg zur Kunst' zusammenfaßt.[1] Man bemerkt so oft in Museen, daß weiteste Kreise des Volkes – nicht etwa nur Arbeiter – mit den ausgestellten Kunstwerken nichts anzufangen wissen; dabei bedürfte es nur einer Anweisung, einer geringen Schulung, damit auch sie in selbständiger lebendiger Betrachtung an der Kunst Freude gewönnen. Daß aber das Volk Kunst sehen lernt, daran muß jedem liegen, der den Wunsch hat, daß sich die Geschmacklosigkeiten des 19. Jahrhunderts in der Anlage der Straßen, Denkmäler und Brunnen sowie in der Gestaltung der Innenräume nicht wiederholen. Klar und einfach auf das Wesentliche gerichtet und zwar nicht in theoretischer Erwägung, sondern in beispielhafter Anwendung, bietet sich Ostlenders Buch jedem weltlichen und geistlichen Erzieher, jedem strebenden Laien als ein gediegener Führer an.

Sehen lernen – das ist die erste und wichtigste Forderung, die er stellt. Platos Anschauung, daß die Augen das Edelste am Menschen seien, Dürers gleichlautender Ausspruch: „Der alleredelste Sinn der Menschen ist Sehen"[2], die Notwendigkeit präzisen Sehens und die Freude an ihm ist den Deutschen noch immer nicht ins Blut eingegangen. Wie die ganze Geschichte der deutschen Aesthetik zeigt, neigt man bei uns dazu, über den schlichten Tatbestand des Kunstwerkes hinwegzutheoretisieren. Zu dieser Schwäche des Deutschen kommt als eine weitere Erschwerung echter Kunsterziehung hinzu, daß der natürliche Mensch schlechthin leicht vom Kunstwerk selber abirrt und sich schwelgerisch in die eigenen subjektiven Gefühle verliert, die das Werk bei ihm ausgelöst hat. Daß diese Innenkonzentration den Sinn der Gestaltung verfehlt, daß Kunst nur in Außenkonzentration erfaßt werden kann, hat jüngst noch Moritz Geiger eindringlich dargestellt.[3] So muß also dies die erste Aufgabe der Kunsterziehung sein, daß sie immer wieder zum Objekt zurückruft. Eine solche schlichte Sachhingabe steht im Mittelpunkt der Ostlenderschen Anschauungen. Er verfolgt jeden einzelnen Zug des Kunstwerkes. Er liest sozusagen Teil für Teil ab und weckt ein Gefühl für die Wichtigkeit, ja Unerläßlichkeit dieser Erkenntnis des Kunstäußeren. Damit entspricht er den dringlichen Forderungen der Künstler und der heutigen

[1] Mit sechs Bildbeilagen, darunter eine mehrfarbige. 63 Seiten. Elberfeld, Bergland-Verlag. 1.30 *M*.

[2] K. Lange-F. Fuhse, Dürers schriftlicher Nachlaß. Halle, 1893. S. 240.

[3] Zugänge zur Aesthetik. Leipzig 1928. S. 1 ff.

Kunstwissenschaft. Wölfflins Haltung[4] eines beinah als sittlich empfundenen Seh-Eifers ist hier fruchtbar geworden.

Erst nachdem der Beschauer auf diese Weise mit dem „Leib" des Werkes vertraut geworden ist, führt Ostlender ihn zur „Seele" des betreffenden Gemäldes; er bestätigt mit seinen praktischen Erfahrungen das Ergebnis kunstwissenschaftlicher Ueberlegungen: „Indem man nun in vollem Wissen um die Glieder das gegliederte Werk betrachtet, strömt in den Akt der Ausdruckswahrnehmung eine ganz andere Fülle ein, so daß die Wesenserkenntnis des Werkes eben durch die umfassende Erkenntnis des Werkäußern sicherer, reicher und vollkommener wird."[5] Nur gelegentlich wird bei Ostlender die rein künstlerische Sinnerfassung dadurch bedroht, daß er zu stark die geschichtlichen Erinnerungen spielen läßt – so in der Deutung des Jeremias von Michelangelo. Im allgemeinen bleibt er streng im Bereich des Werkes selber, methodisch am reinsten wohl in der Bildbesprechung von Morettos Hl. Justina, wo er das neue Gefühl für die Schönheit der Welt und die Würde des Menschen hervorhebt und die Verklärung des Natürlichen vom Uebernatürlichen her aufzeigt. Der Abschnitt „Seele des Bildes" ist stets kürzer als der einleitende „Leib des Bildes"; und so ist es richtig, da hier die selbständige Leistung des Menschen einsetzen muß, wenn gezwungene Geistreichigkeit und Anempfindung bei ihm vermieden werden soll. Kunsterziehung muß wesentlich darin bestehen, daß sie die Wege zur Kunsterfassung ebnet; nach der Feststellung der äußeren Tatbestände kommt sie an einen Punkt, wo sie nur sagen kann: Nun schau selber!

Gemessen an dem herrschenden künstlerischen Unverständnis, ist das viel, was Ostlender vermittelt und vermittelt haben möchte; gemessen aber an der Fülle der Bedeutung, die einem großen Kunstwerk zukommt, ist es wenig. Das weiß der Verfasser selber, der darauf im Nachwort zu sprechen kommt. Vielleicht entschließt er sich aus dieser Gewißheit heraus zu einer ergänzenden, weiter ausführenden Schrift, die das Verfahren einer mehrstufigen Kunsterziehung zu erläutern hätte. Seine vorliegenden Gedanken würden dann die unterste Stufe betreffen. Eine weitere hätte das Auge für das Aeußere wie für die Bedeutung der Form zu schärfen; von einer Beschreibung der Farben aus wäre ihre Art (z. B. ob sie splittrig, flächig oder gewölbt sind) und ihre Beziehung (Uebergang, Gegensatz, Spannung usw.) zu beobachten; dann hätte man nach der Körperlichkeit, der Linie, der Raumform zu fragen; schließlich müßten die verschwiegeneren Züge der Komposition entdeckt werden. Das Schwierigste wäre die Erfassung ihres Ausdrucksgehaltes, auf die Lorcks ‚Grundstrukturen des Kunstwerks' vorbereiten.[6] Die dritte Stufe würde die Probleme der Wertung behandeln; so bleibt uns z. B. Ostlender die Erklärung dafür schuldig, warum er Grünewalds Kreuzigung die höchste Offenbarung der deutschen Kunst nennt; er geht auch nicht weiter auf die unterschiedliche künstlerische Qualität der Bilder ein, die er nur kurz erwähnt. Da erhebt sich das vielleicht wichtigste Problem der Kunsterziehung: ob man in einem Menschen das Vermögen, zwischen Kitsch und Kunst, Dünnem und Vollem, Gewachsenem und Gemachtem, Literarisierenden und voll Bildhaften zu unterscheiden, wecken, läutern und stärken könne? Die vierte Stufe könnte sich entwicklungsgeschichtlichen Fragen zuwenden, indem z. B. ein Stilleben eines Niederländers, eines Impressionisten, eines Uebergangsmenschen wie van Goghs und schließlich eines magischen Realisten wie Kislings oder Derains zum Vergleich gestellt würde.[7] Auf literarischem Gebiet gibt es neuerdings einen fruchtbaren Versuch solch volkstümlicher Entwicklungsgeschichte: H. A. Korffs (freilich noch etwas schwie-

[4] Vor allem in den „Grundbegriffen".
[5] Lützeler, Formen der Kunsterkenntnis. Bonn 1924. S. 59.
[6] Wildpark-Potsdam 1926.
[7] Zum magischen Realismus vgl. Franz Roh, Nach-Expressionismus. Leipzig 1925.

rigen) Radiovorträge über ‚Die Dichtung von Sturm und Drang im Zusammenhang der Geistesgeschichte'.[8]

Wenn man aber auch diese weitreichenden Pläne vorläufig zurückstellt, so sollte man wenigstens eines unternehmen: auf der Grundlage und in den Grenzen der Ostlenderschen Bildbesprechungen moderne Kunst erläutern. Die vorliegende Schrift behandelt zwar Rethel und Spitzweg; aber die sind trotz der zeitlichen Nähe nicht modern. Verständnis und Pflege, auch Widerspruch und Abwertung gelten heute im Kunstleben dem Impressionismus, dem Expressionismus und dem magischen Realismus. Mit der Gegenwart zu verbinden, muß eine Hauptaufgabe der Kunsterziehung sein.

Heinrich Lützeler.

16. Kursus für Leiter und Mitarbeiter von Volksbüchereien

Zum ersten Male fand der Schulungskursus des Borromäusvereins in dem neuen Vortragssaale statt, der 219 eingebaute Sitze umfaßt. 1911 tagte man im Hotel Stern auf dem Markt, 1912 im Bürgerverein, seit 1913 im neu erbauten Borromäushaus, dessen Räume im vorigen Jahre förmlich gesprengt wurden von der Menge der Teilnehmer – auch das ein Zeichen für die erstaunliche Entfaltung des Vereins, für das Wachsen von Einfluß und Aufgaben.

Aus ganz Deutschland und aus dem auslandsdeutschen Sprachgebiet hatten sich die Teilnehmer versammelt zu einer immer dringlicher werdenden Arbeit. Denn dies ist die Lage, daß der weltanschaulich fundierten Bücherei darum entscheidende Gefahren drohen, weil die Absicht besteht, die nichtkonfessionelle Volksbücherei allenthalben gesetzlich einzuführen. Eine solche Lage kann man nur dadurch meistern, daß man in sie mit einem straffen gesammelten Willen eintritt. Wille zur katholischen Bücherei bedeutet aber Katholische Aktion auf literarischem Gebiet. So formten Redner und Leiter den Sinn der Tagung heraus, daß sie die Katholische Aktion vorbereiten solle und könne, bei deren Durchführung, wie vor allem F. Muckermann ausführte, dem Borromäusverein führender Rang zukomme. In diesem Sinne dienten die dreizehn Vorträge der Klärung und Festigung. Der Aufbau der gesamten Reden vollzog sich in drei Gruppen; die erste trägt die Ueberschrift: Der Bibliothekar; die zweite läßt sich unter dem Titel: Menschentypen und Literatur zusammenfassen; die dritte nennen wir kurz: Gesamtübersichten. Diese Vortragsreihen ergänzten sich in ihrem Verlauf; zum mindesten wurden keine gegensätzlichen Thesen geäußert, wie es auf dem vorigjährigen Kursus in einer für die Oeffentlichkeit fruchtbaren und durchaus erwünschten Art geschah (vgl. ‚Bücherwelt', 1928, S. 362 und 367); auch die Aussprache hatte einen ruhigen Ton und verhielt sich mehr ausführend und zustimmend als widerspruchsvoll ringend (in beiden Fällen hat die Diskussion hohe Bedeutung); eine Fülle praktischer Vorschläge wurde gemacht, darunter solche, die weitreichende organisatorische Maßnahmen verlangen; stets hatte der erste Vorsitzer Prälat Lauscher ein klug abwägendes Wort in der Debatte bereit, und wie immer, wußte auch diesmal Direktor Braun das Vorgebrachte in eine praktische Form hineinzugießen. In allen Vorträgen und in der ganzen Aussprache zeigten sich bestimmte Grundzüge, die festgehalten zu werden verdienen: Das Allgemeine und das Einzelne, das Praktische und das Theoretische durchdrangen sich, und so muß es sein, da die Verselbständigung eines dieser

[8] Leipzig 1928.

Elemente dem Kursus die starke Wirkung nehmen und ihn zur Halbheit schwächen würde; sodann gab man Unvollkommenheiten in den Büchereien offen zu und zwar Unvollkommenheiten äußerer und innerer Natur, mitunter sogar (so in der Aussprache über die Beziehungen des Akademikers zur Borromäusbücherei) in sehr energischen Ausdrücken; und auch das ist gut; denn nur so kann man Abhilfe schaffen, und nur so nimmt man der Gegenseite Waffen aus der Hand. Schließlich bot die Tagung noch soviele Nebengewinne, daß sie nicht nur für Leiter und Mitarbeiter von Volksbüchereien bedeutsam, sondern auch für Kritiker, Wissenschaftler und Kulturpolitiker anregend war. Daß hier auch Kritik und Wissenschaft etwas empfingen, lag an der ausgezeichneten Qualität einiger Vorträge; wir wollen im folgenden das Neue und Fruchtbare besonders hervorheben und im ganzen über das Gebotene nachzudenken, über es hinaus weiterzudenken suchen – in Einwänden und Vorschlägen, für die der Verfasser dieses Aufsatzes, wie das in der Natur der Sache liegt, persönlich die Verantwortung trägt; man möge sie nicht als Setzungen, sondern als Stoff nehmen – als Teil einer mitarbeitenden Betrachtung, die an Rang über der bloß berichtenden oder passiv anerkennenden liegt.

1. Der Bibliothekar

Die drei Vorträge, die diesem Thema galten, spannten sich von der philosophischen Wesenserfassung bis zur Bibliothekstechnik.

Die philosophische Wesenserfassung des katholischen Bibliothekars leistete Professor Behn aus einer Haltung heraus, die in ihrer allseitig verstehenden Weite, in ihrer Empfänglichkeit und Verfeinerung etwas von dem verwirklichte, was er mit Worten aufwies und forderte. Die Ausbildung des Bibliothekars verlangt, daß er die Maschine nicht verachtet, sondern erfinderisch handhabt im Sinne jener Sendung, die er an dem betreffenden Ort zu erfüllen hat, daß er mit einer Art Kunst das Wesentliche behält und das Nebensächliche vergißt, daß er immer aufgeschlossen ist für den „Nicht-Fall"-Leser: als ein Techniker mit Seele. Als solcher wird er durch alle maschinellen und gedächtnismäßigen Entlastungen hindurch letztlich die Seele des Menschen in katholischer Liebe sehen. Selbst umfassend gebildet, wird er sich stets darüber klar sein, daß nur kleine Ausschnitte subjektiv wissenswert und heilsam sind; er wird dadurch seinen Einfluß verstärken, daß er bei sich Bildungsgut aufspeichert; denn nur dort wirkt eine Person tief, wo hinter dem Gegebenen noch eine größere nicht verausgabte Fülle bereit liegt, aus der sie spendet; ohne von Prüderie oder Zynismus angefochten zu sein, wird er in klarer Sonderung pädagogischer und ästhetischer Gesichtspunkte beachten, daß sehr viele Menschen sich aus der Froschperspektive die Dinge ansehen; daraus ergibt sich eine Kunst des Geizes, indem er ungeordnete Lesewünsche nicht befriedigt, sondern sie ordnet, ohne den Leser aufdringlich zu „behandeln". Seinen Einfluß wird er steigern, wenn er im Aeußeren einen schlichtsauberen Geschmack verrät und unter Ausschaltung seiner besonderen Vorlieben den Besucher voll Takt und mit Liebe versteht. Wenn er die eigene Begabung in Zucht hat, vermag er auch den Willen anderer zu läutern, und hier wirkte Behns Vortrag sachlich so überaus entwirrend, daß man seinen bedeutenden Ausführungen eine angespannte geistige Teilnahme wünscht. Welche Bücher sind anstößig?, so fragt man immer wieder. Behn antwortet: bei vielen hängt es davon ab, woher der Leser kommt, aus dem Sumpf oder vom Sinai. Was bedeuten dabei die Leidenschaften des Lesers?, so forschen Bibliothekar und Kritiker, und Behn antwortet: da sie gut sind, wenn sie auf das rechte Ziel gelenkt werden, so kappe man sie nicht ab! Mit dieser positiven Bewertung des leidenschaftlichen Gefühls vollzieht Behn die neuerdings vor allem durch Scheler bewirkte Wendung in der Bewertung des Emotio-

nalen mit. Für Kritiker und Bibliothekare stellte er den Grundsatz auf: Bekämpfung von Schmutz und Schund, aber auch Beherzigung der Tatsache, daß frühes und spätes Mittelalter Prüderie nicht kannten. Führend waren schließlich auch Behns Darlegungen über die religiöse Erziehung: daß der Bibliothekar der Bildung und nicht der Errettung diene, daß er religiöse Gaben vermittle, wobei er in frommem Tun die frömmelnde Literatur beiseite schieben möge, aber kein Prediger sei. Bei all dem wird er viele Resignation mit Zuversicht vereinigen und zu einem lächelnden Humor gelangen, der auch um die Lippen großer religiöser Männer spielt, so um die des Fra Ginepro aus den Fioretti, der immer wieder lächelnd das Unzulängliche sah und meisterte – welch eine schöne, befreiende Einsicht!

Behns philosophischen Aufriß leitete Direktor Braun ins Praktische hinüber. Seinen Vortrag über die Ausrüstung des Bibliothekars beherrschte der Grundgedanke, daß die Borromäusbüchereien ihrem Wesen nach keine Arme-Leut-Bibliotheken, sondern moderne Volksbildungsanstalten seien, daß sie deshalb durch Qualitätsleistungen aus dem Zustand herausgehoben werden müßten, in dem sie sich vielfach noch befänden, daß der Bibliothekar, tüchtig und liebevoll, mit der literarischen Gegenwart ganz vertraut, die Besucher der Bücherei aus unvernünftig schlingenden Molochen zu geistig lesenden Menschen emporzuformen habe. – Daß dies nur bei einer technisch einwandfrei geordneten Bibliothek möglich ist, erläuterte Generalsekretär Dr. Rumpf in ebenso ernsten wie lustigen Ausführungen über den technischen Betrieb.

2. Menschentypen und Literatur

Der zweite geschlossene Fragenkreis betraf die Literatur in ihrem Verhältnis zur Jugend, zur Frau, zum Akademiker, Land- und Industrievolk. Dr. Rumpf schilderte im Anschluß an seine Schrift: Kind und Buch den Weg der Jugend vom Märchen über die Abenteuergeschichte zum Heldenbuch. Für alle Stufen forderte er eine spezifische Jugendschrift, weil es schädlich sei, daß das Kind eine Stufe überspringt. Der Sinn dieser Entwicklung liegt darin, daß das Kind allmählich in die Welt der Erwachsenen hineinlebt. Die richtige Deutung der nach und nach erfahrenen Wirklichkeit vollzieht sich dann, wenn die Jugendschriften die christlichen Ideale aufzeigen. Wieviel in dieser Hinsicht noch geschehen muß, wie man aber durch die Schaffung einer „Bücherei der Lebensalter", die das Kindtümliche mit dem Heiligen verbinden will, eifrig an der Erfüllung dieser Aufgaben arbeitet, stellte die Aussprache in aller Rundheit heraus. Die wissenschaftliche Fülle und Bestimmtheit, die Rumpfs Vortrag auszeichnete, vermißte ich an dem zu allgemein gehaltenen Vortrag über Landvolk und Literatur von Frau E. Esser. Sie stellte die großen Verschiedenheiten des Landvolkes und seine verschiedenen Bewertungen der einzelnen Literaturgattungen und Stoffkreise fest und betonte, daß der im allgemeinen lesefrohe Bauer vor allem durch liebevolle Kleinarbeit dem Buch enger verbunden werden könne. Ich denke mir die Behandlung eines solchen Themas auf andere Weise fruchtbarer; sollte man nicht eine bestimmte Schrift vornehmen, die dem Bauer allgemein gut gefällt, und gemeinsam herauszubekommen suchen, worin das seinen Grund hat? Sollte man nicht dann die eigens für Landleute geschaffenen Buchreihen daraufhin untersuchen, worin sie dem Dörfler fremd bleiben? In diese Richtung zielte der unvergeßlich anschauliche Bericht über die Buchwünsche seiner Pfarrkinder, den Pfarrer Herz gab. Reiches wissenschaftliches Nachdenken verriet der Vortrag von Dr. Kautz über Industrievolk und Literatur, aber hier hätte der Wissenschaftler noch mancherlei Fragen stellen mögen, da wichtige Dinge – wohl in der Eile – unklar blieben. Der Redner erforschte die Wertwelt des Industrievolkes aus seinem Verhalten zu den objektiven Kulturwerten, das allgemeine Richt-

linien für eine psychologische und normative Literaturauslese an die Hand gibt; die besonderen Richtlinien leitete er aus den vorhandenen Lesertypen ab: dem Typus des Proletariers, des Abgesunkenen, des Kleinbürgers und des Entproletarisierten. Im ganzen ergab sich eine hohe Empfänglichkeit des Industriemenschen für das Buch. Was unklar blieb, waren einmal methodische Dinge, die die Gewinnung der statistischen Resultate betrafen, sodann die nähere Begründung dafür, weshalb das Ideal in dem sog. Typus des Entproletarisierten gesehen wurde. Zum Schluß erläuterte Kautz die Wichtigkeit der Organisation und die höhere Wichtigkeit des hinter ihr stehenden Menschen für die Buchwerbung; er schilderte die Glut der Kommunisten und die Schlafmützigkeit unserer Leute. Nicht apologetische Aufklärung, sondern Bekennermut sei nötig. In anderer Weise konkret waren die Besprechungen, die Frau Direktor Beckmann vielgenannten Büchern von Frauen und Büchern über Frauen widmete, geleitet von dem Grundsatz, daß eine Literatur zu fordern und zu fördern sei, die das christliche Frauen- und Familienideal wiederbelebe. Die Zuhörer folgten wohl darum der Rednerin so aufmerksam, weil sie ihnen ganz praktische Dinge an die Hand gab. Sollte man nicht daraus eine Anregung für die Zukunft gewinnen? Man nehme in den Kursen Stellung zu wichtigen Neuerscheinungen; vor allem aber übe man die Teilnehmer im selbständigen Urteilen – etwa so: alle, die den Kursus besuchen, müssen ein bestimmtes Werk gelesen haben; die Fragen, die sie besonders beachten sollen, nennt ihnen ein rechtzeitig vorgelegter Fragebogen; unter Führung eines Kritikers beginnt die Aussprache; nach Abschluß dieser Diskussion mögen einige zünftige Kritiker zu Wort kommen, die man zur Teilnahme verpflichtet, damit man sehe, welche Erweiterung und Vertiefung die Aussprache der Fachleute bringt; zum Schluß trage der Kritiker-Leiter seine vorher formulierte Besprechung vor. In Frau Beckmanns Vortrag kam eine sehr pessimistische Ansicht über unsere Zeit zum Ausdruck. Dieselbe Grundhaltung zeigte Dr. Frobergers Vortrag über den Akademiker und die Literatur. Wir behalten die pessimistische Einstellung im Auge für die Beurteilung des Vortrags von Pfarrer Könn. Froberger stellte fest, daß weite Kreise der Akademiker dem Buch und dem Borromäusverein interesselos gegenüberstehen, in einer für sie selber wie für die literarische Entwicklung schädlichen Weise, wobei doch eine Musterbücherei wie die Münsterbibliothek in Bonn auch Akademikern manches zu bieten habe. Wenn die Aussprache den nach Buchbeschaffenheit und Buchauswahl unzulänglichen Zustand vieler Bibliotheken hervorhob, so muß ich das aus eigener Erfahrung bestätigen; lange Jahre Mitglied des Borromäusvereins, konnte ich mir aus seinen Büchereien etwa seit Obertertia nicht mehr diejenige Lektüre beschaffen, die ich für Aufsätze sowie für Aussprachen in Unterricht und in literarischen Zirkeln als Schüler brauchte. Eine solche Problematik muß man klar sehen, und auch die Problematik, die die an sich guten Lösungsvorschläge belastet. Man will Lesemappen bilden und bestimmte für eine Volksbücherei allgemein ungeeignete Bücher zirkulieren lassen. Ja, sollen da nur Akademiker teilnehmen? Viele Arbeiter sind doch auch so reif wie Akademiker! Und wer entscheidet darüber? Wie fällt man, ohne zu verletzen, die Entscheidung? Dann: aus welchen Zeitschriften bildet man die Lesemappen? (An sich werden sich viele freuen, etwa monatlich das ‚Hochland' und zweimonatlich die ‚Bücherwelt' vorgelegt zu bekommen.) Wie weit geht man in der Auswahl der zirkulierenden Bücher, darf man es wagen, z. B. die ‚Kameradschaftsehe'* rundzureichen, deren Lektüre für Eltern und Erzieher fruchtbar unterrichtend sein kann? Ueber diese Dinge hätte ich gern mehr gehört.

* Mit Lindseys Buch ‚Die Kameradschaftsehe' wird sich die ‚Bücherwelt' in ihrem nächsten Hefte (Jan./Febr. 1929), das Mitte Dezember erscheint, auseinandersetzen. D. R.

3. Gesamtübersichten

Zu dieser eingehenden Einzelarbeit kamen einige wertvolle Gesamtübersichten, und zwar sprachen zwei Redner unmittelbar für die Praxis, und drei umrissen literaturkritisch ein großes Gebiet.

Direktor Siebertz von der Firma Kösel und Pustet schilderte die ungeheuren Schwierigkeiten des katholischen Verlags und Sortiments, die auf Reißer aus weltanschaulichen Gründen verzichten müssen, und zerstreute manche ungerechten Urteile, die man über die Preisgestaltung der Verleger gefällt hat. Er entwickelte zum Schluß ein Rahmenprogramm für eine Zusammenarbeit katholischer Verlage: Arbeitseinteilung bezüglich der Produktion, gemeinsame Propaganda und Vertrieb durch eine Zentralgenossenschaft. Es war gut, daß auch einmal dieser Kreis von den Verwicklungen des Buchwesens erfuhr, die natürlich von verlagstechnisch unerfahrenen Zuhörern weder durchlichtet noch gar geordnet werden können. – Dagegen waren ihnen Jos. Zimmermanns Darlegungen über das belehrende Schrifttum so nahe, daß von diesem Vortrag ein unmittelbarer Weg in die Praxis ging. Das belehrende Schrifttum tritt oft im Aufbau der Büchereien stark zurück, vor allem darum, weil es so wenig benutzt wird. Die Ausscheidung der veralteten Schriften und die sorgfältige Auswahl neuer kann das Interesse beleben; dazu empfiehlt sich eine Erniedrigung des Leihhellers, ein Hinweis auf aktuelle Schriften und auf solche, die thematisch mit angesagten Vorträgen verwandt sind, unter Umständen auch die Zusammenlegung der belehrenden Schriften in einer zentral gelegenen Bücherei. Es ist sicher, daß man auf diese Weise viele im Verborgenen bestehenden Bedürfnisse nach Belehrung befriedigen kann.

In einem weiten literaturkritischen Ueberblick verfolgte Prof. Witkop diejenigen Werke, in denen das Volk als Gemeinschaft oder als schöpferischer Urgrund die tragende Substanz ist, Sienkiewicz, Manzoni und Fogazzaro einerseits, Selma Lagerlöf und Heinrich Federer andererseits. Sein überzeugender, lebensvoller Vortrag schloß mit der Feststellung, daß man die Befremdung von Literatur und Volk nur durch eine schöpferische Erneuerung des Volkslebens in Natur, Staat und Religion überwinden könne. Man möchte dem Vortrag zur Ergänzung noch drei Fragen hinzufügen; zunächst: wäre es nicht vorteilhaft, zwischen den Dichtern zu unterscheiden, die schlicht volkstümlich sind, und solchen, die das Volkstümliche mehr reflektieren und diskutieren? Sodann: Decken sich die als vorbildlich erwähnten Romane mit unserem gegenwärtigen Volk? Formt nicht z. B. Manzoni eine Volksart der Vergangenheit, woraus sich das Problem ergäbe, ob wir einen Dichter besitzen, der unsere volkliche Gegenwart mitteilend und ins Vorbildliche hineinsteigernd ergriffen hat? Schließlich: wäre das heutige katholische Deutschland wohl reif genug, daß man den ersten Band der durchaus volkhaften ‚Christin Lavranstochter' oder Timmermans ‚Pieter Breughel' in einer katholischen Zeitschrift hätte bringen können, nachdem vor einiger Zeit die Handel-Mazzetti mit der ‚Armen Margret' in dieser Hinsicht böse Erfahrungen gemacht hat? – Daß im ganzen die moderne Literatur reichen Anlaß zur Kritik bietet, ging aus dem rednerisch glänzenden Vortrag von P. Muckermann über den modernen Roman hervor (übrigens empfahl Direktor Braun angelegentlichst Muckermanns Zeitschrift: ‚Der Gral' den Vereinen). Er beleuchtete einige typische Formmängel heutiger Epik und erklärte für den tiefsten Grund den Mangel an einer einheitlich geschlossenen Weltanschauung. Der Katholizismus bietet diese Weltanschauung und damit auch eine künstlerische Form. Diese Form, deutlich z. B. in den guten Werken der Handel-Mazzetti, ist innere Form im Gegensatz etwa zu der äußeren Form bei Thomas Mann, der im Zauberberg über eine ungeheuer entwickelte Technik verfüge, aber

alle Motive aus Dostojewski gestohlen habe. An die Stelle der formgebenden katholischen Weltanschauung tritt heute oft allerlei Ersatz: die äußere Wirklichkeit, die innere Wirklichkeit, die Erotik, die Humanität und der Mystizismus, als dessen Vertreter Muckermann u. a. Hermann Stehr mit mitleidender Achtung nannte. Diese Verhältnisse werden sich bessern, wenn wir eine für die Dichter bereite Atmosphäre schaffen, andererseits aber auch die Dichter mehr unter uns weilen; dann wird die Katholische Aktion auf literarischem Gebiet Erfolg haben, zu der wir uns im Borromäusverein versammeln. – Ein genialer Zug kam in die Tagung hinein durch die Rede von Dechant Dr. Könn über den modernen Menschen und die religiöse Literatur. Das tief Wohltuende an Könns Art ist dies, daß er ein gegenwartsstarker Mensch ist. So wie es allein fruchtbar ist, die moderne Wirtschaft und Technik bejahend zu ordnen (im Ton der von Behn herausgegebenen ‚Einunddreißig Sendschreiben an den Wirtschaftsführer'), so wie der kräftige Volksbildner die Möglichkeiten des Radio und Kino umgestaltend ergreifen wird, statt sie einfach abzulehnen, so ist es auch gerecht und notwendig, daß wir nicht schlechthin negativ vom „modernen Zeitgeist" sprechen, sondern unsere Zeit als das sehen, was sie ist: als eine Mischung von viel Gutem mit viel Bösem. Man vergleicht allzu gern die Lichtseiten der Vergangenheit mit den Schattenseiten der Gegenwart; aber man sei sich darüber klar, daß auch Mittelalter und Nachmittelalter von der Sünde tief durchfurcht und von der Ewigen Verdammnis rings umdroht waren (was ich leider hier nicht an einzelnen Gebieten entwickeln kann). In dieser Treue zur Gegenwart erkannte Könn die besonders große Aufgeschlossenheit unseres Zeitalters für religiöse Fragen. Er erfaßte als eine im Grunde religiöse Bewegung den Kommunismus, an dem die Kirche wie an den Häresien der Vergangenheit wachsen werde. Er betonte den Opfergeist vieler Sekten. Er wies auf die starke Exerzitienbewegung hin. Er erwähnte die Laienhilfe, das Bedürfnis nach Bibelausgaben, das innige Verhältnis von Nichtpriestern zur Liturgie (der Mitteilung, daß die Ausgabe eines Meßbuches in einem Jahr eine Auflage von 40 000 Stück gefunden habe, konnte Frl. Dr. Wolff hinzufügen, daß der ‚Stumme Jubel' der Buchgemeinde in weit über 50 000 Exemplaren verbreitet sei). Daß aber trotzdem der Weg zum religiösen Buch von vielen so schwer gefunden wird, liegt an bestimmten Hemmungen und Ablenkungen – an dem zu geringen Einkommen, an der übermäßigen beruflichen Anstrengung, an den Wohnungsverhältnissen, die oft die notwendige Zurückgezogenheit nicht ermöglichen. Dazu führen religiöse Vorträge, auch Büchereien mit reichem Bücherbestand vom religiösen Buch hinweg. Sport und Kino entziehen weiteste Kreise dem Geistigen. Auch die moralisch meist sehr hochstehenden Anhänger der Jugendbewegung hindern die Verbreitung der religiösen Literatur insofern, als sie fanatisch alles ablehnen, was nicht ihrem Radikalismus entspricht. Das trockene Referat kann den Reiz von Könns tief gerechter, mit Wirklichkeit gesättigter Darstellung nicht wiedergeben. Man hat ihn verdientermaßen zum Ehrendoktor ernannt; denn er besitzt den hellen Blick, der durch den Schein zum Wesen, durch Schiefheiten zur Wahrheit vorstößt. Für die größte Hemmung aber hielt er das übliche religiöse Buch selber. Paßt es doch nicht zu der Sachlichkeit des modernen Menschen, der nicht mag, daß man ihn gängelt und das Religiöse an die Dinge heranträgt. Der heutige Mensch sucht die Offenbarung des Göttlichen in einer Inkarnation: in der überzeugenden hinreißenden religiösen Persönlichkeit. Bisher war das religiöse Buch meist nachempfunden; es hatte kein Gesicht, und Könn besaß die allen ursprünglichen Volksführern eigene Gabe, dies Wort so auszusprechen, daß es wie grade geschaffen klang, daß man den Mangel an Gesicht als ein furchtbares Verhängnis fast atemlos empfand. Es solle nur der Mensch mit lebendiger Seele schreiben aus innerer Wahrhaftigkeit und Sachlichkeit. Es solle der Verleger sich

sorgsam beraten lassen von einem wirklich modernen Seelsorger, bevor er ein Werk annimmt. Es solle eine nach Möglichkeit frei gestellte Kritik das Positive stark loben und das Mindere deutlich, wenn auch in verbindlicher Form ablehnen und mitunter auch an das gute Alte erinnern. Es solle ein buchkundiger Verkäufer den Kaufwilligen sachgemäß beraten, und den Kaufunwilligen, der sich vielleicht ein Auto hält, aber sich das Buch leiht, solle man zum Kauf sanft überreden. Könn war sich klar darüber, daß dies alles nur „Mittelchen" für den Kranken seien, daß sich aber letztlich die Natur selber helfen müsse. Echtheit und Modernität – das waren die beiden Pfeiler seiner Leistung wie seiner Forderungen. Er ist ein ganz echter Mensch – ohne Getue und ohne Leere; er ist ein innerlich gesunder Mensch, der die Mittelmäßigkeit verschmäht und das Maß verehrt. Wenn er spricht, so ist es einem, als ob eine Welt voll muffiger Atmosphäre ausgelüftet würde, als wäre man bisher blind an einer wesenhaften Wirklichkeit vorübergegangen. Sein männlicher moderner Katholizismus, seine echte und genial schaukräftige Persönlichkeit steht, durch sich selber richtend und weisend, am Weg zukünftiger Volksbildungsarbeit.

*

Diese Hauptveranstaltungen begleiteten noch einige wichtige oder angenehme Nebenerscheinungen. So stiftete Verleger Bachem hundert Werke seiner Firma den Auslandsdeutschen. So gab es allerlei Besichtigungen, einen Lichtbildvortrag über Oesterreich von Landesreferent Depiny sowie einen heiteren Abend, an dem zwischen lustigen Liedern sich Generalsekretär Zimmermann als volkstümlicher Erzähler bewährte.

Heinrich Lützeler.

Von Werk- und Feierstunden

Werbearbeit

In der heutigen Zeit, in der das Gedeihen größerer wirtschaftlicher Unternehmen in der Hauptsache von der Wirkung ihrer Reklame abhängig ist, ist es wohl angebracht, sich mit dem Werbewesen des Borromäusvereins zu befassen, die bisherigen Methoden auf ihre Zweckmäßigkeit hin zu prüfen und neue ausfindig zu machen. Besonders bei den Großstadtbüchereien ist dem Werbewesen erhöhte Bedeutung beizumessen, will man nicht eines Tages von den überall entstehenden kleinen und großen Winkelbüchereien verschluckt werden.

Im Handbuch für die Geschäftsführer des Borromäusvereins werden wesentliche Gesichtspunkte für die Werbung gezeigt. Jedoch beschränken sich die Ausführungen in der Hauptsache auf die direkte Werbung. Von ungleich wichtiger Bedeutung erscheint dem Werbefachmann heute die indirekte Werbung, die in ihrer Wirkung von dauernderem Werte ist. Es wird unten versucht, dieses näher klarzustellen. Zunächst sei hier auch auf die Arten der direkten Werbung und ihre Handhabung eingegangen.

Ich halte mich hier an das Handbuch und halte die persönliche Werbung für die weitaus wichtigste Art der direkten Werbung. Durch den Hausbesuch des Geistlichen, durch das „Gewinnen" von Freunden und Bekannten durch die Bibliothekare erhält man in der Regel interessierte, dauernde Mitglieder. Man soll immer wieder in Bekanntenkreisen auf die Leistungen des Borromäusvereins und einer seiner Zweigbüchereien hinweisen: „Steter Tropfen höhlt den Stein". Am Borromäussonntage soll man eine Veranstaltung ansetzen, die geeignet ist, weite Kreise zu interessieren. Die Unterhaltung muß in jeder Weise vorherrschend sein, um ein breites Publikum heranzuziehen, Musik, Theateraufführung und Vorträge. Jedoch bemühe man sich vor allem in der Großstadt höherstehende Leistungen zu bringen. Für den Veranstalter jedoch sei der höchste Wert darauf zu legen, für einen kurzen, aber um so schlagsichereren und interessanteren Werbevortrag zu sorgen. Auf diesem Vortrag muß für den Veranstalter der Hauptwert liegen. Durch den Vortrag muß der eigentliche Zweck des Abends erreicht werden. Zur Unterstützung des Vortrags verteile man vor der Veranstaltung Flugblätter. Die Gäste haben während der Pausen Zeit genug, sich das Flugblatt durchzulesen und somit erfüllt es auch seinen Zweck. Nach dem Vortrag lasse man Listen herumgehen, in die sich die neuen Mitglieder einzeichnen. Zum Borromäussonntage nehme man auch die Presse in Anspruch, indem man eine – möglichst am Orte bekannte – Persönlichkeit bittet einen geeigneten Werbeartikel zu schreiben. Endlich wäre als direktes Werbemittel das Flugblatt zu erwähnen, das jedoch heute durchaus zweifelhaften Erfolg hat. Es hat allem Anschein nach als isoliertes Werbemittel „abgewirtschaftet". Tatsächlich habe ich an der St. Josef-Bücherei Krefeld, an der der Erfolg der einzelnen Werbemittel kontrolliert wird, die Erfahrung gemacht, daß das Verteilen von Flugblättern an den Kirchtüren oder auf der Straße durchaus nutzlos ist. Die Feststellungen ergaben in zwei Jahren, daß auf mehrere tausend verteilte Flugblätter in einem Jahr zwei Anmeldungen, im zweiten Jahre überhaupt keine Anmeldung erfolgte. An oben erwähnter Bücherei ist das Verfahren seit einiger Zeit eingestellt, da es sich nicht lohnt.

Das Flugblatt wird in der Regel achtlos weggeworfen; man sieht nachher die Straßen in der Umgegend des Verteilungsortes von Flugblättern übersät. Wer das Flugblatt mit nach Hause nimmt, läßt es meistens zu Hause ungelesen liegen. Zweck hat das Flugblatt m. A. nur noch, wenn es bei einem Werbeabend verteilt wird, so daß Zeit vorhanden ist, es zu lesen.

Von größerer Bedeutung erscheint mir heute die indirekte Werbung, durch die Leute schier unbewußt aus sich selbst heraus geworben werden. Als erstes indirektes Werbeobjekt sei der Ausleiheraum anzusehen. Das Handbuch empfiehlt einen neutralen Raum, also nicht etwa Sakristei u. a., als Ausleiheraum zu wählen. Vor allem achte man darauf, daß der Raum freundlich, sauber und einladend wirkt, so daß sich jeder gerne dort einfindet. Man sorge für Sitzgelegenheiten, um älteren Personen und den Damen das Warten zu erleichtern.

Ist ein Ausleihraum vorhanden, dann ist es nötig, den Außenstehenden bekannt zu machen, wo er ist (es wird wohl in den wenigsten Fällen ein eigenes Haus vorhanden sein). Am besten läßt man ein Schild anfertigen, das reklametechnisch hergestellt ist, in bezug auf Farbe, Inhalt, Verteilung der Buchstaben, Verwendung der Schrift. Natürlich ist die Größe des Schildes der des Fensters anzupassen. Als sehr wirkungsvoll werbend hat sich ein Schild erwiesen, das an der Borromäusvereinsbibliothek an St. Josefin Krefeld nach reklametechnischer Anweisung hergestellt wurde. Es ist in zwei Teile geteilt und befindet sich am unteren Teil der beiden Flügel eines gewöhnlichen Fensters. Schwarze Schrift auf rotem oder gelbem Untergrund erregten am stärksten die Aufmerksamkeit. Dabei ist noch darauf zu achten, daß Antiqua wirksamer ist als deutsche Buchstaben. Das Schild auf dem linken Fensterflügel trägt nur Anschläge mit Bekanntmachungen usw. Ein solches Schild dient, wenn es wirkungsvoll hergestellt wird, zunächst der Kenntlichmachung des Ortes der Bücherei dann aber auch der dauernden Werbung.

Kirchenblatt und katholische Presse stehen der Bücherei zur Verfügung zur Aufnahme von kleineren Notizen über Ausleihestunden, Beiträge, Gabenauswahl, Berichte über neueingestellte Bücher, Besprechung über die Eignung von Büchern und Schriftstellern für die einzelnen Lesertypen. Man achte darauf, daß diese Notizen periodisch in gleichen Abständen erscheinen; z. B. könnte im Kirchenblatt jede Woche eine solche Notiz stehen. Der Leser gewöhnt sich daran sie zu lesen, und Außenstehende werden auf die Bücherei aufmerksam. Vereinzelte Reklame dagegen ist wenig nützlich. Auch soll man bei diesen Notizen den Lesern zeigen, worin sich die betreffende Bücherei von andern am Orte unterscheidet, nicht worin sie diesen gleichkommt. Z. B. wurde zu Beginn dieses Jahres ein neuer Katalog herausgegeben, der bewußt so angefertigt wurde, daß er zu jedem bemerkenswerten Buch, zu jedem bekannten Schriftsteller einen kurzen Kommentar bringt und so gewissermaßen als Führer durch die Literatur dient. Eine Tatsache, die bei der Werbungsarbeit immer wieder und zwar mit nennenswertem Erfolg hervorgehoben wurde. Dergleichen sind besondere Leistungen, die hervorgehoben werden müssen, die zweifellos die Aufmerksamkeit der Außenstehenden erregen.

Aber bei der Bekanntmachung von derartigen besonderen Leistungen sei man vorsichtig und schütze sich vor Ueberheblichkeit. Die Reklame ist eine zweischneidige Waffe. Sie macht Leistungen bekannt und verbreitet gleichzeitig ihre Mängel und Vorzüge. Minderwertige Leistungen können ohne Reklame den Betrieb eine Reihe von Jahren aufrecht erhalten, mit einer nachdrücklichen, überheblichen Reklame werden sie ihn dagegen in kurzer Zeit zugrunde richten. Zeitungsartikel und Notizen sind dauernde Werbemittel. Man darf die Leute nicht zur Ruhe kommen lassen. Man muß sie ständig und von allen Seiten bearbeiten. Vor der wirkungsvollen Werbung ist niemand gefeit. Die Reklame erreicht auch den – sonst diesbezüglich weniger zugänglichen – Mann durch seine Frau, die Eltern durch die Kinder, den Freund durch den Freund. Zur dauernden Werbung soll man auch Lehrpersonen usw. gewinnen, die von Zeit zu Zeit dem Kreise, dem sie vorstehen, von den Leistungen des Borromäusvereins sprechen können.

Endlich sei noch als wichtiger indirekter Werbefaktor die Behandlung und Be-

dienung in der Bücherei hervorgehoben. Ein amerikanischer Reklamefachmann sagte einmal sehr treffend: „Lock die Leute in deine Bude, aber wenn du sie darin hast, dann biete ihnen auch etwas Gutes." Freundliche, zuvorkommende Behandlung der Leser ist unbedingte Voraussetzung für ein erfolgreiches Arbeiten. Man muß die Leser soweit bringen, daß sie mit besonderer Vorliebe sich in der Auswahl der Bücher von dem Bibliothekar beraten lassen, und daß sie nicht eigensinnig gerade die Bücher verlangen, die sie sich etwa aufgeschrieben haben usw. Auch Jugendliche sind in bezug auf die Behandlung sehr empfindlich. Bei ihnen ist es erforderlich, ihr Vertrauen zu gewinnen.

Für eine zweckmäßige Werbearbeit ist es ebenfalls erforderlich, eine Werbeerfolgsstatistik zu führen. Sie ist geradezu unerläßlich, will man mit Zwecklosem nicht Zeit und Geld verschwenden, sich vielleicht gar lächerlich machen. Das Festhalten der Zahl der neuen Mitglieder nach einer Werbeveranstaltung, eine Rundfrage bei Bekannten und Freunden über den Eindruck einer Werbung sind wichtige Anhaltspunkte für die zukünftige Gestaltung der Werbearbeit. Bei der Werbeerfolgsstatistik wird man bald feststellen, wie außerordentlich vielseitig die Werbearbeit sein muß, um erfolgreich zu sein.

Das wären die Hauptpunkte der Werbearbeit so wie sie in der heutigen Zeit für nötig erscheint, um den Borromäusverein weiterhin zu fördern. Es bliebe noch die praktische Durchführbarkeit zu erörtern. Finanziell zeigen sich keine Schwierigkeiten, denn zu der Durchführung der erwähnten Mittel sind keine erwähnenswerten Gelder nötig. Aber die Zeit! – Eine Unmenge freier Zeit ist für die sorgfältige Durchführung der Werbearbeit notwendig. Dem sowieso schon mit Arbeit überhäuften Bibliothekar bleibt dazu keine Zeit, oder es müßte ihm schon eine Reihe Hilfskräfte zur Seite stehen, wie es an der Borromäusvereinsbibliothek an St. Josef in Krefeld der Fall ist. Doch es ist die neue Entwicklung im Borromäusverein begrüßenswert, amtlich angestellte Diözesanbibliothekare und Bezirksbibliothekare einzustellen, die diese Arbeit erledigen können. Man soll hier vor keinen Kosten zurückschrecken, um tüchtige Fachleute anzustellen, denn in der heutigen Zeit, die von tüchtigem Wirtschaftsgeist beherrscht ist, wird auch der Borromäusverein nur mit seinen Leistungen wachsen.

Erich Schmitz.

Hauptamtliche Bibliothekare an unseren Borromäusbüchereien

Wer in den letzten Jahren als Leiter einer größeren katholischen Volksbücherei oder als Teilnehmer an den Kursen im Borromäushaus in Bonn Gelegenheit hatte, Einblick in die Arbeit des Borromäusvereins zu tun, der darf mit ehrlichem Herzen sagen, daß es hier allenthalben vorwärts und aufwärts geht. Die Einrichtung der Buchberatungs- und -beschaffungsstelle mit ihren regelmäßigen Listen ‚Das Neue Buch', die jährlichen Kurse mit ihrer stets wachsenden Besucherzahl, mit den ganz vorzüglichen Referaten prominenter Persönlichkeiten aus dem literarischen Leben, die ‚Bücherwelt', die sich immer besser zu einer wirklich praktischen Literaturzeitschrift für unsere katholischen Büchereien entwickelt, die Buchgemeinde gegründet im Anschluß an den Borromäusverein, welche eine Notwendigkeit war gegenüber allen anderen ähnlichen, aber nichtkatholischen Bestrebungen, die Bibliothekarschule usw., all das ist Beweis, daß man an der Zentrale weiß, was unsere heutige Zeit vom Borromäusverein verlangt.

Dies frisch pulsierende Leben ist vom Herzen in die Glieder des großen Organismus, die Einzelbüchereien übergeströmt. Allenthalben in deutschen Landen sehen wir katholische Volksbüchereien sich mächtig dehnen und wachsen. Waren nicht unsere Borromäusbüchereien leider lange genug Zwergbibliotheken mit einigen hundert

alten, vergilbten, vielfach sogenannten ‚frommen Büchern' in irgendeinem Winkel des Pfarr- oder Kaplanshauses, eines Schul- oder Vereinshauses, die alle vierzehn Tage oder einmal in der Woche Ausgabe hatten. Es gibt auch heute deren noch manche und viele. Aber Gott Dank haben wir auch andere, besonders in unseren Städten, die dem Borromäusverein alle Ehre machen, zu denen auch unsere Gebildeten den Weg finden. So ist der Borromäusverein eine Macht geworden, um die Andere uns beneiden, auf die selbst liberale Verlage Rücksicht nehmen. So weiß ich von einem großen nichtkatholischen Verlag, der einen evangelischen Schriftsteller, welcher auch in katholischen Kreisen viel gelesen wird, bat, dies und das zu streichen, „da sonst die Borromäusbüchereien das Buch nicht nähmen".

Wenn aber unsere Büchereien noch mehr zu beherrschender Stellung kommen, wenn sie etwas Ganzes werden wollen, scheint mir die Anstellung hauptamtlicher Bibliothekare bezw. Bibliothekarinnen eine dringende Notwendigkeit zu sein. Warum? Die Pfarrer und Kapläne, die doch meistens die Pfarrbibliothek zu leiten haben, können diese Arbeit nur ganz nebenbei tun, da sie anderweitig allzu sehr in Anspruch genommen sind. Sie müssen die Hauptarbeit anderen überlassen, Lehrpersonen und anderen interessierten Menschen. So sehr diese Kräfte auch zu schätzen sind, so können auch sie nur nebenamtliche und gelegentliche Arbeit leisten. Trotz allen guten Willens muß es vielfach nur halbe Arbeit bleiben. Wie oft wechseln zudem diese ehrenamtlichen Kräfte. Wie wenig sind sie vorgebildet und technisch geschult, eine wirklich moderne Bibliothek zu leiten. Ja der geistliche Leiter selbst hat öfters nicht die literarischen Qualitäten zur Leitung und kann sie auch kaum in dem Maße haben, wenn er sich dieselben nicht nachher erwirbt. Und hat er sich eben eingearbeitet, wird er vielleicht versetzt. Ich behaupte, die Leitung einer modernen, städtischen Bücherei verlangt eine besondere literarische Vorbildung.

Welchen Nutzen brächte eine solche hauptamtliche Kraft der Bücherei und dem Borromäusverein? Die ganze Arbeit läge in einer Hand. Sie leitet die ganze Ausgabetätigkeit; lernt so mit der Zeit sämtliche Leser kennen und weiß ihnen das rechte Buch zu vermitteln, besonders, wenn durch eine längere Tätigkeit eine genaue Kenntnis der vorhandenen Bücher gewonnen ist. Nur so wird eine volksbildnerische Beeinflussung und literarische Höhenführung möglich werden. Durch diese praktische Arbeit wird in Erfahrung gebracht, welche Art von Literatur bei Neueinstellungen besonders berücksichtigt werden muß. Und was mir besonders wichtig erscheint; wir dürfen in der Einstellung neuer Literatur großzügiger sein, um dadurch auch unseren Gebildeten entgegenzukommen; denn nun haben wir die Gewißheit, daß das Buch in die rechte Hände kommt. Die Leser gewinnen Vertrauen und lassen sich gern beraten und leiten. Die Zahl der ewig Unzufriedenen wird immer geringer. Dann wird es auch möglich sein, die Bücherei täglich geöffnet zu halten, und von einer modernen größeren Bücherei muß man das verlangen. Denn in eine Leihbibliothek irgend eines Geschäftsunternehmens können die Leute täglich zu jeder Stunde gehen. Jetzt käme auch die rechte Ordnung in den inneren Betrieb: Instandsetzung und -haltung der Karthoteken und der Bücher, Mahnung der rückständigen Leser usw. Denn wieviel Kleinarbeit muß in einer Bücherei getan werden, um sie einigermaßen in Ordnung zu halten. Man wird sich sonst nur auf das Allernotwendigste beschränken. Mit der hauptamtlichen Bibliothekarstelle könnte auch die Verteilungsstelle der Buchgemeinde verbunden werden.

Es wäre auch noch auf die seelsorgliche Bedeutung einer solchen Stelle hinzuweisen. In manchen Pfarreien geht man dazu über, Pfarrhelferinnen anzustellen. Mir scheint eine Bibliothekarin eine Seelsorgshelferin in eminentem Sinne zu sein. Zur Bücherei (besonders, wenn sie eine neutrale Lage hat) kommt der der Kirche entfremdete Mensch noch, während er Kirche und Priester gern meidet. Unsere

Bücherei besuchen täglich im Durchschnitt 50 bis 60 Leser, gläubige und ungläubige, christliche und unchristliche. Wieviel Einfluß gewinnen wir durch das gute Buch auf all diese Menschen. Was kann hier eine Bibliothekarin wirken, welche „die besten Eigenschaften des Seelsorgers, des Lehrers, des Arztes, des Freundes, des Kameraden in sich trägt", die all denen, die zu ihr kommen, ein hingebendes, liebevolles Herz entgegenbringt.

Nun wird man mit Recht fragen, wie eine solche Kraft finanzieren, weiß man doch, daß es unseren Büchereien meistens an Geld fehlt. Aber warum ist so wenig Geld vorhanden? Weil wir von unseren Leuten so wenig verlangen, und man kann nicht viel verlangen, weil man ihnen nichts zu bieten hat. Ist das letztere gebessert, kommt das erste auch. Die Bibliothek selbst muß an erster Stelle die Finanzierung tragen. Es käme helfend hinzu ein Zuschuß aus der Kirchenkasse und etwa eine Vergütung vonseiten der Buchgemeinde für die Verteilung der Gaben. Bei Anstellung von Diözesan- und Bezirksbibliothekarinnen ließe sich die Finanzierung schon leichter ermöglichen. Seit 1926 haben wir an der Volksbücherei St. Jakob in Aachen eine hauptamtliche Bibliothekarin und damit den Beweis erbracht, daß es geht, trotzdem wir infolge eines Umbaues eine größere Schuldenlast noch zu tilgen haben. Soviel ich weiß, gibt es bis jetzt nur einige Bibliothekarinnen an verschiedenen Diözesanleitungen, während m. E. eigentlich jede eine solche haben müßte. Wo eine solche ist, wird gearbeitet. Da herrscht reges Leben. In zweiter Linie käme eine solche Kraft in Betracht für die Bezirksleitungen, die gleichzeitig eine größere Bücherei mitzuverwalten hätte, die durch Kurse die ehrenamtlichen Helfer und Helferinnen zu schulen und zu begeistern hätte. Denn auch bei einer hauptamtlichen Bibliothekarin werden die ehrenamtlichen Hilfskräfte nötig bleiben. Wenn man bedenkt, wieviel von einer solchen Kraft für unsere Borromäusbüchereien gewonnen wird, dürfen wir die entstehenden Unkosten nicht scheuen. Sicherlich wäre auch die Zentrale bereit, hier und da finanziell zu helfen. Was sie hier ausgibt, würde wieder zurückfließen durch das Anwachsen der Mitgliederzahl aus solchen Vereinen und Bezirken.

Sollen unsere Volksbüchereien etwas Ganzes werden, müssen wir dazu übergehen, hauptamtliche Bibliothekare anzustellen. Nur dann werden wir uns durchsetzen gegenüber den staatlichen, städtischen und gewerkschaftlichen Büchereien, werden wir maßgebenden Einfluß gewinnen. Unter diesem Gesichtspunkt wird auch die Bonner Bibliothekarschule von besonderer Bedeutung sein.

Kaplan Offergeld (Aachen).

Der Buchschnitt und seine Verzierung

Praktische Winke für den Bibliothekar

Die Technik des Buchschnittes, eine Bezeichnung für das Färben der beschnittenen Buchblätter, reicht weit in das Mittelalter zurück. Ob es in der Absicht des Erfinders lag, hierdurch die Schönheit des Einbandes wirkungsvoller hervortreten zu lassen, oder ob er mehr den praktischen Zweck, nämlich ein Beschmutzen der weißen Schnittflächen zu verhüten, im Auge hatte, wer weiß es? Vielleicht wollte er beides. Die ersten Anfänge waren natürlich primitiv und beschränkten sich auf die Wahl nur einer Farbe, vorzugsweise rot oder gelb. Doch mit der vermehrten Fertigkeit im Einbinden der Bücher verfeinerten sich auch die Schnitte. Vor allem die Bücher für den kirchlichen, überhaupt religiösen Gebrauch erfuhren eine künstlerische Bearbeitung der Schnitte; das Missale der damaligen Zeit versah man mit einer buntfarbigen Bemalung innerhalb der vergoldeten Schnittflächen. Das Ornament

wurde erst leicht eingraviert oder, wie der technische Ausdruck lautet, gepunzt. Hierauf schabte man die Gravur weiß aus, wodurch eine eigenartige Wirkung des Goldschnittes erzielt wurde, oder bemalte sie farbig. Zur höchsten Blüte gelangte diese Technik im 16. Jahrhundert. Sie wurde schließlich auch bei Büchern geringeren Wertes angewandt. Später aber verdrängten einfachere Schnitte, die mit Kleister hergestellt wurden, die kostspielige Art der gepunzten und ausgemalten Buchschnitte. Erdfarbe, mit dünnem Kleister vermengt, wurde auf die Schnittflächen aufgestrichen. Mit einem Pinsel oder Stift zeichnete dann der Meister das Ornament hinein. War der Schnitt getrocknet, genügte zur Fertigstellung ein Anreiben mit einem wollenen, mit Wachs bestrichenen Lappen und die Glättung vermittelst eines Achatsteines. Immerhin zeigten auch die einfacheren Schnitte den Ausdruck eines gepflegten Kunstgewerbes, das mit dem Verfall des Kunsthandwerks im 18. Jahrhundert leider ein Ende nahm. Verbilligung und Hand in Hand damit die möglichste Vereinfachung auf Kosten des künstlerischen Geschmacks verdrängten die handgearbeitete Schnittverzierung. Buchschnitte, die mehr der Zweckmäßigkeit dienten, dabei trotzdem keine Einseitigkeit verrieten, kamen nun zur größeren Geltung. Zunächst der sogenannte Spreng- oder Sprenkelschnitt, der heute noch vielfach angewandt wird. Eine Bürste, die in Farbe getunkt worden ist, wird über ein Drahtgitter gestrichen. Die hierdurch abfallenden (gesprenkelten) Tröpfchen setzen sich auf die Schnittfläche fest und ergeben mit den verbliebenen weißen Flecken des Papiers einen, trotz seiner Einfachheit, gefälligen Farbschnitt. Ein anderes Verfahren, das eine Zeitlang beliebt war, bestand darin, Kreide, Sand oder Kleie auf den zu bearbeitenden Schnitt aufzustreuen – Sand und Kleie vorher angefeuchtet – und zwar so, daß einige Stellen frei blieben. Wiederum treten Drahtgitter und Bürste recht stark in Tätigkeit. Das aufgestreute, schnelltrocknende Material kann sofort fortgeputzt werden und der Schnitt als fertig gelten. Diese Art Schnitte kommen heute kaum noch in Anwendung. Dagegen sind untermalter Goldschnitt, Schnitte mit mehrfarbigem Gold und der Marmorschnitt noch von den alten Meistern mit übernommen. Wenngleich das Marmorieren des Papiers schon im 16. Jahrhundert bekannt war, so gelangte doch erst zu Ende des 19. Jahrhunderts der Marmorschnitt zur künstlerischen Entfaltung, so z. B. bei Anfertigung des marmorierten Goldschnittes und der modernen Ueberzugpapiere. Blätterte man das Buch, das untermalten Goldschnitt trug, so zeigte sich recht wirkungsvoll das eingezeichnete Ornament. So diente auch das vorherige Unterlegen von roter Farbe zu einer wesentlichen Verfeinerung des Goldschnittes der Gebetbücher. Erst beim Blättern des Buches, das geschlossen den Goldschnitt zeigt, erscheint der rote Untergrund. Schwarz- und Silberschnitt als Zeichen der Trauer zeigen Bücher, die dem Andenken der Verstorbenen gewidmet sind. Sehr beliebt war von jeher der Marmorschnitt, der in seiner Mannigfaltigkeit Gelegenheit zu unzähligen Versuchen gab. Auf die Herstellung schöner Marmorschnitte verwandte der Fachmann stets große Mühe, und oft war sie umsonst. Dagegen führten die einfacheren Schnitte, der Kleister- und der einfache Farbschnitt zu erfolgreichen Proben auch bei Laien. So dürfte es den Praktikern in den Bibliotheken durchaus nicht schwer fallen, hierin ihre Kunst zu versuchen. Wir wollen uns daher mit der Technik dieser Farbschnitte etwas näher befassen.

Die Anfertigung des sogen. Kleisterschnittes erfordert zunächst ein festes Einpressen des Buches, das zwischen zwei Brettern zu liegen kommt, in einer Handpresse. Hierauf versetzt man die Farbe mit Kleister, und zwar so, daß die Kleisterfarbe die Konsistenz einer dicken Mehlsuppe hat. Am zweckmäßigsten eignen sich flüssige Farben, selbstverständlich nur wasserlösliche. Die lichtbeständigen Anilinfarben sind vorzuziehen. Hat man den Schnitt des Buches mit der Farbe gleichmäßig bestrichen, wird in frischem Zustande mit einem stumpfen Stift oder einem

Korkstückchen eine Zeichnung aufgetragen, etwa eine einfache Blumenranke, bestehend aus einer Wellenlinie, von der kleine Blätter oder kugelige Früchte ausgehen. Durch das Einzeichnen des Musters erscheinen alsdann die Konturen hell, die bei der Wahl von Blumenmustern sogar mit anderen Farben überdeckt werden können. Dem künstlerischen Bestreben auch in diesen noch so einfachen Handgriffen wird da ein großer Spielraum gelassen. Dieser Arbeit, als einer privaten Liebhaberei, unterzieht sich wohl vorwiegend der Besitzer einer Eigenbücherei, während für die Bibliotheksbände die leichter anzufertigenden, gewöhnlichen Farbschnitte in Betracht kommen. Im letzteren Falle genügt der sehr zweckmäßige „Kopfoberschnitt", d. h. die Färbung nur der oberen Schnittfläche. Der Kopfoberschnitt schützt die Blätter gegen das Eindringen des Staubes, der in der Bibliothek schon mal vorhanden sein soll, und gibt dem Buche gewissermaßen eine eigne Note. Erdfarbe, zuerst mit Kleister zu einer Paste verrieben, wird hernach mit Wasser soweit verdünnt, daß sie sich gut streichen läßt und den Schnitt ziemlich deckt. Aber auch auf das zu bearbeitende Papier ist Rücksicht zu nehmen. Leider benutzen viele Verleger für den Druck ihrer Bücher poröse Werkdruckpapiere, die den Farbstoff der Schnitte bis zu 3 mm einsaugen und hierdurch unschöne Blattränder entstehen lassen. Besonders Anilinfarben verlangen festes Papier, sind also für poröses Papier zu vermeiden. Für Bücher, die aus gutem Papier bestehen, ist eine gebrauchsfertige, im Handel erhältliche Schnittfarbe zu empfehlen.

Wenn sich ein Leiter der Borromäusbüchereien für die Selbstherstellung der geschilderten Schnittarten interessiert, so ist die Leitung der Hauswerkstatt des Vereins in Bonn stets gern bereit, nähere Auskunft oder persönliche Anleitung in Bonn zu geben. Thoe.

Dichterstunden

Es ist eine erfreuliche Tatsache, daß der Schule durch die seit kurzem bestehenden Lehrpläne die Möglichkeit geboten ist, ihre Zöglinge mehr zur Wertung der Dichterpersönlichkeit und des guten Buches zu führen, als dies früher möglich war. Vor allem ist nicht mehr das Schullesebuch die alleinige literarische Fundgrube und Schatzkammer. Außer ihm, das in seinem Aufbau gegen früher entschiedene Vorzüge aufweist, und das zur Erzielung eines zusammenfassenden Wissens in absehbarer Zeit nicht zu entbehren sein wird, pflegt der heutige Deutschunterricht mit besonderer Liebe die Lesung größerer Dichtungen. Durch die Schule kam ich auch in weiterer Auswertung dieser Bestrebungen zu den ersten „Dichterstunden". Es wird auch solche Kreise, die sich nicht berufsmäßig mit Unterricht zu befassen haben, interessieren, wie der gegenseitige Austausch in frei gestaltetem Unterricht zu solchen Auswirkungen führt.

Die erste Anregung zu Dichterstunden erwuchs aus dem Wunsche meiner Schüler, mehr von einem Erzähler oder Dichter kennen zu lernen, als unser Lesebuch enthielt. Ein Weiteres kam hinzu. Ein Schüler warf einmal die Frage auf, wie es wohl kommen möge, daß unter den vielen Millionen Menschen, die gelebt hätten, doch verhältnismäßig so wenige Dichter seien. In der Aussprache wurde hervorgehoben, daß nur wenige Menschen die natürliche Begabung hätten, ihre Gedanken und Gefühle in die sprachliche Form zu kleiden, die vor dem Kunst- und Schönheitssinn ganzer Generationen bestehen könnte. Als unter andern Gedanken auch der geäußert wurde, die „Arbeit" des Dichters sei wohl so schlecht bezahlt worden, daß man nicht davon leben könne, haben wir das Problem vom Ringen des Künstlers mit materieller Not eingehender betrachtet. Die Knaben fanden, daß sich gerade für die fein empfindende Dichterseele der Kampf ums Dasein besonders bitter gestalten müsse. Durch das Gefühl des Unverstandenseins bei dem Bewußtsein, den Zeitgenossen Bestes aus innerstem Herzensdrang gegeben zu haben, würden wohl oft begabten Menschen die

dichterischen Schwingen gebrochen sein. Wir haben längere Zeit bei diesem Problem verweilt, haben an Lebensschicksalen von Dichtern diesen Gedanken nachgespürt und in einschlägigen Dichtungen (Pegasus im Joche, Die Teilung der Erde u. a.) auch die Dichter selbst zu Worte kommen lassen. Ein geweckter Knabe, der ein besonders gutes Einfühlungsvermögen für Dichtung hatte, sagte etwa folgendes: Es ist ein Unrecht, daß man diese Männer, die der Menschheit Schätze hinterlassen haben, an denen wir uns nach hundert und mehr Jahren noch freuen und erbauen, nicht mit aller Liebe und Dankbarkeit gewürdigt hat. Als ich einwarf, mit gutgemeinten und begeisterten Worten allein sei es nicht getan, sie möchten einmal überlegen, wie wir eine solche Würdigung praktisch gestalten könnten, kam bei der weiteren Auseinandersetzung die Erkenntnis, daß man gute Bücher fleißig kaufen müsse. Wer kein Geld dafür ausgeben könne, dem sei die Möglichkeit gegeben, in Büchereien nur gute Bücher zu verlangen, so daß sie wenigstens in recht viele Bibliotheken eingestellt würden. Ein praktisch Veranlagter wandte ein, das sei doch Sache der Erwachsenen, da Kinder noch kein Geld hätten und in den Büchereien nur Jugendschriften bekämen. Da kamen wir nach eifriger Aussprache zu dem Entschluß, zuweilen, etwa bei einem Jubiläum oder ähnlicher Gelegenheit, eine Deutschstunde ganz als festliche Gedenkstunde einem Dichter zu weihen. Wir trugen die Einzelheiten zur Ausgestaltung einer solchen Dichterstunde zusammen. Vorschläge und Wünsche der Knaben, wie diese: „Es muß etwas ganz anderes sein, als eine gewöhnliche Unterrichtsstunde", „Man muß fühlen, daß es nicht so ist, wie unsere alltägliche Schularbeit", „Wir müssen es so machen, daß man merkt: es ist eine Feierstunde", zeigten das Bestreben, sich einmal über die unausbleibliche Mechanisierung jedes noch so frei gestalteten Arbeitsbetriebes zu erheben und bestätigten die Erkenntnis der Psychologie, daß die Wirksamkeit der Vorstellung nicht direkt an der Zahl der assoziierten Elemente, sondern an der Stärke der geweckten Gefühlswerte hängt. Ein Vorschlag, daß an diesen Tagen alle im Feiertagsgewande erscheinen sollten, wurde als zu weitgehend abgelehnt und auf die beschränkt, die durch Vortrag eines Gedichtes oder Aehnliches mitwirkten.

Solche Anregungen kamen meinem Vorsatze, diese Stunden in die Sphäre einer recht tiefen Erlebnisnähe zu bringen, sehr entgegen. Wir gingen an die Arbeit. Ein manuell Begabter bastelte uns in der Schreinerwerkstatt seines Vaters ein schlichtschönes Wandbrett zur Aufstellung einer Büste oder eines Bildes und einiger Blumenstöcke. Andere schufen Rahmen zu den meist ungerahmten Bildern, die uns zur Verfügung standen, wobei mit einfachsten Mitteln (Efeuranken, Eichenlaub) gute Wirkungen erzielt wurden. Wieder andere brachten an dem Festtage Blumen oder Blattpflanzen. Auch bei der inneren Ausgestaltung der Weihestunden herrschte ein erfreulicher Eifer zum Mittun. Gern kamen die Beteiligten auch außer der Unterrichtszeit zum Einüben der Lieder und Gedichte. Im Mittelpunkte stand mein Vortrag über den Dichter, den ich recht lebensvoll zu gestalten suchte, oder die Lesung eines größeren Abschnittes aus dem Dichterwerk, der den Schülern noch unbekannt war. Die Knaben trugen Gedichte oder kurze Prosastücke vor. Wenn, was oft der Fall war, Vertonungen von Dichtungen zur Verfügung standen, rahmten Lieder am Anfang und Schluß die Feierstunde stimmungsvoll ein. Gelegentlich lasen wir Dramatisches mit verteilten Rollen. Einmal haben wir versucht, die besten Sprecher zu einem Sprechchor zu vereinen. So suchten wir durch verschiedenartige Darstellungsform der Gefahr des Erstarrens im Einerlei zu entgehen.

Diese Stunden waren meinen Schülern bald die liebsten des ganzen Unterrichts. So hatten wir etwa jeden zweiten Monat unsere Dichterstunde. Wir feierten Uhland, Klopstock, Claudius, Goethe, Schiller, Raabe, Löns, Storm u. a. Es ist natürlich, daß nicht alle diese Dichterstunden auf gleicher Höhe standen und gleiche Begeisterung weckten, aber immer fühlten wir uns doch von einem Hauche des Genius umschwebt.

Und was mir das Wichtigste scheint: Es wurde bei Einzelnen ein Gefühl der Verbundenheit mit dem Dichter geschaffen, das die Schüler veranlaßte, sich noch weiter mit ihm zu beschäftigen, was darin seinen fortwirkenden Ausdruck fand, daß die Knaben weitere Einzelwerke bei mir entliehen oder baten, solche in die Schülerbücherei einzustellen. Und weiter: Es ist in den jungen Seelen ein Gefühl der Ehrfurcht vor dem Schaffen des Künstlers, eine Achtung vor geistiger Arbeit geweckt worden, ein Erfolg, der in unserer Zeit des Körperkults und des Mammonismus nicht zu gering angeschlagen werden sollte.

Wer Gelegenheit hat, in geistiger Jugendpflege Einblick in die Gedankenwelt und das Wertreich der reifenden Jugend zu tun, der wird mit Bedauern feststellen können, daß manche dieser durch die Schule geschaffenen hoffnungsvollen Ansätze nach einem gewissen Zeitraum im Getriebe des Alltags vernichtet worden sind. Außer der notwendigen Aufgabe des Borromäusvereins, breitere Schichten zur verständnisvollen Wertung des literarisch hochstehenden Buches heranzubilden, möchte ich eine zweite, nicht minder wichtige ins Auge fassen: in den weiten Kreisen derer, die wir als Gebildete zu bezeichnen pflegen, die aber unserm Streben mit einem gewissen Mißtrauen oder gar völliger Mißachtung gegenüberstehen, Verständnis für die Bildungsarbeit der katholischen Büchereien wachzurufen. Das Fernstehen gerade dieser Volksschicht ist eine Tatsache, über die uns kein hoffnungsfroher Optimismus hinwegtäuschen sollte. Das auch heute noch in manchen Köpfen spukende Vorurteil von der Inferiorität der katholischen Literatur mag sein Teil dazu beitragen. Anderseits mag der eine oder andere aus Erfahrungen vergangener Zeiten schließend glauben, daß ihm diese Büchereien wenig Gutes zu bieten hätten. Darf ich einmal aus eigenem Erlebnis berichten? Ich war im Alter von dreizehn bis siebzehn Jahren eifriger Benutzer der Borromäusbücherei meines Heimatsortes, eines Dorfes von etwa siebenhundert Einwohnern. Der etwa dreihundert Bände umfassenden Bücherei verliehen Bauberger, Conscience, Hahn-Hahn, Herchenbach das charakteristische Gepräge. Als Wallaces Ben Hur eingestellt wurde, war das eine literarische Tat. Bei der verhältnismäßig zahlreich vorhandenen religiösen und Erbauungsliteratur kam ich begreiflicherweise nur zu Versuchen, die sehr selten zu einem befriedigenden Ergebnis führten. Dann war ich noch ein halbes Jahr Leser in einer etwas größeren Bücherei. Darauf verlor ich ganz die Fühlung. Daß ein geistig strebender Mensch in dem Gebotenen kein Genügen finden konnte, wird begreiflich erscheinen, und ebenso, daß die jugendlich impulsive Ueberzeugung erwuchs: Im B. B. ist nicht viel zu ernten, was des Einheimsens wert wäre. Erst vor einigen Jahren kam ich wieder zum Borromäusverein und konnte mit Genugtuung den gewaltigen Fortschritt feststellen, den die letzten Jahrzehnte gebracht hatten. Wie mancher mag ähnliche Erfahrungen gemacht und auf Grund dieses erworbenen, scheinbar begründeten Urteils nicht wieder den Rückweg gefunden haben. Sollte es nicht möglich sein, durch hochstehende, gehaltvolle „Dichterstunden" auch in diesen Kreisen zu wirken?

Lassen wir unsere Dichterstunden zu Stunden der Sammlung, des seelischen Ergriffenseins werden! Ich bin mir bewußt, daß diese Forderung nicht so leicht zu erfüllen sein wird. Der Geist des Erzählers oder Dichters muß der Gemeinschaftsstunde die charakteristische Note aufprägen. Es wird nicht möglich sein, Wesen und Eigenart eines Dichters in einer solchen Feier auszuschöpfen, aber doch kann der zündende Funke seines Geistes aufstrahlen, der dem Hörer in geheimnisvoll verwandte Tiefen der Seele leuchtet und in ihm den Wunsch aufkeimen läßt, sich weiter in die als wertvoll empfundene Gedankenwelt zu versenken. Bietet der Lebensgang des Dichters Beziehungen zu seinem Werk, stellt dieses „Bruchstücke einer großen Konfession" dar, so mag ein kurzer, gehaltvoller Vortrag diese Bindungen lebendig werden und gleichzeitig ein Gefühl menschlicher Verbundenheit zwischen Dichter und

Hörer aufklingen lassen. Jedoch soll im wesentlichen der Dichter selbst zu Worte kommen. Ist es möglich, in einer nicht zu umfangreichen Novelle ein geschlossenes Kunstwerk charakteristischer Prägung zu bieten, so freue man sich dieser Entdeckung. Es wird aber oft nicht zu umgehen sein, aus einem größeren epischen Werk einen Abschnitt geschlossenen Gepräges vorzulesen.

Durch Lieder (Vertonungen von Gedichten unseres Dichters) und feinsinnig gewählte und ausgeführte Musik mag man der Stunde eine festliche Weihe aufprägen und es so vermeiden, bei häufigeren derartigen Veranstaltungen einem gewissen Schema zu verfallen. Diese musikalischen Darbietungen müssen aber von des Dichters Geist einen Hauch verspüren lassen. Ein schlichter, einstimmiger Kinderchor wird für unsere Zwecke oft besser gegignet sein, als mehrstimmiger Kunstgesang. Bei Instrumentalmusik (Trio, Quartett) dürfen technische Unvollkommenheiten nicht die harmonische Weihe der Stunde stören. Wenn nicht wirklich gute Musik geboten werden kann, ist es besser, darauf zu verzichten. Es gibt bekanntlich Kreise, die der Auffassung sind, daß die seelische Einwirkung solcher Stunden vom Dichter allein ausgehen müsse, die also dieses musikalische Beiwerk ablehnen. Nach den von mir bei Dichterstunden mit Erwachsenen gemachten Erfahrungen möchte ich nicht immer darauf verzichten. In einer Eichendorffstunde war es geradezu erhebend zu sehen, wie unter den Klängen des einleitend gespielten Romantischen Festzuges von Engler die Mienen der Zuhörer sich allmählich aufhellten, wie gleichsam eine seelische Bereitschaft zur Aufnahme des Dichterwortes leise emporblühte.

Ebenso mag es angebracht erscheinen, den Festraum mit guten Bildern, die zu den Gedanken der Stunde in Beziehung stehen, zu schmücken. Man könnte ja auch einmal den Schwerpunkt einer solchen Stunde auf das Gebiet der Kunst legen. Ludwig Richter und Karl Spitzweg, um nur zwei zu nennen, haben uns mit einer solchen Fülle freudigen Schaffens beschenkt, daß es nicht schwer fallen dürfte, in der Zuhörerschaft Verständnis zu wecken für das Lebenswerk dieser echt deutschen Künstler. Ein guter Lichtbildapparat wird uns die farbenfrohe Kunst des Pinsels auf die Leinwand zaubern und so dem gesprochenen Wort die in diesem Falle unentbehrliche Anschauungsgrundlage geben.

In der Regel wird es aber das Werk eines Dichters oder Erzählers sein, das wir in den Mittelpunkt der Betrachtung stellen. Goethe, Schiller, Eichendorff, Mörike, Fr. Wilh. Weber, die Droste, Gottfried Keller, Raabe, Federer, Dörfler, Handel-Mazzetti, A. Freiin von Krane, Weismantel, Herwig, Löns u. a. haben eine Fülle herrlichsten Schriftgutes geschaffen, auf das wir Deutsche mit Recht stolz sein dürfen, und das des Schatzgräbers harrt, der es weiteren Kreisen erschließt.

Ein Wort noch zu den mehr äußerlichen Vorbereitungen solcher Stunden. Um unser Ziel – Gewinnung weiterer Kreise für das gute Buch – zu erreichen, dürfen wir in unserer Zeit der Reklame wenigstens im Anfange eine eindringliche Werbung nicht unterlassen, wenn wir uns auch bewußt sind, daß Reklame dem innersten Wesen unserer Weihestunden fremd ist. Hinweise in der Ortspresse sollen die Leser über unser Vorhaben unterrichten. Wirte und Geschäftsleute werden bereit sein, unsere Werbeplakate, auf denen der Hinweis auf die Dichterstunde nicht fehlen darf, auszuhängen. Mit der Kirchenzeitung lassen wir die Werbeschriften des B. V. in die katholischen Familien bringen. Zu unserer ersten derartigen Veranstaltung, die wir gelegentlich der Einweihung unseres neuen Büchereiraumes vornahmen, luden wir durch vornehm gehaltene Einladungskarten Vertreter der Kreisverwaltung, der örtlichen Wohlfahrts- und Bildungspflege, der Presse, unsere Gönner und Freunde, sämtliche Mitglieder des B. V. und literarisch Interessierte ein.

Durch Anschlag im Festraum und in der Bücherei weisen wir auf die besprochenen Werke hin, die in unserer Bücherei entliehen werden können und machen auf gute

Bezugsquellen für die Anschaffung aufmerksam. Der nachfolgende Pressebericht wird auch wieder die Aufmerksamkeit auf unsere Bestrebungen hinlenken. Als Zeit haben wir die Vormittagsstunden nach dem sonntäglichen Hauptgottesdienste gewählt, die sich für solche innere Schau als geeignet erwiesen.

Bei richtiger taktvoller Gestaltung und Auswertung dieser Stunden werden wir ein Kleines zur Verwirklichung der Forderung „Erziehung breiterer Schichten zur Wertung des literarisch hochstehenden Buches" beitragen können. Auch können und sollen sie zu Feststunden, zu Quellen tiefinnerer Freude für Veranstalter und Zuhörer werden. Man mag sich durch einen anfänglichen Mißerfolg nicht abschrecken lassen: Gutes und Gediegenes entsteht nur in langsamem, organischem Wachstum. Wie sagt W. Raabe einmal über die Aufnahme seines Lebenswerkes im deutschen Volke? „Nur für die Schriften meiner ersten Schaffensperiode – – – habe ich Leser gefunden. Für den Rest nur Liebhaber, aber mit denen, wie ich meine, freilich das allervornehmste Publikum, was das deutsche Volk gegenwärtig aufzuweisen hat." So werden es nicht die Schlechtesten sein, die zunächst vielleicht nur eine kleine Gemeinde um uns bilden. Und das mag uns ein Ansporn sein für hoffnungsfrohe Zukunftsarbeit.

Franz Ridderbecks.

Umschau

Die Lektüre der ewig Unmündigen / Ein paar Beispiele von Schund und Schmutz, aber jenseits des Gesetzes

Wie lange wird man noch weiter Sturm laufen gegen die berühmt gewordene ‚lex Külz', und wie lange wird es noch standhalten? Es gibt wenig Gesetze, die so in den Ameisenhaufen der öffentlichen Meinungen gestochen haben, und jedes Tierchen spritzt sein Atömchen Säure dagegen aus. Hier soll wahrlich nicht eine Apologie dieses mit allen Mängeln moderner Gesetzgebung behafteten Literaturreinigungsversuches angestrengt werden; aber ebenso wenig soll hier von uns aus das Bombardement mit aufgenommen werden, das nun schon durch viele Monate dagegen donnert. Es ließe sich zweierlei nachweisen: Erstens, daß in einem Staat mit durchschnittlichem Bildungsniveau ein solches Gesetz überflüssig sein müßte, da seine Funktionen stillschweigend und selbstverständlich schon ausgeübt würden von allen, die es anginge; von den Schriftstellern, den Verlegern, den Buchhändlern und nicht zuletzt den Lesern. Jeder dieser Stände könnte für den anderen haften, und alle zusammen machten einen neuen, um die ‚lex' entstandenen Beruf überflüssig, nämlich den der Zensoren. Zweitens ließe sich nachweisen, daß auch heute diejenigen, die unter dem Motto der „geistigen Freiheit" Sturm laufen gegen das Schuschmu-Gesetz, immer irgend eine höchst ungeistige Bevormundung wollen. Solche Gesetze sind immer nur da für die unsicheren Kantonisten. Jeder Mensch mit gesundem Verstand und echtem Gefühl hat es nicht nötig und greift mit und ohne diese „Willkürmaßnahme" nur nach bekömmlicher geistiger Kost.

Man hat eigens gegen dieses Gesetz eine „Aktionsgemeinschaft für geistige Freiheit" gegründet. Sie will erstens „den Schutz der geistigen und wirtschaftlichen Freiheit unter Wahrung parteipolitischer Neutralität"; zweitens „die Bekämpfung der Zensur und aller die geistige Freiheit beschränkenden und bedrohenden Gesetze und Gesetzesvorlagen"; drittens „die Abwehr gesetzgeberischer Einschränkungen und Sicherstellung der Freiheit gegenüber Verwaltungsmaßnahmen". Und endlich viertens „die Sammlung eines entsprechenden Archivs". Wie sich dieses Archiv (um gleich mit dem Praktischen anzufangen) gestalten wird, läßt im voraus schon eine Broschüre erahnen, die unter dem polemischen Titel ‚Aus dem Lande der Wickelkinder' mit Zitaten und Abbildungen im Auftrage der Aktionsgemeinschaft für geistige Freiheit von Franz de Paula Rost aufgetischt wird. Um die Mittel zu illustrieren, zu denen man sich bei diesem Krieg berechtigt glaubt, sei nur erwähnt, daß man sich weder scheut das prächtige Werk Chestertons ‚Verteidigung des Unsinns', eine ironisch-satirische Schrift, noch Dutzende von Stellen aus der Heiligen Schrift heranzuziehen, um mit Augenzwinkern festzustellen, daß das doch auch ... Es ist nichts dagegen zu sagen, wenn man Bronnens ‚Septembernovelle' zitiert, und sich darüber wundert, daß das nicht Schmutz sein soll; wenn es auch etwas viel behauptet ist, diesen literarischen Schmarren als hochliterarisches Werk allgemein anerkannt zu nennen. Ebenso sind wir mit der Broschüre der Auffassung, daß es „schmutzig" ist, wenn Tageszeitungen irgendwelche Sittlichkeitsverbrechen in aller Ausführlichkeit unter der Gerichtsrubrik oder unter den Tagesereignissen einer lüsternen Oeffentlichkeit servieren. Ob aber die von der Zensur beanstandeten Nacktaufnahmen, die hier in die Broschüre als Kostproben eingestreut sind, weniger überflüssig werden, wenn der Herausgeber hämische Unterschriften daruntersetzt, wie „Pfui, wie unsittlich!" oder „Nackt! Schämt euch!", oder „Mit einem Hunde? Igittigitt!"? Jedenfalls bestätigt man dem Gesetz auf diese Art am ehesten seine Berechtigung und die Tatsache, daß die Aktionsgemeinschaft für geistige Freiheit bestimmt nicht außerhalb des „Landes der Wickelkinder" liegt und nicht jenseits alles „Erschröcklichen Schmutzes und Schundes". In dieser Form des Angriffs ist eine Revision dieses geschmähten Gesetzes bestimmt nicht zu erzwingen.

Es gibt überhaupt nur einen Weg: Die Erreichung der literarischen Mündigkeit. Damit ist aber wahrlich nicht daran gedacht, daß nun Hinz und Kunz Jedes und Alles lesen dürfen, wie sich diese Abwehrorganisation das sehr naiv vorstellt. Wenn es eine Reife und eine Freiheit des

Volkes in literarischer Hinsicht gibt, so kann sie nur darin bestehen, daß sich ein geistiges Sauberkeitsgefühl herausbildet, das jedem die Hände fernhält von allem, was in irgendeiner Hinsicht minderwertig ist. Diese Sauberkeit will wie jede andere anerzogen werden. Und sie zu erreichen, ist ein Ziel, das sich nur auf langem Wege einholen läßt.

Man glaube doch ja nicht, daß alles was nun um die Schuschmu-Klippe herumschifft und auf den Büchermarkt gelangt, wirklich „sauber" sei! Jeder Kiosk auf den Bahnhöfen kann das Gegenteil beweisen. Jede Zeitschrift darf ungeniert ihre Nuditäten feil halten, wenn sie es nur versteht, dafür sich selbst das Mäntelchen der Aufklärung, der Beratung und der Wissenschaft umzuhängen.

Hier sollen einmal bewußt ein paar Romane untersucht werden, die zwar unter der Bücher-lex hindurchgekrochen sind, die aber deshalb nicht weniger verdienten, eingestampft zu werden.

Da schreibt ein angesehener Schriftsteller, Max Brod, in einem ebenso angesehenen Verlage, Paul Zsolnay, einen 400 Seiten starken Roman über ‚Die Frau, nach der man sich sehnt'. Wen interessierte das nicht? Noch dazu, wo der Propagandier von Zsolnay auf der Bauchbinde behauptet, daß hier „die ewigen Rätsel der Beziehung zwischen Mann und Frau mit unerbittlicher Leidenschaft" dargestellt würden. Und ferner (mit Großbuchstaben): „Die Liebe als Diesseitswunder".

Bedürfte es zunächst einmal einer Klärung dieses Begriffes (denn welches Wunder geschähe nicht im Diesseits, und welches Wunder geschähe nicht aus dem Jenseits?), so liest man gleich hinter der Titelseite mit Staunen „Erstes bis fünfzehntes Tausend" (was setzt das Honorare!) und dahinter als Motto: „Wir halten es nicht aus, wirklich zu lieben, wir sind zu schwach. Daher sind es nur die Abschwächungen der Liebe, die wir aushalten!" (Aus diesem Roman.) Und weiter: „Trotz allem können wir ja nicht umhin, zu wissen, daß nur absolute Lösungen menschlich anständig sind." (Emil Strauß.) Verpflichtet schon die Auflage, so verpflichtet erst recht dieser Prolog. Und was kommt auf den übrigen 393 Seiten heraus? Ein raffiniert angelegtes Machwerk, das sich schämen sollte, zum Schluß den Geist Stendhals zu beschwören. Denn selbst wenn uns dieser Henri Beyle, der Erotiker des nachnapoleonischen Frankreichs, wahrlich in vieler Hinsicht als gefährlich und dämonisch erscheinen muß, so besteht über seine stilistischen Fähigkeiten doch wohl kein Zweifel, und ein Moderner sollte sehr vorsichtig sein, ihn zum Kronzeugen anzurufen.

Dabei sind die Schwächen in der Gesinnung und in der Schreibart des Buches so geschickt kaschiert, daß man sich schon etwas Mühe geben muß, um sie bloßzulegen. Brod macht es uns nicht so leicht wie so viele andere weniger berühmte oder (was das Publikum betrifft) weniger anspruchsvolle Autoren.

Auch in der Branche kann ich mit Beispielen dienen; und da man bekanntlich erst am Schatten des Schlechten sieht, wie hell das Gute ist, so seien auch sie in unsere Schund- und Schmutzbetrachtungen einbezogen. Denn auch die Analyse des Kitsches will gelernt sein und muß vorgehen nach bewährten Schulungsmethoden.

Da gibt es zunächst zwei Gruppen: Die fleischlüsterne und die geldlüsterne (sehr oft sind beide zusammen!). Für jede ein Beispiel! In Dresden hat sich ein „Nichtverleger" (Bruno Geyh, Weinböhla, Dresden) die Mühe und die Ausgabe gemacht, zwei Werke eines Ludwig Bernhard zu verlegen, ein Drama ‚Luise von Toskana' und einen Roman ‚Weib und Dichter'. Ist schon dieser Romantitel etwas abstrakt-allgemein, so ist der Untertitel ‚Ein Roman der Moderne' höchst anmaßend. Hier soll nicht Raum und Zeit verschwendet werden, einem literarischen Dreck eine Würdigung zu widmen. Ja ich gestehe, selbst auf die Gefahr hin, daß der empfindsame Verleger mir eine ähnlich einfältige Gegenkritik widmet wie dem Kritiker der ‚Dresdener Nachrichten', der das Buch nach Strich und Faden heruntergemacht hat, ich gestehe, sage ich, daß ich es nicht übers Herz gebracht habe, den Quatsch zu Ende zu lesen. Trotzdem gestatte ich mir, hier ein paar Stilblüten herauszusuchen; und hier spricht wirklich der Teil fürs Ganze: „Sein Heiligtum! Seine Hadwig! Eine maßlose Wut quoll in ihm auf. Sein Gesicht glühte, und fast unbewußt zertrümmerte er mit der geballten Rechten den zarten Rahmen des Bildes, daß die Glasscherben klirrend über die Tischplatte sprangen und das Bild von vielen Brüchen entstellt wurde. Ich werde dir die Knochen zerbrechen, du — — du — — Köstliche Tränen rannen über seine Wangen." Dieser tempera-

mentvolle junge Mann mit der „unbewußt zertrümmernden Rechten" stöhnt durch 139 Seiten hinter dieser Dame her, mit allem Schwulst einer verdorbenen Phantasie und eines überhitzten Gefühls, der er schon auf Seite 44 (siehe oben) die Rippen brechen will. Das bißchen Handlung bei diesen Nichtstuern (soweit überhaupt von Handlung die Rede sein kann) erschöpft sich dann in der „äußerst originellen" Lösung, daß der „Dichter" das „Weib" erschießt, ihre Tragödie schreibt, auf die Bühne bringt und schnell noch ein halbes Jahr von ihrer Berühmtheit profitiert, ehe ihn die Polizisten festnehmen. „Sie sahen in ihm nur den Mörder. Daß aber ein Mord eine edlere größere Tat sein konnte als alle Heldentaten der Welt – das konnten sie nicht verstehen." Aber es war ein alter Graubärtiger dabei; der ihn doch wohl verstanden haben mußte; denn er sagte den rechtfertigenden Schlußsatz des Buches: „Ja, Herr," sagte der Alte mit einem Seufzer, den Rolf nicht zu deuten vermochte, „so ist das Leben."

Und nun einen aus der geldlüsternen Abteilung! Er behauptet von sich ein heiterer Film in 43 Akten zu sein. Da er aber insgesamt nur 232 Seiten einnimmt und diese Seiten wenig mehr als fingerlang geworden sind, so hat jeder Akt durchschnittlich nur zweieinhalb Blätter inne. Die „Heiterkeit" dieses Filmes, der sich ‚Die Kitty Pitty A. G.' nennt und sich im Merlin-Verlag, Heidelberg, breitgemacht hat, besteht nun lediglich in dem dürftigen Einfall, daß einer der berühmten und berüchtigten amerikanischen Multimillionäre (wer käme über das Wasser zu uns und wäre kein Millionär) eine kleine im Sinken begriffene Soubrette mit in die U. S. A. nimmt, um mit ihr eine Riesenaktiengesellschaft aus dem Nichts hervorzuschwindeln. Es ist nichts zu grotesk als daß es sich nicht dem deutschen Publikum verkaufen ließe. Auch hier eine kleine Probe, die (wegen der Dummheit, die sie auf beiden Seiten voraussetzt) fürs Ganze spricht. Denn man komme nicht mit der faulen Ausrede, als sei das alles nicht ernst gemeint. Die kleinen Tippmamsells und die Wertheimschen Warenhausmädchen werden die Kometenlaufbahn einer gleich ihnen völlig Unbedeutenden in die Himmel der großen Welt mit befriedigtem Staunen in sich aufnehmen! Es kann für sie nicht erlogen genug sein, um ihnen glaubwürdig zu scheinen.

Diesesmal sei die Probe mit einigen Glossen in Klammern durchsetzt, die man sich angesichts eines solchen Unsinns einfach nicht verkneifen kann:

„Am 24. April landete der Hapag-Dampfer ‚Titania' (warum auch nicht!) mit Kitty Pitty an Bord (es mögen auch noch einige andere dabei gewesen sein) im Neuyorker Hafen. Ein historisches Datum. (Man hat nur vergessen, die Jahreszahl anzugeben, um es in die Geschichtsbücher der Zukünftigen übergehen zu lassen.) Man muß es festhalten.

Soman (bestes Englisch!), die rechte Hand Bloustins (des Gründers der A. G.) hatte alles aufs Glänzendste arrangiert. Vor allem einmal brachten die Zeitungen seit vierzehn Tagen nichts anderes als die bevorstehende Ankunft des neuen Stars der Metropoliten(!)-Oper. (Eigentlich hatten sie ja die Mitteilung der Ankunft bringen müssen.) Im Leitartikel brachten sie es (was ist hier „es"), im Feuilleton, unter den Tagesneuigkeiten, bis hinunter zu den Annoncen (alles das gibt es nur in der freien Phantasie des Herrn Lichtenberg; denn die amerikanische Zeitung ist bekanntlich ganz anders aufgezogen als die deutsche). Selbst im Gerichtssaale erschien der Name Kitty Pitty immer wieder. Ja und zwischendurch wurde auch was von den neuerlichen Unruhen in China, dem Religionskrieg in Mexiko und den Verwicklungen auf dem Balkan erwähnt (worin alles dieser Autor beschlagen ist!); aber alles das wurde irgendwie mit Kitty Pitty in Zusammenhang gebracht. Es gab nichts mehr in der Welt, was nicht irgendwie mit Kitty Pitty zusammenhing. (Das hätt'ste wohl gern!) Die Zeitungen hatten jedenfalls ganze Arbeit geleistet.

An diesem Tage war Hollywood, das gigantische Filmzentrum, entvölkert. Ausgestorben. Krähwinkelesk. (Herr Duden, ein neues Wort!)

Und das kam so: Sam Bloustine hatte die ganze verfügbare Komparserie nach Neuyork engagiert. Als Empfangsdamen und -Herren ... (daher der spürbare Ausfall in der amerikanischen Filmproduktion!) Ausgezeichnete Gage, glänzende Bedingungen. Und alle wurden an dem berühmten 24. April zum Hafen kommandiert, um dort gegen eine Tagesgage Rummel zu machen. Empfangsrummel. Die Inszenierung hatte Ernst Lubitsch übernommen. Er machte seine Sache ausgezeichnet. Na, Ernst Lubitsch! (Hoffentlich zahlst du für diese Reklame gut!) Man kann sich auf ihn verlassen. Ia Spezialist in Rummel.

Rummelt (Herr Duden?!) wie kein Zweiter."

Genug von diesem Rummel! —

Macht Herr Bernhard in moderner Erotik, Herr Lichtenberg in literarischen Dollarspekulationen, so macht Max Dreyer in „Leichtherzigkeit" (huchnein!). Sein Machwerk (erschienen in dem sonst gut beleumundeten Staackmann-Verlag, Leipzig) heißt ‚Das Himmelbett von Hilgenhöh', und will uns eine neue Unmöglichkeit aufbinden, nämlich, daß einer erstens ein Haus verschenkt, zweitens an Verwandte und drittens unter der Bedingung, daß es allen gehört und alle darin wohnen müssen. Daß dabei viertens zwei verwandte Paare, wenigstens zur einen Hälfte, sich nicht ohne Mitwirkung des bewußten Himmelbettes neu „zusammentun", soll als der Clou des 258 Seiten-Romans auch möglichst „leichtherzig" genommen werden, was aber in Anbetracht dieser und anderer logischer und moralischer Kopfskeikel des ziemlich viel schreibenden Autors erstens recht schwer fällt und zweitens wahrlich nicht angebracht ist. Ein billiger Humor, der da lebt von der Tatsache, daß sich ein Autor um die Probleme herumdrückt. —

Um nun zurückzukommen auf ‚Die Frau nach der man sich sehnt', so entdeckt man jetzt, im Vergleich mit den drei weniger „hochstehenden" Schmökern, daß Max Brod zwar nicht mit der Unbegabtheit seiner drei Vorgänger wetteifern kann, wohl aber mit der bodenlosen Art, am Leben und seinen ernsten Konsequenzen vorbeizusehen. Das ist immer entweder Begabungslosigkeit oder Raffinement.

Wer ‚Die Frau nach der man sich sehnt' ist, möchten Sie wissen?! Ich auch! Herr Brod jedenfalls scheint von sich nur auf der Titelseite zu glauben, daß er es einmal sagen kann. Er erzählt uns, mondän, wie man so etwas macht, zunächst von einer „Nacht toller Liebe", in der aber weiter nichts passiert, als daß er sich mit einem anderen vor den sehr unangezogenen Girls der „Folies Bergère" langweilt. Also: das sind nicht die Frauen, nach denen man sich sehnen soll! Gottseidank! Aber es kommt viel „besser"! Seine Bekanntschaft aus dem Pariser Varietee, ein kriegsentlassener österreichischer Offizier, erzählt ihm seine Abenteuer mit Frauen und Brod macht sich einen Roman daraus. Das „Diesseitswunder" besteht nun darin, daß dieser Heimkehrer auf seinen drei Liebesstationen zu der resignierenden Erkenntnis kommt, daß er die „ars amandi" noch lange nicht gründlich genug beherrscht (vgl. nun das erste Motto zu diesem Roman!). Seine Dorothy, seine Aneschka, und zuletzt seine Stascha, mit denen er die ganze Scala erotischer Erregungen und Erlebnisse durchklettert, lassen ihn nichts weiter meditieren, als daß er (der parfümierte Tagedieb) sich noch viel zu viel an Verpflichtungen und Verantwortungen gekettet habe. Die eigentliche Ungeheuerlichkeit des Buches aber besteht darin, daß der Begriff der Liebe in seiner religiösen Ausdeutung stillschweigend übertragen wird auf die Privatsexualbedürfnisse eines Bonvivant. Wenn deshalb von der „Ausschließlichkeit der Liebe" die Rede ist und davon, daß das Herz über allem steht, so ist das relativ richtig, es straft sich aber in dem Buch selbst Lüge, weil der Mittel nicht genug erfunden werden können, um den bloßen Genuß mit allen Verkrampfungen auszumalen. Nichts wird mit dieser verdeckten Sudelei als ethisches Ziel ins Auge gefaßt; weder das Grauen vor der Dämonie noch die Verherrlichung der Schönheit des Sinnlichen. Alle Ausmalung hat ihren Zweck in sich, schafft schwülste Luft und was schlimmer ist, schafft in den Herzen geistig unmündiger Leser einen verheerenden Zustand von Ratlosigkeit und Hilflosigkeit.

Liegt in den drei anderen Schmarren das Schundige und Schmutzige in der Minderwertigkeit des Stoffes und der Darstellung, so hier in der Verantwortungslosigkeit, mit der die intimsten und innersten Vorgänge des Menschen in Schilderungen gespiegelt werden. Gespiegelt, — nicht dargestellt, denn die Verlogenheit des Buches erstreckt sich auch auf die unwahrhaftige Zergliederung seelischer und lebendiger Vorgänge. Das „Wunder", das hier im „Glauben an die Frau" geheuchelt wird, wird ja garnicht ernstlich geglaubt. Es ist nur eine stilistische Fiktion, deren „Durchlöcherungen" von Anfang an da sind, nur daß der Leser selbst nicht nahe genug steht, um sie zu bemerken.

Können wir vielleicht einmal das Schund- und Schmutzgesetz so verfeinern, daß wir Machwerke, wie die ersten drei, unmöglich machen, — gegen den kultivierten Dreck, wie er sich darbietet als ‚Die Frau nach der man sich sehnt', gibt es nur eine Abwehrmaßnahme: Anerzogenes oder angeborenes geistiges Sauberkeitsgefühl.

H. B.-B.

Besprechungen

Religion

Storr, Ruppert: Die Frömmigkeit im Alten Testament. 295 S. München Gladbach, 1928, Volksvereinsverlag. Brosch. 6.50 *M*, Ganzleinenband 8.— *M*.

Der Inhalt, den das vorliegende Thema in sich schließt, wäre wohl treffender mit der früher beliebten Bezeichnung wiedergegeben worden: der dogmatisch-ethische Lehrgehalt der Heiligen Schriften des Alten Testamentes und seine Wirkung auf die einzelnen Seiten des religiösen Lebens. Dadurch wäre dann auch die Verbindung der systematisierenden Darstellung der einzelnen Lehren mit dem Ueberblick ihrer geschichtlichen Entwicklung einheitlicher zusammengewachsen, ohne das Ergebnis zu beeinträchtigen. In einer überreichen Fülle bringt das Buch alle die von der modernen Religionspsychologie mit dem Begriff der Frömmigkeit in Verbindung gesetzten Grundlagen und Aeußerungen des religiösen Lebens zur Sprache: von der Idee der unbegreiflichen Furchtbarkeit des Allmächtigen, Allheiligen und Allgerechten bis zum Endstadium der Gottesschau und des Gottesbesitzes; von den Mitteln zu diesem Ziel, den religiösen Symbolen und ihren Besonderheiten im Gebetsleben, in den Kultgebräuchen und ihren Einwirkungen auf das Familienleben, Gemeinde- und Volksleben bis zu den Vorstellungen über Tugend und Sünde, Leiden und Tod und dem Zustand in der jenseitigen Welt. Inhalt und Bedeutung der prophetischen Predigt, besonders eines Elias und Elisäus, Isaias und Jeremias oder Amos werden zugleich in ihrer Eigenart und zeitgeschichtlichen Stellung gewürdigt und auch die einschneidende Wirkung des Hellenismus auf die Gestaltung der jüdischen Frömmigkeit der späteren Zeit ist berührt, wobei freilich eine erschöpfende Behandlung der einzelnen Probleme, so besonders der Jenseitsvorstellungen in ihrem Wesen und ihrer Wirkung auf die praktische Frömmigkeit, den gesetzten Rahmen der Schrift hätte überschreiten müssen. Am Schlusse ist die neuere und neueste Literatur zu den betreffenden Abschnitten beigefügt wie andererseits innerhalb der Darstellung die Schrifttexte selbst eine reichliche Verwendung gefunden haben.

Tübingen. Stephan Lösch.

Theis, Johannes: Das Land des Paradieses. 39 Seiten. Trier, 1928, Paulinusdruckerei. Brosch. 1.— *M*.

Daß die Untersuchung aus dem Rahmen einer fachtheologischen Zeitschrift (‚Pastor bonus': Jahrgang 1927, H. 6 und Jahrgang 1928, H. 1/2) herausgenommen und als Sonderausgabe einem weiteren Leserkreis zugänglich gemacht worden ist, kann nur mit wärmstem Dank begrüßt werden. Durch seine früheren Arbeiten zum A. T., besonders in der Erörterung über Jaho und Jahwe, ist der Verfasser auch in der katholischen Laienwelt bestens bekannt. In einer klaren und leicht verständlichen Darlegung baut die Schrift zunächst die sichere Grundlage für die Erforschung des Namens „Garten Gottes". Aus Inschriften und sprachvergleichenden Aufschlüssen ergeben sich unumstößliche Zusammenhänge, daß zur Zeit der Kassitenherrschaft (um 1900—1200 v. Chr.) die südbabylonische Landschaft den Namen „Gefilde" oder „Garten Gottes" trug. Ebenso bedeutsam sind die Folgerungen, die sich aus dieser Lokalisierung unmittelbar ergeben und weiterbauend vervollständigen lassen; denn der geographisch-historische Raum wird damit ohne weiteres auch gesichtet und gesichert für die vier ‚Paradiesesflüsse': Puratu (später Phrat, persisch Ufratus, griechisch Euphrates) ist der eigentliche Paradiesesstrom und die drei andern in Gen. 2, 4—14 genannten Pischon, Gichon und Hiddeqel erhalten ihre Einzeichnung ebendort: Pischon ein rechtsseitiger Arm des Euphrat; Gichon dessen nördlicher linksseitiger Hauptarm; Hiddeqel der an der Festung Assur vorbeifließende Hauptarm, dessen Name später verschwand, aber vom Unterlauf bis zu seiner Quelle in Armenien hinaufwandernd in der Bezeichnung Tigris noch erhalten blieb.

Sind auch nicht alle Rätsel restlos und reibungslos gelöst, so ist doch die mit reichen Einzelbelegen ausgestattete Beweisführung so überzeugend, daß die Arbeit zum Besten gezählt werden muß, was zur Aufhellung über die verwickelte Frage geschrieben worden ist. Ihr stofflicher und nicht zuletzt apologetischer Ertrag wird für den Religionsunterricht, für biblische Abende und apologetische Kurse sich gleichermaßen ergiebig erweisen.

Tübingen. Stephan Lösch.

Maumigny, René de, S. J.: Katholische Mystik. Das außergewöhnliche Gebet. Mit einem Lebensbild des Verfassers und einer Einführung in die Mystik von Karl Richstätter S. J. Freiburg i. Br., Herder. 6.— *M*, in Leinen 7.40 *M*.

Das Buch kommt bei der heutigen Drangsal auf dem von allen Weltanschauungen umstrittenen Gebiet der Mystik einem starken Bedürfnis nach Begriffsklarheit und Lebensechtheit entgegen. Im ersten Teile erscheint ein kurzes Lebensbild des seelenkundigen französischen Ordensinstruktors, der auf den außerordentlichen Wegen des Gebetslebens reiche Erfahrungen gesammelt hat. Im zweiten Teile gibt Pater Richstätter eine längere Einführung in die Mystik. Man könnte bezweifeln, ob es nötig war, der klaren und knapp gefaßten Schrift Maumignys eine solch lange, z. T. polemisch gehaltene Einführung zu geben. Offenbar war dem Verfasser schon der Titel das „außergewöhnliche" Gebet Anlaß genug, einmal im Streit um die Erkenntnis der mystischen Wege sich mit seinen Gewährsmännern zur traditionellen psychologischen Richtung zu bekennen. An der Spitze steht Poulain S. J. mit seinen ‚Gebetsgnaden'. Diese Männer statuieren einen „ordentlichen" und einen „außerordentlichen" Weg des Gebetslebens. Auf dem ersteren ist der Mensch mit seinen Seelenkräften sehr stark selbsttätig, daher der Name „aktives" Gebet und „erworbene" Beschauung, auf dem anderen Wege ist ganz Gott tätig, die Seele verhält sich schweigend, „passives" Gebet und „eingegossene" Beschauung. Dieser Klarstellung dient eine lange, sehr bestimmte, wenn auch vornehm gehaltene Auseinandersetzung. Dabei stellt sich der Verfasser in besonderen Gegensatz zur neueren Richtung, die durch Namen wie Lercher, Garrigou-Lagrange, Eschweiler und (als Extremster) Dimmler gestützt ist. Wer gewohnt ist, ohne vorherige schulmäßige Einführung in das Gebiet der Mystik auf höheren Gebetswegen zu wandeln oder sich zum mindesten als vertrauter Zeuge anderer dort auskennt und obendrein dann vielleicht von liturgischer Norm und Form sein Innenleben fassen ließ, der wird bei der Lesung des Buches, sowohl bei Richstätter, wie im dritten Teil bei Maumigny, auf einen ihm völlig fremden und unverständlichen Dualismus im Gebetsleben stoßen. Daß man dabei durchaus nicht zünftiger Thomist zu sein braucht, können etwa die ruhigen und lichten Auseinandersetzungen Engelbert Krebs mit der Methode Poulains in seinem Buche ‚Grundfragen der kirchlichen Mystik' erhellen. Für den, der sich von Richstätter über die scharfe Scheidung der beiden Gebetsgnaden hat belehren lassen, wird die Lesung des Maumignyschen Buches sehr einfach und problemlos und er ist dankbar, einmal so kurz und doch so deutlich die traditionellen Stufen des „eigentlich" mystischen Gebetes aufgewiesen zu erhalten. Jeder andere wird bei aller Dankbarkeit für die von der Salbe eines erfahrenen Geisteslebens durchtränkten Grundsätze doch nicht umhin können, vor die eingeschlagene Methode öfters Fragezeichen zu setzen. Der Geist Gottes weht doch, wo er will. Wer gibt uns das Recht, so rationale Scheidungen zwischen Askese und Mystik zu machen und systematisch angeben zu wollen, was ein ordentlicher jedem zugänglicher Weg im Gebetsleben ist, und was ein außerordentlicher, mit ganz besonderer Berufung; bis wohin der Mensch mit aktiven Kräften kommen kann und wo allein Gott wirksam ist? Es gibt doch keine esoterische und exoterische Religion. Das sind ja letzten Endes, wie Richstätter selbst zugibt, methodische Fragen; wir müssen uns leider hier mit Andeutungen begnügen. In der mystischen Erfahrung besteht ja - Gott sei Dank - trotz der theologischen Erkenntnisgegensätze kein Unterschied.

Köln. Albert Mecklenbeck.

Wilms, P. Hieronymus O. P.: Das Tugendstreben der Mystikerinnen. Vechta, 1927, Albertus-Magnus-Verlag. Geb. in Indanthrenleinen 4.20 *M*, kartoniert 3.75 *M*.

An der Hand von Chroniken und Selbstbekenntnissen mittelalterlicher deutscher Klosterfrauen, die der Verfasser zu Beginn im einzelnen aufreiht, wird hier der Versuch gemacht, das dem mystischen Leben parallel laufende sittliche Streben in den weiblichen Klöstern gotischer Zeit aufzuweisen. Die überkommenen drei Wege, der Weg der Reinigung, der der Erleuchtung, der der Einigung, dienen als die brauchbarsten Teilungsgründe, um die vielen verstreuten aszetischen Einzelberichte in eine Ordnung zu bringen. Darnach reihen sich in jedem der drei großen Kapitel prachtvolle Serien steigender Tugenden auf. Es wird dabei zwischen den Zeilen immer wieder der alte scholastische Grundsatz sichtbar: „Die Gnade setzt die Natur voraus." Niemand kommt zu mystischen Höhen, der nicht mit seinen natürlichen Kräften mit

der Gnade mitgewirkt hat. In dem ersten Kapitel „Auf dem Wege der Reinigung" begegnet man Bußübungen, die weiche Gemüter wohl erschrecken machen können. Es ist damit auf jeden Fall der Beweis erbracht, daß sich die mittelalterlichen Mystikerinnen entgegen der das Gnadenerlebnis verflüchtigenden Meinung mancher moderner Mystikschwärmer ihren religiösen Aufstieg nicht leicht gemacht haben und sich keinerlei Illusionen hingaben. Um so höher steigen dann ihre mystischen Zeugnisse an Wert. Aber auch in diesem Büchlein ist kein Bruch zwischen Askese und Mystik, sondern ein gegenseitiges Sichtragen und Sichbedingen. Die mystische Höhe erscheint als das letzte ordentliche Ziel jeder christlichen Seele. Klosterschwestern werden aus diesem Buche viel Nutzen ziehen. Andere, die in der Welt leben, müssen, um es fruchtbringend zu lesen, sich in der Eigenart mittelalterlicher Frömmigkeit auskennen oder eine lebendige Führung haben, die sie vor einseitiger Nachahmung einzelner heute weniger verständlicher aszetischer Mittel bewahrt.

Köln. Albert Mecklenbeck.

Bernadot, M. Vincent O. P.: Durch die Eucharistie zur Dreifaltigkeit. Mit einem Geleitwort von Peter Lippert S. J. 12°. 208 S. 11 Kupfertiefdruckbilder. München, Ars sacra Josef Müller. Leinen 3.— *M*, brosch. 1.50 *M*.

Hinein in die tiefsten Tiefen der Gottheit, in das geheimnisvolle Leben, das auch in uns wirkt, führt dieses bescheidene Büchlein, das sich in der Uebersetzung sehr gut liest und würdig ausgestaltet ist. Wenn recht viele es läsen und beherzigten! Es wird reiche Frucht bringen.

Bonn. Hugo Dausend O. F. M.

Wintersieg, Athanasius, O. S. B.: Die Väterlesungen des Breviers. Uebersetzt, erweitert und kurz erklärt. Zweite Abteilung: **Frühlingsteil.** Ecclesia orans XIV Bd. 12°. XVI u. 602 Seiten. Freiburg i. Br., 1928, Herder. Brosch. 10.20 *M*, in Leinwand geb. 11.80 *M*.

Nachdem uns W. bereits für den ganzen Winterteil und vom Sommer- und Herbstteil für das sogenannte Proprium de tempore die Väterlesungen geschenkt hatte, bietet er hier die Lesungen für den ganzen Frühlingsteil, also für das Proprium de tempore und das Proprium de sanctis des engeren Osterfestkreises, also die Lesungen von Aschermittwoch bis Pfingstsamstag. Er ist ebenso angelegt wie die bisher erschienenen Teile. Das römische und monastische Brevier sind berücksichtigt. Geholfen hat die Uebersetzung der deutschen Uebersetzung der Kirchenväter, die bei Kösel in Kempten herausgekommen ist. Er zeigt dieselben Vorzüge wie die bisher erschienenen Bände und sollte in keiner Bibliothek fehlen und recht viel gelesen werden. Hier tritt uns ein Lesestoff entgegen, der klassisch bezeichnet werden muß nach Form und Inhalt.

Bonn. Hugo Dausend O. F. M.

Bihlmeyer, Pius, O. S. B.: Das Kind bei der heiligen Messe. Meßbüchlein für die Grundschule. Im Anschluß an Schotts Meßbücher herausgegeben. Mit vielen zum Teil farbigen Bildern. Schott Nr. 6. 24°. VIII, 96 Seiten. Freiburg i. Br. 1928, Herder. In Halbleinwand 1.— *M*, in Leinwand 1.40 *M*.

—: Zum Altare Gottes will ich treten. Meßbüchlein für die oberen Jahrgänge der Volksschule. Im Anschluß an Schotts Meßbücher. Mit einem farbigen Titelbild und 16 Textbildern. Schott Nr. 7. 24°. XII, 252 Seiten, 34 Seiten Anhang: Gemeinschaftsmesse. Freiburg i. Br., 1928, Herder. In Halbleinwand 2.— *M*, in Leinwand 3.— *M*.

Hoch, Thaddäus: Katechetische Einführung in das erste Kinder-Meßbüchlein ‚Das Kind bei der heiligen Messe' von Schott-Bihlmeyer. 8°. VIII, 94 S. Freiburg i. Br., 1928, Herder. 1.50 *M*.

Um die Kinder an das Mitbeten der Meßgebete und die volle, ganze Teilnahme am heiligen Meßopfer von dem ersten Schultag an zu gewöhnen, hat P. Bihlmeyer im Anschluß an die großen Meßbücher von Schott entsprechend dem Aufbau unserer Schule zwei ansprechende Meßbüchlein für Kinder herausgegeben. Das erste ist stark gekürzt und zum Teil frei in seinen Gebeten. Das zweite schließt sich enger an die Form der liturgischen Gebete an. Es bietet auch eine Gemeinschaftsmesse. Um das Kind auf den Unterschied von Gebet und Handlung aufmerksam zu machen, sind rot und weiß im Druck verwendet. Bilder und eine passende Beicht- und Kommunionandacht sind erfreulich. Träte noch eine oder andere Andacht, der Liturgie entnommen, hinzu, so wären die beiden Büchlein ganz ideale Kindergebetbücher.

Zum ersten: ‚Das Kind bei der heiligen Messe' gibt Hoch die passende katechetische Ein-

führung, die Eltern, Lehrern und Priestern beim Religionsunterricht große Dienste leisten wird.

Bonn. Hugo Dausend O. F. M.

Schnitzer, Joseph: Hieronymus Savonarola. Auswahl aus seinen Schriften und Predigten. Eingeleitet und übersetzt. Mit zehn Darstellungen nach alten Originalen. LII und 307 Seiten. Jena, 1928, Eugen Diederichs-Verlag. Brosch. 11.50 *M*, Halbleder 15.— *M*.

Die Dokumente, die hier sprechen, Savonarolas ausgewählte Betrachtungen und Predigten, sind der Ausdruck einer ergreifenden Liebe zu Christus und zur Kirche, ein Teil von ihnen auch voll apokalyptischer Absonderlichkeiten und schneidender Anklagen, die ganz erst verständlich werden aus der theologischen, politischen und sozialen Umgebung von damals. Sie setzen daher gereifte Leser voraus, bilden andererseits eine hervorragende, allerdings auch kritisch zu sichtende Quelle für die Kulturgeschichte ihrer Zeit.

Das Vorwort, an Umfang und Aufgebot sorgfältiger Einzelforschung eine Abhandlung für sich bildend, gibt eine wertvolle Einführung in das Leben Savonarolas und seine Zeit und vermittelt zugleich eine übersichtliche Berichterstattung über die bisherigen verschieden gerichteten Beurteilungen des viel Beurteilten und zu Unrecht Verurteilten. Die ausnehmende Kenntnis der in Betracht kommenden Quellen seitens des Verfassers, die schon seiner großen Savonarola-Biographie (Savonarola. Ein Kulturbild aus der Zeit der Renaissance. München, 1924) die Grundlagen schuf, machen auch das Vorwort der vorliegenden Schrift zu einem Probestück historisch gesicherter Ueberschau. Mit einer dramatischen Steigerung und einer hinreißenden Wucht wird das Hineinwachsen des Helden in die ernste Aufgabe einer Erneuerung der Kirche bis zu der Entscheidung hinaufgeführt, wo er endet gleich den Helden der antiken Tragödie nicht ohne Zuversicht, daß die Idee, der er gedient, siegen wird.

Zwei Gedanken müssen aber, auch für einen Leserkreis wie den unserer Zeitschrift, hier noch Raum finden: einmal ob das Bewußtsein von der prophetischen Sendung des unbestreitbar ganz in der Gedankenwelt der Propheten des Alten Bundes lebenden und redenden Predigers von S. Marco nicht doch zu stark betont wird im Vergleich zur Idee vom Gekreuzigten und kommenden Richter, durch die das ausgehende 15. Jahrhundert nicht weniger beherrscht ist; und dann: ob nicht das rhetorische Element seiner Predigten - auf die verschiedenen technischen Mittel aus dem reichen Erbe antiker Rhetorik im Zeitalter des Humanismus hat auch der Dominikaner von Florenz und Nachkomme aus humanistisch feingebildetem Stamme nicht ganz verzichtet, ja stellenweise sie mit ausgesuchter Kunst gepflegt - einer besonderen Untersuchung wert gewesen wäre. Das plötzliche Einsam- und Verlassenstehn des von Priestern und Mönchen, Bürgern und Soldaten Umjubelten würde dadurch noch besondere Beleuchtung erhalten. Die Tragik der Sendung im Leben dieses sogenannten zweiten Johannes Baptista ist freilich auch ohne dieses erschütternd genug.

Tübingen. Stephan Lösch.

Ethik

Hildebrand, Dietrich von: Reinheit und Jungfräulichkeit. Neu ausgestattete Auflage. 8°, 213 Seiten. München. Kösel & Pustet. Broschiert 4.50 *M*, Ganzleinen 6.50 *M*.

Was in der Heilkunde die Psychoanalyse wieder sehen gelehrt hat, daß nämlich das Geschlechtsleben der Angelpunkt im Menschen ist, in dem Leib und Seele hangen und sich drehen, das hat der Verfasser philosophisch eingesehen und beeilt sich aus tiefem, ja man darf sagen heiligem Verantwortungsbewußtsein heraus, seine Gedanken für die christliche Ethik im natürlichen Zentralproblem des Menschen fruchtbar zu machen. Wenn bislang von katholischer Seite über dies Thema geschrieben wurde, dann war es theologisch, d. h. vom Offenbarungsstandpunkt her mit den a-priori-Forderungen des göttlichen Gesetzes oder rein pädagogisch unter Anbietung praktischer Einzelhilfen zur Regelung der viel verschlungenen Aeußerungen des Sexuallebens. v. Hildebrand spricht über das delikate Gebiet als religiöser Philosoph und zwar als moderner Phänomenologe, der den Dingen der Schöpfung gegenüber eine Einstellung hat, die da heißt: Ehrfurcht. Danach gibt's auch vor den heikelsten Dingen des Geschlechts- und Ehelebens kein

negatives Vorzeichen mehr, sondern immer ein positives, aber nicht ein so lautes, marktschreierisches wie bei manchen sogenannten Sexualreformern, sondern ein stilles ehrfürchtiges, eben reines. Das eben ist Reinheit, die die vitalsten Regungen im Menschen weiß in der Reihe der gottgesetzten Werte an der eben ihnen zukommenden Stelle zu sehen und sie an der Stelle auch zu bejahen. So geraten alle Situationen, die im Sexualleben möglich sind, in die Schau religiöser Ehrfurcht. Sie treten auf den Hintergrund der Geheimniswelt der Ewigkeit und finden erst in Gott ihre letzte Erklärung und Sanktion. So wird die Ehe wieder als Mysterium gesehen. Dieses zunächst mit erschütternd tiefem Aspekt philosophisch gesehene Geheimnis wird dann sofort für den religiösen Denker das Paulinische „Geheimnis in Christo und in seiner Kirche". v. Hildebrands Gesamtschau der wundervollen Ordnung in der sinnlichen Sphäre je nach der Stellung des zu ihrer Aktualisierung (Ehe) oder zu ihrer Bewahrung Berufenen ist grandios und vermöge der Weit- und Tiefensicht ungemein befreiend. Auf dem Gebiete kann die Literatur wohl nichts Gleichwertiges an die Seite stellen. Wo andere Denker und ganze Weltanschauungen stehen bleiben mußten, da springt v. Hildebrand hinüber und kommt in eine höhere Sphäre. So, wenn er die natürliche Reinheit zur übernatürlichen hin abgrenzt, wenn er erlösende Worte spricht über „Reinheit und Unsinnlichkeit" oder über die drei möglichen Aspekte der Sinnlichkeit (schwülstig, dämonisch, „lösend"). Dann ist er ein genialer christlicher Ethiker. Im zweiten Teil „Jungfräulichkeit" tritt der Philosoph vor dem Frommen, vielleicht kann man sagen vor dem religiösen Dichter zurück. Die liturgische Jungfrauenweihe der Kirche, deren Gedanken in der „Brautschaft Christi" gipfeln, ist ihm da leitend. Hier wo die Offenbarungswahrheit wieder mehr hineinspricht, mußten die philosophischen Ausführungen ihre Prüfung auf Echtheit bestehen. Und sie haben die Probe glänzend bestanden. Strahlend auf dem ehrfurchtsvoll gebauten Hintergrund einer richtigen Wertung ehelicher Liebe und sexualer Erfüllung steht die ungleich stärkere und ganz geistige Liebe und Hingabe der Braut Christi. Die dann nicht mehr ans Geschlecht gebunden ist. Denn als tiefste geistige Erfüllung ist Jungfräulichkeit männlich wie weiblich, der Russe Berdiajew würde sagen androgyn. Kurz, das Buch bietet einen schier vollendeten Ordo der heikelsten und tiefsten Fragen des Lebens.

Köln. Albert Mecklenbeck.

Coudenhove-Kalergi, R. N.: Held oder Heiliger. Wien - Paris - Leipzig, 1927. Paneuropa-Verlag.

Die Aufgabe des Buches ist nach den Worten des Verfassers „Die europäische Moral des 20. Jahrhunderts". Was der Verfasser im dritten Teil zur Erneuerung der Instinkte, der Sitte und des Idealismus, über das Verhältnis zwischen Mann und Frau, zu sagen hat, und was er als Ziele der Wirtschaft, Politik und Ethik hinstellt, enthält manch feine Beobachtung und auch wertvolle Anregung. Auch der zweite Teil, in dem der europäische Immoralismus in allen seinen Auswirkungen behandelt wird, darf einiges Interesse beanspruchen. Seltsam dagegen berührt der erste Teil des Buches: ‚Die europäische Seele'. In eine solch schlagwortartige Gegensätzlichkeit, wie sie sich hier Seite für Seite findet, läßt sich die Geschichte nicht pressen; das bleibt historische Spielerei.

Bei allen Reformvorschlägen ist doch das entscheidende Wort in dem ganzen Buch nicht gesprochen. Die ganze Welt muß erst wieder glauben lernen und nach diesem Glauben handeln, auch in der Politik; erst dann können wir auf bessere Zustände auf allen Gebieten rechnen! Das sei dem Satze auf Seite 135/136 entgegengestellt: „.... eine ritterliche Außenpolitik wäre möglich – eine christliche Außenpolitik nicht."

Bad Godesberg. H. Hopmann.

Erziehung / Unterricht

Manthe, Heinz: Die Pflege des Auslandsdeutschtums in den Schulen. 8°. 106 Seiten. Düsseldorf 1927. Verlag der Kath. Schulorganisation.

Die sehr anregende Schrift ist eine Erweiterung eines das gleiche Thema behandelnden Aufsatzes, den Manthe zu dem Jahrbuch des Reichsverbandes für die katholischen Auslandsdeutschen 1926 beigesteuert hat. Der Verfasser ist sich darüber klar, daß wir mit der wissenschaftlichen Erkenntnis des Auslandsdeutschtums über erste Anfänge noch

nicht hinausgekommen sind und daß es noch Jahrzehnte dauern wird, bis in dieser Beziehung auch nur von einem vorläufigen Abschluß gesprochen werden kann. Aber er ist mit Recht der Meinung, daß das deutsche Volk und darum auch die deutsche Schule darauf nicht warten darf, weil die Erkenntnis und die bewußte Pflege seiner Zusammengehörigkeit mit den vielen Millionen deutscher Volksgenossen außerhalb des Reichsgebiets geradezu eine Lebensfrage für das verstümmelte Deutschland geworden ist. Daß die Schule hier eine große Aufgabe zu erfüllen hat, liegt auf der Hand. Manthe will ihr helfen, diese Aufgabe zu lösen, und zwar nicht sowohl durch Darbietung des Stofflichen, als durch methodische Anleitung und Fingerzeige, die in drei Gruppen (Notwendigkeit einer Pflege des Auslandsdeutschtums in der Arbeit unserer Schulen – Das Auslandsdeutschtum und der Lehrer – Schularbeit zur Pflege des Auslandsdeutschtum) dargeboten werden. Den Stoff muß der Lehrer sich selbst verarbeiten; eine 107 Nummern umfassende Literaturübersicht am Schlusse der Schrift bietet auch hierfür eine wertvolle Hilfe. Manthe hat nicht ausschließlich, aber doch in erster Linie, die katholische Schule bzw. das katholische Auslandsdeutschtum im Auge, was ihm die volle Auswertung auch des religiösen Moments gestattet. Die fleißige Arbeit darf unseren Lehrern und Lehrerinnen, aber auch dem Klerus wärmstens empfohlen werden.

Bonn. Albert Lauscher.

Peters, Karl Gustav: Um die Seele des Asozialen. 8°. XII u. 140 Seiten. Freiburg 1926. Caritasverlag.

Der Verfasser, früher am St. Josephs-Waisenhaus in Straßburg, jetzt an der Provinzialarbeitsanstalt in Brauweiler bei Köln tätig, setzt sich im vorliegenden Buche ernst und eindringlich mit den erdrückend schweren Problemen auseinander, vor die sein Seelsorgerberuf ihn täglich und stündlich stellt. Was Staat und Gesellschaft an den „Asozialen" und für sie tun, wie sie sich dieser bedauernswerten Menschen, die sie als Parasiten oder gar als Schädlinge empfinden, seither annehmen oder auch – entledigen, das findet Peters mit Recht viel zu wenig psychologisch und pädagogisch unterbaut, viel zu sehr zu Schablone und Mechanismus erstarrt. Es herrscht noch gar zu stark der Gedanke des „Unschädlichmachens" vor. Der Glaube an das unzerstörbare Gute im Menschen und das Vertrauen, im Bunde mit diesen guten Mächten der niederziehenden Gewalten Herr zu werden, hat sich noch nicht ausreichend durchgesetzt, noch viel weniger werden die übernatürlichen Hilfskräfte der Religion genügend nutzbar gemacht. Peters kämpft gegen den seelenlosen Massenbetrieb in der Anstaltserziehung und für die Schaffung gutgeleiteter kleiner Gemeinschaften, in deren Schoß der Pflegling einen gewissen Ersatz für Heim und Familie findet. Für die Arbeitsanstalten, die er von den Strafvollzugsanstalten streng unterschieden wissen will, entwirft er ein vollständiges Reformprogramm, das aufmerksame Beachtung verdient. Aber auch über die Betreuung des verwaisten, des verlassenen und des verwahrlosten Kindes, Gefangenenfürsorge, Rettungsarbeit an gefallenen Frauen und Mädchen usw. bietet das Buch Fingerzeige, die für die Caritasarbeit von hohem Werte sind.

Bonn. Albert Lauscher.

Geschichte / Politik

Ferrero, Guglielmo und Barbagallo, Corrado: Das alte Rom. Aus dem Italienischen von Prof. Dr. Wilh. Weißer. XIX u. 875 S. Stuttgart, 1928, Verlag Jul. Hoffmann. Geheftet 19.50 *M*, Ganzleinen 22.— *M*, Halbleder 27.— *M*.

In großem Zug hat Ferrero nun die ganze römische Geschichte vor unserem geistigen Auge entwickelt. Das bedeutet in solcher Kürze auch für ihn etwas Neues. Das Werk soll dem dienen, der lehrt und lernt. Aber auch solchen, „die sich nur aus eigenem Bedürfnis zu unterrichten wünschen" (Vorrede S. XV). Diese Absichten hat Ferrero in seinem neuen Werk erreicht. Dabei ist das Buch durchaus nicht in populärer Art verfaßt. - Wenn auch hie und da sich interessante Parallelen mit der neueren Zeit ergeben, sie sind absichtlich nicht so betont, daß die Objektivität in der Geschichtsauffassung gestört würde. Der Verfasser stellt sich auf den Standpunkt, daß römische Geschichte eben nur aus dem Geiste des Römertums begriffen werden darf, und dem entsprechend beurteilt er das Quellenmaterial. Ja, er läßt es erneut und geklärt zu uns sprechen. Daraus ergibt sich hie und da etwas Polemik im besten Sinne des Wortes. Solche Partien des Buches stören aber

die Lektüre durchaus nicht; denn bei wichtigen Fragen lohnen sich solche Erörterungen, und außerdem sind sie, wie notwendig, knapp gehalten. Obschon das ganze Werk auf den ersten Blick nicht nach großen Geschichtspunkten gegliedert scheint, so sind die Linien, die zum Verständnis der großen politischen und kulturellen Zusammenhänge klar sein müssen, sorgfältig herausgearbeitet. Besonders spielt dabei die römische Staatsform eine Rolle. Cäsars Stellung zur Republik, mehr noch die des Augustus und dessen ersten Nachfolger, ist überzeugend erörtert. Hier wird besonders klar, wie wenig kritisch man in früherer Zeit den Begriff der Monarchie in der römischen Geschichte gefaßt hat. Die gewaltige Macht des Reiches, auch zur Zeit des sogenannten „Niederganges", wird in ihrer erdrückenden Vielseitigkeit klargelegt. Sowohl in der inneren wie in der äußeren Politik ringt dieses Reich immer von neuem mit dem Stoff, den die ganze Welt ihm bot. - Die Einflüsse des Hellenismus auf Kunst und Wissenschaft sowie die religiöse Macht des Orients sind genauer dargelegt. In diesen Zusammenhängen wird dann die Stellung des Christentums gegenüber dem Geist des Römertums und der Verfassung (schließlich „theokratische Monarchie") charakterisiert. Der endgültige Sieg des Christentums wird richtig als geistlich-weltlich dargestellt. - Im ganzen ist das Werk geist voll geschrieben. Es verzichtet nicht auf Einzelheiten. Aber immer wird die Beziehung zur großen Entwicklung dargetan, d. h. es wird nichts erörtert, was für diese Entwicklung nicht wichtig wäre. Gerade solche Dinge werden allerdings dem Historiker vom Fach mehr auffallen als dem Laien; denn das Buch baut in strenger historischer Architektur auf. Es gibt nämlich keine geistreichen Exkurse oder gar Abschweifungen. Es ist ein Bau, der ohne Verzierungen die ganze Strenge und Tragik dieses gewaltigen Abschnittes aus der Geschichte der Menschheit und der menschlichen Größe nachschafft.

Leider steht die Uebersetzung nicht auf der gewünschten Höhe. Sie ist zwar immer durchaus klar; aber ihr Stil ist nicht einwandfrei. Manche oft vorkommenden veralteten grammatikalischen Formungen verwerfen wir heute (z. B. „derselbe" statt „er", der nachhinkende Relativsatz, der meist das Wichtigste enthält usw.).

Bonn. Johannes Peters.

Faure, Elie: Napoleon. Aus dem Französischen übertragen von Otto und Erna Grautoff. Mit einem handkolorierten Titelbild. 276 S. Dresden, 1928, Verlag Paul Aretz.

Das Buch ist nicht nur geistreich, es ist sogar mit Begeisterung geschrieben. Mit einer Begeisterung, die fast bedauert, daß ihr Gegenstand nicht zum Mythos wurde. - Stellenweise ist das Buch auch geist voll, aber nur stellenweise. Die Begeisterung verleitet den Verfasser zu Gedankenformungen, die uns stutzig machen, sogar wirklich abstoßen. Es ist sicher anregend, die Persönlichkeit eines großen Mannes nicht verzettelt zu sehen in objektiv scheinender Aufreihung von Tatsachen und Taten. Das tut Faure mit Bewußtsein nicht. Statt dessen will er die Persönlichkeit aus ihrer eigenen Tiefe deuten. Grundlage sind hauptsächlich Napoleons Aussprüche in Gesprächen und Briefen. So reich und widerspruchsvoll dieses Material ist, so reich und widerspruchsvoll ist auch Faures Buch. Unangenehm wirkt besonders die sehr gewollte Hinaushebung Napoleons über das Menschliche, - die Parallele mit Christus. Wenn Christus Taube und Blinde heilt, so hat das mit „Komödie" nichts zu tun! - Wohl aber, wenn Napoleon in Worten, Taten, Machttaumel und Rücksichtslosigkeiten posiert. Napoleon steht nicht über der Moral; denn er ist so schöpferisch, wie Faure will, - höchstens in der Lüge, die bei ihm wirklich Phantasie hat. Christus schuf auch keine Sklaven, er baute sogar den Menschen innerlich neu auf. So etwas hat Napoleon wohl niemals versuchen können. Er schuf wohl Abenteurer; denn er war selber einer, - wenn auch ein in etwa genialer! - Gewiß wäre ein interessanter Zwiespalt in Napoleons Wesen zu deuten gewesen: Er ist Egoist durch und durch, auf die Ausbreitung seiner Macht immer bedacht, - und er arbeitet zugleich rastlos für Frankreichs Ruhm. Wie durchdringen sich diese Strebungen? - Aber die Deutung bleibt aus!

Die Krone, die Napoleon trägt, ist nicht die Karls des Großen, denn ihr geschichtlicher Gehalt hat mit den Ideen des Mittelalters nichts zu tun. Auch Faure kann wenig Geistig-ideelles aus Napoleons Tatenfülle herausfinden, trotz eifrigen Mühens. Wenn der Korse wirklich ein „Dichter der Tat" ist, warum horcht er dann auf Talleyrand und Fouché? Und so, daß er Enghien hinrichten läßt?! Er war doch sonst Einsiedler genug,

daß er sich nur von seiner Phantasie treiben ließ. Und das Menschlichste seiner Person, sein Verkehr mit Frauen, könnte auch einfacher, schlichter gedeutet werden. Allerdings wird es auch dann nicht anerkannt werden, daß er ein „braver" Ehemann war. - Und was er in Josephine suchte? Wirklich eine Frau? Oder reizte ihn ihre abenteuernde Erotik mit der klaren Ausweichung ins Sexuelle? Sie war doch auch nicht zur „braven" Gattin geschaffen! - Seite 127 steht: „Heroismus gehört übrigens durchaus ins geistige Gebiet." Das ist richtig; Napoleon aber war viel zu stark im Materiellen verwurzelt, als daß er Heros sein könnte. Er arbeitet mit der Materie (vergl. die Abschnitte: ‚Der Ton', Seite 138, ‚Der Meißel', Seite 200), - aber nicht wie Michelangelo, nicht wie ein Dichter. Er ist vom Wahn beseelt, Endgültiges schaffen zu können, und er ist nur Durchgang, atemraubend und vernichtend. - Für uns bleibt er, auch wenn wir dieses Buch gelesen haben, ein genialer Feldherr, der die revolutionäre Wut des zerfleischten Frankreich auf Europas Schlachtfeldern in Ruhm zu verwandeln weiß. Die Schwäche Europas gestattet ihm alles. Aber Neues säte er nicht auf diese Felder. Das konnten nur die erwachenden Völker selber. - Es ist leichtsinnig, zu sagen, daß Napoleon heute nicht Europa, sondern die Welt als Kriegsschauplatz gewählt haben würde. Denn sein Reich wäre auch in moderner Zeit nur ein Reich von *seiner* Welt gewesen.

Für den wirklichen Kenner ist das Buch wohl eine interessante Lektüre. Das Doppelantlitz des dämonischen Menschen wirkt überwältigend. Aber ein bitterer Geschmack bleibt immer zurück. - Die Uebersetzung ist ausgezeichnet, der begeisterten Dichtung (so muß man das Werk nennen) im Ton völlig angepaßt. - S. 81 muß es heißen: „*Die* Plebs", S. 162: „Der Verfasser des Adolphe (*Constant*)."

Bonn. Johannes Peters.

Lehmann, Max: Freiherr vom Stein. 3. Auflage. Ausgabe in einem Bande. 5. bis 6. Tausend der Gesamtauflage. Mit einem Bildnis. 623 Seiten. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1928. Geheftet 11.— *M*, gebunden 14.— *M*.

Unter allen Staatsmännern, die Deutschland je hervorgebracht hat, ist der Freiherr vom Stein einer der größten. Er hat das bürokratisch-ständische Preußen in einen nationalen Staat umgewandelt und die Grundlagen seiner konstitutionellen Entwicklung gelegt. Er hat die Kleinstaaten in Deutschland überwinden und den Bundesstaat begründen helfen. Er hat allen Widerständen zum Trotz, die ihm die historisch erwachsenen Mächte – Adel, Bürokratie, Monarchie, Fürstentum und Partikularismus – entgegensetzten, sein Leben lang treu an seinem großen Ziele festgehalten und den Glauben an Deutschlands Zukunft mit ins Grab genommen. Sein Werk blieb unvollendet, aber sein Geist lebte weiter, und auf seinen Schultern ruht ein ganzes Jahrhundert.

„Was ein großer, ethisch-religiös veranlagter Charakter in scheinbar verzweifelter Lage des Vaterlandes vermag", wird von Max Lehmann packend geschildert. Sein Werk ruht auf gediegenstem wissenschaftlichen Fundament und ist noch immer das beste Steinbuch, das wir haben. Die vorliegende Ausgabe, die als Volksausgabe gedacht ist, verzichtet mit Recht auf allen für Fachleute bestimmten wissenschaftlichen Apparat, was der Verbreitung des prächtigen Werkes nur zugute kommen dürfte.

Linnich (Rhld.) August Schmitt.

Breitling, Richard: Paul de Lagarde und der großdeutsche Gedanke. Mit einem Geleitwort von Karl Alexander von Müller. VIII und 116 Seiten. Wien und Leipzig, 1927, Wilhelm Braumüller. Broschiert 3.60 *M*.

Verhältnismäßig spät, erst zu Anfang der siebziger Jahre, fand Paul de Lagarde seinen eigentlichen Beruf. Vorher war er ein stiller Gelehrter gewesen, der höchstens dann und wann einmal, nur von einem kleinen Kreise beachtet, zu den Problemen des öffentlichen Lebens Stellung nahm. Unter dem gewaltigen Eindruck der Reichsgründung Bismarcks wuchs er zum Publizisten großen Formats empor.

Lagarde war großdeutsch gesinnt. „Kleindeutschland darf", so schrieb er in späteren Jahren einmal dem Fürsten Bismarck, „nur eine Etappe auf dem Marsch nach Großdeutschland sein". Er gehörte nicht zu denen, die Bismarcks Werk grundsätzlich ablehnten. Aber es war ihm nur Vorbereitung, nicht Erfüllung. Er strebte über den willensgewaltigen Schöpfer des neuen Reiches hinaus, rang, wie Konstantin Frantz, mit sich selbst um eine weltanschauliche Begründung seines

großdeutschen Ideals und wollte, auf die Kraft des Ethos und der Religion bauend, „den Kindern Gottes" dienen, „denen, auf deren Stirne die Klarheit des Himmels leuchtet". „Sich selbst an die Arbeit machen, wie wenn Bismarck nie das Ruder geführt hätte, ist ein wahrhaftigerer Dank, als ihn mit Worten bewundern". Seine Mahnung verhallte an den tauben Ohren eines „unfrohen, zwischen unsinnigem Luxus, bettelhafter Armut und ermüdenden Siegesfesten umhergetriebenen Geschlechts".

Richard Breitling verfolgt die großdeutsche Linie im Schrifttum Lagardes, ohne seine Vorschläge im einzelnen „als eine besonders glückliche Lösung der deutschen Frage zu empfehlen" (S. 6). In der Tat ist ja auch Lagardes geistige Welt ebenso reich an fruchtbaren Gedanken wie an phantastischen Vorschlägen. Indem er den Katholizismus wie den Protestantismus gleichermaßen ablehnt und von einer neuen nationalen Religion die innere Wiedergeburt und die äußere Einheit seiner Nation erhofft, versteigt er sich in Wolkenkuckucksheime, in die ihm damals wie heute nur wenige zu folgen vermögen. Sein Werk erklärt sich aus seiner Persönlichkeit, in deren Inneres Breitlings gründliche Arbeit hineinführt, ohne doch eine erschöpfende Darstellung seines geistigen Wesens geben zu wollen. Die häßliche und kränkende Phrase vom „Ultramontanismus", die soundsooftmal wiederkehrt, hört sich merkwürdig an in einem Buche, das dem großdeutschen Gedanken dienen will. Ebenso scheint mir der schwarzweißrote Einbanddeckel zu dem großdeutschen Lagardebuch schlecht zu passen.

Linnich (Rhld.). August Schmitt.

Churchill, Winston: Die Weltkrisis 1916-18. 2 Bände, 297 und 299 Seiten, mit insgesamt 52 Porträts, 18 Textskizzen, 21 Karten und Tabellen. Deutsche Bearbeitung von Graf Hans Czernin und C. Zell. Zürich, Leipzig, Wien 1928, Amalthea-Verlag. Leinen 32.— *M.*

Einer der bedeutendsten Staatsmänner des heutigen England schrieb dieses Werk über die entscheidenden Jahre des Weltkriegs. Es ist nicht nur Bereicherung für die Kriegsliteratur. Der Blickpunkt, nach dem alles orientiert wird, ist natürlich England. Aber der Einblick, den Churchill in das Weltgeschehen der letzten Kriegsjahre tat, ist so tief und umfassend, daß eine gewisse Objektivität in der Beurteilung des heftigsten Gegners, Deutschlands, gewahrt bleibt. Jedenfalls ist es besonders interessant zu beobachten, wie ein Realpolitiker mit den Realien rechnet und arbeitet, dabei die Persönlichkeiten klar und richtig beurteilt, welche die Geschicke der Völker und ihre Erfolge bestimmen wollen. Churchill äußert immer seine persönliche Auffassung, und er eröffnet uns auch Einblick in seine eigenen Beschlüsse nud Ratschläge, die zum großen Teil sehr wichtig waren. Die betreffenden Abschnitte sind durchsetzt mit seinen Denkschriften über wichtige Etappen des Krieges und die Arten und Notwendigkeiten der Kriegführung. Er sieht die jeweiligen Schwierigkeiten mit offenem Auge und charakterisiert sie gründlich, gleichviel ob es sich um die Technik des Krieges, oder um Beschaffung von Material, oder vor allem um den Menschen der vordersten Kampflinie handelt. Churchill beurteilt natürlich alle Situationen von der Notwendigkeit aus, den Gegner niederringen zu müssen. - Die Seeschlacht am Skagerrak erfährt eine endgültige Behandlung: Sie war die erste Erprobung zweier Großmächte, - ohne Vorbild. Beide Flotten hatten bisher nur im Frieden manöveriert. Also hier ebensowenig wie im Schützengrabenkrieg konnte die Ueberlegenheit an Zahl einen Erfolg versprechen. Auch nicht die Materialverschwendung. Dazu kamen noch die Schwierigkeiten der Alliierten bei ihren Anschlüssen der Frontabschnitte. Schon seit 1914 wurde die Organisation einer in jedem Sinne einheitlichen Front schwierig. Daran war die Vielseitigkeit englischer Hilfeleistung weniger schuld als die Unstimmigkeiten zwischen den Oberkommandos der Armeen.

Als Höhepunkte im Verlauf der Darstellung treten hervor: Verdun, Jütland, die Schlacht an der Somme (Sommer und Herbst 1916), Nivelles Experiment (Frühjahr 1917), Amerikas Eintritt in den Kampf, die deutsche Konzentrierung im Westen, die letzten deutschen Erfolge und der Zusammenbruch. Die deutsche Kriegführung, insbesondere die unerschütterliche Haltung der deutschen Soldaten wird von Churchill immer anerkannt. Dieser Umstand darf uns für den Verfasser nicht stimmungsgemäß einnehmen. Er schrieb das Buch als ganzer Engländer. Sofort die Einleitungssätze des ersten Kapitels beweisen das. Es ist wohlfeil, die Situation, wie sie Anfang 1916 gegeben war, als schicksalsgeworden aufzufassen. Die Bewußtheit der englischen Einkreisungspolitik ist zu bekannt, als daß man diese Politik als schicksalsmäßig be-

zeichnen dürfte. Wenn eine logificatio post festum gestattet wäre, könnte man wohl behaupten, daß England am leichtesten dem Kriege hätte Wendungen geben können, welche „die einander zugefügten Schäden" nicht „ins Unermeßliche steigen" ließen. - Seite 212—213 von Band I klingt sehr pharisäisch: Hier stellt Churchill fest, daß die alten seefahrenden Nationen in einem gegen Handelsschiffe und vornehmlich gegen neutrale Fahrzeuge gerichteten Unterwasserkrieg Abgründe des Greuels sähen. Ueberhaupt die Technik, Schiffe zu versenken, ohne für die Bemannung zu sorgen, war verpönt. Die Deutschen aber „kümmerten sich wenig um diese alten Traditionen seefahrender Völker" (!). - Und wir wissen auch, weshalb die Neutralen antideutsch eingestellt waren: weil sie England selber beherrschte. Das Eingreifen Amerikas wird so, wie es Seite 227 bis 228, Bd. I begründet ist, nicht verständlich. Churchill betont zu sehr, daß die teutonischen Reiche im Siege gestärkt „die friedliche und unbewaffnete Bevölkerung der Vereinigten Staaten ... dem Triumphe grenzenloser Gewalt preisgegeben" haben würden. Hier ist wirklich der allbekannte Kernpunkt amerikanischer Politik, der amerikanische Imperialismus und seine nie gehemmte Stoßkraft, sträflich vergessen!

Die Ausstattung des Buches mit Porträts und Skizzen ist ausgezeichnet. Nur müßten die Ortsnamen der Skizzen einmal revidiert werden. So hat die Skizze zu Seite 179, Band I, eine ganze Menge von Fehlern.

Im ganzen geurteilt: die Lektüre des Werkes ist für den Deutschen ebenso wertvoll wie angenehm. Es ist ohne jeden gehässigen Beigeschmack geschrieben, ohne jede gehässige Aeußerung.

Bonn. Johannes Peters.

Nobel, Alphons: Herr über Asien. Betrachtungen eines Reisenden. Mit 32 Abbildungen u. 3 geograph. Karten. 169 S. 8°. Hamburg-Berlin-Leipzig: Hanseatische Verlagsanstalt. 1928. In Ganzl. geb. 8.50 *M*.

Die Herrschaft Europas über die Völker Asiens hat ihren rückgängigen Lauf angetreten, mag jenes noch so krampfhaft dieselbe zu erhalten suchen. Der Prozeß ist im Fortschreiten, und ohne Zweifel wird sein Ausgang für die kommenden Geschlechter von größter Bedeutung werden. Asiens Erwachen begann in dem Augenblicke, als seine Völker zu der Erkenntnis kamen, daß sie sich der technischen Errungenschaften und Machtmittel der Neuzeit bemächtigen und die zu Wohlstand führenden Wirtschaftsmethoden des Westens übernehmen müßten, um im Kampf um die Wiederherstellung ihrer Souveränität und die Aufhebung der von den Fremden aufgezwungenen Sonderrechte Erfolg zu haben. Zuerst war es Japan, und als der Nimbus europäischer Größe nach dem Weltkriege vollständig verblaßt war, folgte die Türkei und vor einiger Zeit auch Siam, die wieder Herr im eigenen Hause wurden. Chinas Kampf um seine Hoheit und die Beseitigung der noch bestehenden Konzessionen und Reservate ausländischer Nationen hat begonnen und wird zum Erfolge führen; eines Tages wird auch Indien dort stehen, wo heute China ist.

Und doch war Asien nicht immer der Untertan Europas. Als etwa um 1500 der 400-jährige Krieg Europas gegen die Völker der Erde einsetzte, war gerade eine tausendjährige Epoche kolonial-imperialistischer Vorherrschaft Asiens zu Ende gegangen. Das Pendel schwang, und das Abendland begann der „Herr über Asien" zu werden. Noch scheint Europas Vorherrschaft ungebrochen, aber schon dämmert ein neues Zeitalter am fernen Horizont herauf, die Schwerpunkte wirtschaftlicher Macht beginnen sich bereits umzulagern, und schon glaubt sich der ahnungsvolle abendländische Beobachter zu der Frage berechtigt: Wer wird wohl in Zukunft der „Herr über Asien" sein. Wird es China werden, dessen politische und wirtschaftliche Entwicklung in raschem Aufstieg begriffen ist? Und was wird schließlich wohl das Schicksal des Abendlandes sein, dessen Zivilisation der Wohlhabenheitsbasis beraubt ist, wenn es die Erde nicht mehr wirtschaftlich beherrscht.

Mit diesen überaus wichtigen Problemen beschäftigt sich das vorliegende Buch. Mit dem Kriegszug Alexanders des Großen beginnend, verfolgt es das politische Verhältnis Asiens zu Europa durch mehr als zweitausend Jahre hindurch. In 11 Kapiteln werden Asiens Vorherrschaft und Europas erste Entdeckungsfahrten, die ersten Niederlassungen abendländischer Nationen, die Demütigung der asiatischen Völker, die unheilvollen Folgen des Weltkrieges, die nationalen Bestrebungen der Asiaten, ihre geistige und religiöse Gedankenwelt und noch eine Reihe von anderen Fragen behandelt, die für die Auseinandersetzung von Ost und West von

durchschlagender Bedeutung sind. Hierher gehören z. B. die Bedeutung der technischen Errungenschaften der Neuzeit, die kapitalistische Durchdringung Asiens, die Schlagworte und Notbehelfe der neuen Weltpolitik und die beginnende Umlagerung der industriellen Massenproduktion nach dem Osten, wodurch der materiellen Vorherrschaft des Westens nach und nach der Boden entzogen wird. In diesem Prozeß ist England der Hauptleidtragende, und so ist es denn selbstverständlich, daß es in der Darstellung im Vordergrunde steht. Es wird einmal die Zeit kommen, wo England seine Rolle in Asien ausgespielt hat, und in der Ferne sieht der Verfasser bereits China an seine Stelle treten als „Herr über Asien". Wenn man auch an manchen Stellen etwas anderer Meinung sein kann als der Verfasser, so darf das gutgeschriebene und gutausgestattete Werk zu Lektüre und Studium besonders empfohlen werden.

Bonn. W. Kirfel.

Lebensbilder

Kobald, Karl: Franz Schubert und seine Zeit. 490 S. Mit 70, teils farbigen Bildtafeln. Zürich, Leipzig, Wien, 1928, Amalthea-Verlag.

Das Buch bezweckt, wie der Verfasser auf Seite 1 des Vorworts sagt, „vor allem durch Schilderung der Kunst und Kultur der Wiener Schubertzeit und des Milieus, in dem der Meister gelebt und geschaffen hat, manch neues Licht auf diese einzigartige Gestalt des Wiener Kunstgeistes zu streuen. Schubert im Spiegel seiner Zeit, - das ist das Thema dieses Buches". Diese Betrachtungsweise ist um so ersprießlicher, als Schubert in diesem Wiener Biedermeiertum, innig verknüpft mit einem ausgesuchten Freundeskreis, lebte, von ihm geistig angeregt wurde. Schubert steht ganz im Bürgertum drin. Und an ihm wird darum auch besonders klar, wie selbst das Genie von seiner Umwelt abhängig ist, - im besten Sinne abhängig. Das Werk beginnt mit einem eingehenden kulturgeschichtlichen Umriß, um dann die Person Schuberts in diese Kultur hineinwachsen zu lassen. Dem entspricht auch die durchaus geglückte Art der Darstellung. Das gesamte Briefmaterial des Freundeskreises ist in mustergültiger Weise ausgebeutet, zur Charakteristik nicht nur des Meisters und seines Schaffens, sondern auch dieses Freundeskreises selbst. Denn Schubert lebt gar nicht ohne diesen Kreis. Hier bestätigt sich, daß das Genie gern mit Freunden verkehrt, die alle etwas Kongeniales in sich tragen, - entweder als Musiker, Dichter oder Maler. Wenn diese Monographie eine Biographie im modernen Sinne des Wortes sein will, so verzichtet sie doch nicht darauf, das Werk des Meisters zu charakterisieren und zu werten. Vor allem tritt in den Vordergrund die Würdigkeit des Schubertschen Liedschaffens. Seine Bedeutung auch im musikgeschichtlichen Sinne ist eingehend berücksichtigt. Auch ist mit Recht betont, wie die dramatische Kraft des Gesanges durch Schubert gesteigert wurde. Bei Beurteilung der Instrumentalmusik ist vielleicht doch zu wenig Wert darauf gelegt, was die Freude am glücklichen Einfall für einen Musiker bedeutet (die „göttliche Länge" mancher Werke!). Dann wäre es auch sehr interessant gewesen, etwas Näheres über die Variationenkunst des Meisters zu lesen; sie ist in seinem Instrumentalwerk in mannigfacher Form sehr häufig.

Die Ausstattung des Buches ist vorzüglich. Insbesondere sind uns viele Bilder neu, vor allem die Landschaftsbilder aus Wiens Umgebung (nach alten Stichen). Auch das gehört zu einer Biographie des Meisters hinzu, denn Schubert ist von dieser Landschaft auch als Künstler gar nicht zu trennen. Bei ihm setzt sich gleichsam die landschaftliche Stimmung, die Luft Wiens und seiner Umgebung in Musik um. Im ganzen geurteilt: dieses Buch ist die Festgabe zum Schubertjahr; denn die ganze Geistigkeit der Schubertschen Welt und Umwelt wird ausgeschöpft und plastisch nachgeformt. Auf jeder Seite kommt die innere Ergriffenheit des Verfassers zum Ausdruck. Jene Ergriffenheit, mit der wir dem Schaffen eines Genius gegenüberstehen, der sich so kindlich und rastlos aufopfernd seiner Aufgabe widmete wie Franz Schubert. Das Buch gehört in jedes deutsche Haus.

Kobald, Karl: Der Meister des deutschen Liedes, Franz Schubert. Ein Wiener Volksbuch. Zweite, verbesserte und erweiterte Auflage. 171 Seiten. Wien und Leipzig, 1928, Oesterreichischer Bundesverlag für Unterricht, Wissenschaft und Kunst. Leinen 4.— *M.*

Dieses kleine Büchlein, ebenfalls reich und sorgfältig illustriert, bietet in seiner Kürze einen auffallend großen Stoff. Es will eine mehr volkstümliche Biographie sein, „welche das Bild des Menschen und Künstlers in seinen Hauptzügen vor dem geistigen Auge des Lesers erstehen läßt". Die Briefe des Meisters und seiner Freunde sind das Material für die Darstellung. Auch hier steht Schubert ganz im Spiegelbild seiner Umgebung. - Der Verfasser dachte sich das Buch als Volksbuch, das sich auch an die Jugend wendet. So wie er es sich dachte, hat er es auch wirklich geschaffen. Es ist nicht etwa ein Auszug aus der umfangreicheren Biographie, sondern eine in sich geschlossene, fein abgetönte Leistung. Hinzu kommt der im Vergleich zur Ausstattung niedrige Preis. Das Buch verdient weiteste Verbreitung; es eignet sich besonders als Geschenk für die reifere Jugend.

Bonn. Johannes Peters.

Sprach- und Literaturwissenschaft

Wasserzieher, Ernst: Leben und Weben der Sprache. Fünfte, verbesserte Auflage, durchgesehen von Prof. Dr. P. Herthum. 283 S. Berlin und Bonn, 1928, Ferd. Dümmler. Geh. 4.— *M*, geb. 5.— *M*.

Wasserziehers treffliche Sprachbücher bedürfen keiner Empfehlung - für ihre Beliebtheit spricht ihre hohe Auflagenziffer. Nach dem Tode des verdienten Verfassers hat Professor Herthum die Herausgabe übernommen. Manchem der hier gesammelten Stücke, das seine Entstehung als Zeitungsaufsatz verrät, würde eine straffere stilistische Ueberarbeitung nicht schaden; auch eine Reihe entbehrlicher Fremdwörter dürfte noch ausgemerzt werden. Das Werkchen würde dann noch sicherer sein schönes Ziel erreichen: in einer, Gründlichkeit und Geschmack, Wissenschaftlichkeit und Humor vereinenden Weise in unser Volk Verständnis und Liebe zu einem seiner kostbarsten Güter, seiner Muttersprache, hineinzutragen.

Bad Münster a. Stein. F. Wippermann.

Moepert, Adolf: Die Anfänge der Rübezahlsage. Studien zum Wesen und Werden des schlesischen Berggeistes. 136 Seiten. Leipzig 1928, Hermann Eichblatt-Verlag. (Form und Geist, Arbeiten zur germanischen Philologie Nr. 6.) Geh. 6.20 *M*, geb. 8.— *M*.

Zu den grundlegenden Büchern schlesischer Volkskunde (vergl. m. Aufsatz ‚Schlesische Bücher' in der ‚Bücherwelt', Jahrg. 1927, Seite 533 ff.) wird man gerade dieses Buch rechnen müssen. Wendet es sich auch in der ganzen Art seiner Gestaltung vorwiegend an wissenschaftlich geschulte Leser, so kann es doch auch dem Nichtfachmann einen Begriff davon vermitteln, wie verwickelt und schwierig sich oft Untersuchungen gestalten, die ganz allgemein bekannten Sagen- und Märchenhelden wie der Gestalt des schlesischen Riesengebirgsgeistes Rübezahl auf den Grund gehen wollen. Der Verfasser ist der aus Schlesien gebürtige katholische Pfarrer des Ostseebades Swinemünde, und das vorliegende Buch ist aus seiner philologischen Doktordissertation an der Universität Greifswald erwachsen. Stellt der Umstand, daß Moepert nach vollendetem 40. Lebensjahr erneut zum Studium griff, schon etwas Außergewöhnliches dar, so sind die Ergebnisse seiner Arbeit auch an sich außergewöhnlich. Denn auf Grund ausgedehnter Sprachstudien, die auch slavische Sprachen (besonders die tschechische) und romanische Sprachausstrahlungen mit in den Bereich der Untersuchung ziehen, kommt der Verfasser zu wesentlich neuen Erkenntnissen über das Wesen Rübezahls, das er aus seiner Namensdeutung Rübezahl = Nebelkappenträger (vergl. die Tarnkappe) erschließt. Er lehnt die Auffassung, als ob die Rübezahlsage von mitteldeutschen Bergleuten nach Schlesien übertragen wäre, ab, erweist sie als in Schlesien selber bodenständig, wenn auch durch mancherlei fremde Züge bereichert und abgewandelt, und findet so über die slavische Zwischenbevölkerung Schlesiens einen Weg zurück bis in die ostgermanische Vorzeit. Bei der wissenschaftlichen Gründlichkeit des Verfassers ist es selbstverständlich, daß er alles das, was zunächst noch hypothetisch erscheinen mag, auch mit der gebotenen Vorsicht ausspricht. Im ganzen ist das Buch nach seiner sicheren wissenschaftlichen Methode, nach der vielseitigen Ausnützung aller möglichen Quellen, sogar der Botanik und der Kräuterkunde, und nach seinen Anregungen und Ergebnissen ein Beispiel dafür, wie schwierig, aber lohnend die Wege volkskundlicher Forschung sind.

Liegnitz. Johannes Hönig.

Heimat / Volk / Siedlung

Ewald, Erich: Das Gesicht der deutschen Heimat, Landschaft und Baukunst, mit 125 Abbildungen auf Tafeln. 160 S. Weimar, Verlag Alexander Duncker. Geh. 5.50 *M*, Ganzleinen 8.— *M*.

Das Buch gehört zu den wertvolleren Erscheinungen auf dem Gebiete der deutschen Siedlungskunde. Ganze 48 Seiten Text bieten eine Fülle wirklich wesentlicher Gedanken in interessanter Darlegung. Wichtige Fragen werden beantwortet: Wie baut der Mensch in Anlehnung an die Natur? Wie meistert er ihre Kräfte bei Erreichung seiner Siedlungszwecke? Abhängigkeit von Boden, Klima, Baustoff, Lebensanforderungen: alles das wird klargemacht an Einzelbau und Siedlungsform.

Das Bildmaterial ist gegenüber dem älterer ähnlicher Werke vermehrt durch zahlreiche Luftaufnahmen. Keine andere Aufnahme ist wie diese imstande, das Gesamtbild einer Siedlung in ihrer Form und auch in ihrer Entstehung zu charakterisieren. Der Vergleich der Bilder führt unmittelbar zum Vergleich der kulturellen Bedingtheit der Siedlungen. Besonders instruktiv sind die modernen Siedlungsbilder, - oder die moderne Umgestaltung des Antlitzes der Erde. Hier sehen wir, wie technische Betriebe mit ihren besonderen Forderungen überraschende Gebilde schufen, die sogar imposant wirken können. Geschichtliche Entwicklungen sind in Text und Bild berücksichtigt. Dabei ergeben sich indes Einseitigkeiten in der Deutung, die mit geschichtlichen Erkenntnissen sich nicht vertragen. Seite 30 wird ein architektonischer Unterschied konstruiert zwischen Kirchen, deren Bauform der Volkscharakter bestimmt, und denen, die im Sinne der „päpstlichen Kirche" gebaut sind, denen also der „Gemeindegedanke" fremd wäre! Dabei sind doch alle romanischen und gotischen Kirchen Volkskirchen. - Bei den Klosterkirchen soll ein „vorgeschriebenes Schema" gelten (S. 37). Im gleichen Gedankenzusammenhang wird festgestellt, daß die Mönche bei der Riesenanlage der Klöster überhaupt nicht ans Volk dachten. Die wirkliche Bedeutung, auch die Macht der Klöster scheint dem Verfasser nicht bekannt zu sein. S. 38 heißt es, daß die deutschen romanischen Kirchen fromm sind: „Religion und Kirche waren damals noch eins." Nicht nur der Historiker, sondern auch der Psychologe und Künstler weiß, daß nicht die Kirche, sondern die Religion, welche die Kirche erfüllt, Kunstwerke schuf und schafft. Darum ist auch die Gotik (S. 30) kein Werk „ad maiorem gloriam ecclesiae"; denn die Kirche ist nicht Selbstzweck. Der Verfasser erscheint eigentlich zu intelligent, als daß man annehmen darf, diese Gedanken seien sein Eigentum. - S. 41 steht eine Ungenauigkeit: Der alte Fritz wollte nicht der erste Diener des Volkes, sondern des Staates sein; das ist sehr zweierlei! Entsprechend ist auch die Auffassung nicht korrekt, daß nach 1800 die Führer des deutschen Volkes „auf der Grundlage des Werkes Friedrichs weiterbauend dem Volk die Selbstverwaltung in der Leitung des Staates zuweisen wollten". Diese Grundlage unterschied sich wesentlich von der Staatsauffassung Friedrichs des Großen.

Bonn. Johannes Peters.

Schellenberg, Ernst Ludwig: Deutsche Landschaft. Mit 22 Illustrationen nach Originalen zeitgenössischer Meister. (Naturschutzbücherei, herausgegeben von Walther Schoenichen, Band 6.) Kl. 8°, 146 Seiten. Berlin-Lichterfelde. H. Bermühler Verlag. Geb. 3.75 *M*.

Das erste Kapitel ‚Die mystische Landschaft' wirkt etwas entmutigend durch das Dunkel seiner Sprache. „Landschaft ist ein Zeugnis des Anrechtes an heimischen Besitz, der nicht eine geographische Zufälligkeit sondern eine seelische Nötigung darstellt!" Obwohl sich der Verfasser dagegen verwahrt, ist es doch der Pantheismus, der seinen Anschauungen und Behauptungen zugrunde liegt. Im Gegensatz zum ersten Kapitel ist er in den folgenden drei Abschnitten: ‚Die künstlerische Landschaft', ‚Die Landschaftsdichtung', ‚Die Landschaftsmalerei' viel klarer und bringt manche treffende Gedanken, freilich auch recht viele kühne Urteile. Für das katholische Mittelalter fehlt ihm der Sinn. Etwas viel spricht er von Frömmigkeit, meint damit aber offenbar nichts anderes als das Einswerden mit der Natur. Gereiften und urteilsfähigen Lesern wird das Buch viele Anregung geben. Für unsere Volksbibliotheken ist es nicht zu empfehlen.

Freiburg i. Br. Alois Schmitt.

Kempf, Julius: Die Bayerische Heimat. Bildtafeln für Heimatkunde und Heimatkunst. Erscheint in 21 Lieferungen = 21 Folgen. Bisher erschienen Folge 1, 2, 11, 13 mit je

acht Tafeln. München, 1927, Verlag D. W. Callwey.

Der Herausgeber gibt im Vorwort eine Einweisung in sein Werk und seine Absichten. Er will Verständnis wecken für die künstlerische Kultur der Vorfahren, er will erziehen zur richtigen Bewertung und zur Erhaltung wertvoller Zeugen vergangener Kultur. Er wendet sich nicht nur an den erwachsenen Heimatfreund, sondern vor allem auch an die heranwachsende Jugend. Ihr soll dieses „Bilderbuch eine Quelle lebendiger Heimatanschauung werden". - Das Werk berücksichtigt Siedlung, Kult und Volksleben. Die erste Folge enthält einen kurzen Ueberblick über die territoriale Gestaltung Bayerns. Auf fünf Tafeln sind dann sehr genau und instruktiv die mannigfachen Siedlungsformen des Landes erläutert, vom Einzelhof bis zum Rundling und Straßendorf. Die Abbildungen sind teils nach photographischen Aufnahmen, teils nach Katasterblättern hergestellt. - Die zweite Folge zeigt das Bauernhaus in seiner mannigfachen Außen- und Innenarchitektur. Mit Recht wird betont, daß das Haus nicht nur Ausdruck völkischer Eigenart ist, sondern daß es abhängig ist von der Eigentümlichkeit des Grundbesitzes und vom Material, das die Umwelt des Siedlers liefern kann. - Die elfte Folge zeigt Burgen und Schlösser. Es sind Bauten herausgegriffen, die in ihrer Entwicklung und in ihrer Architektur besonders charakteristisch sind: Die Marienburg, Harburg, Burg Trausnitz usw. Schöne Einzelbilder wie auch ein Gesamtbild im Grundriß unterrichten über die Raumaufteilung und Einrichtung im genaueren. Muster für die Hofgärten sind München, Nymphenburg, Schleißheim. Wie die umgebende Natur in die Gesamtarchitektur der Schloßanlage hereinbezogen ist, zeigen am besten die Fliegeraufnahmen. - Die dreizehnte Folge berücksichtigt den Totenkult seit der vorgeschichtlichen Zeit, Votivbilder, Fried- und Kirchhöfe. - Alle Tafeln bieten neben den Bildern einen Text, der in Kürze, aber ausführlich genug in alles einweist.

Die ganze Sammlung verspricht eine Kulturgeschichte in Bildern, wie wir sie für alle Länder des Reiches wünschen möchten. Das gebotene Abbildungsmaterial ist mit jahrzehntelangem Fleiß und mit künstlerischem Geist gesammelt worden.

Bonn. Johannes Peters.

Behncke, Paul: Reiseeindrücke aus Latein-Amerika. Deutschtum und Ausland. Herausgegeben von G. Schreiber. Heft 5.

Die trotz ihres geringen Umfanges recht gehaltvolle Schrift kommt dem neuerdings stark gesteigerten Interesse für Mittel- und Südamerika entgegen. Fachmännische Untersuchungen und Feststellungen wird man von einem ehemaligen Admiral verständigerweise nicht erwarten. Was Behncke bietet, sind Beobachtungen eines Mannes, der lediglich den Anspruch erhebt, während einer elfmonatigen Bereisung der iberoamerikanischen Länder sich so gut umgesehen zu haben, als es die Verhältnisse irgend gestatten. Sein Interesse gilt vorwiegend dem Deutschtum mit seinen Verhältnissen und Bedürfnissen in den von ihm bereisten Ländern, seiner Verknüpfung untereinander und mit der alten Heimat, sowie den verschiedenen Erfolgsmöglichkeiten, die sich der deutschen Einwanderung darbieten. Besonders sympathisch berührt die warme Anerkennung, die B. den Leistungen der in Mittel- und Südamerika tätigen Orden und Kongregationen, namentlich ihren Verdiensten um das dortige Deutschtum, spendet.

Bonn. Albert Lauscher.

Länder- und Völkerkunde / Reisen

Rasmussens Thulefahrt. Zwei Jahre im Schlitten durch unerforschtes Eskimoland. Bearbeitet und übersetzt von Friedrich Sieburg. 509 S. Frankfurt, 1926, Frankfurter Societätsdruckerei. Geb. 20.— *M.*

Rasmussen ist eine europäische Forscherpersönlichkeit, die nicht nur Wissen gemehrt, sondern Leben entdeckt hat, menschlich vor allem anziehend durch das Fehlen jeglicher Eitelkeit. Das vorliegende mit anschmiegsamer Sprachsicherheit übersetzte Buch, ein Muster sachgemäßer Ausstattung, hat darum eine besonders gediegene Grundlage, weil es von einem Menschen verfaßt ist, der unter Eskimos aufwuchs und ihre Sprache spricht, und der in Mut und Tüchtigkeit auf fünf großen Reisen ihr Land durchstreifte. Was er über sie mitteilt, ist von Liebe getragen, von dem mit dichterischer Innigkeit ausgedrückten Glücksgefühl, „auf Menschen zu stoßen, die soeben aus der Hand der Natur gekommen zu sein" scheinen. Seine Schilde-

rung zerstört ein weitverbreitetes Vorurteil: daß nämlich der nordische Mensch ein düsterer und beladener sei; immer wieder hören wir von der hellen Fröhlichkeit des Eskimo, und eine Frau, die Schwerstes durchgemacht hat, spricht sogar den erschütternden Satz: „Ich weine darüber, daß ich so glücklich gewesen bin." Solch tief ergreifender Aeußerungen, Lieder, Bilder und Gestalten gibt es viele in diesem Werk, das dadurch über jedes spannungslüsterne Abenteuerbuch herauswächst und sich an unser Bestes wendet. Freilich muß sich der Volkserzieher auch darüber klar sein, daß nicht alles, was hier dargestellt wird, vorbildlich ist oder sein soll; es finden sich entscheidende Abweichungen von der christlichen Sittlichkeit - besonders in der Frage des Mordes (177 und 416) und im geschlechtlichen Verhalten (371/2). Man möge vor allem diese Stellen prüfen, ehe man das Buch ausleiht.

Bonn. Heinrich Lützeler.

Teubert, Wilhelm: Die Welt im Querschnitt des Verkehrs. Mit 186 Abbildungen und 52 Karten u. Skizzen. XVI u. 513 Seiten. Berlin-Grunewald 1928. Kurt Vowinckel Verlag. Gebunden 32.— *M.*

Der Verfasser bespricht in dem Buche die Verkehrsverhältnisse der wichtigsten außereuropäischen Länder, am eingehendsten die von Südamerika – besonders Brasilien und Argentinien – und die von den Vereinigten Staaten Nordamerikas. Von den Ländern Asiens, Japan und China, werden nur einzelne Verkehrsknotenpunkte hervorgehoben, Indien wird nur ganz kurz erwähnt.

Der Titel, Die Welt im Querschnitt des Verkehrs, ist also nach einer Seite zu weit gedehnt, denn von Afrika, Europa und einem großen Teil Asiens erfahren wir gar nichts. Andererseits besagt er viel zu wenig über den wahren Inhalt, da das Buch über die Schilderung des Verkehrs weit hinausgreift. Der Verfasser begnügt sich nicht mit einer trockenen schematischen Darlegung der Verkehrsentwicklung, wie man sie so oft findet, sondern er geht tiefer. Er sucht überall die Ursache des Verkehrslebens darzulegen, die Natur des Landes, seine Bodenschätze und Bodenerzeugnisse, dann die natürlichen Verkehrswege, die Hindernisse auf denselben und die Anstrengungen der Menschen, um diese mit Hilfe der modernen Industrie zu beseitigen. Dadurch wächst das Buch für manche Gebiete zu einer fast allseitigen Wirtschaftsgeographie an. Das trifft besonders für Südamerika zu. Es ist wohl das einzige deutschsprachliche Buch, das den industriellen Aufschwung und die moderne Umgestaltung des Verkehrs in Brasilien in den letzten Jahrzehnten in so allseitiger Form darlegt.

Die Einstellung des Buches bewahrt den Verfasser bei der Besprechung der nordamerikanischen Verhältnisse vor einer kritiklosen Anbetung des amerikanischen Industrialismus. Zwar hebt er mit Recht überall die gewaltigen Ausmaße der Industrie, des Geschäftslebens und des Verkehrs hervor, aber er weist auch auf die Schattenseiten und die schweren Nachteile des „Amerikanismus" hin.

Als besonderen Vorzug des Buches ist hervorzuheben, daß es überall die Beziehungen des Landes zu Deutschland hervorhebt. Bald weist er auf die Möglichkeit der Einwanderung in jene Länder, die Vorbedingungen dazu, Mittel und Wege und Aussichten für die Zukunft; bald bespricht er die wirkliche und auch noch die mögliche Betätigung unserer Industrie im Ausland und dabei deckt er offen Fehler auf, die gemacht worden sind, und macht Vorschläge, wie man diese vermeiden kann. Kurz ein kerndeutscher Zug durchweht das ganze Buch.

Das Buch ist flott geschrieben in Form einer Weltreise, die der Verfasser zum Studium der Verkehrsverhältnisse gemacht hat. Dadurch werden die theoretischen Ausführungen angenehm unterbrochen und manches kleine Reiseerlebnis beleuchtet oft prachtvoll das früher Gesagte. Das Buch ist mit zahlreichen Bildern und Karten und statistischen Angaben glänzend ausgestattet. Zu bedauern ist nur, daß an einigen wenigen Stellen die Bilder an die verkehrte Stelle geraten sind, wodurch einige Seitenangaben unrichtig geworden sind.

Das Buch ist sehr zu empfehlen für alle Bibliotheken, deren Leser für Industrie und unsere Beziehungen zum Ausland interessiert sind, und dann für alle, die sich über Verkehrsfragen im Ausland orientieren wollen. Namentlich ist das Buch auch für die Bibliotheken der höheren Schulen – Primaner – sehr geeignet, und es könnte als Grundlage für eine wirtschaftsgeographische Arbeitsgemeinschaft dienen, die wohl geeignet wäre, den Blick der Schüler für ausländische Verhältnisse zu schärfen.

Godesberg. P. Irlenborn S. J.

Stelzmann, Alexander: Mexiko von heute und morgen. 8°. 52 Seiten. M. Gladbach 1926. Volksvereins-Verlag. (Staatsbürger-Bibliothek, Heft 151.) —.60 *M.*

Echeverria, José: Der Kampf gegen die katholische Kirche in Mexiko in den letzten 13 Jahren. 8°. 116 Seiten. M. Gladbach 1926. Volksvereins-Verlag. (Apologetische Tagesfragen, 21. Heft.)

Die beiden Schriften ergänzen sich gegenseitig vorzüglich. Stelzmann, der vier Jahre in Mexiko geweilt und sich mit Land und Leuten gründlich vertraut gemacht hat, nimmt seinen Standort gänzlich außerhalb des Kampffeldes, auf dem heute der Streit um die unglückselige Religions- und Kirchenpolitik der gegenwärtigen mexikanischen Machthaber ausgefochten wird. Seine kleine, aber erstaunlich inhaltreiche Schrift unterrichtet über die geographischen, kulturellen und wirtschaftlichen Verhältnisse des Landes, die Quellen seines Reichtums, seine Verfassung und Verwaltung, seine Politik in Vergangenheit und Gegenwart. Ein besonderes Kapitel ist dem Deutschtum in Mexiko gewidmet. Dem aufmerksamen Leser wird nicht entgehen, daß die trostlose kirchenpolitische Lage von heute wenigstens teilweise in der Wirtschaftsgeschichte des Landes verwurzelt ist.

Dem von Stelzmann behandelten Gegenstande widmet Echeverria nur eine kurze „Einleitung". Sein Interesse gilt ausschließlich der kirchenfeindlichen Politik der mexikanischen Regierung, die in den letzten 1½ Jahrzehnten mehr und mehr neronische Züge angenommen hat. Dankenswert ist, daß Echeverria sich nicht damit begnügt hat, die heutige kirchenpolitische Lage in Mexiko kritisch zu würdigen, daß er vielmehr sein Objekt in den Rahmen einer allerdings sehr knapp gefaßten geschichtlichen Betrachtung, die mit der Entdeckung Mexikos durch Cortez anhebt, hineingestellt und so die Gegenwart aus der Vergangenheit verständlich gemacht hat. Allerdings bleibt ein ungelöster Rest: die Frage, wie es dahin kommen konnte, daß ein nahezu ganz katholisches Land der Schauplatz einer so langen und brutalen Verfolgung der katholischen Kirche wurde, wird nicht erschöpfend und überzeugend beantwortet. Der fanatische Haß der regierenden Logenmänner erklärt gewiß vieles, aber er erklärt nicht, wie es möglich ist, daß ein katholisches Volk dieses Regiment jahrzehntelang erträgt, zumal wenigstens ein Teil selbst der literarischen Presse des Landes, wie Echeverria an sehr interessanten Beispielen zeigt, das Treiben der Gewalthaber verurteilt. Nicht ohne tiefe Ergriffenheit liest man die Schilderungen der zahlreichen Martyrien, der Heldenmut der mexikanischen Blutzeugen hat den Vergleich mit der Kirche der Katakomben nicht zu scheuen. Von diesem Heldenmut ein ungemein eindrucksvolles Bild gezeichnet zu haben, ist das eigentliche Verdienst des temperamentvoll geschriebenen Buches, das in der umfangreichen Mexiko-Literatur von heute einen ehrenvollen Platz beanspruchen darf.

Bonn. Albert Lauscher.

Faßbinder, Maria: Der ‚Jesuitenstaat' in Paraguay. Gr. 8°, 161 Seiten. Halle (Saale) 1926. Max Niemeyers Verlag. 8.— *M.*

Ein wahrheitsgetreues Bild des vielumstrittenen Jesuitenstaates in Paraguay zu zeichnen ist erst möglich geworden, seitdem der Jesuit Pablo Hernandez in seinem großen Quellenwerk ‚Organizacion social de las Doctrinas Guaranies de la Compania de Jesús' (Barcelona 1912) das maßgebende Quellenmaterial der Oeffentlichkeit zugänglich gemacht hat. Dr. M. Faßbinder verdient lebhafte Anerkennung für die umsichtige und sorgfältige Bearbeitung dieses weitschichtigen Stoffes, die nun auch uns Deutsche in den Stand setzt, über Wesen, Verlauf und Ergebnis des vielleicht interessantesten Versuchs einer organischen Verbindung von Mission und Kolonisation in der Neuen Welt ein klares und sicheres Urteil zu gewinnen. Die erstaunliche Anpassungsfähigkeit der Jesuitenmissionare, das unvergleichliche pädagogische Geschick, womit sie das gutartige, aber körperlicher wie geistiger Anstrengung abholde Völklein der Guarani für Christentum und Zivilisation zu gewinnen verstanden, die unüberwindliche Geduld, womit sie die unendliche Mühsal ihres Unternehmens und nicht minder Mißgunst und Verfolgung überwanden, flößt Bewunderung ein. Sozial und wirtschaftlich unterbaut ist ihr einzigartiges Kolonisationswerk durch einen Kommunismus ganz eigenartiger Struktur, der sehr schöne Früchte gezeitigt und bei der Nachwelt kaum weniger begeisterte Anerkennung gefunden hat als bei den Zeitgenossen. Die Verfasserin ist keineswegs blind für die Mängel des Systems, aber sie findet mit vollem Recht in dem vollständigen Fehlschlag aller späteren Versuche, es zu übertreffen, den klaren Beweis dafür, daß es jedenfalls für jene Zeit und jenes Volk das beste war. — Das Buch ist bei aller Gründlichkeit im besten Sinne populär geschrieben. Es sollte in keiner Volksbibliothek fehlen.

Bonn. Albert Lauscher.

Naturkunde

Feucht, Otto: Naturschutz und Forstwirtschaft. Mit 32 Bildertafeln. (Naturschutzbücherei, herausg. von Walther Schoenichen, 7. Band.) Berlin-Lichterfelde, H. Bermühler, Verlag. Kl. 8°. 105 Seiten. Geb. 4.— *M.*

Naturschutz und die Erfordernisse der Technik und Wirtschaft stehen heute vielfach miteinander im Streite. Für ein einzelnes Gebiet - den Wald - führt das vorliegende Schriftchen diese Dinge in sachkundiger Weise durch, ohne Uebertreibung nach der einen oder anderen Seite. Dabei wird das Verständnis des Lesers für die Schönheit und die Bedeutung des Waldes angeregt und gefördert, besonders auch durch die künstlerisch ausgewählten und in prächtiger Ausführung wiedergegebenen Lichtbilder aus dem deutschen Walde. Das Buch ist für alle Volksbibliotheken geeignet.

Deutsche Jugendhefte. Bilder aus Brehms Tierleben. Nr. 110—120. 110: Der Löwe. 111: Tiger und Jaguar. 112: Der Leopard. 113: Meister Petz und seine Sippe. 114: Meister Ephraim, der Grislibär. 115: Die Sippe der Marder. 116: Der Gorilla und andere Großaffen. 117: Der Windhund. 118: Der Elefant. 119: Nashorn und Nilpferd. 120: Hyänen, Schakale und Wildhunde. Jede Nummer mit auffallendem farbigem Titelbild 15 Pfg. Bandausgabe, jeweils 5 Hefte in dauerhaftem Halbleinenband, der Band 1.50 *M.* Donauwörth, Buchhandlung Ludwig Auer.

Es ist ein guter Gedanke, zum Kampf gegen den Schund diese Sammlung deutscher Jugendhefte bereitzustellen. Wer als Lehrer der Jugend erfahren hat, mit welcher Spannung Tiergeschichten von der Jugend aufgenommen werden, der wird es sicher begrüßen, daß dieser Auszug aus Brehms Tierleben, in dem alles Anstößige weggelassen ist, uns dargeboten wird. Auch das eigentlich Zoologisch-Gelehrte ist ausgeschieden oder doch auf ein Mindestmaß beschränkt, und nur das Leben der Tiere und die Jagd wird erzählt, und das ist es, wofür die Jugend ganz besonders Sinn hat. Daß dabei auch manches Jägerlatein und manche nicht haltbare Vermenschlichung des Lebens der Tiere aus der bekannten Brehmschen Tierpsychologie mit herübergenommen wurde, ist nicht schlimm.

Man kann diese 10 Hefte aus Brehms Tierleben allen Volksbibliotheken empfehlen.

Heselhaus, Franz: Leitfaden der Biologie zunächst für die Obersekunda der Gymnasien. Mit 41 Abbildungen. 8°, 82 Seiten. Berlin und Bonn, 1928. F. Dümmler.

Die biologische Ausbildung, zumal unserer Gymnasial-Abiturienten, ist außerordentlich gering und steht in schreiendem Mißverhältnis zur Bedeutung der Biologie für viele Fragen des Lebens. Hier kann der vorliegende Leitfaden viel Gutes stiften. Er faßt das Allerwesentlichste kurz zusammen, ist für Selbststudium vielleicht manchmal etwas zu knapp, jedoch bei sorgfältigem Lesen auch für diesen Zweck ausreichend. Als Leitfaden zur Wiederholung des im Unterricht Gehörten wird es aber sicher gute Dienste tun. Anzuerkennen ist die Vorsicht im Urteil bei allen Fragen, die noch nicht geklärt sind, oder dem Grenzgebiet zwischen Naturwissenschaft und Weltanschauung angehören.

Die Himmelswelt. Mitteilungen der Vereinigung von Freunden der Astronomie und kosmischen Physik. Herausgegeben von Prof. Dr. J. Plaßmann. 37. Jahrgang, Heft 10/11 und 12. Berlin u. Bonn, 1927. F. Dümmler.

Die beiden letzten Hefte des 37. Jahrganges der ‚Himmelswelt' bringen unter anderm eine lehrreiche Schilderung der Erlebnisse auf einer Expedition zur Beobachtung einer Sonnenfinsternis nach Lappland von H. Kienle, dem Direktor der Universitätssternwarte in Göttingen, die uns zeigen, welch Riesenaufwände gemacht werden, um ein solches Vorkommnis zu beobachten. Ein längerer Vortrag von Jeans läßt den Leser einen Blick tun in die etwas stürmische Entwicklung, welche die kosmische Physik in der neuesten Zeit genommen hat. Heft 10/11 bringt mehrere Artikel über die Behandlung der Astronomie in den Schulen. Damit haben wir einiges genannt von dem reichen Inhalt dieser Hefte. In Artikeln mit mathematischen Ableitungen von Formeln dürften die Verfasser etwas mehr darauf bedacht sein, dem Leser das Verständnis nicht allzuschwer zu machen. Dadurch würde die Zeitschrift, die sicher für alle Freunde der Sternenwelt ein vorzügliches Hilfsmittel der Weiterbildung ist, noch viel gewinnen an Brauchbarkeit.

Freiburg i. Br. Alois Schmitt.

Musik

Handbuch der Musikwissenschaft. Hrsg. von Ernst Bücken. Bd. 1 und 2, Bd. 3, Lief. 1—3. Wildpark-Potsdam, 1928, Akademische Verlags-Anstalt.

Der Abschluß der beiden ersten Bände des Bückenschen Handbuches nötigt zu zusammenfassender Würdigung. Sie haben beide (Bücken: Musik des Rokokos und der Klassik, Mersmann: Die moderne Musik) in vollem Umfang gehalten, was nach den Anfängen zu erhoffen war. Ausgehend von der Ueberwindung des musikalischen Barocks in den führenden Ländern durch den galanten Stil zeichnet Bücken in großen Zusammenhängen, übersichtlich und eindringlich, ohne sich ins Detail zu verlieren, die Entwicklung des expressiven (empfindsamen) und des klassischen Stils in der Musik. Im letzten Abschnitt heben sich die Führergestalten K. Ph. E. Bach, Gluck, Haydn und Mozart, stilistisch und geistesgeschichtlich scharf umrissen, wirksam vom Zeithintergrund ab. Eine dankbare, aber überaus schwierige Aufgabe war es für Mersmann, das musikalische Leben der Gegenwart aus den Voraussetzungen der jüngsten Vergangenheit abzuleiten und in ein geschichtliches Bild zu bannen. Als Hauptergebnis sehen wir: Ueberwindung der Musik des 19. Jahrhunderts, Impressionismus, dessen Auflösung, als Reaktion ein „Durchbruch der Elemente" (Rhythmik, Volksmusik) und als letzte Phase ein neuer Wille zur Formung und Gestaltung der Kräfte. Sieht man nach der Absicht des Verfassers bei seiner Darstellung der jüngsten Erscheinungen nicht Wertung, sondern jeweils „Feststellung einer Haltung" als Ziel, so wird man ihm auch da verstehend folgen, wo mitunter der Glaube an seine Ueberzeugung versagen will, an seine Grunderkenntnis, wir stünden heute schon, nachdem die Musik des 19. Jahrhunderts gänzlich überwunden, auf festem Boden.

Einen neuen Band des Handbuchs, ‚Musik des Barocks', eröffnet Robert Haas, einer der besten Kenner dieser Musikepoche. Neben den hier fast verschwenderisch auf den Text verteilten Notenbeispielen fällt ein besonders sorgfältig ausgewähltes Bildmaterial auf. Die vorliegenden Lieferungen gelten dem monodischen und konzertierenden Stil in Italien. Die entsprechende Entwicklung in Deutschland wird sich unmittelbar anschließen.

Köln. Willi Kahl.

Katholisches Kirchenmusik-Jahrbuch 1928. Hrsg. von Hans Hoffmann. VII, 185 Seiten. Bamberg, 1928, M. Hoffmann. Gebunden 6.— *M.*

Seit das von Haberl (später von Weinmann) herausgegebene Kirchenmusikalische Jahrbuch 1911 sein Erscheinen einstellen mußte, fehlte ein entsprechendes Organ. Das vorliegende Jahrbuch zeigt mit seinem zweiten Band, daß es berufen ist, hier eine wichtige Lücke auszufüllen. Führende Persönlichkeiten des katholischen Kirchenmusiklebens wie Ursprung, Bäuerle, Wismann, Fellerer, Sigl, Schwabe, also Männer der Praxis und der Wissenschaft zählen zu den Mitarbeitern. Der Inhalt ist vielseitig und anregend. Historisches mischt sich mit Beiträgen von aktuellem Reiz. Es wird darauf ankommen, daß ein für die katholische Kirchenmusik so repräsentatives Organ sich auch in Zukunft die angestrebte geistige Höhe bewahrt. Der Abschnitt ‚Bücherbesprechungen', der sich jetzt fast ausschließlich mit Musikalien beschäftigt, wäre nach der literarischen Seite hin auszubauen. Auch im Bereich des musikalischen Schrifttums bedarf der Kirchenmusiker eines brauchbaren Wegweisers.

Köln. Willi Kahl.

Günther, Felix: Schuberts Lied. Eine ästhetische Monographie. 202 S. Stuttgart, Berlin und Leipzig, 1928, Deutsche Verlags-Anstalt. 7.50 *M.*

Was der geschätzte Liederbegleiter Felix Günther zum Schubertschen Lied zu sagen hat, entspringt reicher Erfahrung und ist entsprechend geeignet, Sänger und Begleiter für den Vortrag zu beraten. An den unmißverständlichen Sinn des Notenbildes, den Tradition und Sängerwillkür schon immer entstellen wollten, möchte das Buch in schlichten Analysen heranführen. Es belehrt z. B. über Fragen der Dynamik und des Tempos, insbesondere des Rubatos. Alles dies geschieht mit heller Begeisterung für den Gegenstand, aber auch mit einer Abgeschlossenheit gegen die wissenschaftliche Schubertliteratur, die sich im Vorwort geradezu als ein selbstgefälliges Kokettieren mit dem Gedanken kundgibt: „Dieses Buch ist ganz und gar ungelehrt." Es brauchte um nichts gelehrter zu sein und hätte doch den irreführenden Eindruck vermeiden können, Schuberts Liederfrühling sei „der Triumph der unbewußten Kunst" (Seite

17). Immer wieder diese falsche Vorstellung von einem sozusagen somnambulen Schaffensprozeß, als hätten seine Korrekturen „fast immer nur Schreibfehler" verbessern wollen (S. 21). Und, als unentbehrliches Requisit in dieser Art Schubertliteratur, das sattsam bekannte Mitleid mit dem „Wiener Bierphilister", dem „Dorfschullehrer mit weniger denn durchschnittlicher Bildung" (Seite 22). Schade, daß in einem Buch, das sein Liedschaffen bewußt machen möchte, dem Leser doch so manches von wesentlicher Bedeutung an Schuberts Persönlichkeit unbewußt bleibt.

Köln. Willi Kahl.

Rimski-Korssakow, N. A.: Chronik meines musikalischen Lebens 1844—1906. Uebersetzt von O. v. Riesemann. Stuttgart, Berlin und Leipzig, 1928, Deutsche Verlagsanstalt.

Oskar von Riesemann, wohl der beste deutsche Kenner der russischen Musik, hat sich mit der Uebersetzung dieser Selbstbiographie, die er mit vollem Recht „das bedeutungsvollste und interessanteste Originaldokument für die Musikgeschichte Rußlands in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts" nennt, ein großes Verdienst erworben. Die überpersönliche Bedeutung des Buches beruht darin, daß Rimski-Korssakow nach Balakirew das Haupt der nationalen Schule wurde. Man muß schon etwa an Liszt in Deutschland denken, um die Wirkungsweite einer solchen Führerpersönlichkeit in ihrem Lande und darüber hinaus vergleichsweise abschätzen zu können. Es ist eine Selbstbiographie ganz eigener Art, jene Lebensfülle und menschliche Güte ausströmend, die aus den charaktervollen Zügen des dem Bande beigegebenen Bildes spricht und dabei von einer Objektivität der Selbstdarstellung, die ihresgleichen sucht. Mag diese auch bisweilen trocken ausfallen, „dafür enthält sie nichts als reine Wahrheit, und das verleiht ihr Interesse", gesteht der Verfasser am Schluß. Ein regsamer Geist tritt uns entgegen, ein langes Leben hindurch ewig lernend und strebend, sich und sein Künstlertum innerlich zu bereichern. „Musikalische Ereignisse beherrschen den ganzen Inhalt", meint der Sohn des Komponisten in einem auf Wunsch des Uebersetzers geschriebenen Vorwort zu diesem Buche. Doch ist auch das Menschliche an diesem Musikerschicksal fesselnd genug, so etwa seine Weltreise im Marinedienst, nach der er sich schließlich nur noch als „dilettierender Offizier fühlt", dem alle Künstlerträume verflogen sind, bis dann die für das Leben entscheidende Rückkehr zur Musik erfolgt.

Köln. Willi Kahl.

Musik im Haus. Heft 66, 94, 95, 98, 103, 106, 110.

Musica orans. Heft 20, 24, 28, 29, 30, 32, 37, 38. M. Gladbach, Volksvereins-Verlag.

Mit innerer Befriedigung stellt man fest, daß das erste Hundert der hier schon wiederholt mit warmer Empfehlung angezeigten Sammlung ‚Musik im Haus' überschritten ist. Eine solche Tatsache muß neues Vertrauen wecken zu den Kräften, die für eine Gesundung unserer Musikkultur am Werk sind. Junge Talente zu fördern, betrachtet die Sammlung dauernd als wesentliche Aufgabe. Von Hansmaria Dombrowski legt sie eine klangsatte, schwungvolle Violoncello-Sonate vor, weiterhin zwei in ihrem gedrungenen Bau fesselnde einsätzige Klaviersonaten, die etwa in der Richtung J. Haasscher Hausmusik liegen. In Hans Fleischers erster Festmusik für Geigenchor und Klavier wirkt der innig empfundene langsame Satz besonders anziehend. Eine starke lyrische Begabung spricht aus Adolf Pfanners Liederzyklus ‚Aus der Stille'. Für das vierhändige Spiel der Freunde dieser Sammlung sorgt Otto Siegl mit einem Heft ‚Leichte ländlerische Tänze', deren kunstvolle Schreibweise nur mitunter für diesen Zweck etwas zu schwer wiegt. K. H. Pillney begegnet wieder als erfahrener Bearbeiter Schubertscher Klaviertänze sowie von Stücken Caldaras, Rameaus, Pergolesis und Vivaldis für mehrere Instrumente, bei denen man nur leider die nähere Herkunftsangabe vermißt.

Aus den kirchenmusikalischen Neuerscheinungen, die sich zur Musica orans des gleichen Verlegers vereinigen, seien die bemerkenswertesten namhaft gemacht: Von Heinrich Lemacher die seinen früheren Messen sich würdig anreihende Missa Pastor et Rex und eine Folge von fünf Sakramentsgesängen unter dem Titel ‚Pange lingua', die ebenso wie die acht Gesänge für Männerchor (Werk 9) von Karl Kraft zeigen, wie sich solche gottesdienstliche Gebrauchsmusik in gesunden Bahnen lebendig über erstarrte Tradition hinaus weiterentwickeln kann. Einen einzigartigen kühnen Vorstoß in diesem Sinne

stellt die Missa in Pentecoste 1926 von Kaspar Roeseling dar, deren taktstrichfreies Notenbild schon äußerlich auffällt. Es soll einer Linienkunst voll weitschwingender Melodiebögen den Weg frei machen. Gelegentlich hebt die Sammlung auch wie in einem Gregor Aichinger gewidmeten Heft wertvolle kirchenmusikalische Schätze der Vergangenheit. Noch sei ein bedeutsames Orgelwerk aus diesen Neuerscheinungen genannt, eine F-dur-Sonate von Gottfried Rüdiger. Und schon kündigt der rührige Verlag eine neue Sammlung, ‚Das Studienwerk' an, die vor allem aus dem Schaffen der Gegenwart heraus Studienmaterial bereitstellen will.

Köln. Willi Kahl.

Schöne Literatur

George, Stefan: Hymnen, Pilgerfahrten, Algabal. (Band 2 der Gesamtausgabe.) 141 Seiten. Mit Handschriftproben. Berlin, Georg Bondi. Brosch. 4.50, geb. 6.50 *M*.

In den Jahren 1890/92 sind diese Gedichte zum erstenmal erschienen. Wie fremd und tot erscheinen sie uns heute! Die Tatsachen widersprechen der von Gundolf dargelegten Ansicht, daß George schon von Anfang an der große Sprachschöpfer und Künder einer neuen Welt gewesen sei. Wir sehen ihn hier als einen (und durchaus nicht als den Begabtesten) in einer ganzen Schar französisch-deutscher Dichter. Wo er spielt, wird er flach (36), wo er musikalisch wirken möchte, schwerfällig (16). Seine Gedichte sind mehr Arbeiten als Gewächse, mehr Kunstgewerbe als Kunst. Von den drei Abschnitten hat als Ganzes nur der Zyklus Algabal echtes Leben, das mit dem Rausch der Person durchsetzt ist. Nur daß dieses Leben durchaus nicht fähig ist, Zukunft zu stiften, Welt zu tragen; in den Gedichten Algabals spricht ein innerlich noch sehr junger Mensch seine grausamen, widrigen und widerwärtigen Neigungen als ein kühler Verfertiger von schönen Gebilden aus. In diesem Versbuch bereitet sich - und darin liegt sein Sinn - die Beherrschung der Sprachmittel vor, die erst dem späteren George zum Ausdruck ursprünglichen Erlebens dienen. Christlichem Geist widerspricht dieser Band schroff.

Bonn. Heinrich Lützeler.

Blunck, Hans Friedrich: Gewalt über das Feuer. Eine Sage von Gott und Mensch. 226 S. Jena, 1928, Eugen Diederichs. Geh. 5.— *M*, geb. 7.50 *M*.

Dieses Buch ist dem inhaltlichen Geschehen nach das erste einer Reihe von drei Bänden (‚Die Väter'), deren zweiter und dritter vorher erschienen sind. Es ist der bedeutendste Teil dieses Dreibandes; mit diesem muß man die Lesung der drei Blunckschen ‚Bücher aus der Frühgeschichte' beginnen. Von hier aus erst kamen mir die beiden andern Bände - wenn auch noch nicht nahe - so doch näher.

‚Gewalt über das Feuer' ist ein großer Wurf. Mit einer Kraft und Fülle sondergleichen und mit einem tief ergreifenden Ernst hat dieser Dichter wiederum treffsicherer, lebenstreuer und reicher, als je Forschergeist es vermögen wird, das Bild der Urzeit, des Urmenschen aus innerster Schau gestaltet. Mit seinem niedersächsischen Wirklichkeitssinn verbindet er eine erstaunliche Einfühlungskraft, mit der er tief in mythische Abgründe hinabsteigt und Art und Entwicklung des Menschen aus einem Hordenwesen, aus dumpfem Triebleben zum bewußten, denkenden, fühlenden, sorgenden Einzelwesen zeichnet, seine Nöte und Kämpfe gegen die offenen und geheimen Mächte, die ihn auf Schritt und Tritt umdrängen, und seine Ahnung, sein Bewußtsein vom Dasein Gottes, sein Aufbäumen gegen den göttlichen Willen und seine demütige vertrauende Unterwerfung schildert.

Von mächtiger Wirkung ist abermals, ja, stärker noch als sonst bei diesem großen Wortmeister, die Darstellungskunst Blunck's, die selbst kaum vorstellbaren inneren Erlebnissen Stimme verleiht. Großartig ist die Darstellung des Eindrucks, wie die ersten Menschen mit der Kraft des Feuers bekannt werden, unvergeßlich jene, wie sie der Gottesgabe der Sprache sich bewußt werden.

Was diesen Band über die beiden andern erhebt, ist das gänzliche Zurücktreten jener verworrenen Dunkelheiten, wodurch die Lesung der anderen Bände so erschwert und teilweise verleidet wird.

Bad Münster a. Stein. F. Wippermann.

Kurz, Isolde: Die Stunde des Unsichtbaren. Seltsame Geschichten. 256 S. Leipzig, 1927, Grethlein & Co. 7.50 *M*.

Es ist heute Mode geworden, über jenes Zwischenreich des Unerforschten, der Ahnun-

gen und des verstandesmäßig nicht Durchschaubaren, Bücher voller gruseliger Geschichten zu schreiben. Geschmacklosigkeiten, wie sie uns allenthalben in diesen Büchern begegnen, braucht man bei der Isolde Kurz nicht zu befürchten. Ihre Geschichten haben einen festen Kern. Ihre Substanz ist unangreifbar. Sie verschmäht es, die Deutungskünste jener zu Hilfe zu nehmen, die aus dem Unterbewußtsein alles erklären, was ihrem Verstande unbegreiflich ist. Sie erzählt einfach wie es war, und das in einer Sprache, die in ihrer Reinheit und Klarheit meisterlich zu nennen ist.

Emden. Georg Schäfer.

Windthorst, Margarete: Die Sonnenseherin. Eine mystische Naturdichtung in sieben Prosagesängen. 68 S. M. Gladbach, 1928, Volksvereins-Verlag. Geb. 2.50 *M*.

Gesang der Sehnsucht ist dies Buch. Wie ein Falter vom Licht, so wird Heid, die Sonnenseherin, angezogen von allem was schön ist. Von den Menschen enttäuscht wandert sie durch die Natur. Doch so sehr sie auch eins wird mit ihr, zutiefst enttäuscht sie jede Schönheit, läßt ihre Sehnsucht nur wachsen nach völliger Hingabe an das Wesen, an den Ungenannten, an Gott. Bis sie auf ihrem siebten Sonnenweg zurückkehrt woher sie ausging: zu dem Menschen. Durch den Mund des Winzers wird ihr die Erkenntnis: „Wo du aufgenommen bist im Herzen des andern, da haben deine Rufe Widerhall und deine Wege Mündung gefunden, da empfängt dich im Mutterschoße und gibt dir ihre Herrlichkeit die Natur." In dieser Erkenntnis glättet sich alle schäumende Ungeduld, wird ihr der Frieden der wartenden Demut.

Die Naturbilder Windthorst's sind oft sehr fein, doch stört ein Intellektuelles, ein Wollen. Ihre Dichtung ist kein Muß, sondern im Letzten eine didaktische Allegorie. Ihre Sprache gemahnt an die hymnische in Wilhelm Schäfers ‚Dreizehn Büchern der deutschen Seele', oder, um den Ursprung wohl beider zu nennen: an Nietzsche.

Bonn. Paul L. Kämpchen.

Jünger, Nathanel: Das göttliche Ich. Ein Christusroman aus der Gegenwart. Wismar in Meckl., 1927, Hinstorffsche Buchhandlung. Leinenband 6.— *M*.

Warme evangelische Frömmigkeit ist die Seele dieser mit Geschick, wenn auch ohne Künstlerkraft erzählten Geschichte. In der starken Hingabe an den Heiland hat der Held Opfermut zu klugem Werben für Christus gefunden. Von diesem herrlichen, aus Evangelium und Kirchenlied lebenden Laienapostel muß selbst der redliche, aber in liberalen Theorien befangene Pfarrer erst „zum übergeschichtlichen Christus jeder Gegenwart" geführt werden. So dreht sich die Handlung letzten Endes um „das göttliche Ich", die Gnade Christi, und nur in diesem Sinne ist die Bezeichnung Christusroman berechtigt. Katholischen Kreisen, die vorwiegend religiös-sittliche Erhebung suchen, vermag das kerngesunde Buch des evangelischen Pfarrers viel zu geben, wenn sie sich durch die salbungsvolle Redseligkeit des frommen Volkmar Christ nicht stören lassen.

Dalheim, Rhld. Meinrad Vonderheide O.F.M.

Schott, Anton: Hussenzeit. Roman aus dem 15. Jahrhundert. 294 S. Bonn a. Rh. 1928, Verlag der Buchgemeinde. Unterhaltende Schriftenreihe der Buchgemeinde Bonn, 4. Bd.

Anton Schott, der uns seit mehr als dreißig Jahren so manche treffliche Volkserzählung geschenkt hat, genügt mit dem vorliegenden historischen Roman höheren künstlerischen Ansprüchen. Das Romeo und Julia-Motiv wird in eine mittelalterliche Kleinstadt nahe der böhmischen Grenze hineingetragen und mit überzeugender psychologischer Entwicklung und beträchtlicher Spannung seinem tragischen Ausklang entgegengeführt. Zwar fehlt dem Buche der große künstlerische und historische Zug, aber dafür entschädigt eine bewundernswerte Kunst Detailmalerei. Mittelalterliche Kleinstadtmenschen werden in ihren sozialen Bedingtheiten und Nöten echt und lebenswahr und in den mannigfachsten Schattierungen vor uns hingestellt. Das kleine, turm- und mauerbewehrte Nest ersteht in allen seinen Daseinsäußerungen so realistisch treu, so frei von jeder romantischen Glorifizierung vor unseren Augen, daß wir den Rauch seiner Schornsteine zu sehen und das Knarren seiner Tore zu hören vermeinen. Ein ergreifender sittlicher Grundgedanke durchzieht das Buch: Ehemals noch Befreundete büßen ihren aus Profitgier und Handelsneid erwachsenen Haß mit dem Tode der geliebten Kinder.

Rheine (Westf.). Anton Aulke.

Schrott-Pelzel, H.: Iduna Robiat. Historischer Roman. Mit 38 historischen und Landschaftsbildern. 8°. 258 Seiten. München, 1928, Hugo Schmidt-Verlag. Brosch. 5.— *M*, Leinwand 6.50 *M*.

Beginn der Reformation. Südtirol. Die schöne, stolze und edle Aebtissin des adeligen Frauenklosters zu Santa Clara in Meran, Iduna Robiat, muß die Verworrenheit der Zeit und den Aufruhr des Volkes gründlich kennen lernen, als Aebtissin - das Kloster wird geplündert - und als Mensch: der wilde herrische Ritter Egno Fuchs begehrt rücksichtslos nach ihr, der endlich - Eremit geworden - nach großer innerer Wandlung ihr Retter wird. Das Buch hat keine literarische Bedeutung, ist aber wenigstens stellenweise ganz gut erzählt und sittlich einwandfrei. Es enthält viele geschichtliche und kulturhistorische Mitteilungen von Interesse, die manchem Freund des deutschen Südens willkommen sein werden.

Wien. Ernst Alker.

Winckler, Josef: Im Teufelssessel. Erzählungen. 8°. 350 S. Stuttgart, Berlin u. Leipzig, 1928, Deutsche Verlags-Anstalt. Leinwand 6.50 *M*.

Hätte sich Winckler ein paar billige Ausfälle gegen jene Konfession erspart, der er einst nicht bloß nahestand, so könnte man diese südtiroler Erzählungen ohne besondere Einschränkung (sie fordern reife Leser) empfehlen können. Denn der westfälische Autor ist tief in die Seele dieses merkwürdigen Stücks deutschen Landes eingedrungen, und er hat seine schicksalsschwere Problematik (die sich nicht nur mit seiner geophysischen Lage, seinem Rassengemisch und seiner Grenzlandfunktion erschöpft) wirklich begriffen. Ueber einen grobianischen Schwank aus der Vergangenheit des Landes (‚Die Hochzeit auf der Veste Freudenberg', bei der con amore Porzellan zerdroschen wird) und ein etwas gar zu bizarres und ausgedehntes, maßlos weinseliges Sommernachts-Caprizzio (‚Die Traubenkur des Herrn von Rottmann-Gudmann') spannt sich der Bogen der Erzählungen zu dem schweren Schicksal eines von den Faszisten entlassenen deutschen Beamten, dessen welscher Nachfolger gerade in dem Augenblick den gequälten Menschen begreifend erkennt, da jener sein höheres Menschentum zu verlieren beginnt (‚Lehrer Tobias Oberkofel'); aber mit der letzten Geschichte (‚Die Magd') gab Winckler sein Bestes: furchtbare Rache eines verlassenen Mädchens an dem Kinde des ungetreuen Mannes; die Abgründe im bäuerlichen Menschen germanischen Blutes, über den die Sonne des Südens voll Leidenschaft glüht, sind hier aufgerissen.

Wien. Ernst Alker.

Anwand, Oskar: Das Deutsche Morgenrot. Ein Arndt- und Stein-Roman. Mit 22 Wiedergaben nach zeitgenössischen Bildern und zwei Faksimiles. Berlin, Richard Bong-Verlag. 325 Seiten. Geh. 4.50 *M*, in Ganzleinen 6.50 *M*, in Halbleder 10 *M*.

Um einen Roman im eigentlichen Sinne handelt es sich nicht, sondern um zwei sich verschlingende Serien geschichtlicher Skizzen, deren jede wie eine feine Radierung mit der größten Sorgfalt gezeichnet ist. Die Gestalten der beiden Hauptheldn, des feinbesaiteten, jugendlich stürmischen Arndt und des kraftvollen, unbeugsamen Freiherrn vom Stein, stehen beherrschend im Vordergrunde. Ihre charakteristischen Wesenszüge sind scharf erfaßt, ihre Schicksale ergreifend geschildert. Die Jahn-Skizze (S. 130 ff.) scheint mir weniger gelungen. Der Geist einer edlen vaterländischen Gesinnung durchglüht das ganze Werk. Die Parallelen, die zwischen Stein und Luther gezogen werden (S. 234 und 236), erklären sich aus der protestantischen Einstellung des Verfassers, die auch an anderen Stellen zum Ausdruck gelangt.

Linnich (Rhld.) August Schmitt.

Riehl, W. H.: Der Stadtpfeifer. Rheingauer Deutsch. Zwei Novellen. 91 Seiten. Leipzig, Reclam.

Derf.: Der stumme Ratsherr und andere Geschichten. 72 Seiten. Ebenda.

Derf.: Das Spielmannskind und andere Geschichten. 78 Seiten. Ebenda.

Derf.: Jörg Muckenhuber. Die Werke der Barmherzigkeit. Zwei Novellen. 77 Seiten. Ebenda. Sämtliche Bändchen in hübschem Pappband je —.80 *M*.

Die kulturhistorischen Erzählungen Riehls haben nicht den strengen künstlerischen Bau etwa der Meyerschen Novellen, aber sie quellen aus einem urwüchsigen Erzählertalent und wirklicher Erzählerfreude und berühren darum, obwohl vor reichlich einem halben Jahrhundert erschienen, auch heute noch ungemein frisch. Gerade auf die erzählerischen Qualitäten dieser Dichtungen muß einmal

wieder besonders hingewiesen werden, da man sich allzu sehr daran gewöhnt hat, an Riehls Arbeiten nur das kulturhistorisch Interessante zu betonen. Dabei sind diese Geschichten durch und durch deutsch und gesund. Alle Züge des deutschen Volkscharakters gestaltet der Dichter, die guten und die schlechten. Mit besonderer Vorliebe aber malt er gemütvolles deutsches Familienleben: Die vom giftigen Hauch der Zersetzung unberührte Familie war ihm die Grundbedingung menschlichen Glückes. Sämtliche Bändchen eignen sich als Lektüre für breiteste Volkskreise, die beiden erstgenannten auch für die Jugend und für Schulzwecke.

Rheine (Westf.). Anton Aulke.

Willkofer, Anton: Die Quellnymphe. Eine Mär von einem großen Dichter und einem kleinen Mädchen. 114 Seiten. Habelschwerdt, 1928, Frankes Buchhandlung. Kart. 1.50 *M*, gebunden 2.50 *M*.

Eine Liebelei Goethes im Bade Landeck, zunächst leicht und alltäglich erzählt. Doch wenn der Verfasser beginnt eine humoristische Szene zu gestalten - wie billig ist der Humor einer Trink- und Verkleidungsszene -, spürt man, wie jede schriftstellerische Kraft versagt; erst recht, wenn der konventionell humorvolle Ton aufgegeben und ein ernstes Erlebnis Goethes dargestellt wird. Das Wesen des Dichters ist nicht erfaßt, wenn man auch noch so sehr die abgegriffenen alltäglichen Epitheta häuft. Ein Machwerk wie das den Schluß krönende Gedicht Goethes, das in seiner Phrasenhaftigkeit den deutlichsten Beweis liefert für die innere Bedeutungslosigkeit der auf ihm ja beruhenden Fabel, ist die Schrift; hart an der Grenze des Kitsches.

Bonn. Paul L. Kämpchen.

Schaumberger, Heinrich: Fritz Reinhardt. Roman. 550 S. Berlin, 1928, Deutsche Landbuchhandlung. 8.— *M*.

Es muß bezweifelt werden, ob die Bedeutung Schaumbergers es rechtfertigt, daß zwei Verleger sich bemühen, seine Werke neu aufzulegen. Im Vergleich zu den ‚Bergheimer Musikantengeschichten', die doch Frische und Ursprünglichkeit verrieten, ist dieser Roman matt und unausgeglichen. Es ist schon bedenklich, wenn ein Werk, um es schmackhaft zu machen, gekürzt werden muß und einige Partien fallen müssen, weil, wie der Herausgeber sagt: „Solche Streichungen geschahen nicht nur mit Rücksicht auf das Empfinden solcher kirchlichen Kreise, die sich durch die polemische Darstellung mit Recht verletzt fühlen könnten - das Unsympathische im Wesen eines Pfarrers ist tendenziös übersteigert -, sondern viel mehr noch aus ästhetischen Gründen." Das zeigt eben die größte Schwäche des Buches, daß um der Tendenz willen die Wahrheit verbogen wird. Im übrigen sei anerkannt, daß das Werk ausgezeichnete Partien enthält, die dem Volksschriftsteller Schaumberger alle Ehre machen.

Emden. Georg Schäfer.

Lux, Joseph August: Paraguay. Indianer-Roman aus der großen Kolonial- und Missionszeit Südamerikas. 295 Seiten. Paderborn 1927. Ferdinand Schöningh. 3.50 *M*.

Bisweilen hätte man in der Darstellung gern etwas mehr Urwalddust und sattere Farben in der Sierra gewünscht. Fast farblos ist die Schilderung der Stadt Assuncion, und von dem so eigenartigen Leben in den Reduktionen erfährt man so wenig Einzelheiten. Bisweilen mag ja der Chronikenstil und die altertümelnde Sprache einen gewissen Ersatz bieten; aber dabei konnte man wohl auf Geschmacklosigkeiten wie „Lichputzscher der Sakramente" verzichten.

Doch dürfte dieser ‚Indianer-Roman' einen dankbaren Leserkreis finden. Es ist eine schlichte, etwas abenteuerliche Erzählung. Wir lernen darin die großartige Missionstätigkeit der Jesuiten in Südamerika in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts kennen, und wir dürfen einen lehrreichen Blick tun in ihre Missionsmethode, spielt sich doch der größte Teil des Inhalts in und um die Indianer-Reduktionen ab. Es ist dem Verfasser gut gelungen, ihre weitreichende Bedeutung klar herauszustellen und auch zu zeigen, wie gerade durch sie die Missionare sich so großen Haß zugezogen, wie die Domänenbesitzer in ihrer Mißwirtschaft, die Alkalden und Steuereinnehmer in ihrem Willkürregiment und nicht zuletzt verweltlichte Geistliche in ihren Machtgelüsten sich bedroht fühlten, bis schließlich die sorgsam gespannten Netze sich über den Jesuiten zusammenzogen. Das Buch dürfte bei manchem Leser Begeisterung für die Missionen wecken.

Eupen. Patricius Schlager O. F. M.

Siwertz, Sigfrid: Das große Warenhaus. Roman. Berechtigte Uebertragung aus dem Schwedischen von Alfons Fedor Cohn. 8°, 328 Seiten. Berlin - Lübeck - Leipzig, 1928. Otto Quitzow. Gebunden 7.— *M*.

Sigfrid Siwertz gehört zu den besten schwedischen Erzählern der jüngeren Generation. Mit ‚Selambs' schuf er ein Werk, das nicht unwürdig neben den ‚Buddenbrooks' von Thomas Mann steht. Einige seiner Novellenbände gehören zu dem Reizvollsten, was das schwedische Schrifttum der Gegenwart zu bieten hat, vor allem ‚Aembetsma'n pá äventyr' (leider noch nicht übersetzt). Freilich, auch Siwertz opfert der modernen Vielschreiberei; doch er hält Niveau, aber nicht jenes Niveau, zu dem er berufen ist. Als ich vor ein paar Jahren das Original der vorliegenden Uebersetzung las, hatte ich einen stärkeren Eindruck, als die Uebertragung zu geben vermochte. Die doppelte Feuerprobe: nochmalige Lektüre und Verdolmetschung lassen die Fehler der etwas willkürlichen und losen Komposition deutlich hervortreten, machen die Abstumpfung der Feder des Autors mehr fühlbar. Immerhin erregt die Sauberkeit, Schärfe und Lebenswahrheit der zahlreichen Charaktere, die das Buch erfüllen, Bewunderung, ist man auch nicht ganz überzeugt von Jeremias Goldmann, dem originellen (nicht unsympathischen) Ostjuden, den das Schicksal nach Schweden verschlug, wo er durch unermeßlichen Fleiß und wirkliche Tüchtigkeit (ohne allzu reichliche Anwendung von „Petites") sich zum millionenschweren Eigentümer des größten Kaufhauses von Stockholm emporarbeitete. Wie es in diesem Kaufhaus (dessen Vorbild „Nordiska Kompaniet" war, Stockholms Wertheim) während des Krieges und der großen Friedenskrisis zuging, wie Menschenschicksale mit ihm in Aufstieg und Untergang verbunden waren – davon erzählt Siwertz. Mehr als ein sehr guter Unterhaltungsroman ist sein Buch leider nicht, dem es übrigens nicht an sehr sinnlichen Szenen mangelt, deren Darstellung aber doch ohne schwüle Pikanterie ist. Der gar zu effektvolle Schluß – Brand im Warenhaus, den der verkommene Sohn des Haus-Detektivs legt und der ein unverkäufliches Seidenlager zerstört – wirkt unsympathisch und unkünstlerisch. – Die Uebersetzung ist nicht tadellos.

Wien. Ernst Alker.

Lökken, Thomas Olesen: Klaus Berg und Bodil. Bilder aus den grauen Dünen. 2. Auflage. 8°. 414 Seiten. Aus dem Dänischen von Hans Winckler. Berlin, 1928, Safari-Verlag. Br. 5.50 *M*, Lw. 7.50 *M*.

Daß dieses Buch binnen Jahresfrist eine zweite Auflage erleben konnte, ist sehr erfreulich. Denn es beweist diese Tatsache, daß sich treffliches, gesundes Erzählungsgut, auch wenn es von einem in Deutschland bisher unbekannten Autor stammt, sogar in unseren Tagen durchsetzen kann. Gewiß, dieses Buch ist keine große künstlerische Leistung; es hat aber auch im Aesthetischen Niveau, so daß man es gern für einfachere Leser empfiehlt, die an der starken stofflichen Spannung Freude haben werden. Und es schadet nicht, wenn diese - ohne aufdringliche Moral-Predigten - hören, daß ehrliche Arbeit, reine Lebensführung und Sparsamkeit (die sich leider in Dänemark mehr lohnte als auf dem Kontinent) die Ueberwindung schwerster Hindernisse möglich macht. Anspruchsvollere Leser aber wird die sichere Charakteristik naturnaher und primitiver Menschen und die überzeugende Zeichnung der jütischen Dünenlandschaft befriedigen.

Wien. Ernst Alker.

Larsen, J. Anker: Der Garten des Paradieses. Zwei Sonntagsgeschichten. Deutsch von Gustav Morgenstern. Leipzig – Zürich, 1927. Grethlein & Co. 8°, 193 Seiten. Geb. 6.50 *M*.

Es gibt in Dänemark eine Literatur, die mit dem köstlichen Ausdruck ‚Sonnenstrahlerzählungen' bezeichnet wird – harmlose Geschichten mit pietistischem Grundton, wo Bösewichter stets bestraft und gute Menschen stets belohnt werden, Geschichten also, wie sie einst bei uns Nieritz schrieb. (Eigentlich sind solche Erzählungen doch nicht ganz harmlos, denn der Weltblick wird durch eine rosige Brille verfälscht.) Mit einiger Distanz kann man auch das neue Buch von Anker Larsen zu dieser Kategorie rechnen. Nur daß sich hier doch ein Erzähler von Rang zeigt. Aber durchaus kein Denker und kein religiöser Mensch von „Klasse" (wie ich einmal in einer Rezension las). Wenn man dem Waschzettel glauben darf, ist dieses Buch die früheste Arbeit des Autors. Sie kann also einmal, wenn Anker Larsen dissertationsreif geworden ist, für Literaturhistoriker Bedeutung und Interesse haben. Aber für die Gegenwart wäre es besser gewesen, wenn diese Arbeit im Schreibtisch verblieben wäre (und noch besser, wenn man auf die Uebersetzung verzichtet hätte): denn Anker Larsen, der Schöpfer des ‚Stein der Weisen' (eines bedeutsamen Buches, so viele Einwände man auch dagegen erheben kann) hat nämlich einen Namen zu verlieren.

Wien. Ernst Alker.

Reimmichl: Das Heimwehe. Erzählung. 8°. 266 S. 16.—20. Tauf. Innsbruck-Wien-München, 1928, Verlagsanstalt Tyrolia A.-G. Hlw. 2.50 *M.*

Volkstümliche Erzähler, die ein gewisses ästhetisches Niveau bewahren, sind in deutschen Landen recht selten. Reimmichl, der bekannte Tiroler Schriftsteller, folgt nicht ohne Ergebnis den Spuren Gotthelfs. Seine Bücher sind auch dem gemeinen Mann aus dem Volk zugänglich, der sich über die Zeitung und den Kalender nicht hinauswagt. Das vorliegende Buch berichtet von den merkwürdigen und bunten Schicksalen eines österreichischen Frontsoldaten, der 1859 in Italien in französische Gefangenschaft gerät, durch widrige Zufälle jahrelang in Frankreich bleiben muß, dann nach Südamerika verschlagen wird und erst nach vielen Abenteuern die Heimat erreicht.

Wien. Ernst Alker.

Faber, Kurt: Tage und Nächte in Urwald und Sierra. Peru, Bolivien, Brasilien. 311 Seiten, 5. Aufl. Stuttgart 1928, Lutz-Verlag.

Faber, ein Abenteuerer, wie man sie in der ganzen Welt findet, aber gewandter Erzähler mit guter Beobachtungsgabe, unbekümmert um die Verpflichtung, sich in das religiöse Denken Andersgläubiger in fremden Ländern einzufühlen. Das Buch ist höchstens solchen zu empfehlen, die den Kopf voller Illusionen der Heimat den Rücken kehren und in Südamerika ohne genügende Mittel und Kenntnisse von Land und Leuten ihr Glück suchen wollen.

Eupen. Patricius Schlager O. F. M.

Haukland, Andreas: Helge der Wiking. Roman. 410 Seiten. Hannover. Adolf Sponholtz. Gebunden 9.50 *M.*

Aus liebevollem Versenken in die heldenhafte Vorzeit seines Landes hat der Norweger Andreas Haukland die Wikingerzeit mit ihren Raubzügen, ihren primitiven Lebensformen, ihren harten Heldengestalten und ihren herben Frauen zu einer wirkungsvollen Romandichtung geformt. Auf kulturgeschichtlich interessantem Hintergrund baut sich die eigentliche Romanhandlung auf, getreu im Geist jener kriegerischen Zeit. Es weht aus diesem Buche etwas vom Geiste der Odyssee und des Gudrunliedes. Von innigem Einleben des Verfassers in die gewaltige Natur seiner Heimat kündet die Dichtung; als wirkungsvoller Grundakkord rauscht durch Kampf und Liebe das gewaltige Meer.

Hünfeld. Willi Beils.

Eckhel, Anna Hilaria von: Die sieben Geier. Roman. 327 S. Breslau, Bergstadtverlag (W. G. Korn). Geb. 6.50 *M.*

Ein liebenswürdiges Buch von sonnigen, seelenvollen Menschen, von Herzenswonne und Seelenleid. Welch' prächtiger Charakter ist doch diese gütige, liebe, tapfere Lenimutterl! Mit einer rührenden Selbstverständlichkeit ladet sie die schwere Aufgabe auf sich, in ihren jungen Jahren sieben lebenslustigen, echten Wiener Jungens und einem kaum geborenen Mädelein Mutter und Heimat zu sein. In hartem Lebenskampfe muß sie für sich und ihre acht „Kinder" die Bedingungen des Daseins schaffen. Und sie tut es mit einer rührender Tatkraft, unverzagt. Ueber alle dem Schweren lacht ihr sonniges Herz. Und dieser heitere Grundton, der sieghaft selbst bei Trübsal und Tod seine verklärende Leuchtkraft nicht verliert, verleiht dem ganzen Buch gewinnende Anziehungskraft. Zart sind die seelischen Kämpfe der Entwicklungszeit behandelt. Mit frischer Natürlichkeit und klarer Plastik sind die prächtigen Gestalten modelliert. Als leicht beschwingter Unterton klingt die freudige Lebensbejahung des Wieners und eine heiße Liebe zur österreichisch-deutschen Heimat mit, die am Schluß, beim Hineinspielen des Weltkrieges, noch ihr besonderes Gepräge erhält. Alles in allem: wirklich ein liebenswürdiges Buch, das wahre Lebensluft zu spenden vermag!

Hünfeld. Willi Beils.

Trentini, Albert von: Der Webstuhl. Roman. 8°. 289 S. München, 1928, Georg D. W. Callwey. Geh. 5.— *M*, geb. 6.50 *M.*

—: **Der große Frühling.** Roman. 8°. 260 S. München, 1927, Georg D. W. Callwey. Geh. 4.50 *M*, geb. 6.— *M*, 2., umgearb. Aufl.

Diese beiden Romane, welche den 1. und 10. Band der im Erscheinen begriffenen Werke des südtiroler Schriftstellers ausmachen, sind die einzigen Bücher Trentinis, die mir bis jetzt bekannt wurden. Ich möchte daher mein Urteil mit einem gewissen Vorbehalt aussprechen. Das Romänchen ‚Der große Frühling' ist wohl das unmöglichste Zeug, das ich seit langem gelesen habe. Von Menschengestaltung keine Spur! Gedankliche Klarheit

fast niemals! Anstelle der Erzählung tritt ein überhitzter, quasi-tiefsinniger und -geistreicher Dialog! Das einzige Aktivum in diesem verdrehten Buch ist eine gewisse sprachliche Sicherheit. Eher diskutabel ist ‚Der große Webstuhl'. Dort gibt es wenigstens ein paar Szenen, die wirklich gesehen sind, ein paar Charaktere, die man glauben kann. Der Waschzettel spricht sehr tiefsinnig von den großen Tiefen und hohen Schönheiten der Kunst Trentinis. In diesen zwei Büchern fand ich jedenfalls nichts davon, sondern nur eine Mischung von Richard Voß, Bartsch, P. Heyse, Heinr. Mann, Schnitzler, wobei Richard Voß in jeder Hinsicht das absolute Uebergewicht hat.

Wien. Ernst Alker.

Das Ufer. Ein Buch rheinischer Dichtung, herausgegeben von Otto Doderer. Einbandentwurf von Willi Harwerth. Siegburg (Rhld.) und Leipzig, Walther Gericke. Geb. 6.— *M.*

Ein wertvolles Buch! Wie sich grüne, rebentragende Berge, freundliche Städte, himmelragende Dome und rauchende Hochöfen in den grünen Wellen unseres Rheines spiegeln, wie das ländereinende Ufer des hehren Stromes Menschen und ihre Siedlungen zu einer schimmernden Perlenkette reiht, so soll dies Buch ein treues Spiegelbild von der rheinischen Dichtung unserer Gegenwart geben. Und so gleiten wir am gesegneten Ufer des dichtenden Rheinlandes entlang: von der deutschen Schweiz bis zum Niederrhein. Eine reiche Fülle rheinischer Dichter begrüßen uns mit Proben, die für ihr Können charakteristisch sind, u. a.: Brües, Kasimir Edschmid, Herbert Eulenberg, Otto Flake, Adolf von Hatzfeld, Hermann Kesser, Jakob Kneip, Heinrich Lersch, Alfons Paquet, Josef Ponten, Eduard Reinacher, Wilhelm Schäfer, Wilhelm Schmidtbonn, Nikolaus Schwarzkopf, Heinz Steguweit, Leo Sternberg, Ernst Thrasolt, Wilhelm Vershofen, Josef Winckler, Paul Zech. Kurze Orientierungen über schweizerische, flämische und holländische Dichtung sowie über rheinische Literaturfragen der Zeit sind willkommen. Wenn man dies Buch durchgelesen hat, dann wird man sich erst der großen Bedeutung des rheinischen Landes für das deutsche Schrifttum insgesamt bewußt.

Hünfeld. Willi Veils.

Bolt, Niklaus: Der Feuerwehrmann und sein Kind. Mit vielen Bildern von Otto Plattner. 222 Seiten. Stuttgart, 1927, J. F. Steinkopf. In Leinen 4.— *M.*

Der ‚Svizzero' desselben Verfassers gefällt dem Leser besser, weil er im echten Schweizer Milieu bleibt und die Tüchtigkeit und Anpassungsfähigkeit der Schweizer in besten Formen schildert. Hier hat der Erzähler einen Abstecher nach Amerika gemacht, und man sieht es ihm deutlich an, wie sehr dem kleinen Schweizer das mächtige Amerika imponiert. Oder unbildlich gesprochen, das Buch lebt im bewunderten großtuigen Amerikanismus. Er steht freilich entschieden im Dienste einer rührenden schweizerischen Heimatliebe und gibt dem geschickten Geschichtenerzähler den rechten Hintergrund, seine Bilder aus der Riesenstadt zu entwerfen. Alles hat den Stich ins Großartige, fast Uebertriebene. Aber mit sicherer Hand, in ganz knapper Art und daher oft die kleinen Leser zu energischer Selbstergänzung treibend sind eine große Anzahl Kindergeschicke vereinigt, ist das schlichte Heldentum der Feuerwehrleute gezeichnet, die in einer Stadt mit Wolkenkratzern eine ungleich schwierigere und gefährlichere Aufgabe zu lösen haben als irgendwo sonst. Dem Unruhigen dieser verschiedenartigen Schicksale von Kindern und Erwachsenen, dem Tragischen des in seiner Pflichterfüllung sich opfernden Feuerwehrhauptmanns fügt sich als leitender roter Faden eine Beziehung alles Geschehens zu protestantischer innerer Mission bei, die, mit kräftiger Selbstverständlichkeit und ohne süßliche Nebenabsicht hingestellt, als eine Herzenssache sich gibt, der man zustimmen kann. Wer von dem anziehenden Gemälde der vielerwähnten ‚Sonntagsschule' indes konfessionelle Schwierigkeiten für katholische jugendliche Leser befürchtet, stelle das Buch nicht ein; denn so groß ist seine Bedeutung nicht, daß Nichtbeachtung einem Verlust gleichkäme.

Köln. Laurenz Kiesgen.

Verzeichnis der besprochenen Bücher

Anderson, Der Erzähler erzählt sein Leben . . 429
Anwand, Das deutsche Morgenrot 475
Behncke, Reiseeindrücke aus Latein-Amerika . . 467
Bernadot, Durch die Eucharistie zur Dreifaltigkeit 456
Bernhard, Luise von Toskana 451
— Weib und Dichter 451
Bihlmeyer, Das Kind bei der heiligen Messe . 456
— Zum Altare Gottes will ich treten . . . 456
Binding, Erlebtes Leben 428
Blunck, Gewalt über das Feuer 473
Bolt, Der Feuerwehrmann und sein Kind . . 479
Brehms Tierleben, Bilder aus — (Deutsche Jugendhefte) 470
Breitling, Paul de Lagarde 461
Brod, Die Frau, nach der man sich sehnt 451 u. 453
Bücken, Handbuch der Musikwissenschaft . . . 471
Churchill, Die Weltkrisis 1916—18 462
Coudenhove-Kalergi, Held oder Heiliger . . . 458
Doderer, Das Ufer 479
Dreyer, Das Himmelbett von Hilgenhöh . . 453
Echeverria, Der Kampf gegen die katholische Kirche in Mexiko 469
Eckhel, Die sieben Geier 478
Ewald, Das Gesicht der deutschen Heimat . . 466
Faber, Tage und Nächte in Urwald und Sierra 478
Faßbinder, Der ‚Jesuitenstaat' in Paraguay . 469
Faure, Napoleon 460
Ferrero-Barbagallo, Das alte Rom 459
Feucht, Naturschutz und Forstwirtschaft . . . 470
George, Hymnen, Pilgerfahrten, Algabal . . 473
Günther, Schuberts Lied 471
Haukland, Helge der Wiking 478
Heselhaus, Leitfaden der Biologie 470
Hildebrand, Reinheit und Jungfräulichkeit . . 457
Himmelswelt, Die 470
Hoch, Katechetische Einführung in das erste Kinder-Meßbüchlein 456
Hoffmann, Kathol. Kirchenmusik-Jahrbuch 1928 471
Jünger, Das göttliche Ich 474
Kempf, Die Bayerische Heimat 466
Kobald, Franz Schubert und seine Zeit . . . 464
— Der Meister des deutschen Liedes, Franz Schubert 464
Kurz, Die Stunde des Unsichtbaren 473
Larsen, Der Garten des Paradieses 477
Lehmann, Freiherr vom Stein 461
Lichtenberg, Die Kitty Pitty A. G. 452
Lökken, Klaus Berg und Bodil 477
Lux, Paraguay 476
Manthe, Die Pflege des Auslandsdeutschtums in den Schulen 458
Maumigny, Katholische Mystik 455
Maurois, Ariel oder das Leben Shelleys . . . 425
Moepert, Die Anfänge der Rübezahlsage . . 465
Musik im Haus 472
Musica orans 472
Nobel, Herr über Asien 463
Ostlender, Ein Weg zur Kunst 430
Peters, Um die Seele des Asozialen 459
Rasmussens Thulefahrt 467
Reimmichl, Das Heimweh 478
Riehl, Der Stadtpfeifer, Rheingauer Deutsch . 475
— Der stumme Ratsherr 475
— Das Spielmannskind 475
— Jörg Muckenhuber. Die Werke der Barmherzigkeit 475
Rilke, Gesammelte Werke . . . . . 401 ff.
— Erzählungen und Skizzen aus der Frühzeit 401
Rimski-Korssakow, Chronik meines musikalischen Lebens 472
Rost, Aus dem Lande der Wickelkinder . . . 450
Schaumberger, Fritz Reinhardt 476
Scheffler, Der junge Tobias 427
Schellenberg, Deutsche Landschaft 466
Schnitzer, Hieronymus Savonarola 457
Schott, Hussenzeit 474
Schrott-Pelzel, Iduna Robiat 475
Siwertz, Das große Warenhaus 476
Stelzmann, Mexiko von heute und morgen . . 468
Storr, Die Frömmigkeit im Alten Testament . 454
Teubert, Die Welt im Querschnitt des Verkehrs 468
Theis, Das Land des Paradieses 454
Trentini, Der Webstuhl 478
— Der große Frühling 478
Wasserzieher, Leben und Weben der Sprache . 465
Willkofer, Die Quellnymphe 476
Wilms, Das Tugendstreben der Mystikerinnen 455
Winckler, Im Teufelssessel 475
Windthorst, Die Sonnenseherin 474
Winterfieg, Die Väterlesungen des Breviers. Frühlingsteil 456
Zweig, Stefan, Drei Dichter ihres Lebens . . 426

Druckfehlerberichtigung. September / Oktober-Heft, S. 395: Cüppers, statt Küppers.

Diesem Heft der Bücherwelt liegen Prospekte nachstehender Firmen bei: Buchberatungs- und Beschaffungsstelle des Borromäusvereins, Bonn; Buchgemeinde Bonn, Wittelsbacher Ring 9; Verlag Hermann Rauch, Wiesbaden; Dr. Eicken & Co. G. m. b. H., Köln a. Rh.-Lindenthal, Falkenburgstraße 31.

Verantwortlicher Schriftleiter: Bernhard Achtermann, Bonn. Alle redaktionellen Zusendungen an die Schriftleitung in Bonn, Wittelsbacher Ring 9. Alle Rechte für sämtliche Beiträge vorbehalten.

Allen Geschäftsführern des Borromäusvereins wird die „Bücherwelt" regelmäßig von der Druckerei Hermann Rauch in Wiesbaden durch die Postzeitungsstelle zugesandt. Adressenänderungen möge man unverzüglich der Zentralstelle in Bonn mitteilen. Die anderen Bezieher bestellen bei der Post oder bei den Buchhandlungen. Bezugspreis halbjährlich RM 3.—.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS
URBANA

G.E. STECHERT & Co.
(ALFRED HAFNER)
NEW YORK

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 110967632